Digitized by Google

47535.9

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

HENRY WARE WALES, M.D.

Class of 1838

FOR BOOKS OF INTEREST TO THE
SANSKRIT DEPARTMENT

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Neunter Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
und
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1839.

Digitized by Google

47535.9

1856. Oct. 22
Walcs Bequest

6097-4

Digitized by Google

Briefe.

1761—1765.

Digitized by Google

Digitized by Google

201. *)

Gellert an seine Schwester.

L. d. 7. Jan. 1761.

Ich bedaure meine arme Vaterstadt sehr; aber ich fürchte, ich werde ihr nicht helfen können. Wer Gelderlaß sucht, ist schon abgewiesen. Ist es indessen Gottes Wille, daß ich ihr helfen soll, so wird sich schon eine günstige Gelegenheit finden. Ich habe zu den beiden Prinzen von Preußen kommen und auf Ordre des Königs mit dem Marquis d'Argens am vergangenen Sonnabend speisen müssen. Der Englische Gesandte Mitchell, ein wackerer Mann, ist mein großer Gönner und Freund, und die wahre Ursache, daß der König begierig geworden ist, mich zu sprechen. Er hat mir gesagt, daß ich mit ihm essen könnte, so oft ich wollte, und er läßt den Bruder in Freyberg sehr grüßen und fragen, ob er ein Schächtelchen erhalten hätte. Vielleicht kann der Gesandte ein Wort reden, wo ich nicht reden darf. Ich habe sehr viele Besuche, und meine Unpäßlichkeit und Schwachheit beunruhiget mich auch in dem neuen Jahre. Aber Gott hilft uns täglich, und dem wollen wir Gesundheit, Leben und alles überlassen: er wirds wohl machen. Lebt wohl, grüßet alle herzlich.

G.

*) (In Gellerts Familienbriefen ist dieser Brief irrig d. 7. Jan. 1760 datirt und demgemäß als No. 35 eingeordnet. Der Inhalt zeigt, daß er aus dem J. 1761 ist.)

Digitized by Google

202.*)

L. d. 7. Jan. 1761.

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Ich kann vor den Besuchen und Gegenbesuchen kaum darzu kommen, Ihnen zu sagen, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich Sie liebe. O! was ist der Name für eine Last!

„Ja selig, wen sein gut Geschicke
„Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke;
„Der, was die Welt erhebt, verlacht;
„Der frey von Kummer die Geschäfte
„Des Leibes und der Seelenkräfte
„Zum Werkzeug wahrer Tugend macht.

So denke ich oft mit Hallern, wenn mich das Geräusch der großen und kleinen Welt betäubet, und wenn ich des Abends fühle, daß mein Herz eitler und leerer ist, als es am Morgen war. Wollte Gott! ich könnte auf das Land fliehen, und da im Stillen etwas nützliches thun! Aber ich soll, ich soll nicht. Ich soll Demuth und Geduld ausüben lernen. Dieses ist jetzt mein Beruf; und Ihr Beruf, liebster Herr Hauptmann, ist jetzt, daß Sie durch Ihre Güte die Last des Krieges mindern helfen; und o! wie rühmlich thun Sie dieses; und wie sehr werden wir Ihnen Zeit Lebens dafür danken müssen. Das S—K—Haus ist voll von Lobsprüchen auf seinen guten, lieben, frommen Officier, den besten Gast, den es vielleicht jemals gehabt hat; und wie glücklich sind Sie, daß Sie überall geliebt werden, wo Sie hinkommen, und überall Gutes stiften, auch wo Sie wider Willen Strafen vollziehen müssen. Gott lasse es Ihnen wohl gehen, immerdar wohl gehen, und besonders das neue Jahr,

*) (Freundschaftliche Briefe. S. d. Anm. zu No. 178.)

Digitized by Google

das wir angetreten, eines der glücklichsten Ihres ruhmvollen Lebens seyn. Er beschütze Sie, er halte seine Hand über Sie in Gefahren, und lasse Sie das Glück des Friedens, und der sämtlichen Freuden noch in einem langen Alter genießen.

Unsere Umstände in Leipzig darf ich Ihnen wohl nicht erst berichten. Vorgestern hat der Rath aus meinem kleinen Geburtsort ein Schreiben an mich ergehen lassen, daß ich zu seinem Besten bey dem König reden soll. Ich armer Mensch! Wie könnte und dürfte ich das wagen! wenigstens haben sie verlangt, daß ich bey den Herrn geheimden Kriegsrath von F*** der die Sache im Erzgebürge dirigiret, eine Vorbitte einlegen, und ihnen einigen Erlaß von der Summe von 15000 Thalern auswürken möchte, weil es unmöglich wäre, sie zu schaffen. Wirklich sind meine Landsleute nichts anders, als arme Flanelmacher; und das ganze Städtgen ist vielleicht nicht zwanzig tausend werth. Aber die Sachen sind reguliret, und ich weis, daß niemand helfen kann. Freylich verschonete Alexander der Große die Stadt Theben, weil sie der Geburtsort des Poeten Pindarus war. Und wenn ich gleich kein Pindarus bin: so habe ich doch geistliche Oden und Lieder geschrieben, die gewiß unendlich nützlicher sind, als seine Heldenoden. — Nichts mehr. — Den Herrn Hauptmann von O*** — habe ich seit acht Tagen nicht gesehen.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Hauptmann, grüßen Sie Ihre liebe Wirthinn, und meine Jungfer Pathe, und lassen Sie sich ferner mit Ihrer Güte herunter. Ich werde Zeit Lebens mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft verharren 2c.

203.

An Borchward.

L. d. 10. Jan. 1761. Sonnabends Abends in Eile gleich nach dem Empfange Ihres Briefes.

So herzlich gern ich Ihnen das bewußte Gespräch mündlich erzählen würde; so unmöglich scheint mirs zu seyn, wenn ich es schriftlich thun wollte; und zwar auf offener Post. In der That ist es den Einsichten der Hauptperson sehr rühmlich, und mir gar nicht nachtheilig; ja die ganze Welt könnte es hören, wenn es nicht der Klugheit und der Ehrerbietung gemäß wäre, lieber zu schweigen, als sich der Gefahr auszusetzen, im Reden einen Fehler zu begehen. Genug ich habe Beyfall erhalten, mehr als ich jemals gehofft, mehr als ich ohne Eitelkeit selbst sagen darf. Der [König] hat bey der Tafel den andern Tag nach dem Gespräche viel zu meinem Ruhme geredt; wie mir der Englische Gesandte erzählet hat; und warum gestehe ich nicht, daß mir der K[önig], nachdem ich ihm eine meiner Fabeln hersagen müssen, selbst genug Lobsprüche gemacht. Das Gespräche betraf meistens die schönen Wissenschaften, und deutsche Litteratur, und Cur meiner Hypochondrie. Wollte Gott, daß der Beyfall, den ich gefunden, und vielleicht nicht ganz verdiene, sonst einige glückliche Folgen hätte; Folgen, die Sie, liebster Freund, und ich beyde gleich eifrig wünschen müssen! Den Brief mit hundert und dreyßig Thalern habe ich in Empfang genommen; und dieser Brief soll die Stelle eines ausgestellten Scheins vertreten. Möchte uns doch Gott bald Frieden, Frieden schenken! Nun getrost, theuerster Borchward, wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt, so wollen wir im Herzen sagen, und uns trösten. Daß Ihnen meine Lieder die Dienste thun, die ich Ihnen gern selbst thun möchte, o wie sehr erfreut mich das! Mich rühren sie leider

selten; und das vorige Jahr ist eines der elendesten meines ganzen Lebens gewesen, doch nicht geklagt, sondern gehofft, und Gott vertraut. Das ist unser Trost und unsere Pflicht; auch für die bösen Tage sollen wir ihm danken; sie sind, wenn wir wollen auch Wohlthat. Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre beste Frau, Ihren Bergius, Grüninger, Sulzer u. s. f. auf das freundschaftlichste und lieben Sie mich mit jenen beständig.

G.

204.*)

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 25. Jan. 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Abgesandter,

Euer Excellenz haben sich in einem Briefe an Dero Herrn Bruder meiner so gnädig erinnert, daß ich sehr unerkenntlich seyn müßte, wenn ich unterlassen könnte, Ihnen meine gehorsamste Danksagung abzustatten. Allein wie sollte ich Euer Excellenz nicht sogleich für eine viel ältere Wohlthat, ich meyne, für die besondere Gnade danken, deren Sie mich bey Dero Anwesenheit in Leipzig gewürdiget? Nie werde ichs vergessen können, daß der Kayserliche Abgesandte, ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften, im Jahre 1759 meine moralischen Vorlesungen, umschlossen von der Akademischen Jugend, oft besucht und meinen Vortrag mit einem lautem Beyfalle beehrt hat. Ich

*) (Gellerts Briefwechsel mit dem Kaiserlichen Gesandten Freyherrn von Widmann. Nürnberg. 1788.)

Digitized by Google

habe dieses Glück in meinem Diario angemerket; und ich glaube, die Nachricht davon wird der Nachwelt merkwürdig und lehrreich seyn. Wie viel Staatsmänner würden sich in gleichen Umständen wohl überwinden können die Sittenlehre anzuhören; und welcher Lebensbeschreiber eines Sokrates oder Plato würde die Anecdote vergessen haben, daß ein auswärtiger Gesandter oft in Athen seinen Vorlesungen beygewohnet hätte!

Die Besorgung eines Lesers und Sekretairs die mir Euer Excellenz auftragen lassen, wird gewiß glücklich ausfallen, wenn es auf meinen Willen ankömmt; denn wem könnte ich lieber und eifriger dienen wollen? Allein zur Zeit weis ich nur einen einzigen unter meinen Bekannten, der die erforderten Eigenschaften zwar größten Theils besitzt, aber seit zwölf Jahren in Leipzig sich so an die Einsamkeit gewöhnet hat, daß er sich vor der großen Welt fürchtet. Was meine Schriften anlanget, so habe ich das Verzeichniß derselben dem Herrn Obristen zugestellt. Euer Excellenz werden aus demselben ersehen, daß ich seit 1757 nichts weiters geschrieben habe; und es scheint auch, daß ich niemals mehr werde schreiben können. Doch es ist ja ein Glück für einen Autor, wenn er eher aufhören muß, als er zu viel geschrieben hat.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung

Euer Hochfreyherrlichen Excellenz

unterthänigster Diener
Christian Fürchtegott Gellert.

305.*)

Rabener an Gellert.

Dresden, den 25. Jan. 1761.

Liebster Gellert!

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben oder doch durch Ihre finstre Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können und sich in das dunkelste Gebüsche zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. — „Aber,“ werden Sie mit Ihrer hohlen und krächzenden Stimme so einsylbig als möglich sprechen, „lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — alle Kinder wissen es – freylich, der König hat mit mir gesprochen.“ – O, mein hochgelahrter Herr Professor, freylich viel Ehre für Sie und für den Witz! Aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch also machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund; aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — ver-

*) (Abgedruckt aus Rabeners Briefen herausg. v. Weiße S. 282 ff.; steht auch, als No. 5, in den sechs Briefen v. Rabener und Gellert (s. Anm. zu No. 114), so wie in dem Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius. Anhang, S. 626 ff.)

stehen Sie mich, Gellert? Kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald, bald antworten und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde dem Publico ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, ja wie gesagt, daß eben dieser stille und friedliebende Gellert dem König bey seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigstens noch zwey Jahre fortgeführet werden könne, ohne die Brandenburgischen Unterthanen im Mindesten zu belästigen. — Ja, ja, mein Herr, das ist mein ganzer Ernst, und haben wir einmal Friede; so sollen Sie — Zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? — O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin. Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon; schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wut liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie für Freude tausendmal umarmen. Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir itzt noch als eine Beute haben, und erwarte die unruhigen Tage ohne ängstliche Sorge. Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer *)

*) (S. Rabeners Briefe herausg. v. Weiße. S. 286 ff.)

in Kopenhagen, so werden Sie noch mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen; denn seit meinem erlittenen harten Unglück ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Heben Sie diese beyden Briefe auf. Vielleicht machen sie, wenn ich heuer sterbe, in meiner künftigen Lebensbeschreibung eine merkwürdige Anekdote, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan habe, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe. Tausend Empfehlungen an unsern lieben Commissionsrath und seine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unser hochachtungswürdiger Freund Lindemann auf künftige Mittwoche Hochzeit hat. Ich bin, wie man in Leipzig spricht, ganz zufrieden und ganz voll Freude über die Verbindung zweyer Personen, die Gott, wie es scheinet, nur dazu erschaffen hat, um sich durch ihre beyderseitige Tugend und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Führt sich Ihr Bruder besser auf als sonsten, so können Sie ihn von mir auch grüßen; aber daß es ja niemand merkt.

Rabener.

206.°)

Gellert an Rabener.

L. d. 29. Jan. 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch dießmal keine ausführliche Antwort schreiben, denn

°) (Dieser Brief und der unter derselben Nummer folgende Aus-

ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin, daß er sich von vier Uhr bis dreyviertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curiret und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte? „Nein, Sire." — „„Besinne Er sich doch, Herr Professor, ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen."" — Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „„Nun, sagte er, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?"" — „In der Schule der Natur." — „„Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?"" — „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." — „„Nein, ich muß Ihn loben."" Und da sagte er zum Major, der dabey stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „„Komme Er wieder zu mir, und stecke Er Seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor."" — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: Dränge dich nicht zu

zug ꝛc. sind hier aus dem Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius, Anhang, S. 629 ff. abgedruckt; ein Paar Zusätze, die sich in den Sechs Briefen von Gellert und Rabener finden, wo beide Stücke unter No. 6 stehen, sind in Klammern gesetzt.)

den Königen. Er hat mich den Tag darauf bey der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und Andere, die mirs wiedergesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel seyn würde. Der englische Gesandte, der ein vortrefflicher Mann ist, mag wohl die wahre Ursache gewesen seyn, warum mich der König sehen wollen; denn der Gesandte hat mit Strauben in Breslau meine Fabeln größtentheils gelesen und ist sehr für sie eingenommen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; ich meistens deutsch, nur im Nothfalle französisch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit seyn. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sey. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden, und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief an Cramern, der auch trefflich ist, hebe ich allerdings auf. An den Herrn Cammerrath Lindemann würde ich geschrieben und ihm zu der so glücklichen Wahl meinen Wunsch recht von ganzer Seele abgestattet haben, wenn ich nicht zeither zu allen Verrichtungen und Pflichten der Gesellschaft ungeschickt gewesen wäre. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

der Ihrige

Gelle

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekonnt. Morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte mich nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmälte auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache. — „„Aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?““ — Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV. — „„Sachsen hat ja zween Auguste gehabt.““ — Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, da fingen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten. — „„So gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sinds böse Zeiten?““ Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Friede. — „„So? steht dies bey mir? Drey wider Einen!““ — Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden! — „„Ja, ja!““

Gellert.

Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27. Januar 1761.

Der 18. December vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um drey Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert, und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thüre pochte. — Herein! —

„Ich bin der Major Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen.“ Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet seyn. Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich; ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll. G.: Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke, und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herr Professor kennen zu lernen. Itzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein, und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine. König: Ist Er der Professor Gellert? Gellert: Ja, Ihro Majestät. K.: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her? G.: Von Haynichen bey Freyberg. K.: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freyberg? G.: Ja, Ihro Majestät. K.: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben? Der Major: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La

Fontaine nennen. K.: Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen? G.: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original. K.: Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren? G.: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. K.: Nein, das kann ich nicht sagen. G.: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. K.: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber? G.: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. K.: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? G.: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. K.: Hat's der Mann auch verstanden? G.: Die Welt glaubt's. K.: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen. G.: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm. K.: Da hat Er Recht. G.: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bey den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Seculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt. [K.: Er hat ja zwey Auguste in Sachsen gehabt. G.: Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. —] K.: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben? G.: Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — — K.: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen? G.: Ich bin einmal in Berlin gewesen. K.: Er sollte reisen. G.: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. K.: Was

hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte? G.: Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben. K.: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß [sich Bewegung machen,] alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen. G.: Ihro Majestät, diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können. K.: So muß Er fahren. G.: Dazu fehlet mir das Vermögen. K.: Ja das ist wahr, daran fehlts immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl itzt böse Zeiten? G.: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — — K.: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drey wider mich. G.: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte. K.: Was meynt Er? Welcher ist schöner in der Epopoe, Homer oder Virgil? G.: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist. K.: Aber Virgil ist viel polirter. G.: Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt. K.: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn. G.: Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann. Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben. K.: So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben? G.: Ach ja, Ihro Majestät. K.: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon. G.: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ichs noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — — K.: Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig? G.: Ich

Digitized by Google

zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu. K.: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine? G.: Ja, Ihro Majestät, den Maler.*) „Ein kluger Maler in Athen — — — — — — so strich er seinen Kriegsgott aus." K.: Und die Moral? G.: [Gleich Ihro Majestät.] „Wenn deine Schrift — — — — ausƶustreichen." K.: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen. G.: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg. K.: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen. G.: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton. K.: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched." Und den andern Tag bey der Tafel: C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans.

*) (Th. 1, S. 135.)

207.

Freiherr von Widmann an Gellert.

Nürnberg d. 9. Febr. 1761.

WohlEdelgebohrner,

Hoch und Vielgeehrter Herr Professor.

Nichts schmeichelhafteres in der Welt hätte mir begegnen können, alß (als)*) von Euer WohlEdelgebohrnen (gebohrn) mit einem Schreiben beehret zu werden; Stellen Sie sich also das Vergnügen, ia ich darff wohl noch hinzusetzen, ienen Hochmuth (den Stolz) vor, so (den) Dero beede (beide) werthe Schreiben vom 25 und 30sten**) elapsi (vorigen Monaths) in mir erwecket haben; die Verantwortung des leztern mögen Euer WohlEdelgebohrnen (bohrn) über sich nehmen, dann (denn) ich bin in dieser (diese) meiner (meine) Sünde so verstockt (verliebt), daß ich noch fernershin damit prangen, und Dero beede Briefe Zeit Lebens unter meine wichtigsten und merkwürdigsten Schriften aufbehalten will. Euer ꝛc. sind allzugütig, daß Sie den Besuch, so (den) ich Deroselben im Jahr (Jahre) 1759 in Dero moralischen Vorlesungen abgestattet habe, und meinen dabey gegebenen (ertheilten) öffentlichen Beyfall so hoch (sehr) erheben wollen, (;) beedes (Beydes) hat mir Ehre und Nutzen gebracht, ia es kommet (kömmt) villmehr (vielmehr) mir zu, Ihnen zu danken, daß Sie mir ienes haben erlauben wollen, (;) ich (Ich) meines Orts werde diesen vor (für) mich so vergnüglichen (angenehmen) Zeit-Punkt nie vergessen können, und habe seither (zeither) vielmahl die Academische Jugend zu Leipzig um das

*) (Die Zusätze in Parenthese sind Gellerts Verbesserungen.)

**) (In diesem Briefe, der hier nicht aufgenommen worden ist, hatte G. dem Freih. von Widmann Nachricht über das Befinden seines Bruders, des nachher erwähnten Obersten, gegeben.)

Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen (so) angenehmer alß (als) lehrreicher Vortrag ieden, so (der) zu denken und den Werth der Tugend zu schäzen weiß, verleiten (bewegen) muß sich (in) die Schuliahre, welche man sonsten nicht geschwind genug übersteigen kan, wiederumben (wiederum) zurück zu wünschen. Alle Staatsmänner solten (sollten) sich glücklich achten, wann (wenn) Sie ienes (das) thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staats-Kunst müste noch um so viel edler werden, wann (wenn) sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet wurde (würde), ia sodann wurde (würde) das pöbelhafte Vorurtheil, daß iene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht besieget (widerlegt) werden:

Euer 2c. werden mich durch Verschaffung eines Lesers und Secretairs unendlich verbünden; die Wahl so (die) Sie herunter (dabey) treffen werden ist mir schon genug, um sicher zu seyn, daß ich alles bekommen (erhalten) werde, was ich nur wünschen kan; dann (denn) was kan ich nicht von einem so grossen Kenner deren (der) wahren Verdiensten (Verdienste) und der ächten Gelehrsamkeit, und zugleich von einem Freund (Freunde) erwarten? Ich habe vor einigen Wochen meinem Hrn. Brudern (Bruder) dem Obristen über diesen Gegenstand ein und andere (einige) von meiner eigenen Hand in Französischer Sprache geschriebene Anmerkungen zugeschicket, und Ihme (Ihm) mit lezter Post gemeldet, solche Euer 2c. ganz wie sie sind, einsehen (lesen) zu lassen, (;) Sie belieben also diese Anmerkungen von Ihme (Ihm) meinen Hrn. Brudern (Bruder) wann er sie noch nicht hergegeben (mitgetheilet), nur abzufordern; dann (denn) es ist alles darinnen enthalten, was ich von einem solchen Leser oder Sekretair nur immer fordern kan und soll; (.) Was mir Euer 2c. von deme (dem) so würcklich vorhanden wäre, (ungenannten Candidaten) melden, daß er sich an die Einsamkeit ge-

wöhnet habe, und sich vor der grossen Welt fürchte, dieses würde mich eben nicht abschröcken (schrecken), wann sothane (diese) Einsamkeits=Liebe und Forcht (Furcht) nur nicht bis auf die Raserey eines Diogenes in einem Vaß (Fasse) wohnen zu wollen, hinnauß gehet; (hinaus lauft;) dann ich verlange einen solchen Mann eigentlich nur zu meiner Gesellschaft, und je weniger derley (solche) Leute gesellig sind, destoweniger sind sie auch dagegen der Gefahr ausgesezet, in Ausschweifungen zu verfallen; doch habe ich dieses noch mit beyzusezen (doch muß ich auch noch hinzu sezen), daß er auch Studia Practica, das ist eine Kenntniß in dem öffentlichen Staats=Recht (Rechte) denen (den) Friedens=Schlüssen; und denen (den) neuern Geschichten haben auch fähig seyn müste, in Geschäften teutsche und französische Aufsäze zu machen; (.) Ich mißkenne nicht (gestehe gerne), daß alles, was ich in einem solchem Mann vereinigter (vereinigt) zu finden verlange, sehr vill (viel) seye, (;) allein ich will was (etwas) rechtes, oder gar nichts haben, und gerne warten, um eine vollständig gute Wahl zu treffen, zumahlen, (zumahl) da meine dermahlige (gegenwärtige) Umstände, welche sich aber im künftigen Frühjahr näher (mehr) aufklären werden, diesen Verzug gar wohl gestatten; mit einem Worte (Wort), ich lege das ganze Werk in Eurer ꝛc. Hände, und bin über den Außschlag (Ausschlag) um so mehr beruhiget, alß (als) ich zum Vorauß (Voraus) weiß daß ich von Deroselben (Denenselben) keinen andern alß (als) einen vollkommenen und gesitteten Mann zu gewarten habe.

Aus Dero eigenen Verzeichniß (nisse) ersehe ich mit Zufriedenheit, daß ich, ausser Deren (Dero) geistlichen Oden und Lieder (Liedern) alle Dero gedruckte Schriften würcklich (wirklich) besize; allein solten (sollten) Euer ꝛc. alß (als) ein so guter Welt=Bürger, und (ein) so wahrer Menschen=Freund, sich wohl entschliessen können, (an) Dero Freunden und der ganzen Nach=

Welt den Raub zu thuen (begehen), und nichts weiters mehr zu schreiben, ia nicht einmahl Dero moralische Schriften durch den Druck zu verewigen? Ich stehe vor (für) Dero Freunde und vor (für) die Nach=Welt (gut) daß beede (sie) dieses harte Verfahren um Euer ꝛc. durch die billige Verehrung Dero Namens und Dero ohnauslöschlichen Gedächtniß (es) gewiß nicht verdienen; wie glücklich würde ich nicht vor (für) meinen Theil seyn, wann ich Dero Vorträge (Vorlesungen) so ich von denen Pflichten der Freund= und Anverwandtschaft, von der natürlichen Religion, und von dem Ehestand, selbst mit Vergnügen, und mit Auferbauung (Erbauung) angehört habe, noch einmal durchlesen könnte.

Ueber den Antheil so Euer ꝛc. an den Zustande meines Hrn. Brudern (Bruders) nehmen, bin ich lebhaft gerühret, und empfehle Ihn Dero fernerer (fernerern) Freundschaft; (.) Ich will nicht, daß Sie sich seinetwegen belästigen, (;) allein ich wünsche eben so vill (viel) vor (für) Sie als vor (für) Ihn, daß er ihres angenehmen Umgangs zu Zeiten theilhaftig werden (genießen) könne; Machen (machen) Sie Ihn wenigstens Dero Trost Gründe wider ein sieches Leben lesen (bekannt); (.) Seinen Arzt und Dero Freund Hrn. Breyer bitte ich in meinem Nahmen zu ersuchen, weder Mühe noch Sorge (Sorgfalt) zu spahren; Euer ꝛc. aber wünsche ich so viele Gesundheit, Wohlfahrt, und Zufridenheit (Zufriedenheit) alß (als) Sie zu haben verdienen, mehr wüste ich Ihnen in der That nicht zu wünschen.

Erst iezo werde ich gewahr, daß mein gegenwärtiges Schreiben lang geworden; Allein man wird immer (gerne) weitläufig, wenn man (ein) Vergnügen findet, sich mit iemanden zu unterhalten; (.) Dieses ist bey mir so wahr, daß ich mich noch nicht entschliessen könnte, abzubrechen, wann es nicht wäre, um ienes mit diesem zu vertauschen, Euer ꝛc. iener vollkommensten

Hochachtung, Freundschaft und Ergebenheit zu versichern, mit welcher ich bin und stets seyn werde ꝛc.

Auch ꝛc.

P. Stum.

Bitte ich Euer durch alles was ich bitten kan, dieses mein Schreiben nach den Inhalt (Inhalte) und denen (den) Säzen (Regeln) Dero im Jahr 1756 bey Johann Wendler in Leipzig gedruckten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen, zu zergliedern, und auf das strengste zu beurtheilen, mir aber, besonders über die hin und wider mit eingeschlichenen austriacismos, Dero Urtheil aufrichtig und ohne allem Rückhalt zukommen zu lassen; (.) Wann (Wenn) Euer ꝛc. mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als eine ganz ausnehmende Probe (einen ganz ausnehmenden Beweis) Dero schäzbaren Freundschaft Zeit Lebens mit Dank erkennen, und destomehr angefrischet werden, öfters sowohl zu meinem Vergnügen, alß (als) zu meinem Unterricht (richte) an Sie zu schreiben. Solten Sie mir aber es (es aber) versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir alß (als) ein stiller (stilles) Verbott Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden; (.) ie (Je) schärfer (hingegen) Euer ꝛc. Beurtheilung ausfallen wird, desto ie (desto) grösser soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als iene schon obbemelte (meldete) so lebhaft als aufrichtige Gesinnungen, mit welchen ich Zeit Lebens seyn werde

Euer WohlEdelgebohrn

Dienstschuldigst ergebenster Diener

v. Widmann.

208.

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 16. Febr. 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Abgesandter.

Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich alles das verdiente, was Ew. Excellenz in Dero so gnädigen Antwort zu meinem Vortheile gesagt haben! Ich wünsche es zu verdienen, dieses ists was ich mit Wahrheit sagen kann; und ich werde mich bemühen, Dero hohen Beyfalls eben so gewiß würdig zu werden, als er mir vorzüglich schäzbar und Zeitlebens eine Belohnung seyn muß. Aber welche Herablassung, daß mir Ew. Excellenz befehlen, Dero Briefe nach den Regeln der guten deutschen Schreibart strenge zu beurtheilen, die Austriacismos zu bemerken und Ihnen meine Critiken zuzusenden! Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein Oesterreichischer Minister so schön und richtig Deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben. Dieses sage ich dreist und mit Gewissen, wenn ich mir auch dadurch Dero Ungnade zuziehen sollte. Ich erhielt Dero Schreiben bey Tische, und kaum hatte ichs gelesen, so sagte ich zu den beyden iungen Grafen Brühl und Moltke (aus Koppenhagen des Ministers Sohn) „iezt will ich ihnen, meine Herren, einen Brief eines Ministers vorlesen, der ihnen zum Vergnügen und zum Beyspiele dienen soll." Der Hofmeister las ihn laut. Der Brief sagte ich, ist vortreflich, und wenn es hoch kommt, so kann ich etliche Kleinigkeiten daran aussetzen; die Seele der Schreibart bleibet immer schön. Ew. Excellenz werden mir vergeben, daß ich dieses hier wörtlich anführe. Es wird die Stelle der besten und aufrichtigsten Entschuldigungen, warum ich Dero Befehl nicht erfüllen kann, vertreten. Indessen

habe ich, um zu gehorchen, etliche Kleinigkeiten, welche den Gebrauch oder die Grammatik betreffen, in der Beylage angemerket. Wegen des Sekretairs und Lectors will ich mich so wenig übereilen, daß ich Ew. Excellenz lieber keinen als nicht den besten, den Sie verlangen, vorschlagen werde. Die Umstände Dero Herrn Bruders, des Herrn Obersten, sind erträglicher als lezthin, und die Operation ist glücklich etlichemal wiederholt worden. Er lehnet meinen und meines Bruders Besuch noch immer ab; allein ich bin der Krankenstuben sehr gewohnt, weil ich diesen Winter leider drey Lazarete hart an meinem Schlafzimmer dulden müssen. Der schrekliche Krieg! Ich verharre mit der ersinnlichsten Ehrerbietung

Ew. Hochgebohrn Excellenz

unterthänigster Diener
C. F. Gellert.

Beylage.

Alß) wir schreiben es mit einem kleinen s. jenen Hochmuth) lieber den Stolz. so) besser das Pronomen den, so ist mehr eine Partikel. beede) ist dialogisch — beyde ist grammatikalisch richtig. elapsi) vorigen Monats oder so etwas. Euer Wolgeb. (lieber Eure oder Euere, das Foemininum. im Jahr) im Jahre, den Ablativus. So hoch erheben wollen) lieber so sehr erheben. Hier würde ich einen Punkt setzen. Beydes hat ꝛc. um den Period abzukürzen, welches auch der Gedanke zu befehlen scheint. villmehr) wir schreiben vielmehr — kommet) wir sagen kömmt. Ich komme, du kömmst, er kömmt; ist verbum anomalon, oder auch erst den Punct bey erlauben wollen. vor mich) für — das lateinische pro, loco, oder das französische pour geben wir durch für; das prae, ante, coram durch vor, welches meistens den Ablativum, so wie ienes stets den Accusativum, fordert:

ante portas, vor dem Thore, coram senatu, vor dem Rathe — praeire vorgehen — vergnüglicher Zeitpunkt) angenehmer ist gebräuchlicher in der modernen Schreibart. seither) wir sagen zeither. villmal) vielmal. verleiten) Hier lieber bewegen. wiederumben) wiederum. solten) sollten, weil der Infinitivus als die Wurzel zwey ll hat. wann) wenn. ienes) lieber das. gebaut wurde) gebauet würde. wurde) wieder würde. Dann) ist tunc, alors; nam, enim, ist denn. Deren wahren Verdiensten) der wahren, ist der Artikel: sollte es das Pronomen seyn, so müßte es heißen derer Verdienste, welche ꝛc. — die Verdienste, der Verdienste; aber im Dativo und Ablativo kömmt ein n hinzu. meinem Freund) Freunde. Brudern) Bruder ohne n. ein und andere Anmerkungen) lieber einige Anmerkungen. geschribnen) geschriebenen. dise) diese. Ihme) ohne e ihm. einsehen zu lassen) lieber lesen zu lassen. Sie belieben also) vor Sie sezte ich einen Punkt: Belieben Sie also ihm diese Anmerkungen abzufordern, wann er sie Ihnen noch nicht mitgetheilet; ꝛc. kan) wie soll mit zween Consonanten. Waß) was, und vorher wieder einen Punkt. Euer Wohledelgebohrnen) gebohrn. von dem, so wirklich vorhanden wäre) lieber, der wirklich vorhanden ist ꝛc. wurde) würde. sothane) ist iuristisch, lieber diese. Forcht) wir schreiben Furcht. Vaß) Fasse. Hinaus geht) Hinaus läuft. Derley) ist provinzial, wir schreiben dergleichen. Doch habe ich noch dieses mit beyzusezen) doch muß ich auch noch hinzusezen daß ꝛc. denen Friedensschlüssen) ich weis daß denen in den Kanzelleyen gebräuchlich ist; sonst heißt der Artikel im dativo und ablativo plur: den. ich mißkenne nicht) ich weiß sehr wohl, oder ich gestehe gern. vereinigter) vereinigt. seye), sey. was rechtes) lieber etwas. Dermahlige) Da meine gegenwärtigen Umstände. näher aufklären) mehr aufklären. ich lege das ganze Werk) im niedrigen Stile lieber: ich überlasse das ganze Werk. von Deroselben) Dero ist der Genitivus, von Denenselben, oder von Ihnen. den

Raub zu thuen) ist mir fremd, thun ohne e, vielleicht die Gewalt anzuthun; das Unrecht anzuthun, oder den Raub an Ihren Freunden zu begehen. ich stehe vor Dero Freunde — gut) entweder ich stehe für Dero Freunde, ohne gut, oder ich sage für — gut. Dero Gedächtnuß), im Genitivo Gedächtnisses, oder Andenkens. vor meinen Theil) für meinen Theil. Dero Vorträge) lieber Vorlesungen. Auferbauung) Provinzial-Wort, wir sagen Erbauung. meines Herrn Brudern) wir sagen im Genitivo Bruders. ich will nicht) vor ich lieber den Punkt und also einen neuen Period. so wohl vor Sie als vor Ihn) überall für den accusativum. ihres Umgangs — theilhaftig werden könne) ist richtig deutsch, man sagt es aber nicht im gemeinen Leben; man sagt lieber, ihres Umgangs geniessen &c. Machen Sie ihm lesen) eine französische Tour, geben Sie ihm wenigstens zu lesen, oder sorgen Sie daß er — liest. Wenn man Vergnügen findet) lieber, ein Vergnügen darinnen findet, sich &c. Wenn es nicht wäre um) Si ce n'etoit, pour etc. ist eine französische Tour — der ganze Schluß ist eine Französische Wendung.

Dieses, Gnädiger Herr und Gönner, sind die kleinen grammatikalischen pedantischen Anmerkungen. Allein aufrichtig zu reden, so habe ich, ungeachtet meiner Critiken, etliche austriacismos gefunden, die wirklich ihres Nachdrucks und der Kürze wegen besser sind als unsere Mundart z. E. ich mißkenne nicht, ist bey uns nicht üblich und ist doch wirklich kräftig und schön. Wenn ich, wie Euer Excellenz, in Geschäften schreiben sollte: so würde ich mit aller meiner deutschen Sprache ein Kind seyn; und wenn Sie in meinem Tone reden wollten, würden Sie nicht im Tone des Ministers reden können. Ich bitte mirs als eine Gnade aus, daß mir Euer Excellenz Dero Brief, den ich hier habe beylegen müssen, wieder zurück zu schicken geruhen wollen.

209.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 11. Febr. 1761.

Ihr verlanget wieder Nachricht von mir? Ja Ihr sollt sie haben, so ungerne ich auch jetzt schreibe. Es ist wahr, meine Umstände sind nicht besser; aber ich habe doch tausendfache Ursache, Gott zu preisen, daß sie nicht noch schwerer sind, und daß er mir sie von einem Tage zum andern überstehen hilft. Das ist ja Wohlthat genug, wenn wirs nur erkennen. Ja, liebste Schwester, mein Leben ist schon seit 52, besonders aber seit dem vergangenen Jahre ganz anders, als meine vorigen Tage waren; und ach! wie würde ich erschrocken seyn, wenn ich alles das voraus gewußt hätte, was mir zeither von Gott ist zugeschickt worden! Doch der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen. Was wollen wir klagen, da wir unendlich mehr verschulden, als er uns auflegt. Lasset uns in Demuth uns seiner Hand ergeben, und nicht zagen, sondern harren und ihn anbeten. Er will uns ja nicht über Vermögen lassen versucht werden. — — Wenn ich glaubte, in Haynichen ruhig zu seyn, so wollte ich gleich auf Ostern zu Euch kommen und etliche Wochen bey Euch bleiben. Aber ach! ich fürchte, Haynichen ist noch weniger meine Ruhestatt, als ein andrer Ort. Freylich möchte ich gerne mit Euch reden, Aber der Frühling, der mir schon zweymal schreckliche Frühling! — Doch welch Mißtrauen! Gott kann ja den künftigen besser für mich werden lassen, und weis ich denn, ob ich ihn erlebe? Der Schmerz in der Hüfte ist zeither stille, oder doch nicht heftig gewesen. Aber mein Kopf. — — Ich höre ja leider, daß dem Bruder in Freyberg eine so unglückliche Begebenheit begegnet ist. Was macht der gute Bürgermeister? Gott stehe ihm bey. Ich grüße alle herzlich.

G.

210.

An Caroline Lucius.

L. d. 11. März 1761.

Mademoiselle!

Fürchten Sie nichts: Ihr Brief*) ist mir nicht zu lang; er ist mir selbst durch seine Länge nur angenehmer und ein großer Beweis gewesen, daß Sie gern an mich schreiben. Ich danke Ihnen für alles das Gute, daß Sie mir darin sagen, aufrichtigst, und ersuche Sie, Ihren Briefwechsel ohne Kummer ferner mit mir fortzusetzen, wenn es Ihre Umstände erlauben. Es ist freylich wahr, liebste Mademoiselle, daß ich nicht der fleißigste Correspondent bin; allein ich verdiene eine kleine Nachsicht mehr, als andre, weil ichs selten durch meine Schuld bin. Schon lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhalten, wollte ich an Sie schreiben, und gern schreiben; aber ich ward krank, und vergaß über meine Beschwerungen alles, was mir sonst eine angenehme Beschäfftigung ist. Daß ich Ihren ersten Brief in einem Collegio vorgelesen habe, kann ich nicht läugnen. Indessen können Sie sehr ruhig dabey seyn. Ich habe Ihren Namen verschwiegen, und das Lob, das ich dem Briefe wegen seiner naiven Schreibart gab, war nicht zu weit getrieben. Es ist stets mein Grundsatz gewesen, daß die Frauenzimmer, die gut schreiben, uns in dem Natürlichen übertreffen, und dieses wollte ich durch Ihren Brief erweisen. Indessen ist mirs nicht lieb, wenn Ihr Name durch zufällige Umstände verrathen worden; denn Ihre Bescheidenheit möchte ich auch durch ein verdientes Lob nicht gern einen Augenblick kränken. Ich will mich auch künftig sehr hüten, daß Sie Ihre Klage nicht wiederholen dürfen. Fahren Sie in Ihrer guten Lectüre fort, liebste Mademoiselle!

*) (Vom 1. Febr. 1761; Briefw. Gs. mit Dem. Lucius Nr. 4.)

Sie muntere ich dazu auf, ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn sie weniger läsen; aber Sie gehören nicht in diese Classe. Sie leben nicht, um zu lesen, sondern Sie lesen, um desto geschäfftiger, nützlicher und ruhiger zu leben, und ich habe eine so gute Meynung von Ihrem Herzen und Ihren weiblichen Geschicklichkeiten, daß ich Sie dem besten Manne wünsche. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester vielmal von mir. Ich verharre mit besonderer Hochachtung

Ihr verbundenster Diener
Gellert.

211.

Freiherr v. Widmann an Gellert.

Nürnberg, d. 16. März 1761.

WohlEdelGebohrner

Hoch und Vil (Viel)*) geehrter Herr Professor,

Was bin ich Euer WohledelGebohrnen nicht vor die gütige Aufnahme meines Schreibens vom 9ten vorigen Monaths, und noch weiters (weiter) dafür schuldig, daß Sie mir zugleich meine Bitte, wegen Beurtheilung deßen (deßelben), nach denen (den) Regeln der guten teutschen Schreib-Art, gewähren wollen. Ich bin zwar weit entfernt, darüber völlig beruhiget zu seyn, ob Dero Urtheil nicht allzu gelinde ausgefallen seye (sey); Allein ich will es dabey bewenden lassen, und meiner Eigenliebe etwas zu gut (gute) thuen (thun). Es (Sie) ist ja allen Menschen gemein, und wenn sie zu guten Handlungen der Zunder ist, so höret sie auf, unerlaubt zu seyn. Doch bitte ich noch-

*) (S. d. Anm. zu No. 207.)

malen (nochmahl) auf das feyerlichste diese Dero Beurtheilung so wohl auf gegenwärtiges (wärtigen Brief) als auf alle meine künftige (künftigen) Schreiben zu erstrecken; dann (denn) diese werden nur so lange folgen alß (als) ienes von Euer beschehen (geschehen) wird. Alles, was Euer mir sonsten über meine Schreib-Art sagen, und mit meinen Brief gethan zu haben melden, beschämt mich allzu sehr, als daß ich mich darüber einzulassen getrauen sollte; (.) Wann der gute Wille in der ächten Schreib-Art unserer Mutter-Sprache stark zu werden, oder wenigstens die dießfalls bey mir unterlofene (untergelaufenen eingeschlichenen) Fehler der Erziehung zu verbessern ein Verdienst seyn kann, so darf ich mir solchen zueignen. Ich fühle diesen Trieb schon von vielen Jahren her, (;) allein von der Zeit an, als ich mit Euer angenehmen und lehrreichen Schriften —, auch darauf mit Dero werthen Person bekannt worden bin, und endlich gar Dero Vorlesungen anzuhören, das Glück erlanget habe: so hat dieser Trieb nicht nur merklich zugenohmmen (genommen), sondern sich auch mit dem Wunsche vergesellschafftet, Euer hierunter (hierinnen) zum Lehrer und Anführer zu haben, (.) Dieses (nun) kann zu meiner unerlöschlichen Verbindlichkeit eben dadurch am besten beschehen (geschehen), wann Sie mir erlauben mit Deroselben (Denenselben) einen ordentlichen BriefWechsel, doch immer unter obiger (der obigen) Bedingnis (Bedingung) zu errichten.

Wegen des Sekretairs und Lectors verlaße ich mich lediglich auf Euer, und lege (gebe) dessen Auswahl (Wahl) gänzlich in Dero Hände, bitte mir aber auf den sich ergebenden (ereignenden) Fall die vorläufige Nachricht davon aus.

Mein Herr Bruder, der Oberste, wird nunmehro bald im Stande seyn, Dero, und Dero Herrn Bruders Besuch anzunehmen; ia ich hoffe, daß ein so angenehmer Umgang, (um) welchen ich Ihme (Ihn), so viel ich Ihme (Ihm) sonstens gutes

gönne, gewiß beneide, seine Genesung befördern wird. Euer beklage ich, (Uebrigens beklage ich Euer ꝛc.) daß auch Sie die Ungemache (das Ungemach) des Krieges so nahe empfinden (müßen); Nichts kan freylich solchen erschrecklicher machen, als wann man sehen muß, daß durch die davon ohnabsonderliche (von ihm unzertrennlichen) Plagen, so gar Leute deren Ruhe so heilig und der gelehren Welt so nützlich ist, gestöhret werden. Der Himmel wird ia allen diesen Drangsalen ein Ende geben. Dringende und überhäuffte Geschäfte haben mich, wieder meinen Willen bisher abgehalten Euer ꝛc. eher zu antworten. Ich verharre mit der ersinnlichsten Hochachtung und Ergebenheit

Ewr. WohlEdelgebohrnen

Dienstschuldigst Ergebenster Diener
v. Widmann.

P. S. Euer ꝛc. würden mich ungemein verbinden, wann (wenn) Sie mir ein Buch, welches von der RechtSchreibKunst (Rechtschreibung) gründlich aber kürzlich (kurz) handelt und zugleich ein WörterBuch verrathen (vorschlagen) wollten, in welchen ich nachsuchen könnte, so oft ich einen Anstand habe, wie dieses oder ienes Wort im Teutschen recht zu schreiben seye (sey).

212.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 25. März 1761.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich soll nur ohne Kummer meinen Briefwechsel mit Ihnen fortsetzen? Und Sie wollen wirklich so gütig seyn, und es mir

erlauben, ob ich gleich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn? — „Das habe ich nicht gedacht," muß ich, wie der König von Preußen, sprechen. Allein wenn ichs schon nicht gedacht habe, so weiß ich mich doch gleich darein zu schikken, und mache mir diese Erlaubniß mit aller Zuversicht zu Nutze. Sie haben sie mir einmal gegeben; daran will ich mich halten, bis Sie sie wieder zurücknehmen, und das werden Sie doch wohl nicht thun? — Nein, das thun Sie nicht; Sie sind viel zu gutherzig, viel zu menschenfreundlich dazu. Mein langer Brief, und daß ich gern an Sie schreibe, ist Ihnen angenehm, wie Sie sagen? Auch dieß hätte ich kaum geglaubt, und doch muß es so seyn; denn rechtschaffene Leute überhaupt haben ja niemals Ursache, anders zu reden, als sie denken, wie viel weniger Sie! Da ich schrieb, schmeichelte ich mir gar nicht mit der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; noch weniger unterstand ich mich, nur einen Augenblick die Absicht zu hegen, Sie dadurch in einen Briefwechsel mit mir zu ziehen. Ich gedachte, so zu sagen, blos von Ihnen Abschied zu nehmen. Aber hernach sah ichs wohl ein, daß ich selbst nicht recht gewußt, was ich wollte; denn ich war immer so unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und ich warf eine solche Feindschaft darauf, daß ichs gar nicht mehr leiden wollte, wenn meine Schwester davon redte, und im Herzen, glaube ich, war ich gar böse, daß meine Aeltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuschicken. War das nicht wunderlich von mir? — Sehen Sie, mein lieber Herr Professor, ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie von der Freude urtheilen können, die mir Ihr schöner Brief gemacht, und die Sie mir durch alle diejenigen verursachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu schreiben belieben wird. Drey Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen, und ich habe nunmehr so viel Vertrauen zu Ihnen, daß ich, wenn

Digitized by Google

Sie auch nicht an mich schreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdessen mit den Gedanken von Ihnen beschäftigen und dasjenige lesen, was Sie sonst schreiben. So hab' ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf*) gelesen und abgeschrieben. Ihre Antwort hat mir viel Vergnügen, aber auch viel Sorge und Furcht gemacht. Wie krank müssen Sie gewesen seyn, daß Sie nicht einmal dem Herrn Cammerrath Lindemann zu seiner vortrefflichen Babet Glück wünschen können! Ich kann nicht ohne Betrübniß an die Stelle gedenken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weis wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man an den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht mir doch tausend traurige Eindrücke. Mit Ihnen würde ein großer Theil meines Vergnügens sterben. Ihre Schriften bleiben zwar wohl in der Welt; und es werden sich auch immer Leute finden, die Sie kennen und, wie ich, lieben und verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen würde sprechen können. Aber ich könnte doch dann nicht mehr an Sie schreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurigkeit vermischt seyn. Gott verlängere Ihr Leben, und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ihnen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum. Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Lesens wegen nicht tadeln. Es würde mir sehr schwer fallen, den Büchern zu entsagen. Sie sind fast meine einzige Belustigung. Nur wünsche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. Wenigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen, die ich lese, noch die Art, mit der ich sie lese, schädlich seyn sollen. Es ist mir unschätzbar, daß Sie gut von mir denken, und sich sogar die Mühe nehmen, es mir zu sagen. Lassen Sie sichs nicht gereuen, mein lieber

*) (Die Briefe 205 und 206 sind gemeint.)

Herr Professor, daß Sie mirs gesagt haben; ich will gewiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft es mir einfällt, — und das geschieht oft, — daß Sie gut von mir denken: eben so oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu seyn. Sie hochgeehrtester Herr Professor, schämen sich nicht, fromm zu seyn, und also darf ichs Ihnen wohl sagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deswegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen kenne, dasjenige auszuüben, was gut ist; allein ich weiß auch, daß es erlaubt ist, über den Beifall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben, und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend anwenden soll. Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat, küssen Ihnen mit aller Ehrerbietung die Hände; und meine Aeltern (mein Vater liebt Sie vornehmlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter, wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um alles, was wir von Ihnen wissen,) meine Aeltern, sage ich, nehmen sich die Freyheit, Sie hier durch mich von ihrer vollkommensten Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

213.

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 28. März 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Ambassadeur.

So wenig ich auch im Stande bin, den Bedingungen ein Genüge zu leisten, unter welchen Euer Excellenz mich ferner Dero Briefwechsels würdigen wollen: so werde ich doch lieber alles wagen, als dieses Glück ganz aufgeben. In der That ist es weit leichter, kleine Fehler in der Schreibart zu entdecken, als die Schönheiten derselben zu sehen; und in diesem Verstande werde ich, so wenig ich auch zuverlässiger Richter bin, dennoch kleine Critiken über den Ausdruck Dero Briefe machen können, wenn Sie anders von diesem strengen Befehle nichts nachlassen wollen. Und wie selten würden die Kunstrichter seyn, wenn es nicht mit Recht vergönnt wäre, zu tadeln, ob man gleich nicht die Geschicklichkeit besizt, es besser zu machen! Was nun Ewr. Excellenz aus Bescheidenheit von Dero deutschen Schreibart urtheilen: so kann ich doch mit Gewissen sagen, daß ichs bewundere, wie Sie sich Dieselbe, da Sie in mehr als einer Sprache schreiben, so sehr haben zu eigen machen und wie Sie bey Dero Geschäften noch izt so viel Sorgfalt darauf verwenden können. Dieses seltene und große Beyspiel macht der deutschen Nation viel Ehre; sollte es nicht auch die Nacheiferung anderer Minister erwecken können?

Zur neuern Orthographie weis ich Ewr. Excellenz kein bequemeres und kürzeres Werk vorzuschlagen, als Wolfens Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache. Hof und Bayreuth 1749; oder vielleicht ist auch eine noch neuere Ausgabe vorhanden. Ein gutes Lexicon fehlt uns auch leider noch, und das Beste, das wir haben, ist Frischens Deutsch Lateinisch Wör-

terbuch, in 4to Berlin. Soll ich ausser der Gottschedischen deutschen Grammatik Ewr. Excellenz noch eine andere kleine und vielleicht auch brauchbare nennen, so nenne ich folgende: Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache von Johann Leonhard Basedow, Professor zu Soroe. Koppenhagen 1759 in 8. Wir haben eine Sammlung vermischter Briefe von Stockhausen, 2 Theile, 1759 Helmstädt. in der auch viel gute Briefe vorkommen, wenn gleich die Schreibart nicht überall die beste ist. Bey Gelegenheit der Briefe muß ich Ewr. Excellenz melden, daß ein Preussischer Grenadier in Brüg, der Serceville heißt, die meinigen ins Französische übersezet hat, und wie ich sehe, nicht ohne Glück.

Dero Herr Bruder, der Herr Obriste, fängt wieder an aufzuleben. Ich habe heute meine Schuldigkeit beobachtet und ihn besucht, und besser gefunden, als ich gedacht. Breyer macht Hoffnung das Uebel aus dem Grunde zu heben; Mein Bruder, der Oberpost=Commissar, vertritt meine Stelle, und sucht dem Herrn Obersten seine Einsamkeit oft zu erleichtern. Er nimmt immer die beiden iungen Grafen, Moltke, einen Sohn des Dänischen Ministers, und den Grafen Brühl, die hier studiren, mit zu ihm. Beides sind gute Kinder, die der Herr Obriste sehr lieb hat. Dieser Mann, ich muß es bekennen, hat viel Genie, ist ein sehr angenehmer Gesellschafter, und sein Krankenlager wird ihm vielleicht noch zur Studierstube und zur besten Schule werden. Er besitzt eine Gabe naif zu erzählen, die ich bewundere.

Uebrigens danke ich Ew. Excellenz unterthänigst für Dero gnädige und mir so rühmliche Antwort und verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung

Euer Hochfreyherrlich. Excellenz

ganzgehorsamster Diener

C. F. Gellert.

Digitized by Google

Ich habe vor vier Jahren einen gewissen Candidaten der Rechte, mit Namen Frauendorf, als Hofmeister nach Riga für den Sohn des Herrn Geheimdenraths Baron von Campenhausen empfohlen. Dieser Frauendorf ist ein geschickter Mann, wünschet sich aus seiner Condition, wünschet sich die Stelle eines Sekretairs bey einem Minister, möchte er doch die Stelle bey Euer Excellenz verdienen! Er ist ein Schüler von Mascov und geübt in der Geschichte und dem iure publico, nach Mascovs Zeugnisse. Er schreibt und spricht fertig Französisch, versteht auch Italiänisch, so viel ich mich erinnere; seine Hand ist gut und er ist auch von Person wohl gebildet, und sein Gesicht zeugt von einem ehrlichen Herzen. Für seine Treue, Arbeitsamkeit, Folgsamkeit und Sittsamkeit wollte ich beynahe gut sagen. Er ist eines gemeinen Soldaten Sohn hier aus Leipzig, und seine Liebe und Sorgfalt für seine alte noch lebende Mutter, ist mir ein großer Beweis eines guten und dankbaren Herzens. Das ist alles gut, werden Ew. Excellenz in Gedanken sagen, aber ich will wissen, ob er alle die Eigenschaften besizet, die ich von meinem künftigen Sekretair verlange, und die ich schriftlich erkläret habe? Alle? Nein, Gnädigster Herr, das glaube ich nicht, so gut auch der Mann ist, und so alt er auch schon ist; denn ich glaube, daß er dreissig bis zwey und dreissig Jahre hat. Allein ich zweifle auch, daß ich iemals so einen Menschen finden werde, als er nach Dero Vorschrift seyn soll; und wenn ich einen fände, so hat er vielleicht andere Absichten, als daß er die Bedienung eines Sekretairs sucht. Mein Vorschlag ist auch nichts als ein Einfall, den mir das Verlangen Euer Excellenz zu dienen, eingiebt, und auf den Dieselben weiter nicht achten dürfen. Dieser Frauendorf hat, da er noch in Leipzig war, ein kleines Werckchen, Reflexions sur la Situation des affaires presentes etc. geschrieben, welches ich Ew. Excellenz hier beylege. Ich bin nicht im Stande davon

zu urtheilen, und wer wird es besser thun können, als der Minister, dem ich dieses Buch schicke, und dem ich mich zu beharrlichen Gnaden gehorsamst empfehle.

G.

Den beygelegten Brief bitte ich mir in Unterthänigkeit wieder aus. O dachte ich, da ich mit meinen Verbesserungen fertig war, bist du nicht ein alberner Mensch; der Mann schreibt viel nachdrücklicher, als du!

214.

An Caroline Lucius.

L. d. 4. Apr. 1761.

Mademoiselle!

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie sind; wie viel Freude Sie Ihren Aeltern itzt, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne seyn werden; und ich fange an, den Briefwechsel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich sehe, daß Sie soviel Vertrauen in mich setzen, und durch meinen Beyfall auf Ihrem trefflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erschrecke ich, weil ich fürchte, daß sie etwas anders sind, als sie seyn sollen; aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die sie erlernen, sich durch das Lesen guter Bücher den Verstand aufheitern, und das Herz edler bilden, diese achte ich sehr hoch und wenn ich solche Frauenzimmer denke, so bin ich oft geneigt, mit dem großen und frommen Engländer Doddridge zu glauben, daß das andre Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechts

sey. Fahren Sie fort, diesen Satz durch Ihr Beyspiel zu bestärken, und andre durch Ihr rühmliches Beyspiel zu eben so guten Eigenschaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden. Daß ein Brief von Herr Rabenern, nebst einer Antwort von mir, in Dresden in Abschrift herumgeht, hat mich sehr befremdet, und ich kann nicht einsehn, wie Rabener, der sonst so vorsichtig ist, diese Briefe hat können bekannt werden lassen. Seyn Sie so gütig, Mademoiselle, und schreiben Sie den meinigen ab, und schicken Sie mir ihn; denn ich weis seinen Inhalt nicht so genau mehr. Ihren werthesten Aeltern empfehle ich mich gehorsamst, grüße Ihre Jungfer Schwester und den Herrn Bruder, und verharre mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

215.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Apr. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe sagen. Ich fürchte immer, Sie werden mehr von mir halten, als ich verdiene, und daß vielleicht Ihre eignen Worte hernach an mir eintreffen möchten, wenn ich Ihnen scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, ist dieß, daß ich mirs bewußt bin, daß ich alles das wirklich denke, was ich Ihnen schreibe und geschrieben habe; und daß nichts Verstelltes darunter ist, oder das erkünstelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen.

Denn freylich ist Ihre Gewogenheit und Ihr Beifall etwas so sehr Schmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entschuldigt seyn würde, wenn nur Lügen und Verstellung nicht zwey häßliche Laster wären, die am meisten Verachtung verdienen, und des Beyfalles tugendhafter und rechtschaffener Leute am unwürdigsten machen. Von dieser Wahrheit bin ich so stark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen alles, wie ichs denke, ohne Zurückhaltung, mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit, zu schreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart oder in meinem Verstande entdecken, so weis ich doch, daß Sie mir deswegen Ihre Gütigkeit nicht entziehen werden; sondern daß Sie mir vielmehr gewogen genug sind, um mir meine Fehler zu entdecken, und mir die Mittel anzuzeigen, wodurch ich mich davon bessern kann. Ob ich einem Manne ein Glück seyn würde, weis ich nicht. Es möchte sehr eitel seyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch schwerlich in diesem Stücke etwas Gewisses von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Doddridge, mein lieber Herr Professor, erweißt uns Frauenzimmern sehr viel Ehre; aber, glauben Sie mirs, ich bin mit seinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unparteilichkeit wollte ich, daß man von beyden Hälften des menschlichen Geschlechts gleich gute Meynungen hegte, und gewiß, es giebt unter beyden Hälften Leute, die man nicht besser wünschen kann. Sie und die Frau von Beaumont, sind ein guter Beweis davon, und Beyde, vornehmlich aber Sie, sind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, so nützlich, daß ich Ihr gütiges Verlangen, mir noch nützlicher zu werden, fast für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabener's Brief an Sie nebst Ihrer Antwort (von welcher ich Ihrem Befehle zufolge, eine Abschrift beyschließe), ingleichen ein Brief,

Google

den Rabener kurz nach der Belagerung an den Secretär Ferber in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht: ich glaube aber, daß nicht sowohl er selbst, als vielmehr seine Freunde, Schuld sind, daß diese Briefe so sehr gemein und nun gar publicirt geworden. Außer diesen Briefen ist hier noch ein Auszug eines andern Briefes aus Leipzig bekannt, der einen Theil der Unterredung zwischen Ihnen und dem Könige enthält. Dieser war nicht sehr gemein und ich habe ihn mit vieler Mühe bekommen und sehr geheim gehalten, weil ich fürchtete, er möchte auch etwa gedruckt werden. Heute aber habe ich gehört, daß er ebenfalls in Berlin gedruckt ist.

Itzt lese und schreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin itzt eine Krankenwärterin, und zwar, was das Betrübteste ist, bey meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken so krank, daß sie sich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich sagte sie: Es geht mir, wie dem armen Gellert; ich muß Geduld haben, wie Er. Sie empfiehlt sich Ihnen, nebst meinem Vater, gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester versichern Sie von ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden itzt, da wir beysammen sind, recht oft von Ihnen, und wünschen Ihnen tausenderlei Gutes, und ich, mein lieber Herr Professor, wünsche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen und niemals den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

216.

An Borchward.

L. d. 11. Apr. 1761.

. . . .
Es ist an kein Lied zu denken, guter Herr Hofrath. Wenn Sie wüßten wie viel ich seit einem Jahre dulde, wie viel ich mit dem angenehmen Frühlinge, welcher mir schon zwey Jahre nach einander schrecklich gewesen ist, wieder leide, so würden Sie sehen, daß ich von dieser Arbeit nach Gewissen mich frey sprechen könnte . . . .
Die Anfrage Ihres Briefes wegen gewisser Briefe kann und mag ich nicht beantworten. Es ist schrecklich genug, daß kein Brief von mir mehr vor dem Drucke sicher ist. Magna fama magnum malum: Das erfahre ich alle Tage mehr. . . . .

G.

217.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 12. Apr. 1761.

Der Vetter ist krank! das beunruhigt mich sehr. Gott wolle doch seine Krankheit nicht zum Tode seyn lassen, wenn ich nach seinem Willen bitte. Wie Ihr mir schreibt, so hat der Patient Hitze. Ich erzählte es D. Heinen, und sagte ihm, daß kein Medicus in Haynichen wäre. Nun fieng er an, wenn es eine hitzige Krankheit ist oder wird, so braucht man den Arzt am wenigsten. Wenn man auf dem Lande am hitzigen Fieber liegt, und hat Gerste und Wasser, Honig und Essig, und eine gute

Wärterinn, endlich ja keine warme Stube und keine heissen Betten, so hat man die besten menschlichen Arzneymittel. — Ich besinne mich, daß dieses selbst die Arzneyen gewesen sind, die ich im Jahre 1757 in Bonau gebraucht habe. Die warmen Stuben und Betten sind deswegen schädlich, weil sie meistens das Friesel im Fieber hervorbringen. Ihr kennet ja wohl vom Jahre 1747 her die Methode bey hitzigen Krankheiten. Ich grüsse den Vetter herzlich, bete für ihn, ermuntere ihn, sich Gott zu überlassen und nur sein Herz durch Busse und Glauben zu beruhigen und zu stärken, so kann er das andere alles ohne Furcht erwarten. Die Furcht vor dem Tode macht vielleicht die meisten Krankheiten gefährlich und schrecklich; und unsere Furcht vor dem Tode kömmt nicht sowohl von dem Tode, als von dem, was auf den Tod folgt, her. Ein Kranker, der sich der Gnade Gottes versichern kann, und zu versichern sucht, der ist in der gefährlichsten Krankheit schon selbst ein Arzt. Auch grüsse ich den guten alten Vater herzlich. Meine Umstände, o liebe Schwester, die kennet Niemand, als Gott und ich; aber Gott sey gepriesen, er hilft ja einen Tag nach dem andern überstehen. Der Frühling, der Frühling! Ein Gedanke, dessen Schreckliches ich durch nichts, als durch Gott unterdrücken kann. Ich fürchte, daß ich einer Auszehrung nahe bin. Ach Herr! lehre du mich nur sterben; das andre bekümmert mich nicht. Verreisen werde ich wohl nicht; ich traue mir nicht. Ich trinke schon seit der Bonauschen Krankheit keine Eyer mehr im Kaffee, der Hitze wegen, und seit dem August des vorigen Jahres keinen Wein mehr. Was ist das: „Eure Schriften sind bald verkauft?“ Wenn die Leute sie nicht behalten, so quälet Euch nicht, schicket sie wieder, ich kann sie wohl los werden. — — Lebt wohl, grüsset alle von mir herzlich.

G.

218.

An dieselbe.

L. d. 15. Apr. 1761.

Ich habe diese Messe ein Geschenke von funfzig Thalern auf der Post, ohne Namen des Wohlthäters, erhalten. — — Ihr könnet leicht denken, wie mich nichts sehr erfreuet, daß mich dieses Geld auch nicht sehr erfreuet hat. Aber die Dankbarkeit bleibet doch eine Pflicht, und also auch die Freude über das Gute, das uns Andere erweisen. Meine Umstände sind beynahe die vorigen; doch nein, von der Seite des Körpers sind sie, Gott sey Dank, seit einigen Wochen erträglicher; und vielleicht gefällt es ihm, mich auch auf der andern Seite zu stärken. Lebt wohl.

G.

219.

An Caroline Lucius.

L. d. 15. Apr. 1761.

Liebe Mademoiselle!

Wenn meine Briefe Ihnen Beweise sind, wie hoch ich Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft achte: so sind sie das, was sie nach meiner Absicht seyn sollen; und wenn Ihnen mein Beyfall über Ihre Art zu denken, zu schreiben und zu leben, eine Aufmunterung ist: so werde ich stets etwas Nützliches thun, so oft ich an Sie schreibe; so wie ich stets etwas Gutes lese, so oft ich Ihre Briefe lese. In Wahrheit, liebe Mademoiselle, Sie sind eine meiner besten Correspondentinnen. Dieses Geständniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und ich kann es wegen

Digitized by Google

Ihrer großen Bescheidenheit ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht stolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu seyn, und die glücklichen Umstände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie geboren und erzogen sind. Sie müssen eine sehr gute Erziehung genossen haben; und welches Glück ist dieses nicht, an der Hand sorgfältiger und weiser Eltern so geleitet werden, daß wir früh das Beste kennen, lieben und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in Stand setzen, daß Sie die Ruhe und Hülfe eines rechtschaffenen Mannes werden; denn eine fromme, verständige und liebreiche Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen sehen, auch wohl darauf zu sehen Ursache haben; aber dennoch ist es die geringste Aussteuer eines Frauenzimmers, und Sie sind desto sicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie selbst, und nicht Ihre Erbschaft sucht. Ich kann den vortrefflichen Charakter, den Salomo von einer guten Frau entwirft, nie ohne Bewunderung lesen.

„Wem ein tugendsam Weib bescheert ist, sagt er, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebelang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reichet ihre Hand dem Dürftigen. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf, und preisen sie selig; ihr Mann lobet sie. Viel Töchter bringen Reichthum; ein solch Weib aber übertrifft sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.“

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange schon an, Sie, gute Mademoiselle (so parteiisch werde ich), blos einem meiner Freunde zu gönnen, ohne einen selbst bestimmen zu können. Ihre Verbesserung, die Sie mit des Doddridge Ausspruche vorgenommen haben, und die ich gern billige, scheint doch, weil sie so gütig ist, das Urtheil dieses Mannes immer noch zu rechtfertigen. Daß Sie aber so gut von mir denken, dazu, glaube ich, berechtigen Sie meine Schriften. Ich würde selbst so denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, sehr demüthig an der ganzen Richtigkeit zweifeln.

Ihre Nachricht von den gedruckten Briefen hat mich sehr erschreckt; mehr, als ich Ihnen sagen mag. Was ist der Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Hallern sagen:

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abschrift und auch für die böse Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünschen Sie Ihrer lieben kranken Mama Muth und Gesundheit in meinem Namen.

Gellert.

Digitized by Google

220.

Freiherr von Widmann an Gellert.

Nürnberg, d. 17. Apr. 1761.

Wohl Edelgebohrner,

Hoch und vielgeehrter Herr Professor.

Ew. Wohl Edel Gebohrnen wertheste Zuschrift vom 28. des vorigen Monaths ist mir zu seiner Zeit zugekommen, ich habe aber mehrmalen die Antwort viel länger, als ich gerne gewollt hätte, aufschieben müssen, und nun stehe ich wirklich im Begriff, als kays. Wahl Commissar zur Wahl eines künftigen Hoch- und Deutschmeisters nach Mergentheim abzugehen; Wie wohl würden die großen Fürsten bedienet seyn, wann Sie in solchen Fällen ihren Abgeschickten eben so leicht die erforderlichen Begabnußen als den Glanz und das Ansehen, ertheilen könnten. — Hier folget mein letztes Schreiben hinwiederum zurück, und ich danke recht sehr für die gemachte Verbesserungen, welche ich mir ein für allemahl über alle meine künftige Schreiben außbitte; Nun sehe ich, daß es Euer Hoch Edel Gebohrn Ernst seye, den mir so angenehmen alß lehrreichen Briefwechsel fortzuführen, ich gewinne dabey auf alle Art so viell, daß ich Denenselben meine Verbindlichkeit davor nicht hinreichend auszudrücken vermag. Was könnte meine ohnehinige Neigung zur guten Deutschen SchreibArt mehr beleben, alß da ich mir ein Feld dargestellet sehe, auf eine zugleich nüzliche und vergnügliche Art unterrichtet zu werden. Die mir vorgeschlagene Bücher habe ich mir bereits alle angeschaffet, und ich werde sie gewiß fleissig zur Hand nehmen; Nach meiner Art zu denken hat der Preusische Grenadier Serceville durch Uebersezung Ew. WohlEdelGebohrnen Briefen der Menschlichkeit mehr Ehre gemacht, alß er durch seine verderblichen Helden-Thaten immer erwerben kan.

Mein Bruder ist bey seinem dermahligen Schicksal wohl glücklich, daß er den Trost Ew. WohlEdelGebohrnen angenehmen Besuchs und Umgangs zu Zeiten genüßet. Dero Trostgründe wider ein sieches Leben, müßen in dem Mund ihres liebenswürdigen Verfassers noch viel ergiebiger seyn; Dero Herr Brudern und denen beeden Herrn Grafen v. Moltke und Brühl bitte ich in meinen Nahmen für Dero Güte und Menschen Liebe zu dancken; Diese zwey iunge Herren Grafen dörffen nur ihren Herren Vätern nachahmen, um Kenner und Beförderer deren Wissenschafften zu werden. Ich habe lezthin in den Hamburgischen Staats und Gelehrten Zeitungen mit Vergnügen gelesen, was unser würdiger Herr Professor Platner auf den Geburtstag des Herrn Grafen von Moltke für einen treflichen Glückwunsch verfertigt hat. Um nun wiederum auf meinen Brudern zurücke zu kommen, so darf er sich seinen Aufenthalt zu Leipzig, und sein Krancken-Lager minder gereuen lassen, wenn er die Wirkung, welche Cicero denen Wissenschaften durch die bekannte Stelle Studia secundas res ornant etc. mit Grund zueignet, in sich selbst fühlen und wahrmachen kan.

Uebrigens dancke ich meines Orts hinwiederum für alles schönes so Ew. HochEdelGebohrnen mir zu meiner Beschämung sagen, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Euer HochEdelgebohrnen

Dienstschuldigst ergebenster Diener
von Widmann.

Der Frauendorff ist, nach Ew. WohlEdelGebohrnen Abschilderung, der Mann, den ich suche; ich bitte, ihn nur auszuforschen, was er verlange. Bey mir hat sonsten ein Sekretair den Tisch mit mir, oder allein, zu Mittag (dann des Nachts eße ich sehr wenig), sein gutes Zimmer, Holz und Licht, an Geld

aber 300 bis 400 Gulden jährlich, doch kömmt es mir auch, wenn er alle Eigenschafften und Sitten hat, die ich hauptsächlich fordere, auf einen Zusaz nicht an. Frauendorff mußte sich, wann wir mit einander über die Bedingungen richtig seyn werden, gefallen lassen etwa biß auf künftigen Herbst, oder so lange zu warten, biß ich ihme Zeit und Ort bestimmen werde, um zu mir zu kommen, dann meine Umstände, und mein künftiger Aufenthalt dörfften sich erst in einigen Monathen aufklären; das von ihm geschriebne Werkchen hat mir wohl gefallen, es ist Fleiß und Grund darinnen, nur wird er künftig die Säze des Hofs annehmen und vertheidigen müßen, bey welchem der Minister dienet, bey dem er sich befindet; dieses kan auch einem vernünftigen und bescheidnen Mann nicht schwer fallen.

221.

Caroline Lucius an Gellert.

[Dresden, d. 19. Apr. 1761.]

Hochzuehrender Herr Professor!

Am 15ten April waren Sie so gütig, einen Brief an mich zu schreiben; am 17ten früh erhielt ich ihn zu meinem größten Vergnügen; heute haben wir den 19ten, und hier sitze ich schon wieder, mit der Feder in der Hand, um Ihnen meine Danksagung dafür zu machen. — „Das ist zu bald," spricht ein gewisser Mensch, der manchmal sehr weise thut. „Einem Manne, der mehr zu thun hat, als deine Briefe zu lesen, mußt du nicht zu oft beschwerlich fallen. Eine Unhöflichkeit ist es, es ist wahr, zu sorglos und nachlässig im Umgange und in der Correspondenz mit solchen Personen zu seyn, die uns damit Ehre erweisen; doch

muß man sie mit nichtsbedeutenden Briefen nicht so bombardiren." — Der gute Mensch! Er hat noch kein Bombardement erfahren; sonst würde er sich zu so gelinden Dingen keines so gewaltsamen Ausdrucks bedienen. Mit allem dem aber mag er wohl Recht haben, und ich kann auch Recht haben, und doch deswegen nicht seinem, sondern meinem, Willen folgen. Sehen Sie nur, mein lieber Herr Professor, wie ichs machen will. Ich will immer heute schreiben, weil ich so große Lust darzu habe. Hernach kann ich ja meinen Brief acht oder vierzehn Tage, oder so lange es das Ceremoniel (mit welchem ich allerdings nicht recht bekannt bin) erfordern wird, liegen lassen. Dieses Mittel gefällt mir außerordentlich wohl, weil es meine eigne glückliche Erfindung ist, und ich entdecke auch so eine gewisse Art von Delicatesse darinnen, die ich zwar selber nicht recht erklären kann, die aber doch wirklich darinnen seyn muß: denn durch dieses Betragen beweise ich — es scheint wir zum wenigsten so — meinen Eifer und meine Sorgfalt in Beobachtung meiner Schuldigkeit, und das Vergnügen, so ich darin finde; und dann zeige ich auch zugleich meinen Gehorsam gegen das, was Höflichkeit und Bescheidenheit vorschreiben. Ist das nicht recht hübsch? und gefällt es Ihnen nicht auch? — Wenn ich Ihnen doch immer so schriebe, daß es Ihnen gefiele, und daß Sie denken könnten, Sie läsen etwas Gutes, so würden Sie immer, und mit Recht glauben, etwas Nützliches zu thun, so oft Sie mich Ihres unschätzbaren Beyfalls versichern. Stolz wird er mich nicht machen; so weit haben Sie mich schon gebracht, daß ich darüber hinweg bin; aber aufmuntern wird er mich allerdings, recht gut zu seyn, immer besser zu werden, daß ich soviel Beförderung und Anleitung darzu gefunden habe, ohne die Hindernisse anzutreffen, die vielleicht Andere auf ihren guten Wegen aufhalten, oder gar davon abführen können. Glauben Sie nicht, hochgeehrter Herr Professor, daß ich bisher auf eine undankbare Art fühllos, dieses

Digitized by Google

große Glück übersehen, und mich für weniger glücklich gehalten habe, weil meine äußerlichen Glücksumstände geringe sind. Man kann nicht stärker überzeugt seyn, als ichs bin, daß Gott unendlich weise und gütig ist, und bey Bestimmung unsrer Schicksale, allemal dasjenige wählet, was im vollkommensten Verstande für uns das Beste ist; und diese Ueberzeugung ist Ursache, daß die Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welcher ich das Vergangene überdenke, eben so groß ist, als das Vertrauen und die Zuversicht, womit ich auf das Zukünftige hinaussehe. Und gesetzt, ich fände Ursachen, die Aussichten vor mir nicht für glücklich zu halten; so kann mich doch dieß nicht unruhiger machen. Das Leben ist kurz, und wir leben nicht in der Welt, um glücklich zu seyn.

Um wohl zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dieß sey mein Sorgen auf der Welt.

Der Charakter, den Salomo von einer guten Frau zeichnet, ist sehr vollkommen, und den Begriffen dieses weisen Mannes anständig. Vielleicht würde er weniger selten seyn, als er ist, wenn alle Männer so richtige Begriffe von demjenigen hätten, was den wahren Werth eines Frauenzimmers ausmacht, und folglich im Stande wären, ihre Wahl darnach einzurichten. Doch daran ist nichts gelegen, und man muß sich dadurch nicht irre machen lassen. Genug, daß die Männer so denken und die Frauenzimmer so leben sollten.

Ihre Partheilichkeit, mein lieber Herr Professor, verdiene ich zwar im geringsten nicht. Dennoch will ichs Ihnen gestehen, daß sie mir so wohl gefällt, daß ich Ihnen nothwendig dafür verbunden seyn muß. Ich würde mich selbst keinem Andern, als Ihren Freunden, gönnen, wenn mir also zu reden erlaubt ist,

und es kann mir, denke ich, erlaubt seyn; denn dieser Gedanke läßt eine sehr allgemeine Anwendung zu. Jeder rechtschaffene Mann, dessen Herz tugendhaft und empfindungsvoll ist, muß Sie lieben und Ihr Freund seyn. Ein Andrer aber, der das nicht ist, hat auch kein Recht, mir zu gefallen.

Ob ich an Ihrer Stelle so gar demüthig seyn würde, das kann ich nun eben nicht für gewiß nachsagen. Ich fürchte immer, ich würde auf wunderliche Einfälle gerathen seyn, und deswegen halte ichs für weit sicherer für mich, daß ich an meiner Stelle bin.

Es ist mir leid, daß ich Ihnen unvorsichtigerweise eine böse, erschreckliche Nachricht geschrieben habe. Um sie einigermaaßen wieder gut zu machen, kann ich Ihnen melden, daß diese gedruckten Briefe, die, wie die Buchhändler sagen, sehr fehlerhaft gewesen seyn sollen, unterdrückt und gar nicht mehr verkauft werden sollen; es wäre denn, daß beide Herren Verfasser ihre ausdrückliche Einwilligung dazu gäben. Meine Mutter, deren Gesundheit ziemlich wieder hergestellet ist, stattet Ihnen für Ihren so gütigen Wunsch, den verbundensten Dank ab. Ich habe die Ehre zu seyn,

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

. . . .

222.

An Borchward.

L. d. 21. Apr. 1761.

. . . .

Was haben Sie für böse Leute in Berlin, welche vertraute Briefe*) durch den Druck der Welt öffentlich bekannt und einen ehrlichen Mann schamroth machen? Es ist Grausamkeit, so zu verfahren; und ich werde künftig zittern müssen, so oft ich einen Brief schreiben will. Wie viele Dinge sind unter Freunden erlaubt und unschuldig, die in dem Angesichte der Welt sogleich anstößig werden!

O seelig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Verhindern Sie, wo Sie können, solche Gewaltthätigkeiten, und lieben Sie ferner Ihren ergebensten

G.

223.

An Caroline Lucius.

L. d. 2. Mai 1761.

Liebste Mademoiselle!

Zur Vergeltung für Ihren lieben schönen Brief, den mir Ihr Herr Bruder heute, den 2ten May, überbracht hat, will ich Ihnen auch heute noch danken und Ihnen sagen, was ich selten meinen Correspondenten sage, daß Sie mir nie zu früh und zu

*) (Die Briefe 205 u. 206.)

Digitized by Google

viel antworten können, wenn es Ihre Geschäfte anders zulassen. Anstatt daß ichs, mit Ihrem Herrn Bruder, als einen Fehler ansehen sollte, daß Sie mir so fleißig und eiligst schreiben: so sehe ichs wirklich für eine Tugend an, in der es Ihnen hundert Frauenzimmer entweder gar nicht, oder nur aus Zwang, würden nachthun können; denn wenn sie auch Ihre Geschicklichkeit im Schreiben besäßen, so sind doch Geduld und Ernsthaftigkeit selten die Tugenden eines jungen Frauenzimmers. Der Inhalt unsrer Briefe ist wirklich sehr ernsthaft, und Ihre Geduld erkenne ich nicht blos aus der Länge Ihrer Antworten, sondern aus der Genauigkeit und Richtigkeit, alles zu beantworten. Ja ich muß offenherzig gestehen, daß Sie bey unsrer Correspondenz die schwere Seite tragen, und ich die leichte. Sie antworten mir genau, und ich antworte Ihnen bequem. Gesetzt, unsere Briefe kämen einmal auf die Nachwelt, so wird die Nachwelt sagen, was ich hier gesagt habe, und je mehr ich verliere, desto mehr werden Sie gewinnen. Aber, meine liebe Freundin, lassen Sie diesen Gedanken von der Nachwelt oder Welt nicht den geringsten Einfluß in Ihre künftigen Briefe haben, sonst wird das freywillige Gute und Schöne Ihrer Art zu denken und zu schreiben den Augenblick verloren gehen. Schreiben Sie stets in der Verfassung und der Absicht, wie Sie zeither an mich geschrieben haben, so schreiben Sie mit Glück, mit Nutzen und mir zur Ehre und Freude. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

Digitized by Google

224. (49.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

L. d. 16. Mai 1761.

Theuerster Graf,

Ihr letzter Brief ist mir ein sehr lieber Brief gewesen, und hat mich gelehret, daß mein Herz noch nicht zu allem Vergnügen erstorben sey, und daß mich wenigstens Ihre Liebe und Ihr Beyfall noch rühre. Wie viel Dank bin ich Ihnen also nicht für diesen Brief schuldig, und für die Beredsamkeit, der ich nicht habe widerstehen können, so unempfindlich ich auch unter meinen anhaltenden Beschwerungen geworden bin!

Ueber die Fürsorge, deren mich der Englische Gesandte Mitchel, mir unbewußt, gewürdiget, bin ich herzlich erschrocken. Gott, warum nehmen sich doch so viele Menschen meiner an? Verdiene ichs denn mehr, als Andre? Nichts weniger. Die glänzenden Verdienste des Autors erwerben mir das Herz der Hohen und Niedrigen; und diese Verdienste, die in das Auge fallen, sind doch oft nichts gegen die stillen Verdienste eines Mannes, den Niemand bemerket, und der mir weit vorzuziehen ist. Ich kann es Ihnen, liebster Graf, versichern, daß ich den Gesandten um keinen Fürspruch gebeten, ja nie daran gedacht habe. Es kömmt nicht in mein Herz. Ich suche kein Amt, ich wünsche keine Pension, ich bin krank, und kann kein langes Leben hoffen, ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen Andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe dem Gesandten, da ich Ihren Brief erhalten, alles dieses selbst gesagt; allein umsonst. — Sie haben, fieng er an, es nicht wissen sollen, wie weit meine Liebe für Sie geht, und die Sache, da Sie es wissen, hat nunmehr ihr Schönes verloren. Aber ich werde doch thun, was ich für recht und gut halte. — Dieß war es alles, liebster

Graf, was ich von diesem Manne, der durchaus mein Wohlthäter seyn will, habe erhalten können. Ich fürchte, er wird wieder an den Lord St°° geschrieben haben; aber bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet. Ich habe im vorigen Jahre von einer ungenannten Dame aus dem Brandenburgischen ein Geschenke von zweyhundert Thalern erhalten. Also bekomme ich ja immer mehr, als ich zu hoffen und zu wünschen habe. O, guter lieber Graf, wenn mir Gott leibliche Gesundheit und ein freudiges Herz giebt: so verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß, dieß ist mein Wunsch und mein Gebet. Möchte es doch Gott erhören! Doch es ist ja ein köstlich Ding, geduldig seyn und auf die Hülfe des Herrn harren.

Der alte D. Müller, Professor Organi Aristotelici, ist gestorben. E[rnesti] und Andre haben mir ernstlich angelegen, diese Stelle zu suchen; aber um alles in der Welt willen würde ich sie nicht suchen, noch annehmen. Gott weis es, daß ich kein neues Amt übernehmen kann; und wenn ich lebe, so kann ich ja der Universität eben so viel nützen, wenn ich Professor Extraordinarius bin, als wenn ich Ordinarius wäre. Wozu ich mich nicht geschickt fühle, das lasse ich mir von allen Königen der Erde nicht aufbürden.

Der Englische Gesandte ist noch hier, und sorgt bey den gegenwärtigen Drangsalen sehr für uns; das ihm Gott vergelten wolle. R°, ein geschickter und patriotischer Mann, der sehr gut bey dem Gesandten wegen seines Verstandes und Herzens steht, hat durch ihn Ihrer Frau Mutter und beynahe unsrer ganzen Stadt viele Dienste gethan. Er verdienet Ihre Aufmerksamkeit und die Gnade des Hofs. Er hilft mit Vermögen, Fürspruch, Rath, That und Muth. So viel! Das ist seit etlichen Monaten der erste Brief, den ich habe schreiben können und mögen.

Google

Ich umarme Sie, und wünsche Ihnen von Gott alles, was Menschen glücklich macht.

G.

225.

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 17. Mai 1761.

Hochgebohrner Freyherr,

Gnädigster Herr Gesandter.

So wenig Geschmack ich bey meinen iezigen kräncklichen Umständen und bey dem Gebrauche des Pirmonter Wassers an den Werken der Beredsamkeit finde: so kann ich doch Ew. Excellenz aufrichtigst versichern, daß ich Dero Anrede an das Großkapitul mit einem wahren Vergnügen gelesen habe. Ich habe es gefühlt, daß sie schön ist, und mich doppelt gefreuet, daß sie das Werk des Ministers ist, den ich so sehr verehre, und dessen große Verdienste einen so glücklichen Einfluß in das allgemeine Beste haben. Diese Anrede schicke ich Ew. Excellenz mit dem ersinnlichsten Danke und ohne alle Aenderungen zurück. Mit Gewissen habe ich keine wagen können*). Es ist wahr, daß die Rede hin und wieder die feyerliche Sprache der Hofcanzley spricht, die nicht die Sprache der Welt ist; allein ich glaube, daß diese solenne Sprache hier nicht nur nothwendig, sondern daß sie von Ew. Excellenz so glücklich angebracht ist, daß die Rede selbst dadurch Würde und Nachdruck erhalten. Sie reden ia im Namen

*) (Die Rede, so wie der noch folgende Brief des Freiherrn v. Widmann, mit dem die in der Anm. zu No. 204 angeführte Sammlung schließt, sind hier nicht aufgenommen worden.)

Ihrer Kayserl. Maiestät, und also mußten Sie in einem feyerlichen Tone reden. Wir haben eine Sammlung kleiner Hof- und Staatsreden, die aus den öffentlichen Zeitungen zusammen getragen worden, und ich wünschte, daß die gegenwärtige die Anzahl der guten Beyspiele in dieser Gattung der Beredsamkeit vermehren möchte. Dieses, Gnädiger Herr Gesandter, sagt ein Mensch, der sonst sehr furchtsam bey dem Drucke eines Manuscripts ist.

Der Herr Bruder, der Herr Obriste, trägt sein Leiden mit vieler Standhaftigkeit und Gedult. So langwierig sein Uebel ist, so ist es doch nicht ohne Hoffnung, und der gute Breyer thut alles, dem Herrn Obristen eine dauerhaffte Hülfe zu leisten. Gott wolle doch die Cur seegnen. Nunmehr hat auch der Herr Bruder die gnädigste Versicherung von Ihro königliche Hoheit, dem Prinzen Ferdinand, daß er seine Cur ungestört hier in Leipzig wird fortsezen können; und ich glaube, daß unter den vielen Personen, die sich für ihn mit besonderm Eifer interessiren, selbst der Englische Gesandte, Mitchel, sich befindet; ein Mann von einem vortrefflichen Charackter, und der selbst für mich viel Gnade hat. Ich erstaune, daß mich Gott so viel Gunst und Liebe ohne mein Suchen bey Hohen und Niedrigen finden läßt; ein Glück, das tausend Andre mehr verdienen, als ich.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung und Dancksagung für das lezte gnädige Schreiben, darinnen ich nichts zu ändern finde,

Ew. Hochfreyherrlich. Excellenz

unterthänigster Diener
Gellert.

226.

An Caroline Lucius.

L. d. 27. Juni 1761.

Liebe Mademoiselle!

Wenn ich nicht so gern schriebe, so hätte ich eine sehr gute Gelegenheit, meine Antwort auf Ihren letzten Brief *) noch etliche Wochen zu verschieben; denn ich trinke den Brunnen, und da glaubt man immer zu gewissen Freyheiten und Fehlern berechtigt zu seyn, ohne sich derselben schämen zu dürfen. Allein was auch andre Patienten gegen ihre Correspondenten thun, oder ich selbst bey meiner Cur gegen die meinigen thue: so muß ich doch bey Ihnen eine Ausnahme machen, wenn ich anders meinem Vergnügen und der Dankbarkeit, die ich Ihnen für Ihren fleißigen und geistreichen Briefwechsel schuldig bin, nicht zuwider handeln oder mediciniren will. In der That habe ich in dem Garten, wo ich dieses schreibe, Ihren Brief nicht; allein ich weis doch, daß er lang, schön und voll von guter Meynung von mir war. Für alles dreyes danke ich Ihnen, und bitte Sie, mit einer so kurzen Antwort zufrieden zu seyn, bis ich gesund genug bin, lange zu sitzen, und viel zu schreiben. Wirklich thue ich zu wenig, um die besondere Achtung zu verdienen, die Sie für mich tragen; allein, wenn ich klagen wollte, und Klagen nicht meistens Undankbarkeit wäre, so würden Sie sehen, daß ich in meinen itzigen Umständen selten schreiben kann, selten darf, und über beides mich betrübe. Aber Geduld, und Hoffnung, und Ergebung!

Grüßen Sie Ihre werthesten Eltern auf das verbindlichste von mir, auch Ihre Jfr. Schwester, und leben Sie recht sehr wohl.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr verbundenster Diener und Freund

Gellert.

*) (Vom 26. Mai: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 14.)

227.*)

L. d. 29. Juli 1761.

Bester Herr Hauptmann!

Sie haben mir gesund aus einem Lager geschrieben, und ich antworte Ihnen ziemlich krank aus einem Garten, wo ich seit etlichen Tagen den Pyrmonter Brunnen mit Milch trinke, diese meine Cur berechtigt mich, nicht viel zu schreiben; und mein Medicus freuet sich, wenn ich klage, daß ich so viel Briefe müsse unbeantwortet liegen lassen. Dennoch kann ichs nicht von mir erhalten, den Ihrigen länger darunter zu sehen, und unempfindlich gegen so viele Freundschaft zu scheinen, als Sie mir darinnen bezeugen. Ich danke Ihnen also dafür durch herzliche Wünsche für Ihre Gesundheit, und langes Leben, und beständige Zufriedenheit. Gott der Allmächtige wolle Sie auch aus diesem Feldzuge glücklich wieder zurück bringen. Das Gespräch mit dem König, das Sie mir überschickt haben, und das ich sehr flüchtig, und nicht ohne Furcht gelesen habe, hat freylich verschiedene Züge, die historisch wahr sind; allein die Art und Weise eines Gespräches, der Zusammenhang, die Ausdrücke, wie sehr gehört das zur Wahrheit einer Unterredung, und noch darzu einer Unterredung von anderthalb Stunden. Man verändere, oder lasse gewisse Umstände weg, oder setze unvermerkt etwas hinzu: so wird die wahrhaftigste Geschichte unzuverläßig. Ich könnte mirs gefallen lassen, wenn die ganze Welt das Gespräch wüßte; der König würde nichts von dem Ruhme seiner Einsichten dadurch verlieren, und ich würde wenigstens dadurch gewinnen, daß er sich gegen mich sehr gnädig herabgelassen, und mich gelobt hat. Allein es ist der Ehrfurcht zuwider, die man Königen schuldig ist, daß man ihre Gespräche in Zimmern zu Zeitungsnachrichten werden lässet: und ich würde den Verdacht

*) (Freundschaftliche Briefe. S. d. Anm. zu No. 178.)

der Eitelkeit auf keine Weise vermeiden können, wenn ich dieses Gespräch selbst aufsetzen wollte. Und würde ich wohl alles so genau, und mit eben denselben Worten sagen können?

Ich bin etlichemal bey dem Markgrafen Carl hier in Leipzig auf seinen Befehl gewesen. Wir haben lange, von wichtigen Dingen, auch sehr mit Offenherzigkeit gesprochen. Er und ich haben kein Geheimniß daraus gemacht; und siehe, kein Mensch redet und schreibt von diesem Gespräch. Woher muß das kommen?

Das Gedicht des Herrn von B*** als eine Empfindung der Freundschaft gegen Sie, hat seinen Werth, wenn es auch in der Eil verfertiget ist.

In Brüg hat ein Grenadier, eine Franzose, meine Briefe übersetzt, und vorige Messe drucken lassen. Ich glaube nicht, daß er stets getreu übersetzt hat. Aber Sie werden noch besser davon urtheilen können als ich; und daher bitte ich Sie, diese Uebersetzung aus Brüg kommen zu lassen. Mir hat er sie nebst einem Brief zugeschickt. Wenigstens würde ich den Mann zu mehr als einem gemeinen Soldaten machen, wenn ich Obrister wäre.

Ich umarme Sie, und bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

G.

228.

An Caroline Lucius.

L. d. 8. Aug. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Erstlich danke ich Ihnen tausendmal für den Brief vom Grafen Moritz, alsdann für den Ihrigen*), und endlich bitte ich

*) (Vom 3. Aug.: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 17.)

Sie um eine neue Gefälligkeit, die Sie mir gewiß von Ihrem Herrn Vater auswirken werden, weil Sie viel auf mich halten, und er viel auf Sie hält. Der eingeschloßne Brief wird schon an meiner Statt reden.

Ich habe den Brunnen zum zweytenmale wieder anfangen müssen. Trauriges Schicksal! doch es ist unsere Pflicht und unser Glück, daß wir geduldig seyn, und das Beste von Gott hoffen sollen.

Gellert.

229.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 15. Aug. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der Graf Moritz ist doch recht sehr hübsch, daß er so oft an Sie schreibt, und mir dadurch einen guten Vorwand giebt, meiner Begierde an Sie zu schreiben, den Willen zu lassen, und und ich wäre ihm schon darum gut, wenn ich auch nicht wüßte, daß er Sie liebt und von Ihnen geliebt wird. Vor ein paar Stunden kam der hier eingeschloßne Brief von ihm an, den ich morgen früh mit der ersten Post an Sie abschicken werde. Wie, und wo wird er Sie antreffen? Immer noch krank? immer noch auf dem Garten? — Sie haben den Brunnen wieder anfangen müssen, und ein trauriges Schicksal nennen Sie das? — O mein lieber Herr Professor, ich werde manchmal recht sehr betrübt, wenn ich an Sie denke; aber oftmals führt mich auch diese Betrübniß auf einen so frohen, so großen Gedanken, der mich ganz entzückt, und durch seine allmächtige Kraft — so kann

Digitized by Google

ich sie mit Recht nennen — alles Bekümmernde und Traurige in Hoffnung und Zufriedenheit verwandelt.

Mein Vater, der sich ihnen gehorsamst empfiehlt, hat den Brief an den Grafen Moritz am 10. fortgeschickt und er und ich danken Ihnen dafür, daß Sie so gütig gewesen sind, es uns aufzutragen.

Nun hätte ich eigentlich weiter nichts zu thun, als diesen Brief zu schließen, wenn ich nur nicht so sehr große Lust hätte, eine Bitte an Sie zu wagen, die Ihrer ganzen Gütigkeit und Ihrer ganzen Verzeihung nöthig hat, und von der ich gar nicht weiß, wie ich sie vorbringen soll. Weil Sie aber fromm sind, und so gern verzeihen, so will ich sie immer ohne weitern Umschweif sagen, ehe ich den Muth wieder verliere, den ich mir dazu gefaßt habe; denn ich bin wirklich mehr als halb furchtsam. Hören Sie also nur, mein lieber Herr Professor, in dem beyliegenden Papiere ist etwas von meiner Arbeit, das ich, wenn meine Mutter mir nichts zu thun gab, gemacht habe. Meine Eltern, denen es gefiel, vielleicht weil es von mir war, wollten, ich sollte einen von unsern Verwandten zu seinem Namenstage damit beschenken. Allein der Namenstag ist noch lange nicht, und ich kann unter der Zeit wohl noch so viel nähen, daß man einen ganzen Menschen darein packen könnte. Nun ward ich gestern schon fertig, und heute, wie die Gelegenheit kam an Sie zu schreiben lies ich mirs plötzlich einfallen, Sie ganz gehorsamst zu bitten, diese Manschetten manchmal, etwan im Regenwetter oder im Winter, wenn Sie die Hände verstecken, zu tragen. Ich würde Sie für Freuden und aus Dankbarkeit für diese Gütigkeit recht sehr lieb haben. Freilich ist es kein Geschenk für einen Gelehrten; aber ich bin ein Frauenzimmer und es ist meine Arbeit. Ich weis auch sehr wohl, daß kein Werth darinnen ist; allein, wo ich mich recht besinne, so schreibt der alte Graf Tessin einmal an den Erbprinzen von Schwe-

den, daß kleine Geschenke die Freundschaft befestigen. Darf ich diesen Satz auf Sie und mich ziehen? — Das weis ich, daß Sie Sich meinen Freund und mich Ihre Freundin genannt haben, und Sie vermuthen wohl nicht, daß ich das vergessen werde.

Ueberhaupt habe ich immer geglaubt, es sey nichts von allen unschuldigen Dingen in der Welt, das man nicht thun könnte, wenn es nur mit einer guten Art geschähe; aber freilich die gute Art, das ist eben die Kunst. — Nun habe ich einmal in einem Buche, ich weis nicht mehr in welchem, folgenden Gedanken gefunden, den ich für wahr halte, weil er mir gefiel und ich gleich davon gerührt ward: La simplicité, heißt es, est le charme sécret de tout ce qui nous touche: un coeur simple, des moeurs simples, un genre de vie simple, un stile simple, un goût simple; la simplicité est le vrai je ne sai quoi, und dieser Gedanke hat mich in den meisten Fällen, wo ich ungewiß gewesen bin, beruhiget. Denn, hochgeehrtester Herr Professor, ich will es Ihnen nur aufrichtig gestehen, ich weis fast niemals wie ich eine Sache thue; nur aus dem Erfolg ürtheile ich, ob ichs gut oder schlimm gemacht habe. Ich bin zeitlebens so mir selbst gelassen gewesen, und habe die Sachen gethan, wie ich sie gedacht habe, und wie sie mir eingefallen sind, ohne mich dabey viel zu bekümmern, und da ist es mein Glück, wenn ich gute Leute antreffe, die es mir sagen wenn ich fehle und es mir verzeihen. Sie sehen also wohl, mein lieber Herr Professor, daß ichs itzt noch gar nicht recht weis, ob ich einen Fehler gegen die Regeln des Wohlstandes und der guten Aufführung begehe oder nicht. Morgen will ich diesen Brief überlesen und es noch einmal recht überlegen. Werde ich unterdessen überzeugt, daß ich etwas Unanständiges thue, so schreibe ich anders: bleibe ich aber so ungewiß wie heute, so wage ichs, schicke ihn fort, und verlasse mich ganz allein auf Ihre Gütigkeit, nach welcher Sie überzeugt sind, daß, wenn ich auch einen Fehler

begehe, solches gewiß niemals aus Mangel an Ehrerbietung geschehen wird, mit welcher es mir Ehre und Pflicht bleiben soll, lebenslang zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

230.

An Caroline Lucius.

L. d. 15. Aug. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Ich wage es, Ihnen einen Antrag zu thun, der Ihnen ziemlich fremd vorkommen wird; aber thun Sie, als ob ich Ihr Onkel°) wäre und hören Sie mich gelassen an.

Der hiesige Cantor an der Thomasschule, Doles, einer meiner Bekannten und Freunde, ein Wittwer, sucht eine gute Frau, und hat mich im Vertrauen gefragt, ob ich keine für ihn wüßte. Ich habe ihm im Vertrauen geantwortet, daß ich allerdings eine wüßte, ein sehr gutes liebes Frauenzimmer, die ich zwar nie gesehen hätte, und von der ich doch sicher glaubte,

°) (Bezieht sich auf folgende Stelle aus einem frühern Briefe der Dem. Lucius (1. Febr.: Briefw. No. 4): „ich bin in diesen Stücken wie Grandison: ich lege den Leuten, die ich liebe, gern Familien- oder besser gesagt Verwandtschaftsnamen bey. Ich wünschte deswegen, . ., Sie zu meinem Großpapa anzunehmen, wenn Sie nur auch sechzig Jahr alt wären. Mein Vater lebt noch (Gott erhalte mir ihn lange!), also können Sie nur etwa mein Onkel seyn und das wäre ein guter Einfall" u. s. w.)

daß ein wackerer Mann sehr glücklich mit ihr leben würde. Es käme also überhaupt nur darauf an, ob Er Ihr und Sie Ihm bis zu dieser genauesten Freundschaft gefallen würde, ob die Eltern — und so weiter. — Wer dieser Doles ist? Ich will Ihnen den Mann kennen lehren, wie man einen Unbekannten im Umgange kennen lernet; zuerst von Person. Stellen Sie sich also einen Mann von vierzig Jahren mit einer aufrichtigen, verständigen und heitern Miene vor, dessen Person gut gewachsen und durch sich angenehm ist, der sich gut trägt, und durch sein äußerliches Betragen Vertrauen erweckt. — Sein Charakter? Er ist ein rechtschaffner Mann, christlich, verständig und wirthschaftlich. Er ist nicht gelehrt und hat doch Wissenschaft genug für sein Amt, und Eifer und Geschicklichkeit, es gut zu führen. Er ist sehr musikalisch, und hat doch Geschmack und Liebe für die andern schönen Wissenschaften. Er ist ein vertragsamer College, ein zufriedner Mann im Hause, und ein munterer bescheidner Mann in Gesellschaft. Mit seiner verstorbenen Frau hat er vortrefflich gelebt, und hat einen Sohn von ihr, dreyzehn bis vierzehn Jahre alt, den er wohl erzieht. — Sein Amt? Ich weis nicht, wie viel es beträgt; aber das weis ich, es ernährt den Mann und die Familie bequem. Vielleicht hat er auch einiges Vermögen mit seiner Frau bekommen; doch das weis ich nicht.

Nun bin ich fertig mit meinem Antrage; und was denken Sie dabey, liebste Mademoiselle? Wenigstens soviel, daß ichs gut meine, daß die Sache überhaupt eine wichtige Sache, keine Sache für Sie allein, eine Sache Ihrer lieben Eltern vornehmlich und endlich die Sache ist, bey der uns die besondere Vorsorge Gottes leiten und beglücken muß. — Sie sind darum nicht sicher, wenn Sie diesen Antrag von sich entfernen; denn ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit, aus wahrer Hochachtung und Freundschaft, neue thun; es wäre denn, daß Sie mirs ausdrücklich ver-

Digitized by Google

böten. Itzt schreiben Sie mir wenigstens so viel: ich werde noch nicht heirathen; der Mann ist gut und doch nicht für mich; meine Eltern verlangen mich noch bei sich, und Herr Doles braucht nicht sich uns zu präsentiren. Das ist genug.

Leben Sie wohl. Ich bin krank und schreibe doch eine ganze Stunde, um eine Pflicht auch heute gethan zu haben.

Gellert.

231.

An dieselbe.

L. d. 17. Aug. 1761.

„Schon wieder eine Commission? werden Sie denken; das ist ja schrecklich! Was wird mein Papa dazu sagen?" Geduld, liebe Mademoiselle; ich wills gleich machen, daß er nicht viel sagen soll; ich will Ihnen den Inhalt dieser Commission erzählen.

Der Herr Hofrath Ferber hat mich, mir unbewußt, durch seine Dienste von einem Amte befreien helfen, das man mir in Warschau aus großer Gnade zugetheilet hatte, und das ich wegen meiner kränklichen Umstände mit gutem Gewissen nicht annehmen konnte*). Noch nicht genug! Eben dieser Mann hat mir, wie ich durch den Grafen Moritz erfahren, durch seine freiwilligen Bemühungen mit zu einer Pension von vierhundert Thalern, statt des Amtes geholfen, die ich nie gehofft, und an die ich kaum gedacht habe. Diesem Manne danke ich durch den beygelegten Brief. Wird es Ihrem Papa nun noch schwer werden, diesen Brief zu besorgen? Und damit ich Sie vollkommen

*) (Die durch den Tod des Dr. Müller — s. No. 224 — erledigte Professur.)

überführe, so schicke ich Ihnen denselben in Abschrift, mit der Bitte, mir diese wieder zu übersenden, und sie in keine fremden Hände kommen zu lassen; denn Sie kennen das traurige Schicksal meiner Briefe. Ob ich über meine Pension eine große Freude habe? Gott vergebe mirs, es erfreut mich jetzt wenig; aber ein gutes Herz, wenn es sich auch nicht freuen kann, soll doch wenigstens die Pflicht der Dankbarkeit empfinden, wenn ihm ein Glück begegnet, und soll es besonders von der Seite der Vorsehung betrachten. Daran arbeite ich, das ist es alles, was ich mit Gewissen sagen kann. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenst für Ihre getreuen Erfüllungen meiner Bitten, und für alle die Briefe, die ich zeither von Ihnen erhalten, und leider immer nur flüchtig beantwortet habe, und verharre mit größter Hochachtung und Dankbarkeit

Ihr verbundenster Diener
Gellert.

232.

An dieselbe.

L. d. 18. Aug. 1761.

Indem ich meinen letzten Brief von gestern fortschicken will, erhalte ich den Ihrigen und freue mich, daß ich ihn noch in der ersten Stunde beantworten kann. Sie sind ein gutes Kind und haben mir mit Ihrem Geschenke keine kleine Freude gemacht. Es ist wahr, daß ich keine genähten Manschetten ordentlicher Weise zu tragen pflege; aber die Ihrigen will ich Ihnen zum Danke und zur Freundschaft, so ungern ich auch sonst Staat mache, dennoch tragen und es klugen Leuten, wenn sie mich fragen, auch gestehen, daß ich sie von einem jungen Frauenzim=

mer nebst einem Briefe erhalten, der noch mehr werth gewesen, als ganze Commoden voll Nähtereien, auch von Ihren eigenen Händen. So bald ich den Ekel vor meinen Büchern verliere, will ich sehen, ob ich eins finden kann, das sich für meine Correspondentin, Freundin und Wohlthäterin schickt.

Können Sie wohl glauben, daß ich am verwichenen Sonnabende einen langen Brief an Sie geschrieben und ihn einige Stunden darauf, als einen vergeblichen Brief, in mein Pult geschlossen habe*)? Ja, liebe Mademoiselle, so gewiß als ich lebe. Ich trug Ihnen, um es kurz zu sagen, einen meiner Freunde zum Manne an. Allein ich fand, da ich den Brief wieder überlas, daß ich aus großem Verlangen, etwas Gutes zu thun, die Umstände meines Freundes vielleicht zu günstig betrachtet. Ich erschrak, stellte mir die Wichtigkeit meines Antrags vor, und legte den Brief traurig in mein Pult. Kurz es war ein gutherziger Einfall, der Ihnen nicht schadet und mich nunmehr auch nicht weiter beunruhiget.

Den Brief an den Herrn Hofrath Ferber schicke ich Ihnen offen, damit ich die versprochene Abschrift erspare. Siegeln Sie ihn mit einem Petschafte zu, mit welchem Sie glauben, daß ich siegeln könnte. Ferner schicke ich Ihnen aus Dankbarkeit den Brief des Grafen Moritz zu lesen, den ich heute durch Ihre gütige Bemühung erhalten habe, und empfehle mich Ihrem Herrn Vater gehorsamst.

Gellert.

*) (Der Br. v. 15. Aug. No. 230)

Digitized by Google

233.

An dieselbe.

L. d. 24. Aug. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Wenn ich auch noch so krank bin, und weder Briefe lesen, noch weniger beantworten mag: so darf doch nur einer von Ihnen kommen, so fange ich an zu lesen, lese ihn gern, wünsche am Ende, ihn beantworten zu können, und lange oft bei diesem Wunsche schon nach der Feder. Dieses wiederfährt mir auch bei dem, den ich heute, den 24. August, von Ihnen erhalte. Man kann nicht aufrichtiger schreiben, als Sie schreiben, und schwerlich die Aufrichtigkeit mit so viel Behutsamkeit und Bescheidenheit verbinden, als Sie zu thun wissen. Dank sey es Ihrem guten Herzen, das Ihren Verstand stets inspirirt, und was er richtig und wahr denkt, immer noch wahrer und empfindlicher macht. — —

So viel für heute. Es schlägt fünf Uhr, da nehme ich Studentenbesuche an, um mich meinem Amte nicht ganz zu entziehen; und es ist besser, ich sage einem jungen Studenten etwas Nützliches, als meiner Correspondentin etwas Gewöhnliches.

Den 25. August.

Ich will sehen, ob ich Ihnen heute mehr sagen kann, als gestern, ob ich gleich in der That kränker bin, als gestern. — Daß Ihnen mein Brief an den Herrn Hofrath Ferber so wohl gefallen hat, dieses bestärkt mich in der Meynung, daß er gut gewesen seyn müsse. Allein die Dankbarkeit ist auch natürlicher Weise die beredteste Empfindung, und einem verdienstvollen Manne nachdrücklich danken, einem Manne, dessen Vorsorge uns Ehre ist, der uns aus eignem Antriebe der Güte gedienet, ohne

unser Wissen und noch dazu glücklich gedienet hat, dieses ist sehr leicht. Denn man darf ihm nur alles dieses, kurz zusammen gezogen, sagen, so hat man ihm auf eine wahre und kräftige Art gesagt, daß man den Werth seiner Wohlthat kennet, und also auch dankbar ist, oder es doch gern seyn will. In der That würde ich unzufrieden gewesen seyn, wenn Sie den gedachten Brief ungelesen fortgeschickt hätten, und dieses um desto mehr, da Sie sagen, daß Herr Ferber ein Freund Ihres Hauses ist. In dieser Aussicht hat Ihnen der Brief sogar wichtig seyn können.

Wegen meiner gutherzigen Eilfertigkeit, einen meiner Freunde mit Ihnen zu versorgen, haben Sie mich auf eine Art beschämt, die ich fühle und die mir doch nicht weh thut.*) Vermuthlich

*) Die Stelle in dem Briefe der Dem. Lucius, v. 22. Aug., No. 23. des von Evert herausg. Briefwechsels lautet so: „Wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir nach Ihrer großen Gütigkeit einen vorwitzigen Einfall verzeihen könnten: so wollte ich mir die Freyheit nehmen, Sie zu fragen, wie es angeht, daß Sie glauben können, daß man wohl irgend einen Freund von Ihnen gut mit mir versorgen würde, da ich doch nicht so glücklich bin, Ihnen weiter als nach meinen Briefen bekannt zu seyn. Und diese beweisen noch eben nicht viel; denn kann ich mich nicht verstellen und besser scheinen, als ich bin? Ja, liebster Herr Professor, dies ist eine Sache, die in meinem eignen Kopfe noch nicht entschieden ist, und ich frage mich unzähligemal selbst, ob ich auch allemal so handle, wie ich denke und rede; und wenn ich aufrichtig seyn will, so muß ichs Ihnen gestehen, daß ich nicht selten bei meiner Untersuchung beschämt werde. Allein gesetzt, daß von Seiten meiner Gemüthsart alles seine Richtigkeit hätte: so kennen Sie doch meine Sitten nicht, ob ich mürrisch oder gefällig, ungeschickt oder manierlich, zu gezwungen oder zu frey in meinem Umgange bin. Und was ich im Uebrigen für eine Figur vorstelle, das können Sie ganz und gar nicht aus meinen Briefen errathen. Man kann, wie Sie wissen, gut denken, gut schreiben, und dabey bucklicht, lahm, auf einem Auge blind, oder sonst abscheulich häßlich seyn.“

sind einige Ihrer Einwendungen die Ursache gewesen, warum ich die Tractaten, die ich zu Ihrer Verbindung aufgesetzet, zurückbehalten habe. Indessen wollte ich doch jedem meiner Freunde für Ihren Charakter gut sagen, ohne Sie erst durch einen persönlichen Umgang mehr kennen zu lernen. Eben das edle Mißtrauen gegen sich selbst, das Sie mir bey dieser Gelegenheit und in andern Briefen zu erkennen geben, ist mir Bürge, daß Sie mir und sich das sind, was Sie scheinen, und daß Sie mit Wissen nicht besser scheinen wollen, als Sie sind. So gut, meine liebe Freundin, als wir seyn sollen, sind wir niemals, und also werden wir uns zeitlebens Vorwürfe machen können; aber sich aufrichtig bestreben, seine Fehler zu kennen und zu verbessern und im Guten zu wachsen, das muß uns wieder mit uns selbst aussöhnen, und eben dieses ist unsre wahre Weisheit, unsre tägliche Pflicht, und also auch unser tägliches Verdienst. Wenn Sie einen guten Mann bekommen, so ists nach meinen Gedanken unmöglich, daß Sie nicht auch eine sehr gute Frau seyn sollten; gesetzt daß Sie auch verschiedene Fehler des Naturells mit zu ihm brächten, die er nicht kennte; und wer bringt von beiden Seiten nicht solche Fehler mit? Eine Person, die Verstand und Religion hat, und die liebt; o die kann alles über sich durch Hülfe der Uebung und der Zeit ausrichten. Indessen will ich mirs nie wieder einfallen lassen, einen meiner Freunde eher mit Ihnen zu versorgen, als bis Sie ihn wenigstens zehnmal gesehen haben und er sie auch so vielmal. Sie können also lange für neuen Anfällen von meiner Gutherzigkeit sicher seyn. Es geht nicht mit dem Schreiben. Lassen Sie mich schließen, und Ihnen für Ihren langen und mir so angenehmen Brief aufrichtigst danken.

Gellert.

P. S. Es folgt schon wieder ein Brief an den Grafen Moritz; wenn ich nur nicht die Güte Ihres Papa's miß-

Digitized by Google

brauche. — Unser Briefwechsel, liebe Mademoiselle, wird, wie ich sehe, weitläuftig. Ich hebe Ihre Briefe auf, und wenn Sie die meinigen auch aufheben, so werde ich mir über lang oder kurz eine Abschrift von denselben ausbitten: theils, daß ich sehe, was ich Ihnen geschrieben habe, theils, daß ich die Ihrigen placiren kann; denn itzt liegen sie noch unter den andern Briefen meiner Freunde ohne alle Ordnung. Den 28. August. Leider schreibe ich an einem Briefe von drey Seiten itzt immer auch so viel Tage, weil ich auf einmal nicht viel schreiben kann und auch nicht soll.

G.

154.

An dieselbe.

L. d. 16. u. 17. Sept. 1761.

Liebste Freundin!

Das waren harte Tage, sehr schwere, harte Tage! Aber diese kurze Klage sey auch meine ganze Klage; denn was ist das für ein Christ, der nicht im Leiden Geduld beweisen und lernen will; er, der auch im Elende Gott noch preisen soll? O wie beschämt ward ich, liebste Freundin, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeschlagen in die Kirche trat, und bey dem Eintritte das Lied von den Schülern mir entgegen singen hörte: O Herr mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets deinem Rath ergebe rc.*) Bist du der Mensch, dachte ich, der dieses Lied gemacht hat, und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich, und fieng an, bitterlich zu weinen, und um Muth und Freudigkeit zu beten und

*) (Th. 2, S. 175.)

zu kämpfen. Heute, Mittwochs, will ich diesen Muth in diesem meinen Briefe an Sie zu beweisen suchen, nicht klagen, sondern Gott danken, der alles, alles wohl macht, und Niemanden über Vermögen versucht werden läßt. Wie, wenn ich so krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht!

Getrost also! Wir wissen nicht, was zu unserm Besten dienet; aber Gott weis es, und Gott ist die Liebe; auch wenn er uns züchtiget. Dieser Glaube muß unser Trost seyn. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit für uns übrig, die wir glauben, und auf sein Wort hoffen. Diese Betrachtungen scheinen freilich mehr ein Brief oder eine Rede an mich, als an Sie, zu seyn; aber ich weis doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo Sie sie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder im guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht; und dieses wollen wir ja gern alle Tage unsers Lebens seyn.

Ihren letzten Brief*), meine gute Correspondentin, habe ich wieder sehr begierig gelesen. O ein großer Lobspruch für Ihre Briefe, denn was ist, das ich itzt gern läse? (ein frommes Buch ausgenommen.)

Meine Briefe, wenn Sie mir die Wohlthat sie abzuschreiben, erweisen wollen, müssen Sie einzeln copiren, damit ich Ihre Antworten dazwischen legen kann. Genug! genug! Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr Freund und Diener
Gellert.

*) (Vom 6. Sept.: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, No. 25.)

Den 22. September.

Sie haben nichts verloren, daß mein Brief so spät abgeht. Einige schwere Zufälle ließen mich, seitdem ich ihn geschrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich selbst. Heute, und das sey Gott im Himmel gedanket! genieße ich einige Erholung. Dies melde ich Ihnen und überschicke Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl.

235.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 2. Oct. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß die Besserung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchem Sie mir Ihren letzten schönen Brief, einen Brief, der mich gleich stark gerührt und erbaut hat, überschickten, von Beständigkeit gewesen seyn möge, das wünsche ich nicht allein von ganzem Herzen, sondern ich hoffe es auch zugleich so sehr, (denn wie leicht hofft man nicht, was man sehnlich wünscht? und wie gegründet hofft man es nicht, wenn man Gott, der uns alles gewähren kann, was er für gut findet, ernstlich und in der Ordnung, in der man bitten soll, darum gebeten hat?) daß ichs itzt wage, an Sie zu schreiben, um so vielmehr, da der eingeschlossene Brief, den die Post heute mitgebracht, und den mir mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, zur Bestellung gegeben hat, mir zur Entschuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlassung ist.

Ihre Gedanken, liebster Herr Professor, schäze und liebe

ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem letzten Briefe würde ich schätzen und lieben, auch wenn ich nicht wüßte, wer ihn geschrieben hätte, und die Abschilderung, die Sie mir von dem Zustande Ihres Gemüths beym Eintritte in die Kirche und von den Empfindungen machen, die Ihr Lied in Ihnen erregt, haben mich unaussprechlich gerührt. — Mein Gott! dachte ich, warum genießen so viele das Glück der Gesundheit, die es nicht schätzen, dich nicht dafür loben und es nicht zu deiner Ehre und nach deinem Willen gebrauchen? Und einem Manne, den du liebst, der den Werth dieser Wohlthat zu schätzen wüßte, der dich dafür loben und sie zu dem Endzwecke, zu welchem du sie erzeigst, anwenden würde, dem versagst du sie? — Aber war das nicht verwegen, bester Herr Professor? Sie sind frömmer, als ich; Sie denken gewiß nicht so. Ich sah es nicht sogleich ein; sonst hätte ichs gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen! und wie viel Vorsichtigkeit ist nöthig, auch bey den besten, unschuldigsten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiser und billiger, als unsern Gott, hielte, der doch allein weis, was zu unserm Besten dienet, und der die Liebe ist; oder als ob ich glaubte, er handele nach bloßem Eigensinne mit uns Menschen? — Wieviel Dank weis ichs nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurecht brachten, und es mir empfindlich machten, wie heilsam und tröstlich es sey, sich Gott in seiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken, diesen drey Eigenschaften, nach welchen er unser Glück will, was dazu dienet, kennt, und ein uneingeschränktes Vermögen besitzt, es uns zu verschaffen! Eine ganze Ewigkeit und Seligkeit wartet unser! Dort also, nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier ist lauter Prüfung. Glück und Unglück, Lust und Schmerz sind einerley, sind beydes Prüfungen; nur unser Verhalten dabei entscheidet unsern Zustand, und macht denselben glücklich oder unglücklich; und wer weis, obs nicht gefährlicher ist, durch Glück

und Freude geprüft zu werden. Wenigstens wird mehr Stärke des Geistes dazu erfordert, sich wohl dabei aufzuführen. Es mag wohl selten geschehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was sie sind, nehmlich für Prüfungen. Sie schmeicheln unsern Empfindungen zu sehr, bemächtigen sich unsers Herzens, lassen uns nicht die gehörige Freyheit nachzudenken, und besitzen uns, anstatt daß wir sie besitzen sollten. Wir betrachten sie als billige Belohnungen, genießen derselben in Sicherheit, und vergessen darüber, auf unsrer Huth zu seyn. Bey Widerwärtigkeiten im Gegentheile hört die Zerstreuung auf. Sie lassen uns mehr in unsrer eignen Gewalt, unterrichten uns von der Unbeständigkeit und Unzulänglichkeit irdischer Glückseligkeiten, und die Entbehrung des Vergnügens und der Zufriedenheit treibt uns an, nach etwas zu streben, das uns schadlos halten könne, und wesentlicher und beständiger, als jene, sey; und wo fänden wir das sonst, als in Gott und in der Ausübung des Guten? Denn diese allein giebt Freudigkeit zu ihm, und wir wissen wohl, daß wir ohne dieselbe uns keine Rechnung auf seinen Beistand und seine Hülfe machen können. Ich weis nicht, hochzuehrender Herr Professor, ob ich richtig unterscheide; aber ich bin schon seit langer Zeit hiervon überzeugt, und vielleicht ist diese Ueberzeugung nöthig, um solche, die hier wenig Glück haben, gegen die Versündigung des Murrens und der Unzufriedenheit zu bewahren. Denn wenn ich annehme, daß alles Prüfungen sind, und daß es sicherer für uns ist, durch Unglück, als durch Glück, geprüft zu werden: so muß sogar, wenn ich mein Bestes liebe, meine Vernunft mich hindern, kleinmüthig oder unzufrieden zu seyn, zumal da das Leben so kurz, und am Ende desselben, das man sich ja zu seinem Troste, auch zu seiner Ermunterung, immer als sehr nahe vorstellen kann, nicht das geringste daran gelegen ist, ob es glücklich oder unglücklich gewesen, sondern ob es in beiden Fällen wohl oder übel geführet worden — Ich halte

mich wohl, mein lieber Herr Professor, zu lange bey Sachen auf, von welchen Sie weit besser zu reden wissen; aber die Materie, auf die Sie mich gebracht haben, gefällt mir, ich lerne gern von Ihnen, rede mit Ihnen gern davon, und es ist natürlich, daß ich m ch freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade so selig sind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, das im eigentlichen Verstande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht, durch unser Wohlverhalten dabei, in einen wahren Segen verwandeln könnten, dessen wir noch in alle Ewigkeit genießen sollen; denn wir haben ja die Verheißung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden uns im Himmel wohl belohnt soll werden. Freylich sind diese Tugenden unsere Pflicht, aber Gott ist so gütig, daß er sie uns zum Verdienst anrechnen und uns dafür belohnen will. Je mehr er uns also Leiden zuschickt, desto mehr Gelegenheit giebt er uns, diese Tugenden auszuüben, und je größere Belohnungen haben wir zu erwarten, und dieß ist ein großer Trost.

Die Abschriften von Ihren Briefen, liebster Herr Professor, sind größtentheils fertig, und ich werde bald Gelegenheit nehmen, sie Ihnen zu überschicken. Leben Sie unterdessen recht wohl. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

236.

An Caroline Lucius.

L. d. 7. Oct. 1761.

Allerdings, liebste Freundin, sind Glück und Unglück, frohe und traurige Begegnisse, Prüfungen, bey denen wir unsern Ge-

horsam gegen Gott üben sollen, und in Ansehung der glücklichen Tage, die wir insgemein so zu nennen pflegen, mag es wohl sehr wahr seyn, daß sie schwerer zu tragen sind, als die traurigen. Die Tugenden, zu welchen uns die Tage des Glücks verbinden, ich meyne die Mäßigung in dem Genusse der Freuden des Lebens, Dankbarkeit und Demuth gegen die unverdienten göttlichen Wohlthaten, Vertrauen auf die fernere gnädige Vorsorge Gottes, und Eifer, andere Menschen auch, gleich uns, glücklich zu wissen und gern glücklich zu machen, scheinen leichtere und frohere Tugenden zu seyn, als die Tugenden im Elende, als Gelassenheit, Geduld und nöthige Ergebung in anhaltenden Widerwärtigkeiten, die Gott schickt oder zuläßt. Allein die Natur eines ungestörten Glücks, das die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den Stolz und Leichtsinn unsers Herzens unvermerkt nährt und ihm schmeichelt, macht durch diese heimlichen Feinde die Ausübung der Pflichten des Gehorsams in guten Tagen gemeiniglich schwerer, als wir im Anfange denken. Wir erinnern uns zwar an diese Tugenden, wir sprechen von ihnen, loben sie, bewundern sie, beten um dieselben, und meynen, daß wir sie haben und ausüben, weil wir ihre Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einsehen, und entfernen uns doch täglich mehr von ihnen, bis wir endlich durch sichtbare Vergehungen aus dem Schlummer der guten Meynung von uns selbst erwachen. Jedoch, liebe Mademoiselle, wenn das Elend, das uns trifft, unverschuldetes Elend ist, so sind die bösen Tage für ein christliches Herz leichter zu tragen, als es die guten meistens nicht sind; und wenn sie auch nicht leichter zu tragen wären, so sind doch die Züchtigungen in Ansehung ihres heilsamen Einflusses auf das Glück unsrer Seelen, wenn sie geduldig überstanden sind, unaussprechlich große Wohlthaten, für die wir Gott, der mit uns, als kranken Seelen, verfahren muß, noch ewig danken werden. „Alle Züchtigung, so lange sie da ist, dünket sie uns

nicht Freude zu seyn; aber nachmals wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, denen, die dadurch geübt sind."*) So denkt ein Christ, und tröstet sich. Aber ach! haben wir nicht oft die meisten Leiden verdient, und wo nicht stets die, die uns treffen, doch andere und oft härtere, die uns nicht treffen? Und wir können verlangen, daß es uns immerdar wohl gehen soll? Wie unbillig und begehrlich ist der Mensch! Und wie unglücklich würde er seyn, wenn ihm nichts wiederführe, als was er wünscht!

Ich merke, daß ich krank bin, liebe Mademoiselle, weil ich einen Gedanken, den ich Ihnen in wenig Zeilen hätte beantworten und getrost zugeben können, so weitläuftig umschrieben habe. Aber das Vergnügen, mit Ihnen so ernsthaft reden zu können, entschuldigt einen Theil der Länge dieses Briefs, und heimlich mag ich ihn wohl wieder mehr an mich, als an Sie, geschrieben haben. Doch nun auch kein Wort weiter auf heute. Morgen beantworte ich vielleicht eine Stelle aus Ihrem Briefe, die mich angeht. Wenn ich ein Vater wäre, und meine Tochter hätte diesen Brief geschrieben, so würde ich vor Freuden geweinet haben; das weiß ich gewiß. Leben Sie wohl, beste Correspondentin.

Den 8. October.

„Sie sind frömmer, als ich" — so sagen Sie, und ich glaube sicher, daß Sie es für wahr halten. Allein habe ich nicht eben die Pflicht, so günstig von Ihnen zu denken, als Sie von mir denken? Unstreitig! Ich erschrecke, so oft ich meine Tugend gelobt finde, vermuthlich weil ich allemal an meine Fehler denke, die andre Menschen, denen ich so gut vorkomme, nicht wissen oder sehen können. In der That will und darf ich Ihnen Ihre gute Meynung von mir nicht benehmen; aber bitten darf ich Sie wohl, daß Sie Ihre gute Meynung nicht immer

*) (Ep. a. d. Ebr. 12, 11.)

Google

meinen Lobspruch seyn lassen. Ein solches Geständniß der Bescheidenheit und Demuth (so dachte ich, als ich die angeführte Stelle Ihres Briefes las), ein solches Geständniß kann dieses Frauenzimmer thun, und sie thut es gewiß von Herzen. Ist sie nun nicht eben deswegen besser, als du? Würde es dich nichts kosten, wenn du ihr eben das sagen solltest? Und gleichwohl fällt es dir gar nicht schwer, es zu denken und in Gedanken für wahr zu halten. Ist sie also nicht bescheidener als du? Das Uebrige Ihres Briefs will ich nicht beantworten. Ich lese Sie gern, wenn Sie munter schreiben, ich lese Sie gern, wenn Sie ernsthaft schreiben, und ich danke Ihnen, freundschaftlichst, daß Sie so oft, und so gern, und so viel an mich schreiben. Leben Sie stets wohl.

Den 8. October Nachmittags.

Schon wieder einen Brief von Ihnen, für den ich Ihnen geschwind danken muß. O wie sehr werde ich Ihr Schuldner! Sie haben mir eigenhändige Abschriften von allen meinen Briefen an Sie geschickt; das ist sehr viel Freundschaft! Nein, so gütig wäre ich nicht, ich sage es Ihnen aufrichtig, und wenn Sie mich auch noch so inständig bäten. Aber desto mehr will ich mich bemühen, unsern Briefwechsel, der nunmehr schon ein Jahr gedauert hat, fleißig zu unterhalten. Möchte ich ihn doch auch zu Ihrem wahren Vortheile unterhalten können! Wenigstens müssen Sie mir dafür verbunden seyn, daß ich Ihnen Gelegenheit zu so viel guten Briefen gegeben, daß ich Sie durch meinen Beyfall ermuntert, und daß ich oft, wenn ich aus Krankheit andern nicht geantwortet, doch Ihnen geantwortet habe. Den auf den 21. October versprochenen*) Jahresbrief unsrer

*) (In einem Brief v. 5 Oct.: **Briefw. G. mit Dem. Lucius**, No. 28.)

Correspondenz erwarte ich zuversichtlich, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

---

237. (66.)

An Herrn v. Bose.

L. d. 8. Oct. 1761.

Ihr frommer Brief vom vierten October verdienet eine lange und geschwinde Antwort, und je weniger ich das erste leisten kann, desto mehr will ich das andre beobachten, und Ihnen an eben dem Tage für Ihren Brief danken, an dem ich ihn erhalten. Leider habe ich über mein Glück, über das Sie sich so brüderlich erfreun, wenig Freude; aber genug, wenn ichs als eine unverdiente Wohlthat von Gott erkenne, und die erhaltne Pension zu meinem und Andrer Besten sorgfältig anzuwenden mich bemühe. Ich bin noch krank, liebster Bose, das ist gewiß. Indessen will ich nicht klagen, sondern Gott preisen, der auch die schwerste Last nie über unser Vermögen steigen läßt, und mit unsrer Schwachheit täglich Geduld trägt, wenn nur unser Herz aufrichtig ist. Er gebe Ihnen und mir das Glück, das wir Beide nach unsern verschiednen Umständen wünschen, und lasse Sie die Früchte einer frühen Gottseligkeit in einem langen, zufriednen und der Welt nützlichen Leben schmecken. Erfahrung auf der Bahn der Tugend bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Dieser Trost muß Sie in den künftigen Gefahren desto muthiger machen, je glücklicher Sie durch Gott die Gefahren der ersten Jahre überstanden haben. Helfen Sie aus Dankbarkeit nun denen fort, die diesen Weg der Tugend erst zurück legen müssen, und werden Sie ihnen, so wie

Sie können, Rath und Hülfe und Beyspiel. Zu ihrer erhaltnen Domherrnstelle wünsche ich Ihnen von Herzen Glück. O ja, liebster Bose, Ihr Leben hat sehr viel sichtbare Spuren der göttlichen Fürsorge; und wie glücklich sind Sie, daß Sie dieselben so dankbar bemerken, und insonderheit diejenigen Wohlthaten am meisten schätzen, die Andre oft am wenigsten wahrnehmen, ich meyne die geistlichen. Gott lasse es Ihnen allezeit wohlgehn!

G.

238.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 9. Oct. 1760.

Gott Lob! Meine Umstände, so kränklich sie sind, sind doch immer noch erträglich. Wir sollen fröhlich seyn in Hoffnung, geduldig in Trübsal und anhalten im Gebete. Dieses ist die einzige Arzney bei allen Uebeln, die der Christ gebrauchen soll.

Herr Heinecke hat mir gesagt, daß der alte Vater Meese bei ihm wohnet; das ist gut; und daß ihr nebst Eurem Sohne bey dem Stadtschreiber wohnet, das höre ich auch gern, aus mehr als einer Ursache gern. Ich grüsse den Stadtschreiber herzlich und ermuntre ihn zu allen seinen Pflichten. Ich habe 25 Thlr. und wieder 16 Thlr. 8 Gr. Contribution geben müssen; daher werde ich mir diesen Winter auch kein Kleid machen lassen. Hier habt Ihr 1 Thlr. für Euch und 8 Gr. für Arme. Lebt wohl, grüsset alle herzlich und freundlichst, insonderheit den alten Vater Meesen. Gott stärke ihn und alle. Lebt wohl und betet ferner für Euren Bruder

G.

239.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 21. Oct. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Heute ist, wie Sie wissen, der Neujahrstag unsrer Correspondenz, und ich setze mich nieder, Ihnen einen Brief zu schreiben, wie ich Ihnen versprochen und Sie mir erlaubt haben, und dieses thue ich mit einer desto größern Empfindung von dankbarem Vergnügen, da Ihr vortrefflicher Brief vor mir, mir ein neuer, größter Beweis von der Gütigkeit ist, mit welcher Sie von mir denken, und eben deswegen auch eine starke, nachdrückliche Aufmunterung, nichts zu unterlassen, was mich Ihres großmüthigen Versprechens, den Briefwechsel mit mir, noch ferner zu unterhalten, würdiger machen könnte, und alles zu vermeiden, was die Erfüllung Ihres noch großmüthigern Wunsches, ihn zu meinem wahren Vortheile unterhalten zu können, verhindern würde; denn dieser Wunsch wird gewiß erfüllet werden, so lange ich nichts von dem, was Sie mir schreiben, aus einer undankbaren, leichtsinnigen Unachtsamkeit vergesse, oder mir etwas ingeheim verzeihe oder nachsehe, was ich mir unter Ihrer Aufsicht und vor Ihren Augen nicht erlauben würde.

Sehr wohl bin ich mit mir zufrieden, ich muß es Ihnen nur gestehen, und ich darf es doch auch wohl seyn? daß ich Ihnen nunmehr ein Jahr lang so zu schreiben gewußt, daß Sie die Zeit, die Sie angewendet, mir zu antworten, nicht für verloren achten. Möchte ich Ihnen doch künftig — und ich will hoffen, daß ichs können werde — wenigstens Ursache zu so viel Zufriedenheit über mich geben, daß sie Ihnen die Mühe belohnt, die Sie auf Ihre Briefe an mich wenden; denn die Gütigkeit, aus welcher Sie mir sie schreiben, nur auf irgend die geringste

Weise zu ersetzen, dieses fühle ich zu sehr, daß ichs nicht kann. Sie mein Schuldner? — Nein, liebster Herr Professor, ich weis zu gut, wofür ich Ihnen verbunden seyn muß. Ich will gern Ihre Schuldnerin seyn. Es ist mir Freude und Ruhm. Ich würde weniger froh, weniger glücklich seyn, wenn ich weniger Ihre Schuldnerin wäre, und dennoch sind Sie unter allen Menschen der Einzige, gegen den ich die Verbindlichkeit zu haben wünschte, die ich gegen Sie habe. Mein Vater hat über meinen und über Ihren Brief geweint, und es fehlt wenig, daß ich nicht über Ihre Gütigkeit weine. Wie rührend ist der Lobspruch, den Sie meinem Brief ertheilen! „Wenn Sie ein Vater wären" — Wie viel Freuden würden da Ihre seyn! Wie gut, wie liebenswürdig müßte Ihre Tochter seyn! — Sie wäre (das weis ich gewis, Sie hättens erlaubt) meine Correspondentin und Freundin geworden. Wie würden wir uns unter Ihrer Aufsicht, Eine die Andre, geliebt, vergnügt und ermuntert haben! —

Ich kann mir nicht helfen, bester Herr Professor, ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen: Sie sind doch frömmer, als ich, und dieses will ich Ihnen gleich beweisen. Es kam mir sehr leicht, sehr natürlich vor, Ihnen offenherzig, ohne Kränkung meiner Eigenliebe, nach meiner Ueberzeugung zu sagen, daß Sie frömmer sind, als ich. Hätte ich aber eine Widersetzung bey mir empfunden, dieses, ungeachtet meiner innerlichen Ueberzeugung, zu thun: so weis ich nicht, ob ich mich würde haben überwinden können, Ihnen diese Widersetzung zu gestehen. Und gleichwohl sagen Sie mir etwas von der Art, so gütig, so ungezwungen, so edel — ich will es Ihnen nicht einmal sagen, wie viel Tugend ich in diesem Theile Ihres Briefs finde, und wie groß Sie mir vorkommen — Gewiß, Sie können nichts thun oder sagen, das mich nicht in meiner guten Meynung bestärken sollte. Noch weniger können Sie mir dieselbe benehmen. Dieses ist weder in Ihrer noch in eines Menschen Gewalt. Und

gesetzt, es wüßte es jemand möglich zu machen, so wäre dieses der ärgste Verdruß, den man mir anthun könnte; denn ich fühle die allerangenehmste Zufriedenheit, Sie als den Mann zu denken, den die Welt in Ehren hält, den die Rechtschaffenen lieben, den auch die hochschätzen, die es nicht sind. Und wenn Sie sich hierbey an den Namen meines Freundes erinnern, den Sie sich — nie werde ichs Ihnen verdanken können — selbst gegeben: so wird es Ihnen nicht schwer fallen, diese Empfindung zu erklären. Thun Sie mir, ich bitte Sie, liebster Herr Professor, thun Sie mir keinen Zwang an in demjenigen, was ich von Ihnen sage. Soll ich denn nicht reden, wie ich denke? Dazu werde ichs nimmermehr bringen. Meine Gedanken überraschen mich; ich schreibe sie Ihnen hin, wie ich sie Ihnen sagen würde, und mein größtes Vergnügen beym Schreiben besteht mit darinnen, daß ich mir einbilde, daß meine Aufrichtigkeit Ihnen gefällt. Ja, wie ich sagte: Sie sind frömmer, als ich (und hier verdiene ich wohl getadelt zu werden), so fiel es mir nicht einmal ein, daß es eine Pflicht giebt, die mir befiehlt, so zu denken. Ich dachte es blos, weil es so ist, und sagte es Ihnen, weils ichs dachte, ohne die geringste andre Absicht. Soviel, hochzuehrender Herr Professor, will ich Ihnen indessen doch versprechen, daß ich niemals in der Absicht, Ihnen einen Lobspruch zu halten, so von Ihnen sprechen will, wie ich denke, zugleich aber kann ich Ihnen auch versichern, daß ich meine Meynung von Ihnen niemals zu Ihrem Lobspruche habe machen wollen. Ich halte meine Meynung — zwar wird sie hier von dem Urtheile der Welt unterstützt — aber doch halte ich sie für so wichtig nicht, daß ich glauben sollte, ich könnte Sie damit loben. Sie aber können mich loben, das fühle ich, und ich kann nicht glauben, daß es Eitelkeit ist, wenn ich ganz und gar nicht gleichgültig dabey bin. „Ein Lob, aus dem „Munde des redlichen Mannes = = von den Lippen des Christen

Digitized by Google

„verkündigt = = wie beruhigend ist dieser Beyfall! Dieser kost-„bare Beyfall, der eigentlich von Gott mir zuerkannt, und von „seinem Verehrer mir nur ausgetheilt wird" — der sollte meinem Herzen nicht Aufmunterung und Belohnung seyn? — Daß ein Merkel so denkt und empfindet, und ich und Andre, die ihn lesen, es ihm nachdenken und nachempfinden können, haben wir dieses nicht auch, wenigstens zum Theil, einem Gellert zu danken? — Welch Glück für mich, Ihre Freundschaft erlangt zu haben! Sie schon ein Jahr zu besitzen, und versichert zu seyn, daß ich sie nie (es müßte denn durch meine Schuld geschehen, und dafür will ich mich durch Gottes Hülfe hüten, verlieren werde! Bestes, großmüthigstes Geschenk! Ich kenne seinen ganzen Werth, fühle die ganze Stärke der Verbindlichkeiten, die es mir auflegt, gut und tugendhaft zu seyn. Sehen Sie, liebster Herr Professor, dieß, (ich meine die Glückseligkeit, einen Freund zu besitzen, wie Sie mir sind,) dieß ist eine unschädliche Art von irdischer Glückseligkeit, die man mit völliger Sicherheit, ohne Gefahr genießen kann, und bey der man eben um deswillen mehr glücklich als bey andern ist. Doch die Ewigkeit gewinnt allemal ihre Sache ganz. Wäre das Glück der Freundschaft eine blos irdische und also endliche Glückseligkeit, so würde sie viel verlieren, und kaum den Namen verdienen. Es würde für unsere Ruhe gefährlich seyn, sich derselben zu sehr und zu sicher zu überlassen, und die Furcht vor der Verachtung unsrer Glückseligkeit, zu welcher ein jeder Augenblick bevollmächtigt seyn kann, würde uns alle Süßigkeit des Genusses rauben. Allein wir sind besser unterrichtet. Wir wissen, daß die Freundschaft, eine Glückseligkeit für den Geist, gleich ihm unsterblich, nur hier ihren Anfang nimmt, um ewig mit ihm in unendlich größerer Vollkommenheit fortzudauern. Ich freue mich auf alles, was ich auch hierinnen in der Ewigkeit gewinnen soll. Sie sehen, mit Ihnen sprechen, oder irgend eine fromme Pflicht ge-

meinschaftlich mit Ihnen ausüben, wie ich dort thun werde, ohne Furcht, Sie wieder zu verlieren, dieses ist ein Glück, das ich vielleicht hier immer werde entbehren müssen, das mir aber aufbehalten ist. O wenn man an alles dieses gedächte, so würde man die Freundschaft allemal anwenden, wozu sie gegeben ist, und nicht so traurig seyn, wenn unsre Freunde uns verlassen, oder wir sie verlassen müssen. Ich habe auch Freunde, die mir sehr lieb waren, durch den Tod aus dem Gesichte (nicht aus dem Herzen) verloren; aber ich bin nicht mehr betrübt darüber. Ich weis, daß sie mich noch lieben, daß ich sie wieder finden und eine ganze Ewigkeit mit ihnen zubringen soll.

Ist denn Niemand da, der mir befiehlt aufzuhören? — Ich bin doch sehr unbedachtsam. Ich werde es noch so weit treiben, daß Sie meiner überdrüßig werden! Wenigstens müssen Sie mich für außerordentlich geschwätzig halten. Aber Sie wissen wohl, daß Sie sich bey mir bedankt haben; und wofür? Dafür, daß ich so oft, und so gern, und so viel an Sie schreibe. Aber schon die siebente Seite —

Nein, das war wohl Ihre Meinung nicht. Leben Sie wohl, stets wohl, liebster Herr Professor, und verzeihen Sie nur heute — es ist Neujahrstag — Ihrer

gehorsamsten Dienerin
C. C. Lucius.

240.

An Caroline Lucius.

L. d. 30. Oct. 1761.

Liebste Correspondentin!

Als mir der Abt Jerusalem, den ich vor einigen Jahren besuchte, seine sehr guten Kinder zeigte, fragte ich ihn, welches

Digitized by Google

ihm das liebste wäre. Das weis ich selbst nicht, gab er mir zur Antwort; das Nächste ist mir stets das liebste. Eben so muß ich mir antworten, wenn ich mich frage, welcher mir unter Ihren Briefen der liebste ist; allemal der Nächste; heute der Letzte und in acht Tagen wieder der Letzte. Hätte ich eine Tochter, so sollte sie allerdings wöchentlich Briefe mit Ihnen wechseln, und sie würde es, wenn sie Geschmack und ein gutes Herz besäße, so gern, als ihr Vater, thun, sich oft mit mir über Ihre Freundschaft erfreuen und Ihnen heimlich alles das Gute schreiben, was ich von Ihnen denke, und was ich Ihnen wünsche. Aber, liebe Mademoiselle, könnte ich nicht auch einen Sohn haben, einen erwachsenen Sohn, der einige von den guten Eigenschaften eines Grandison's besäße, der eines Bartlett's würdig, und seines Vaters Freude wäre? Wenn ich nun so einen Sohn hätte, sollte dieser nicht auch Briefe mit Ihnen wechseln dürfen, so wie Grandison mit der Byron? Und wenn er nun das einige Zeit gethan hätte, ohne Sie, wie ich, von Person zu kennen, und er bäte mich, mit ihm nach Dresden zu reisen, dürfte ich ihn da wohl mitnehmen? Wenn er nun endlich auf der Rückreise ganz tiefsinnig neben mir in der Kutsche säße, und zu mir sagte: „Liebster Papa, das ist ein sehr liebens„würdiges Frauenzimmer. Diese wünschte ich mir wohl, und „daß ich ihren lieben Eltern gefiele. Sie hat Verstand, ein „frommes gutes Herz, und wie Sie mir selbst gesagt haben, so „viel gute weibliche Eigenschaften und Tugenden —“ Wenn er nun dieses sagte, und ich mit diesem meinem Sohne mitten auf der Straße wieder umkehrte, und zu Ihnen käme, würden Sie über unsre Zurückkunft erschrecken, oder sie heimlich billigen? Ein süßer Traum für mich! und o wie rührend würde er mir erst seyn, wenn ich ihn, als Vater, dächte und zur Wahrheit und zum Glücke für einen guten Sohn und eine gute Tochter machen könnte! Aber auch ohne diese Fesseln der Verwandtschaft

will ich Ihr eben so gewisser und aufrichtiger Freund seyn, und, wie ich mit Ihnen sicher hoffe, nicht bloß auf dieses kurze Leben. Indessen hoffe ich, Sie auch in dieser Welt noch gewiß zu sprechen, wenn mir Gott das Leben fristet, und uns Frieden schenkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen lieben Hause; und ich weis es sicher, es wird Ihnen wohlgehen.

Gellert.

241.

An dieselbe.

L. d. 10. Nov. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Sie heben sogar meine Couverte auf? Das ist nun freilich eine Liebe für meine Briefe, über die ich ein wenig gelacht habe; aber ich schämte mich doch zugleich, daß ich nicht alle meine Couverte eigenhändig überschrieben, und ich verspreche Ihnen von dieser Stunde an, daß Herr Gödicke, wenn ich auch noch so viel zu thun hätte und wenn auch zehn Besuche um mich herum säßen, dennoch niemals mehr mein Secretair seyn, sondern daß jedes Couvert, ich müßte denn sehr krank seyn, von mir selbst soll überschrieben werden.

In der kleinen Streitfrage, bey der Sie mich zum Richter aufwerfen°), wird der gute la Bruyère wohl ziemlich Recht

°) (Die Stelle in dem Briefe der Dem. Lucius — v. 7. Nov., Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius No. 32 — lautet so: „Und hier — erlauben Sie mir, Sie um Ihre Gedanken von der Freundschaft zwischen jungen Personen beyderley Geschlechts, die an keine nähere Vereinigung denken, zu bitten. Es giebt Leute, die diese Art von Verbindung für schlechterdings unmöglich hal-

haben. Ich selbst befürchte, daß sich bey der Freundschaft unter Personen beyderley Geschlechts nur gar zu öfters etwas, der Liebe ähnliches, mit einmischet, ohne daß wir es wissen und denken, und ohne daß wir es wollen und wünschen. Vielleicht hüten wir uns auch, wenn wir es merken, es zu wissen, daß wirs gemerkt haben; aus Furcht, zu verlieren. Werden Sie indessen nicht unruhig, liebe Mademoiselle, daß ich nicht ganz Ihrer Meynung bin. Sie haben dennoch Recht, und ich habe auch Recht und la Bruyère auch. Man redet in solchen allgemeinen Aussprüchen nur von dem, was oft und in vielen Fällen, nicht von dem, was stets und in jedem einzelnen Falle geschieht. Es kann Freundschaften unter beyderley Geschlechten geben, die nichts von der natürlichen Neigung des einen Geschlechts gegen das andre an sich nehmen; auch bei unverehelichten und jungen Personen, sowohl auf einer Seite, als auf beiden Seiten. Das gebe ich gern zu, und ich würde mich kränken, wenn es nicht wahr wäre. Ach ja, im Anfange der Freundschaft kann es bloße Freundschaft seyn; es kann heute, es kann morgen, es kann ein Jahr, zwey Jahre, und noch länger wahr seyn, daß ich blos Freund bin, und in kurzer Zeit kann durch den Dienst des Umgangs und durch die erlaubten Gefälligkeiten der Freundschaft

ten. Ich sehe nicht ein, warum? Andere haben seltsame Meynungen davon, und man hat mir einmal etwas gesagt, das der Herr de la Bruyère davon soll geschrieben haben, das ich aber für falsch halte. Der Gedanke ist dieser: „L'amitié peut „subsister entre des gens de différens sexes, exempte même „de grossiéreté. Une femme néansmoins regarde toujours un „homme comme un homme, et reciproquement un homme re-„garde une femme comme une femme. Cette liaison n'est ni „passion, ni amitié pure, elle fait une classe à part.“ Ich halte es der Neugierigkeit werth, zu wissen, ob sichs also verhält. Ich bin aber der Meynung, daß dieses selbst aus der Natur der Freundschaft, wo nicht gar aus der Erfahrung, widerlegt werden könne.‟)

aus dieser Wahrheit eine Unwahrheit, aus dem Freunde halb Freund, halb Liebhaber werden, oder auch aus der Freundin, oder auch aus beiden zugleich. Aber was disputire ich wider Sie? Ich weis Jahre aus meinem eignen Leben, wo ich mich sicher erinnere, daß Sie Recht haben; aber ich weis auch Perioden, wenigstens kurze, wo Sie nicht ganz Recht hatten. Genug, je unschuldiger und frömmer beide Personen sind, desto eher wird ihre Freundschaft bloße Freundschaft bleiben, und desto leichter werden sie die geheime Stimme der Liebe verhören. Indessen bin ich völlig überzeugt, wenn es auf Gründe und Beredsamkeit ankäme, so würden Sie, Mademoiselle, in dem Streite mit dem la Bruyère gewiß gewinnen, und dieses um desto eher, jemehr Sie Ihr eignes freundschaftliches Herz in diesem Falle unterstützen würde. Nach der gemeinsten Erfahrung hingegen zu urtheilen, dürften Sie wohl verlieren, und zwey Autoren einmal gegen ein Frauenzimmer Recht behalten.

Den 11. November.

Bis hieher schrieb ich gestern, um mich von meinen Schularbeiten zu erholen, und itzt, da meine Zuhörer alle fort sind, will ich zur Erholung noch einige Augenblicke mit meiner Zuhörerin reden, die, nach ihren Briefen zu ertheilen, die meisten meiner Zuhörer an Geschmack übertrifft. Ich weis nicht, welchem alten Philosophen einmal alle Zuhörer davon liefen, bis auf Einen. Zu diesem sagte er: Tu mihi solus amplum theatrum! und las immer fort. Erschrecken Sie nicht über diese lateinischen Worte. Ihr Papa wird Sie auf sein Gewissen versichern, daß sie Ihnen nicht nachtheilig sind; und warum soll ich die französische Stelle in Ihrem letzten Briefe nicht mit einer lateinischen im Vorbeygehen vergelten? Sie erwarten vermuthlich eine kleine Dissertation über die Poesie des Herrn Uz, der in der That ein sehr harmonischer Poet und einer unsrer besten Dichter ist (seine

freyen Stellen ausgenommen), und über die Schreibart des Herrn Wieland, die sich der englischen Poesie sehr nähert, und sich ihr vielleicht oft weniger nähern könnte, um für die deutschen Leser noch schöner zu seyn; Sie erwarten, sage ich, durch den Schluß Ihres Briefs *) dazu berechtiget, vermuthlich diese kleine Dissertation, da ich Sie noch dazu meine Zuhörerin genannt und gethan habe, als ob ich fortdociren wollte; allein Sie irren sich sehr, meine liebe Correspondentin. Anfangs, da ich das Collegium geschlossen hatte und mich geschwind an mein Pult setzte, mag es wohl mein Einfall gewesen seyn, itzt aber, da ich schon eine Seite geschrieben habe, ist er es nicht mehr. Endlich bin ich, offenherzig zu reden, nicht der beste Richter, und die Poesie und ihr Verdienst wird mir alle Tage fremder, und warum sage ich nicht, gleichgültiger? Young spricht einmal in einem Briefe (er redet die Autoren an): Um gut zu schreiben, verbrennet die Hälfte eurer Bibliothek, und ich, um gut zu lesen, dürfte mit meinen wenigen Büchern beinahe auch so etwas wagen, denn Jahre und Krankheit machen mich sehr eigensinnig in der Lectüre, und in der Kritik vielleicht nicht selten hart und wohl gar ungerecht. Ueberhaupt zu reden lobe ich weit lieber, als daß ich table, und Uzen und Wielanden zu loben, ist Pflicht; aber darum kann uns der eine wohl besser gefallen als der andre, und dieses ohne Nachtheil des guten Geschmacks. Das heißt recht, schreiben um sich zu erholen. Nun weis ich doch, daß Sie mir die Bequemlichkeit meines Briefs vergeben, den ich fortsetzen würde, wenn nicht mein Bruder diesen Abend seinen funfzigsten Geburtstag beginge und mich zu sich gebeten hätte. Er hat Ihnen immer gedroht, daß er sich noch wegen des Vorwurfs, den Sie

*) („O wie große Lust hätte ich noch, Sie etwas von Uz u. Wieland zu fragen. Aber, leider! es ist kein Platz mehr da.' S. den in der vorigen Anm. bezeichneten Brief.)

ihm in Ihrem ersten Briefe an mich gemacht, an Ihnen rächen, und Ihnen ich weis nicht was für Bitterkeiten sagen wollte. Aber Sie haben nicht viel zu fürchten. Er kann wirklich gut schreiben; er ist auch boshaft genug, um satyrisch zu schreiben. Noch letztens sagte er bey Tische zu mir: Lobe er die Briefe seiner Correspondentin wie er will. Wenn ich an sie schreiben wollte, so würde sie sehen, daß man mehr Geschmack und Genie haben muß, an mich, als an ihn zu schreiben. — Das muß ich meinem Bruder nachsagen, daß er seinen eigenen Verdiensten gern Gerechtigkeit widerfahren läßt, auch wohl mehr als Gerechtigkeit.

Noch ein Wort, Mademoiselle! Ich bin zu meiner großen Verwunderung fünf Tage auf dem Lande verreißt gewesen, so so wenig gern ich auch reise. Einmal rief mich eine meiner besten Correspondentinnen und Freundinnen, die Frau von Zetwitz, zu sich auf ihr Landgut, und zwar in der Angelegenheit ihrer beyden Söhne, die sie gern aus dem Hause und nach Leipzig thun wollte. Bey dieser vortrefflichen Dame habe ich im Jahre 57 zur Zeit der Roßbacher Schlacht an einer tödtlichen Pleuresie darnieder gelegen, und sie hat mir Dreyvierteljahre lang tausend Freundschaften und Wohlthaten erwiesen. Von dieser Seite war also die Reise Dankbarkeit. Ferner wollte sich der Herr Cantor Doles in Leipzig mit einem Frauenzimmer, die sich oft bey dieser Dame aufhält, und die ich ihm ehedem zur Frau vorgeschlagen, versprechen, und also reißte ich auch von dieser Seite aus Pflicht und Freundschaft. Diese Versprechung ward also in Bonau, so heißt das Gut der Frau von Zetwitz, vollzogen, und ich hoffe eine sehr glückliche Ehe. Auch bin ich auf dieser Reise, so sehr ich es von mir und dem Wetter fürchten mußte, doch nicht krank geworden. Für diese Wohlthat danke ich Gott noch itzt, so wohl als für die, daß ich seit der Messe täglich drei bis vier Stunden meine Arbeit habe verrichten

können. Leben Sie wohl! O welch ein langer Brief! Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, sagte Balzac einmal von einem langen Briefe, so wäre er gewiß kürzer geworden. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester.

Gellert.

P. S. Schreiben Sie mir immer Ihre aufrichtige Meynung von beyden Dichtern; ich werde es gern lesen. Und wenn Sie sonst von guten Büchern mit mir reden wollen, so thun Sie es ohne Bedenken.

242.

Aus einem Brief von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 17. Nov. 1761.

. . . .

Aufrichtig soll ich Ihnen meine Meynung von den Herren Uz und Wieland sagen? — O sehr gern, Herr Professor. Uz hat, so viel ich weis, eine lebhafte Einbildungskraft, ist schimmernd, reich an Gemälden, abwechselnd, und drückt sich ungezwungen und edel aus. Für die Schriften der Engländer habe ich eine etwas partheyische Neigung, und dieß ist vielleicht Ursach, daß ich Wielanden gern lese. Er hat die Eigenschaft, daß er mein Herz in Bewegung setzt, es erweitert, und meine Wünsche und Hoffnungen auf die erhabensten und besten Gegenstände lenkt. Ich denke, ich würde eben nichts wider ihn einzuwenden haben, wenn er sich nicht öfters so fremder und unnatürlicher Bilder bediente; denn ob man gleich versteht, was er damit anzeigen will, so sind es doch höchst erzwungene und theils lächerliche Ideen, wenn er (nur ein Beyspiel anzuführen) die Seelen gehen, knien, oder wohl gar grasen läßt. Indessen,

hochzuehrender Herr Professor, kann ich nicht sagen, welcher von beyden mir am besten gefällt. Ich liebe die Vergleichungen nicht sonderlich, und ich habe auch immer in den Gedanken gestanden, sie wären sich nicht ähnlich genug, um bequem verglichen zu werden. Was ich aber, liebster Herr Professor, Sie zu fragen, mir die Freiheit genommen hätte, wäre mein letzter Brief nicht schon so lang gewesen, betraf nicht sowohl die Poesie des Einen und die Schreibart des Andern, sondern vielmehr den moralischen Charakter des Herrn Uz und seiner Gedichte, und den Grund oder Ungrund des strengen Urtheils, welches Herr Wieland von ihm fället. — Es sind also freye Stellen in den Liedern des Herrn Uz? — Ich habe seine lyrischen Gedichte vor langer Zeit einmal bei meinem Bruder gelesen. So viel weis ich noch, daß ich damals die Eigenschaften daran fand, die ich eben genannt habe, und daß ich eine Menge sehr schöner Stellen aus ihm behalten, wider welche, wie ich gewiß bin, nicht die geringste Einwendung kann gemacht werden. Eine gute Zeit nachher las ich in Wielands Sympathieen, und noch kürzlicher in einigen andern Schriften, auf die ich mich nicht besinne, solche Urtheile von diesem Uz, daß ich mich von Herzen schämte, ihn gelesen und, noch mehr, es gestanden zu haben, daß er mir gefiel. Ich halte Wielanden für einen wirklich frommen Mann, der es mit seinem Eifer redlich meint und ich konnte mir nicht einbilden, daß ein solcher Mann einem Andern vor der ganzen Welt so viel Böses nachsagen und alle Leute so ängstlich vor ihm warnen würde, wenn er sich nicht in seinem Gewissen dazu verbunden glaubte. Da betrachtete ich nun Uzen im ganzen Ernst als einen bösen, liederlichen Menschen und, was noch ärger ist, als einen Heuchler, der sich zuweilen unter der edlen Gestalt eines eifrigen Anhängers der Tugend hatte zeigen können; und damals bekam mein Verstand den Vorwurf, daß er das Schlimme nicht unterschieden hätte, welches nicht geschehen seyn mußte,

Digitized by Google

weil mich Wieland mit seiner Strenge ganz bestürzt machte; zugleich aber machte ich meinem Gedächtnisse ein Compliment, daß es nur sein Gutes behalten hatte. Bald darauf nun fiel mirs ein, daß Zachariä in seinen Tageszeiten, im Mittage, den Namen Uz mit vielen verehrungswürdigen Namen (der Ihrige, Herr Professor, ist auch dabey, wie Sie wissen) und mit Wielanden selbst in eine Classe gesetzt. Nun halte ich Zachariä auch für fromm und tugendhaft (er ist unser Liebling, und meine Schwester wünscht, ich weis nicht warum, vermuthlich weil sie ihm alles Gutes gönnt, daß Sie sein Freund seyn möchten), und ich kann ebenfalls nicht von ihm glauben, daß er sich nicht scheuen sollte, einen Menschen, der ärgerliche und verwerfliche Dinge schreibt und denkt, mit so viel bessern Leuten zu vergleichen. Da wollte ich Sie nun, mein liebster Herr Professor, gehorsamst bitten, mir zu sagen, was man davon zu halten hat. Ist Wieland ungerecht? Ist Uz gottlos und ärgerlich? — Ist Zachariä leichtsinnig und ihm Tugend und Laster gleichgültig? — Oder will man Wielands spotten, wenn man Uz und ihn zusammensetzt und beide lobt? Seltsam ist es doch wirklich, daß man in Schriften, wo Dichter gelobt werden, diese zwey Namen fast öfter als andre neben einander findet, da doch die Personen, die ihn führen, wenigstens Wieland, über die Vergleichung erröthen. . . . .

---

243. (80.)

An Herrn von Rochow.

L. d. 2. Dec. 1761.

Ich bin so wenig der Verfasser der moralischen Erzählungen, daß ich sie nicht einmal genau kenne. Also hätte ich

die erste Hälfte Ihres Briefs sehr entscheidend beantwortet. Möchte ich doch auch die andre Hälfte: Was lese ich, und wie soll ich lesen, daß ich weiser und besser werde? — so leicht und zuversichtlich beantworten können! Aber das ist eine schwere Frage; eine Frage, die ich aus Freundschaft Ihnen vor tausend Andern gern beantworten möchte, und die ich vielleicht nicht halb beantworten kann. Dennoch, was quäle ich mich? Sie kennen gewiß die besten Bücher aus der theologischen, moralischen, historischen und physischen Classe; und das sind eigentlich die Bücher, die unsern Verstand und unser Herz vorzüglich bilden und bessern können. Wie man lesen soll, das wissen Sie ja auch ohne mich. Wer die besten Bücher oft und viel mit Achtsamkeit liest, wieder liest, in der Absicht liest, sie auf seinen Verstand und sein Herz und sein Leben anzuwenden, sich das Vorzüglichste anmerkt, oft selbst aufschreibt, und sich fleißig daran erinnert; der hat gut gelesen.

Endlich, liebster Freund, braucht man, um weise zu leben, nicht so wohl viel zu lesen, als die Regeln der Weisheit sorgfältig, fortgesetzt und täglich auszuüben. Der Unterricht in der Tugend und alle Beweisgründe von der Vortrefflichkeit derselben geben uns die Kraft und das ernsthafte Bestreben nicht, die Tugend selbst zu erlangen. Sie können uns wohl dahin bringen, einige Versuche im Guten zu wagen, schwache Versuche, die bald mißlingen, und uns sehr sauer werden; aber das wahre Vermögen und der anhaltende Eifer zum Guten ist nirgends als in der Religion enthalten. Wie diese von Gott ist, so ist auch die Kraft, die unser Herz ändert, bessert und tugendhaft macht, ein göttliches Geschenke, das uns durch die sorgfältige und tägliche Betrachtung und Beobachtung der Wahrheiten der Religion und durch Gebet von Gott mitgetheilet, und stufenweise vermehret wird, so daß wir, je mehr wir diese Gabe eifrig üben und anwenden, auch also immer durch unser ganzes Leben an Weisheit,

Erkenntniß und Tugend zunehmen. Wir bleiben indessen unvollkommne Geschöpfe, die täglich fehlen. Aber unsre Tugend soll uns auch nicht gerecht vor Gott machen, unsre Tugend ist nur eine Frucht des Glaubens, der unser Herz reiniget, und unser Gewissen durch den Besitz eines unendlichen Verdienstes und der freyen Gnade Gottes beruhiget. Wer also die Schrift oft mit achtsamer und williger Seele liest, und mit ihr etliche wenige gute Bücher, in denen die Wahrheiten der Religion im Zusammenhange vorgetragen, oder ihre Lehren und Gebote erkläret, und dem Verstande und Herzen überzeugend und eindringend vorgehalten, oder auch andre historische und kritische Kenntnisse beygebracht werden, die zur Einsicht in die Schrift und ihren Innhalt vornehmlich dienen; von dem kann man sagen, daß er genug liest, um immer weiser und besser zu werden. Dieses ist so wahr, daß das mannichfaltige Lesen oft nur eine Zerstreuung unsrer erlangten Einsicht wird, so wie das beständige Lesen und die sonst rühmliche Begierde immer noch Ein gutes, noch ein schönes Buch mehr zu lesen, oft nichts als Wollust und Flucht vor einem thätigen Leben ist. Indessen bleibt es immer gewiß, daß die, welche mehr Muße und Freyheit von bestimmten Geschäfften haben, auch eine Pflicht mehr tragen, ein gutes Buch zu lesen und zu nützen. Dieser guten Bücher, liebster Freund, haben Sie, so viel ich weis, viel. Gesetzt, Sie hätten ihrer nur hundert, und Sie läsen sie drey, vier, fünf und mehrmal: so würde es so viel seyn, als ob Sie ihrer so viel hundert hätten, ja Sie würden mehr Vortheile von Ihrer Lectüre haben, als der gierige Leser, der sie zu ganzen Tausenden liest, und in der Absicht, sich zu bessern, sein Leben verliest. Da Sie aber einmal so viel Vertraun in meinen Rath setzen: so wünschte ich, daß Sie mir ein Verzeichniß Ihrer kleinen oder großen Bibliothek schickten. Auf diese Weise würde ich entweder Ihr Verzeichniß nach meinem Geschmacke ergänzen, oder Ihnen diejenigen Werke vor-

nehmlich empfehlen können, die ich für die besten und brauchbarsten halte. — — Leben Sie wohl.

G.

344.

An Caroline Lucius.

L. d. 16. Dec. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Außerdem, daß Uz meistens von Wein und Liebe gesungen, und sich, wenigstens in einigen Gedichten, vielleicht in der neuesten Ausgabe, die Sie noch nicht gesehn, freyer Stellen bedienet hat, weis ich keine Ursache, warum Wieland dessen Charakter so heruntersetzt. Ueberhaupt sollten Gegner einander nicht durch persönliche Vorwürfe anfallen, auch wenn sie die Wahrheit auf ihrer Seite hätten. Der selige Baron Cronegk, der aus Anspach gebürtig und Uzens Freund war, hat mir von dieses Dichters Aufführung nie etwas Nachtheiliges gesagt. Herr Professor Zachariä ist allerdings mein Freund seit vielen Jahren, und Ihre Jgfr. Schwester hat dadurch, daß sie ihn gern ließt, einen Beweis ihres guten Geschmacks für sich. Unter seinen komischen Heldengedichten hat mir der Phaeton immer vorzüglich gefallen. Sie, liebste Mademoiselle, werden aus meiner flüchtigen Art, Ihren letzten Brief zu beantworten, ohne Zweifel schließen, daß ich entweder nicht wohl, oder mit Arbeiten des Berufs überhäuft bin. Beides ist wahr, und dennoch ist es ein geringerer Fehler, flüchtig als gar nicht auf einen so lieben Brief zu antworten. Haben Sie wenigstens Dank für den großen Fleiß, den Sie auf unsre Correspondenz verwenden, und setzen Sie ihn, wenn wir leben, zu meinem Vergnügen in dem künftigen Jahre

fort, zu dem ich Ihnen im Voraus tausendfaches Glück wünsche, Ihnen und Ihrem ganzen Hause. Also leben Sie wohl, liebe Freundin, und beschließen Sie das alte Jahr, so wie Sie es durchlebt haben, zufrieden und freudig dankbar. Ich bin zeitlebens mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Freund und Diener

Gellert.

---

245. (90.)

An einen jungen Officier bey der Abreise zu seinem ersten Feldzuge.

1761.

Es ist mir, als ob ich nur halb von Ihnen Abschied genommen hätte, und mich zu beruhigen, muß ichs noch schriftlich thun, und Ihnen die guten Wünsche und Bitten, mit welchen ich Sie auf Ihrer Abreise zur Armee begleite, wiederholen. Wie glücklich wird es Ihnen, liebster Herr von Sch°°, sowohl im Felde als in Ihrem ganzen Leben gehen, wenn es Ihnen nach meinen Wünschen und nach meiner Hoffnung geht! Vermöge dieser Wünsche werden Ihnen Gesundheit, Muth, Klugheit, Tapferkeit und Ehre auf der Bahn folgen, die Sie von heute an betreten, und auf der Sie durch ein langes Leben, wie ich zu Gott hoffe, Ihrem Vaterlande immer wichtigere Dienste leisten werden. Wenn Sie mich fragen: Wie wird ein Jüngling, wie ich bin, seinen Weg, den gefährlichen Weg des Soldatenstandes, unsträflich wandeln? so kann ich Ihnen getrost antworten: Wenn er sich hält nach Gottes Wort. Es ist wahr, daß die Gottesfurcht allein keinen Soldaten macht, so wie sie keinen Gelehrten und Künstler macht. Allein wie sie die Seele des ganzen Lebens, und die An-

führerinn zu allen Pflichten ist, so ist sie es auch besonders zu den Pflichten des Soldatenstandes. Der Soldat, der Gott wahrhaftig fürchtet, wird die Wissenschaft, die sein Stand fordert, sorgfältiger erlernen, fortsetzen und ausüben. Er wird muthiger und gesetzter in Gefahren, geduldiger in Beschwerlichkeiten, folgsamer und gewissenhafter in Ausrichtung der empfangenen Befehle, in Vollziehung der härtern billiger und schonender, und also immer geschickter zu seiner Pflicht, und glücklicher in der Erfüllung derselben seyn. Er wird selbst dadurch mehr Ehre und Liebe bey den Rechtschaffnen, und bey denen, die es nicht sind, erlangen. Eben weil er Religion hat, und Gott überall fürchtet und gegenwärtig sieht, wird er den Müssiggang, die Quelle so vieler bösen Neigungen und so vieler Laster, meiden. Er wird vorsichtiger in dem gesellschaftlichen Leben seyn, und weil er den Umgang mit schlechten Menschen nie ganz fliehen kann: so wird er desto mehr über seine Tugend und sein Herz wachen, und sich durch schlimme Beyspiele nicht verführen lassen. Eben weil er Gott fürchtet, und ein gutes Gewissen höher schätzt, als alles verbotne Vergnügen, wird er auch nicht in die so gewöhnlichen Ausschweifungen der Wollust oder des Trunks verfallen, die seine Kräfte verzehren und ihn weichlich, muthlos, und zum täglichen Feinde seiner selbst machen. Er wird natürlicher Weise mehr Gesundheit und Stärke des Körpers und des Geistes genießen, und die tausendfache Last des Kriegs eher tragen können. Ja, liebster Sch**, der Soldat, der Gott fürchtet, darf sich vor nichts fürchten, auch vor dem Tode nicht; denn der Fromme ist auch im Tode getrost, und sein Tod ist der Schritt in eine ganze glückselige Ewigkeit. Ich kenne Ihr gutes Herz, Ihre Liebe für die Religion, den guten Unterricht, den Sie genossen haben, und die lehrreichen Beyspiele Ihres Hauses; alles dieses läßt mich hoffen, daß Sie sicher ein frommer und vortrefflicher Soldat seyn und bleiben werden. Der Segen Ihrer

würdigen Mutter folgt Ihnen, und der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten und hilft ihnen aus. Das Gebet zu Gott müsse Ihr Schild und Ihre Stärke seyn, nicht allein in den Gefahren des Kriegs, sondern in allen Hindernissen der Tugend und in allen Versuchungen des Lasters.

So gehen Sie denn getrost und freudig ins Feld, zur Ehre Gottes, zum Dienste des Vaterlandes und zu Ihrem eignen Glücke. Der Herr segne Sie und behüte Sie, und lasse Sie unverletzt am Leibe und Geiste aus dem Feldzuge zurück kommen!

G.

---

246. (81.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 1. Jan. 1762.

So wenig ich auch das Geld liebe: so hat mich doch Ihr Geschenke, eben weil es von Ihnen kam, unerwartet, am letzten Tage des Jahrs und in einer Stunde kam, da ich die genoßnen göttlichen Wohlthaten des verfloßnen Jahres überdachte und niederschrieb, es hat mich, sage ich, ungemein und bis zu Thränen gerührt. Ködick war der Ueberbringer. Ich las Ihren Brief, gab ihn Ködicken erschrocken und sagte: Lassen Sie mich einen Augenblick allein, ich will sehn, ob ich die Freude der Dankbarkeit nicht auf frischer That empfinden, und meinem Freunde und Wohlthäter mit gerührtem Herzen Gutes von Gott wünschen kann. Ja, liebster Freund, wenn ich auch dieses alles thue, so thue ich nur immer Pflicht, und die natürlichste Pflicht. Sie aber haben mehr gethan. Ihr Brief ist mir eben so viel, ja weit mehr werth, als Ihr ansehnliches Geschenke; und ohne

denselben hätten Sie mich nur halb erfreut, und halb sich verbindlich gemacht.

In der That haben Sie meinen itzigen Charakter und sein Fehlerhaftes genau getroffen. Er ist zum Theil eine Wirkung eines siechen Körpers und schweren Blutes, und ich suche ihn zu bestreiten, das kann ich mit Wahrheit sagen. Allein ob ich ihn gnug, aus allen Kräften und zu allen Zeiten bestreite, das will ich nicht sagen. Der Mensch, auch der, der seine Fehler erkennt und gern gut seyn möchte,

Der Mensch bleibt stets ein Kind, das meistens elend wählet,
Den Fehler bald bereut, und gleich drauf wieder fehlet.

Allein da wir einen höhern Beystand haben, so bleibt es stets unsre Pflicht, wider uns selbst zu streiten, und zu hoffen, daß wir siegen werden, wenn auch unsre Siege nicht merklich oder langsam sind. So viel Sie indessen Ursache haben, mich einer finstern Ernsthaftigkeit, die leicht zu dem Schwermüthigen führt, zu beschuldigen, so wenig trifft mich der Vorwurf einer zu großen Gutthätigkeit. Diese dichten Sie mir aus einer zu günstigen Meynung von meinem Herzen und aus großer Liebe, ohne es selbst zu wissen, an. Eine zu leichtsinnige Eilfertigkeit giebt es bey dem Wohlthun, dieser könnte ich mich eher anklagen; aber wie sie oft aus Trägheit und Weichlichkeit entsteht, so kann sie am wenigsten auf die Rechnung einer zu großen Begierde, Andern wohl zu thun, geschrieben werden. Bis auf diesen Punkt ist Ihr ganzer Brief Wahrheit, Beredsamkeit und Liebe für mich. Ich danke Ihnen also für denselben eben so herzlich, als für das Geschenke. Gott lasse es Ihnen, theuerster Freund, und Ihrer würdigen Gemahlinn in diesem Jahre und in einem langen Leben vorzüglich wohl gehen und segne Sie für das Gute, das Sie mir aus Liebe erzeigen. Lebe ich, so will ich ernstlich sorgen, Sie in diesem Jahre, so Gott will, auf Ihrem Landgute

zu sehen, und bey Ihnen gesünder und heitrer zu werden. Möchte mir doch dieses Glück aufbehalten und lebenslang eine Materie der Dankbarkeit und Freude seyn! — — Ich würde Ihnen ein kleines Werk des verstorbenen Kirchmanns, eines Lehrers des Prinzen von Braunschweig, das den Titel führt: Kleine Schriften zur Beförderung der Religion und Tugend, besonders bey der Erziehung junger Standespersonen ꝛc. und vom Herrn Professor Gärtner vorige Ostermesse herausgegeben worden, mit diesem Briefe als ein Gegengeschenke, ob es gleich nur acht Groschen kostet, zuschicken, wenn es itzt in den Buchläden zu haben wäre. Es verdient, daß Sie es lesen und jungen Freunden empfehlen. Auch das Leben des Braunschweigischen Prinzen, Albert Heinrichs, von Jerusalem beschrieben, ist vortrefflich, voller Beredsamkeit und Unterricht. Leben Sie wohl mit Ihrer theuersten Gattinn.

G.

247.

An Caroline Lucius.

L. d. 13. Febr. 1762.

Liebste Freundin!

In der That habe ich ein großes Vergnügen eingebüßt, daß ich die Reise nach Dresden mit meinem Bruder nicht habe thun, und also auch nicht die Person habe kennen lernen, die mir durch ihre Briefe so viel Freude und ihrem Verstande und Herzen in meinen Augen durch dieselben so viel Ehre macht, die mir so viel wahre Hochachtung bezeugt, und die mich gewiß eben so gern würde gesehen haben, als ich sie hätte sehen und sprechen mögen. Mein Bruder, liebste Mademoiselle, hat mir freylich diesen Ver=

Digitized by Google

lust durch seine Erzählungen von Ihnen und Ihrem guten Charakter zu ersetzen gesuchet; aber alle Geschichte, wenn sie auch noch so gut gesagt wird, läßt unsrer Wißbegierde immer noch viele Fragen übrig, die nicht jeder Zeuge beantworten kann. Genug, er ist Ihr und Ihrer Igfr. Schwester Lobredner, und spricht von Ihrem ganzen Hause so, wie man spricht, wenn man mit Vergnügen und Hochachtung von Abwesenden redet. Herr Krebel ist sein Nachfolger und oft sein Vorgänger.

Alles dieses würde ich Ihnen schon vor einigen Wochen gesagt haben; aber ich war zu krank, es Ihnen gern zu sagen, und hoffte immer auf eine heitere und willige Stunde. Ich kann nicht sagen, daß ich sie eben jetzt hätte; aber ich habe doch so viel Gewalt über mich, den Fehler zu empfinden, den ich begehen würde, wenn ich meiner besten Correspondentin noch länger auf zween Briefe nicht wenigstens etliche Zeilen antwortete. Der ganze erste Monat des Jahres ist ohne Brief an Sie verstrichen, und schon auch die Hälfte des zweyten; das geht wohl zu weit. Vielleicht verbessere ich diesen Fehler in der Folge, wenn ich weniger Versuchung habe, sie zu begehen. Ob ich jetzt gesünder bin, als letzthin? Das kann ich wohl nicht ganz mit Wahrheit sagen, gute Mademoiselle; aber ich danke Gott, daß meine Beschwerungen erträglich sind, und mich ermuntern helfen, immer besser zu leben und zu sterben. Daß Sie mir tausend Gutes wünschen und herzlich für mein Glück beten, das weis ich gewiß, und danke Ihnen dafür zeitlebens mit der Liebe eines Freundes und Bruders.

Gellert.

248.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 22. Febr. 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Nun habe ich den Herrn Bruder erst recht lieb, oder, wenn es besser gesagt ist, nun liebe ich ihn noch einmal so stark als zuvor, weil er Ihnen so viel Gutes von mir sagt, und überhaupt so gütig von uns urtheilt. Ich bin doch recht glücklich ihm gefallen zu haben, und ich freue mich darüber: nicht aus Eitelkeit; gewiß nicht! aber ich denke, ich müsse mich über die günstige Meynung aller Leute freuen, die Ihnen wieder sagen können, was sie Gutes von mir denken. Herr Krebel — ich bin vergnügt über ihn — kann wohl nur wenig von mir wissen; er hat mich nur ein paar Stunden gesehen; aber desto gütiger ist es von ihm, daß er vortheilhaft von mir spricht. Er hat meine Dankbarkeit und meine guten Wünsche dafür.

Aber, liebster Herr Professor, wenn der Herr Bruder mich einmal tadelt — (und sollte er das noch nicht gethan haben?) — oder Sie selbst etwas von mir entdecken, das Ihren Beyfall nicht hat, das Ihrer Gütigkeit gegen mich nicht Ehre macht, und dem Charakter einer Person, die Sie Ihre Freundin nennen, nicht gemäß seyn kann: dann, versprechen Sie mirs, daß Sie mich erinnern wollen. Ich habe bisweilen, es ist wahr, wunderliche Einfälle, die eben nicht alle Leute haben können. Hier ist vielleicht einer davon. Es kömmt mir manchmal vor, als ob mich verlangte zu wissen, auf welche Art Sie mir einen Verweis geben würden, und was ich dabey empfinden würde. Ich denke, ich würde stolz darauf seyn. Es müßte mich zwar demüthigen wegen meines Fehlers, aber auch erheben wegen des Antheils, den Sie an mir zu nehmen bezeugten, dadurch, daß Sie die

Sorgfalt, mich gut zu behalten, und die Mühe, mich besser und vollkommner zu machen, für Sich nicht zu gering hielten. — Sie sind lauter Güte und Sanftmuth. Ihre Verweise müssen die Verweise der Liebe, und väterliche Erinnerungen, Ihre Erinnerungen seyn. — Brüderliche Erinnerungen habe ich vielleicht sagen sollen. Sie, bester Herr Professor, haben sich — so außerordentlich gütig! — den brüderlichen Character beygelegt — ich verehre und liebe diese Güte — aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es wohl auch nicht?) mit der Liebe lieben, mit der man einen Bruder liebet. Meine Liebe ist eine ehrfurchtsvollere, gehorsamere, dankbarere Liebe; eine Liebe, die, so freywillig, so selbstgewählt (ich fürchte, ich drücke mich schlecht und unverständlich aus, und Sie werden mich nicht verstehen können) sie auch ist: dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben, bey sich hat, als die Liebe gegen Brüder, ob sie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt, und ein uneingeschränktes Vertrauen nicht ausschließt.

Wie oft nenne ichs nicht in Gedanken ein Unglück, oder doch einen unangenehmen Umstand meines Lebens, daß ich nicht an dem Orte seyn kann, wo Sie leben? Wie sehr gern wollte ich gehalten seyn, Ihnen von allen meinen Gedanken Rechenschaft zu geben, Sie zum Richter über alle meine Handlungen zu machen! Wie wollte ich Sie um vielerley fragen, und mit begieriger Aufmerksamkeit den weisen Unterricht von Ihren Lippen hören! Ihre liebreichen Lehren und die stillschweigende Vorschrift Ihres Beyspiels würden mich noch mehr unterweisen, wie ich Ihres Beyfalls würdiger werden könnte; es würde mir noch leichter werden, und ich könnte etwa Gelegenheiten finden, Ihre Gewogenheit besser zu verdienen, und vielleicht würden Sie dann noch mehr mein Freund seyn, als Sie itzt sind. Sie würden (ja, lieber Herr Professor, ich weis es, ich weis es, daß ich lau-

ter vergebliche Dinge rede; aber lassen Sie mich sie nur ausreden; es läßt sich so hübsch denken, was da alles geschehn würde, und ich schreibe Ihnen so gern, was ich gern denke) — — Sie würden, sage ich, sehn, daß, ob ich wohl Ihre Gütigkeiten unter allen, denen Sie welche erweisen, am wenigsten verdienen mag, ich doch gewiß zu denen gehöre, die am meisten geschickt sind, sie zu verstehn und zu empfinden. Keines von Ihren Worten geht bey mir verloren; ich zergliedre so zu reden Ihre Gedanken. Ich fühle das Große, das Christliche, das Rührende, die Herablaßung, die Güte — zum Beyspiel: ich empfinde es ganz wie gütig es von Ihnen ist, daß Sie nachrechnen, wie viel Zeit ohne Brief an mich verstrichen; ja, noch mehr — o mein liebster Herr Professor, wie sehr beschämen Sie mich! wie wenig verdiene ichs! — daß Sie sogar Sich einigermaßen zwingen, und die heitere und willige Stunde nicht erwarten, auf die Sie hofften. O daß doch alle Ihre Stunden heiter wären! Nur Ihrentwegen wünsche ichs; denn der Brief, der liebe, schöne, in einer unwilligen umwölkten Stunde geschriebene Brief, hat so wenig Unwilliges und Düsteres an sich, daß ich mein ganzes Leben durch, lauter solche Briefe lesen, und demjenigen, der sie mir geschrieben, aufs freudigste und eifrigste dafür danken wollte.

Endlich, hochzuehrender Herr Professor, wenn Sie etwa dem Herrn Bruder die Mühe machen sollten, mein Geschwätz zu lesen, so erlauben Sie gütigst, daß ich hier, ehe ich schließe, die Gelegenheit ergreife, Demselben meine Ehrerbietung und größte Dankbarkeit für die besondere Gewogenheit zu bezeugen, aus welcher er mich mit seiner guten Meynung beehret, und meinen besten Herrn Professor in der Seinigen bestätigt hat. Erhalten Sie mir dieselbe, gütiger Herr Ober-Post-Commissarius: ich werde mich bestreben, sie zu verdienen.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Meine Eltern

empfehlen sich Ihnen und dem Herrn Bruder gehorsamst. Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

249.

An Caroline Lucius.

L. d. 25. Febr. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Es ist vielleicht eben so gut, daß Sie nicht mit mir an Einem Orte zugleich wohnen. Ich würde gewiß verlieren, nicht weil ich das gar nicht bin, wofür Sie mich aus gutem Herzen halten, sondern weil Sie mich in der Ferne für viel besser halten, als ich bin, und sich das von mir denken, was man sich gern an Personen denkt, die man hochhält. Und Sie, meine Correspondentin, würden wenigstens von dem lebhaften Eindrucke etwas verlieren, den meine Briefe und Schriften itzt auf Ihren Charakter machen. Gehn Sie nur den Weg, auf dem Sie so glücklich fortgerückt sind, immer freudig fort. Es ist der Weg des stillen Verdienstes, der zur Zufriedenheit führt, und Sie zu einem der besten, nützlichsten und liebenswürdigsten Frauenzimmer machen wird, das unser Vaterland noch gesehn hat. Haben Sie ja die Beyspiele nicht immer in der Nähe, die sich Ihr edler Eifer wünscht; nun wohl gut:

Wenn ungewiß bey meiner Pflicht ich wanke,
So stärkt mich oft der mächtige Gedanke:

Was thät dein Freund bey dieser Pflicht?
Verfahre so, als wär er selbst zugegen!
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen,
Und der erst wankte, wankt itzt nicht.

Sie fürchten sich immer vor Ihren Fehlern; ich auch, mein gutes Kind. Aber mir fällt bey solchen Gelegenheiten auch immer der Gedanke eines sehr frommen Mannes ein: „Vor meinen Fehlern, sagte er, fürchte ich mich nicht sehr, diese machen mich behutsam und demüthig; aber vor meinen Tugenden fürchte ich mich weit mehr, diese machen mich leicht stolz.“

Ich weis, daß Sie auch an meinen kleinen Angelegenheiten Theil nehmen, darum will ich Ihnen hier ein Paar Briefe beylegen, die Sie nicht ungern lesen werden. Der eine, von meinem Bruder, dem Bergrathe in Freyberg, wird Ihnen sagen, daß ich eine neue Ursache hätte, nach Dresden zu reisen. Ob ich reisen werde? Ich zweifle sehr daran, und eben wegen dieses neuen Beweggrundes mehr als jemals. Der Hof und die Studierstube sind gar zu verschiedne Oerter. Der Brief des österreichischen Hauptmanns wird Ihnen wegen seiner treuherzigen Schreibart und der Achtung für meine Schriften und meine Vaterstadt gefallen. Leben Sie wohl, liebste Mademoiselle, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester von mir auf das Beste. Itzt erinnere ich mich auch, daß ich Ihr Präsent noch nicht trage. Das ist freylich nicht sehr galant; aber ich will mirs zu den Feyertagen gewiß lassen zurechte machen, und Ihnen alsdenn noch einmal dafür danken.

Gellert.

Warum frankiren Sie Ihre Briefe an mich? Das ist nicht recht.

250.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 5. März 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Es ist freylich sehr gut, daß wir uns die Abwesenheit unsrer Freunde einigermaßen dadurch ersetzen können, daß wir sie zu unserm zweyten Gewissen machen, wie Grandison seinen Bartlett nennt. Ich denke, ich will es auch thun; aber, liebster Herr Professor, Sie müssen mich dessenungeachtet manchmal darüber murren lassen, daß Sie so weit von mir sind. Ich habe zuweilen meine Freude daran, so wie ich mich zu einer andern Zeit vergnüge, daß Jemand ist, den ich nicht von Person kenne, dem ich nicht bekannt bin, und der dennoch mein Freund ist, und wohl mehr mein Freund ist, als alle die andern, die ich mehr kenne. Sie haben wohl auf gewisse Art recht; allein wenn es auch zehnmal eben so gut wäre, daß ich hier in Dresden sitze, und Sie dort in Leipzig, dreyzehn Meilen von mir entfernt sind, so können Sie es doch von mir nicht verlangen, daß ichs Ihnen nachsagen soll. Ich habe es alles überlegt: ich, und nur ich allein, könnte etwas dabey verlieren; aber was heißt das? ich allein würde auch viel dabey gewinnen; daran denke ich immer, und niemals an das, was ich verlieren könnte.

Aber ist es nicht erbärmlich, daß wir uns auch vor unsern Tugenden fürchten sollen? Ich hätte wohl Lust, Ihnen meine Gedanken davon zu sagen, wenn ichs wagen dürfte. Und warum sollte ichs nicht? Wenn ich sie einmal denke, und wenn ich sie Ihnen gesagt hätte, wie ich gewiß ohne Bedenken würde gethan haben: warum sollte ich mich fürchten, sie Ihnen zu schreiben? Ich will nur allemal thun, als wenn ich mit Ihnen redete. Werden Sie nur nicht unwillig auf mich, gütiger Herr

Professor, ich muß eine Frage aufwerfen: Ist nicht schon Stolz dabey, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr bewußt seyn, daß ich sehr fromm und besser, als andere, bin? Denn gemeiniglich, sagt man, entsteht unser Stolz aus der Vergleichung, die wir zwischen uns und andern anstellen, weil wir nur vergleichungsweise gut sind. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, mir gefällt die Furcht vor den Fehlern besser. Sie scheint mir natürlicher und auch demüthiger zu seyn, und vielleicht ist Demuth und Behutsamkeit eben sowohl eine Folge von der Furcht vor unsern Fehlern, als von den Fehlern selbst.

Viel, vielmal danke ich Ihnen, hochzuehrender Herr Professor, für das Vergnügen, so Sie mir durch die gütige Mittheilung der beyliegenden zwey Briefe verschafft haben. Indessen bin ich mit des Herrn Bruders seinem nicht halb zufrieden. O wenn der Herr Bergrath mein Herr Bruder wäre, er hätte mir das Alles viel umständlicher und weitläuftiger beschreiben müssen, wenn er mir hätte genug thun wollen. Zudem hat er Sie auch gar nicht gebeten, er hat Ihnen gar nicht ein Bißchen zugeredet, daß Sie doch der Churprinzessin den Gefallen erweisen möchten. — Wollen Sie es denn wirklich nicht thun? O gewiß Sie thun es! — „Hof und Studirstube" — Was will das sagen? das ist einerley. Sie kennen doch die Churprinzessin schon sonst? — Sie soll eine so gute Dame seyn. Alle Welt ist hier voll von ihrem Lobe. Sie spricht mit allen Leuten so gutherzig — recht vertraulich. Ich bilde mir ein, sie werde eben so erfreut über Sie seyn, als es Ihre Frau Schwester über den Hauptmann gewesen seyn wird. Ihr Hof, spricht man, ist gar nicht wie andre Höfe. Freylich ist er deswegen keine Studirstube; das will ich damit nicht sagen. Aber es sind sonst in Dresden Stübchen, in denen man schon so viel studiren kann, als sich studiren läßt, wenn man nicht zu Hause vor seinen

Bücherschränken und Schreibepulten sitzt. In Gasthöfen aber, das glauben Sie mir, lieber Herr Professor, giebts keine solche stillen Stübchen; allein ich will mir die Freyheit nehmen, Ihnen eine Addresse zu geben. Auf der breiten Gasse (es ist die stillste, einsamste Gasse in der ganzen Stadt) im Wiedemannischen Hause (es wohnen lauter stille, eingezogne Leute in dem Hause, und der Wirth ist siebenzig Jahr, ein Mann, den wir sehr lieb haben) drey Treppen hoch, da würden Sie recht ruhig und stille seyn können. Es sieht Sie niemand, und Sie sehen auch niemanden, wenn Sie nicht wollen. Es wohnt niemand gegen über, als ein Mann, — der stört Sie nicht, — der sieht nur, wenn er ja ans Fenster kömmt, durch ein Sehrohr nach dem Himmel *); und es wäre überhaupt aus vielerley Ursachen, die ich jetzt nicht anführen will, sehr hübsch, wenn Sie da Ihre Wohnung zu nehmen belieben wollten.

Der Brief des Hauptmanns gefällt mir sehr wohl, und gewiß besser, als er allen andern Leuten gefallen kann. Warum? Das werden Sie sehr leicht errathen. Es ist bey allem dem ein großes Glück für Sie, bester Herr Professor, daß nicht die ganze halbe Welt, von der Sie, wie der Hauptmann mit Recht sagt, verehrt werden, aus lauter solchen Leuten besteht, wie der Hauptmann und noch jemand, den ich nicht gern nennen will, und daß es vielleicht noch viel kleine Organisten darinnen giebt. Ich ärgere mich über mich selbst (ich will es nur gestehen, daß ich von mir selbst rede), daß der Hauptmann mehr Blödigkeit hatte, als ich, und daß ich mich keines Augenblicks erinnern kann, in welchem die Geschichte vom kleinen Organisten auf mich paßt.

O ich bitte Sie um alles, liebster Herr Professor, danken Sie

*) Anspielung auf den in diesen Briefen oft vorkommenden Herrn Zeis, der sich in Nebenstunden, doch blos als Dilettant, mit Astronomie beschäftigte. Ebert.

mir nicht noch einmal für mein Präsent, wie Sie es nennen. Ich würde es Ihnen nicht abschreiben können.

Von meinen Eltern und meiner Schwester viel und große und gehorsamste Empfehlungen. Und von mir nehmen Sie mit Ihrer gewöhnlichen Gütigkeit die Versicherung, daß ich mit unveränderlicher Ehrerbietung lebenslang bin

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

---

251. (92.)

d. 22. März 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der allgemeine Ruhm, den Sie erlanget haben, in der That das menschenfreundliche Herz zu besitzen, das man aus allen Ihren Schriften so deutlich hervorleuchten sieht, macht mich so kühn, ob ich Ihnen wohl gänzlich unbekannt bin, dennoch an Sie zu schreiben; ja ich bin so sehr von dem Ihnen eignen edelmüthigen Bestreben, Ihre Nebenmenschen zu belehren und zu bessern, überzeugt, daß ich dieses gütige und großmüthige Herz, welches ich an Ihnen verehre, zu beleidigen glauben würde, wenn ich mich wegen meines Unterfangens sehr entschuldigte, zumal wenn Sie gesehen haben werden, daß es nichts Geringers betrifft, als die Beruhigung meines Herzens. Ich gestehe aber offenherzig, daß ich sehr verlegen bin, Ihnen mein Anliegen auf eine deutliche Weise, und in der gehörigen Ordnung der Gedanken, vorzutragen; doch mein Vertrauen auf Ihre gütige Nachsicht läßt mich hoffen, daß Sie mir alle Fehler dieser Art ver-

zeihen werden. Um Ihnen die Zweifel zu entdecken, die mich über mein Herz und meinen Charakter beunruhigen, sollte ich Ihnen zuförderst Beides genau abschildern; ich will es versuchen.

Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleidens und der Empfindlichkeit anzunehmen, dabey aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart ist biegsam, nachgebend, ich verehre und schätze Verdienste, wo ich sie auch finde. Das Lesen guter und nützlicher Bücher ist mein liebster und angenehmster Zeitvertreib, und ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last seyn. Eine rührende Stelle, große und edle Empfindungen, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührende Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann, und belehren mich dadurch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und Temperaments. Ich stelle mir die Gefahren und die Schwachheiten, denen ein solcher Charakter unterworfen seyn muß, ohne sie zu kennen, so lebhaft vor, daß ich davor erzittere. Die Ursache dieser beunruhigenden Vorstellungen ist wohl hauptsächlich diese: Ich bin von Kindheit auf in der größten Einsamkeit erzogen worden. Meine Aeltern habe ich frühzeitig verloren, und die Verwandten, bey denen ich mich seitdem befinde, lieben mich zwar herzlich, und besitzen selbst viel liebenswürdige Eigenschaften, halten aber doch, ich weis nicht, ob aus Vorurtheilen oder Stärke des Geistes, eine zärtliche Freundschaft und edle Empfindungen für romanhaft, eine vergoßne Thräne über die leidende Tugend einer Clarissa, oder über die rührende

Geschichte der frommen Clementine, für strafbar, und überhaupt ein empfindliches Herz für gefährlich. Ich weis dieses zum Theil nur aus allgemeinen Gesprächen; denn ich hüte mich so viel als möglich, bey der Kenntniß, die ich von ihrer Denkungsart habe, ihnen meinen wahren Charakter sehen zu lassen. Wie unangenehm mir aber unter einem solchen steten Zwange das Leben fällt, werden Sie, theuerster Herr Professor, selbst am besten schließen können. Und dieses ist dennoch die Lebensart, die ich nun schon so lange führe, als ich angefangen habe, vernünftig zu denken, ohne ein freundschaftliches Herz um mich zu haben, mit dem ich meine Empfindungen theilen könnte. Meine liebste Freundinn hat der Tod schon vor einigen Jahren in eine bessere Welt versetzet, und eine andere ist seit ihrer Verheirathung kaltsinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundschaft bestehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdische Glückseligkeit in die Freundschaft gesetzet habe: so werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine solche für mich möglich sey, auch nicht bey Veränderung meines Standes; ja ich sehe alle die Unruhen, die Beängstigungen voraus, denen mein allzuempfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgesetzet seyn würde. Dieses alles zusammen (ich muß es zu meiner äußersten Beschämung gestehen) macht mir das Leben so verhaßt, daß mich nichts so sehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bey einer so dauerhaften Natur, als ich besitze, ein langes Leben bestimmt haben möchte. Ich weis, wie sehr ich mich dadurch an dem gütigen Gott durch Undankbarkeit versündige; allein ich kann mir doch auch nicht vorstellen, daß eben dieser liebreiche Gott, der den Trieb, unsern Zustand immer vollkommner zu machen, in unser Herz gelegt hat, sich dadurch beleidiget finden sollte, wenn man sich wünschet, je eher je lieber dieses Standes der Unvollkommenheit entledigt und ewig glücklich zu werden. Nun, hochzuehrender Herr

Professor, habe ich Ihnen so gut als es mir hat gelingen wollen, mein ganzes Herz mit allen seinen Fehlern und Schwachheiten entdeckt. — Aber aus eben dieser Ursache kann ich mich nicht überwinden, dem Namen nach von Ihnen gekannt zu seyn. Entschuldigen Sie daher meine Freyheit, daß ich Ihnen denselben verschweige. Demungeachtet verspreche ich mir von Ihrer Gütigkeit, daß Sie mir aus Mitleiden und Menschenliebe antworten, und mich belehren werden, welches die Gefahren sind, vor denen ich mich am meisten zu hüten habe, und ob ich mich in meinen Begriffen von der Freundschaft und wahren Glückseligkeit geirret. Ich weis wohl, daß ich mir alles dieses aus Ihren und anderer vortrefflichen Männer Schriften selbst beantworten könnte; allein, ein unmittelbarer Unterricht macht doch jederzeit einen stärkern Eindruck, und in öffentlichen Schriften findet man doch immer viele Abweichungen der allgemeinen Charaktere gegen den seinigen ins besondre, und zu dem, wofern ich sie nicht gänzlich unrecht verstehe, so bestärken mich alle diese theuern Männer nur noch mehr in meiner Meynung. Um aber Ihre Gütigkeit nicht allzusehr zu mißbrauchen, will ich Sie nur noch um Verzeihung aller meiner Fehler und Freyheiten ersuchen. Haben Sie nur die Güte und bestimmen dem Boten, in wie vielen Tagen oder Wochen, nach Ihrer eigenen Bequemlichkeit, er wieder bey Ihnen nach der Antwort fragen soll. Sie mögen nun aber meine Bitte statt finden lassen, oder nicht, so bin ich doch nicht weniger mit aller ersinnlichen Hochachtung

Ihre

ganz ergebenste Dienerinn,
und beständige Verehrerinn
* * von * *

Digitized by Google

252. (93.)

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

L. d. 22. März 1762.

Gnädiges Fräulein!

So viel ich urtheilen kann, entspringt Ihre Traurigkeit, über die Sie klagen, theils aus Ihrem guten und empfindlichen Herzen, theils aus der Einsamkeit, in der Sie von Jugend auf leben, und theils aus den Büchern, die Sie lieben, und so gern und oft lesen. Eine Traurigkeit von dieser Art erschreckt mich nicht, und darf Sie auch nicht erschrecken; allein so gut sie in Ansehung ihres Ursprungs ist, so kann sie doch durch die Länge der Zeit sehr beschwerliche Folgen für Sie haben. Arbeiten Sie ihr also entgegen, theuerstes Fräulein, und halten Sie es für Ihre größte Pflicht, und für den herrlichsten Sieg, diese Feindinn Ihrer Ruhe zu überwinden, es koste auch was es wolle. Erinnern Sie sich daher täglich, und besonders mit dem Anfange des Tages, an die so wohlthätige Pflicht der Zufriedenheit und der Ergebung in den göttlichen Willen. Sagen Sie zu sich selbst: „Warum bist du traurig oder unruhig? „Deine Religion, die dir Gott gegeben hat, befiehlt dir die „Freude, und ist dir zur Ruhe der Seele gegeben. Alles also, „was dich bey deiner Tugend zur Traurigkeit und Schwermuth „führen will, muß dir nothwendig verdächtig seyn. Sey nicht „traurig — du sündigest an dir selbst — du versündigest dich an „der Tugend und Frömmigkeit, weil Andere aus deinem Bey„spiele schließen werden, daß sie das Herz traurig und nieder„geschlagen mache — du versündigest dich an dem Herrn deines „Lebens; denn Unzufriedenheit ist eine Art des Undanks, den „wir begehen, ohne daß wirs wissen und wollen. Denke doch „an das Gute, das du vor so vielen Andern genießest, — an

„das blühende Leben deiner Jugend, an deine Gesundheit, an „den Schlaf, der dich erquicket, an die Bequemlichkeit deiner „Umstände, an die wohlzubereitete Mahlzeit, die täglich auf „dich wartet, an das Glück, den Verlust liebenswürdiger Ael- „tern durch liebenswürdige Verwandten ersetzt zu haben. — „Denke an die Güter deiner Seele, an deinen fähigen Verstand, „an dein fühlbares Herz, an die Glückseligkeit eines ruhigen „Gewissens, die mehr ist, als das Leben selbst; und endlich „denke immerdar an den liebreichen Geber aller dieser Güter und „Vorzüge, und daran, daß noch eine ganze Ewigkeit zu deiner „immerwährenden Freude auf dich, nach seiner unendlichen „Gnade, wartet. Ist es möglich, daß dir das Leben eine Last „seyn kann, wenn du alles dieses überlegst?

„Zerstreue also deine finstern Gedanken, und unterdrücke deine „schwermüthigen Empfindungen. — Du findest die Freundinn „oder den Freund nicht, wie du ihn wünschest. Aber suchest du „nicht vielleicht eine vollkommne Freundschaft, die nur „in Gedanken möglich ist; die in dem Buche zwar durch Nach- „ahmung, aber darum nicht zur völligen Erreichung so schön „abgebildet wird? Duldet Gott die schwachen Menschen, so „dulde auch den unvollkommnern Freund, und wenn du besser „bist, als Andre, so trage und verbessere die Fehler der andern, „die du zu deinem Glücke nicht hast. — Die Glückseligkeit in „diesem Leben besteht nicht darinne, daß alle deine erlaubten und „guten Wünsche erfüllt werden müssen, sondern darinne, daß „du dich bemühst, so gut, so weise, so nützlich, so ruhig zu „werden, als du nach der Vernunft und der Offenbarung wer- „den sollst. — Sey geduldig; diese Tugend sollst du eben zu „deinem Glücke hier auf Erden lernen und üben. — Sey getrost; „Gott wacht über die Schicksale derer, die auf ihn vertrauen, „besonders. — Sey froh in dir, denn Gott giebt uns mehr „Gutes, als wir in Ewigkeit ihm verdanken können."

Aber diese Betrachtungen, gnädiges Fräulein, dringen nicht allezeit gleich stark in uns ein; sie weichen auch bald wieder aus unsrer Seele, wenn wir schon einen Hang zur Traurigkeit haben. Entfernen Sie also alles das, was die Traurigkeit nährt und unterhält.

Mein erster Rath ist: Lesen Sie weniger. Ihre Clarissa und Ihr Grandison sind vortreffliche Bücher, aber Ihrem Herzen scheinen sie nachtheilig zu seyn. Nehmen Sie also künftig lieber bloß historische, bloß moralische, physikalische Bücher zur Hand.

Zweytens: Meiden Sie die Einsamkeit, so viel Sie können, wenn es Ihnen gleich sauer wird. Machen Sie sich kleine nützliche Geschäfte, die sich für Ihren Stand und Ihr Geschlecht schicken. Haben Sie keine bestimmte Arbeit, so arbeiten Sie zum Besten der Armen, was Ihrem Charakter am anständigsten seyn mag. Die Kenntniß und Besorgung des Hauswesens ist eine rühmliche Pflicht des schönen Geschlechts; und das Haus weislich regieren helfen, ist besser, als die schönsten Bücher lesen, und keine häuslichen Pflichten besorgen. Die Bewegung und Veränderung, zumal im Freyen, ist nicht bloß Arzney für den Körper, sie heitert auch unser Gemüthe auf.

Drittens rathe ich Ihnen: Lassen Sie sich ja nicht die Furcht, unglücklich zu wählen, einen Ekel vor der Ehe überhaupt erwecken. Die Gefahr dieses Standes ist groß, gnädiges Fräulein; aber es giebt doch noch gute und liebenswürdige Männer, wenn es gleich keinen Grandison giebt; und endlich wer hat diesen Stand eingesetzet? Lesen Sie ja, wenn ich bitten darf, was die Frau von Beaumont in dem Magazine für erwachsene Frauenzimmer von diesem Artikel sagt. Sie verdient in dem gegenwärtigen Falle mehr Glauben, als das, was Männer darüber sagen können. Sollte für eine liebenswürdige und edelgesinnte Person Ihres Geschlechts

nicht auch ein liebenswürdiger und edelgesinnter Mann vorhanden seyn? Und wenn ers noch nicht genug wäre, kann ers nicht durch die Hülfe einer tugendhaften Liebe noch mehr werden? Fassen Sie also Muth, gnädiges Fräulein! Die Religion und Ihre eigne vortreffliche Einsicht, von der mir Ihr Brief ein Beweis ist, werden Ihnen genug Mittel wider die Traurigkeit darbieten. Gebrauchen Sie dieselben täglich, und Sie werden täglich ruhiger und zufriedner werden. Gott gebe Ihnen dieses Glück! Und von wem sollen wir das größte Gut des Lebens, Zufriedenheit und Ruhe der Seelen, mehr hoffen und bitten, als von dem Gott alles Trostes und dem Vater der Barmherzigkeit, der die Menschen so unendlich liebt? Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung

G.

N. S. — Noch ein Wort, gnädiges und theuerstes Fräulein! Auf der letzten Seite Ihres mir so schätzbaren Briefs steht eine Stelle, die mich beunruhiget. „Ich kann mir doch auch „nicht vorstellen, sagen Sie, daß der liebreiche Gott sich dadurch „beleidigt finden sollte, wenn man sich wünschet, je eher, je lie„ber, dieses Standes der Unvollkommenheit entledigt und ewig „glücklich zu werden." Wenn Sie dazu die Einschränkung setzen: wofern es ihm und seinen heiligen Absichten gefallen sollte — so ist dieser Wunsch des Todes ein christlich edler, hoher und seliger Gedanke. Außerdem erfordert es unser Gehorsam und die Liebe gegen Gott, daß wir es uns auf dieser Erde, auch unter den Widerwärtigkeiten, Leiden und Schwachheiten dieses Lebens, so lange gefallen lassen, als er, der Herr unserer Tage, der Herr über Leben und Tod, uns nicht selbst abruft. Diese Stimme: Kommt wieder Menschenkinder! sollen wir mit einer heiligen Gelassenheit und täglichen Bereitschaft erwarten. „— Eins (sagt dü Moulin in seinem Buche von

dem Frieden der Seele) „eins soll uns Anlaß geben,
„Welt mit guten Augen anzusehen, weil nämlich die Erde
„Ort unsers Aufenthalts ist, ehe wir in den Himmel eingel
„und weil alles, was uns auf diesem Wege begegnet, uns da
„zu treiben dienet. Alle Geschöpfe, die durch die Sünde n
„verderbt sind, leiten uns zu Gott; und es ist keines u
„ihnen so böse, das uns nicht Anlaß gebe, unsre Gedanken
„ihm zu erheben. Allen denen, die ihn lieben, lachet die Na
„freundlich zu; Gottes Wohlthaten und Güter umgeben u
„sein Gesetz unterweiset uns, und seine Verheißungen trö
„uns. Er leitet uns mit seinem Geiste, und bedecket uns du
„seine Vorsehung. Er zeiget uns den aufgesteckten Preis
„Ende des Schrankens. Durch diese Mittel fällt uns die W
„so verdrießlich nicht. — — Und wenn wir mit einem wo
„bedachten Urtheil dasjenige, was gut und böse in ihr ist,
„wägen: so nehmen wir wahr, daß wir es besser darinne hab
„als Andre, und daß das Leben nicht allzuböse sey, weil es
„Weg ist, der uns zu Gott führet."

Wollen Sie ferner an mich schreiben, gnädiges Fräulein, wird es meine große Pflicht seyn, Ihnen zu rathen und zu d nen, so viel ich kann und weis. Sie können Ihren Namen au künftig verschweigen, damit Sie unbesorgter schreiben.

253.

An Caroline Lucius.

L. d. 29. März 1762.

Liebste Mademoiselle!

Der fromme Mann mit seiner Tugendfurcht hat also, w Sie meynen, nicht sogar Recht; und ich fürchte, er hat se

Recht. — „Ist nicht schon Stolz dabey," spricht Ihr Brief, „wenn ich mich fürchte: meine Tugenden möchten mich stolz „machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr bewußt seyn, daß „ich sehr fromm und soviel besser, als andere, bin?" — — Warum sollte das schon Stolz seyn, gute Correspondentin, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Es ist in einem guten Herzen, was es ist; eine Besorgniß, die sich auf gar zu gute Erfahrungen gründet: auf die Gewißheit, daß wir uns bey unsern Tugenden gern zu sehr gefallen, und unsern Kräften zu viel zutrauen. Wir sollen uns also freylich nicht sowohl vor unsern Tugenden, als vor der Eigenliebe und dem Stolze fürchten, die unsre Tugenden überall begleiten, und von ihnen Gelegenheit nehmen, uns sicher oder schläfrig zu machen. — Bewußt seyn darf ich mirs wohl, daß ich fromm bin, auch sehr fromm, und besser, als andre; das ist der Stolz nicht. Wenn es wahr ist, daß ich so beschaffen bin, und ich sehe meine Vorzüge, Gaben und Tugenden für das an, was sie sind, für unverdiente Geschenke und Gnaden der Vorsehung, so bin ich demüthig, wenn gleich mein Herz den Ausspruch thut, daß ich besser bin, als tausend Andre. Aber weil wir so leicht in dieser Vergleichung mit andern irren können, so ist es sichrer und eine Pflicht, sich lieber geringer, als andre, und andre höher, als sich, zu schätzen. Wenn wir hingegen noch so bescheiden von unsern Tugenden urtheilen und sie als unser eignes Werk ansehen, so sind wir stolz, und lassen uns von unserm Herzen belügen. Wir können daher andre, es sey nun mit Wahrheit oder aus Irrthum, weit über uns in Gedanken setzen, uns gegen sie für klein achten, und doch auf das wenige Gute, das wir an uns antreffen, eben so herzlich stolz seyn, als andre auf ihre großen Verdienste. Müssen wir uns endlich prüfen, und uns selbst erkennen, so dürfen und müssen wir auch unsre Tugenden er-

kennen, und damit sie uns nicht stolz machen, so müssen wir sowohl auf ihre Mängel sehen, die unser Werk sind und die wir nicht gern sehen, als auch auf unser Unvermögen bey aller unsrer Tugend, damit wir die Quelle des Guten nicht aus den Augen verlieren und eben dadurch unser Gutes selbst. Liebste Correspondentin, die Sache, die ich Ihnen auf diesen zwo Seiten gesagt habe, mag wohl wahr seyn, aber um schön gesagt zu seyn, sollte sie nur eine halbe Seite einnehmen. Vergeben Sie es meinen Krankheiten und Berufsarbeiten.

Zugleich sende ich Ihnen wieder einen Brief von fremder Hand, nebst meiner Antwort zum Durchlesen, theils um Ihnen mein Vertrauen und meine Freundschaft zu beweisen, und theils, um Sie mit dem Charakter des ungenannten Frauenzimmers bekannt zu machen. Dieses Fräulein, die ich beklage, ist sowohl des Mitleidens einer guten Lucius, als auch ihres Briefwechsels werth, und vielleicht könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beytragen. — Aber lassen Sie diese Briefe, ich bitte Sie herzlich, ja nicht in fremde Hände kommen. Sie wissen die Ursachen nur zu gut, die mich zu dieser Aengstlichkeit bringen.

Leben Sie wohl, meine liebe Freundin, und grüßen Sie Ihre werthen Eltern und Ihre gute Schwester gehorsamst und freundlichst von mir.

Gellert.

N. S. Bald hätte ich das bequeme Logis vergessen, das Sie mir angewiesen haben. Es scheint recht für mich gemacht zu seyn, und dennoch zweifle ich sehr, ob ichs bald beziehen werde. Indessen heben Sie es so lange für mich auf, als es möglich ist, und bezahlen Sie die Miethe immer auf ein Jahr voraus.

254.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 1. Mai 1762.

Ich betete, da ich Deinen letzten Brief gelesen hatte, mit den Worten der Kirchenfürbitte: Gieb ihr, o Gott! christliche Geduld, stärke ihren Glauben u. s. w. Ja, liebe Schwester, Euer Leiden ist groß, ich fühle es vor den meinigen nicht genug; aber ich glaube, daß Ihr mit mehr Kraft und Stärke des Geistes traget, als ich. Wir wollen für einander beten, einander trösten, und uns bemühen, durch Stillseyn und Hoffen stark mit Gott zu werden. Die Elenden suchen Wasser, und ist nichts da. Ihre Zunge ist verdorret vor Durst. Ich der Herr will sie erhören. Ich der Gott Israel will sie nicht verlassen. Diese Stelle, die mir unlängst bey dem Lesen der Bibel aus dem Esaia, Cap. 41, 17. in die Augen fiel, ist mir in dieser Woche, in der ich viel harte Stunden gehabt habe, oft ein Schild und Trost geworden. Auch Arndt in seinem andern Buche, ungefähr vom 43. Capitel an, hat uns viel Trost gesammelt. — — Gott stärke Euch, und segne alle die Unsrigen.

G.

255.

An Caroline Lucius.

L. d. 15. Juni 1762.

Liebste Mademoiselle!

In der That haben es alle meine Correspondenten leichter, als Sie, und dieses nicht blos aus den sehr wahren Ursachen,

die Sie angeführt haben *). Nein, ich will billig seyn, und Ihnen noch etliche nennen, die Sie entweder nicht haben wissen können, oder die Sie aus Bescheidenheit nicht bemerket haben. Niemand, ja Niemand, weder Mannsperson noch Frauenzimmer, schreibt so oft an mich, als Sie. Niemand schreibt auch so viel an mich, oder so lange Briefe, und Niemand schreibt mir endlich auch so schöne Briefe. Alle aber haben meistens mehr Inhalt und Materie zur Correspondenz, als meine Dresdner Freundin. Es ist wahr, die Fräulein Schönfeld schreibt treffliche Briefe, aber sie schreibt nicht oft und hat den Ausdruck im Deutschen nicht so sehr in der Gewalt. Endlich schreibt sie stets ernsthaft an mich. Die Fräulein Erdmuthe **) — ja, liebe Mademoiselle, die könnte auch eine große Nebenbuhlerin Ihres Verdienstes werden, aber es scheint nicht, daß sie es Ihnen so bald streitig machen wird, denn sie hat mir noch nicht auf meinen ersten Brief geantwortet. Ich habe es Ihnen, wo ich mich recht besinne, schon im Anfange unsrer Correspondenz gestanden, daß Sie bey derselben die Hauptrolle haben, und ich hingegen die leichte. Ich beantworte selten Ihre Briefe genau, und raube Ihnen also den Vorrath zu künftigen; oder, welches noch schlimmer ist, ich antworte gar nicht, bis Sie zum zweyten Male geschrieben haben. Und ich denke, in dieser traurigen Stellung stehen Sie itzt mit mir. Aber lassen Sie mich auch sagen, daß ich vor der Messe oft krank, nachher vier Wochen auf dem Lande mit einer Cur beschäftiget, und die übrige Zeit in Fahren und Reiten vertheilet gewesen, und endlich nunmehr wieder Docent und aller Menschen Correspondent und über dieses immer noch krank bin. Damit ich Ihnen indessen Materie zu einem Briefe, und mir mein eignes Vergnügen zugleich verschaffe, so schicke ich

*) (In einem Briefe v. 30. März: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, Nr. 45.)

**) (Vermuthlich die Verfasserin des Briefes Nr. 251.)

Digitized by Google

Ihnen ein kleines Gedicht an den Herrn Grafen Moltke und seine Antwort darauf. Schreiben Sie mir, wie Ihnen beydes gefällt: so habe ich einen Brief mehr von Ihnen, und Sie haben wenigstens keinen ganz undankbaren Inhalt. Daß ich auf die Poesie seit vielen Jahren keinen Anspruch mehr mache, und also auch nicht auf das Lob etlicher Zeilen, dieses habe ich Ihnen, was den ersten Punkt betrifft, schon bey andrer Gelegenheit gesagt, und den andern werden Sie mir schon zutrauen.

Also habe ich doch nach vielen Monaten wieder einmal an meine so liebe und beste Correspondentin, an meine vorzügliche Freundin in Dresden, an die gute Lucius geschrieben! Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester, auch Ihren Herrn Bruder.

Gellert.

Wie ich mich bey dem Gebrauche der Cur befunden habe? Recht erträglich, Dank sey Gott! recht erträglich, bis auf den letzten Tag. Der war hart, sehr hart, gleich einigen, die ich vor zwey Jahren in eben diesem Monate und in eben den Tagen desselben dulden müssen.

256.

Aus einem Briefe von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 29. Juni 1762.

. . . .

Es ist wahr, blos das Geschenk der Gesundheit scheint zu mangeln, um Ihren Zustand zu demjenigen Grade von Glückseligkeit zu erheben, dessen das menschliche Leben hier fähig ist, und Ihr würdiger junger Freund, Ihr Graf Moltke, und alle diejenigen, die mit ihm Gott um Gesundheit für Sie bitten, ha-

ben sehr Recht, wenn sie es auch in der Absicht thun, daß die Welt es erfahren möge, daß Gott auch schon in diesem Leben diejenigen segne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen, die Sie so gut kennen, als der Graf Moltke, wird daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Professor, mit den auserlesensten Glückseligkeiten gesegnet sind. Allein freylich, diese Glückseligkeiten, oder doch die besten derselben, sind von der Art, daß sie sogar über den Neid erhaben sind, und also den Augen der Wenigsten kennbar werden. Denn ist es nicht gewiß, daß schon ein gewisser Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt, einen Geschmack daran zu bekommen, und einen Wunsch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geschickt, diese Ruhe und diese Glückseligkeit zu verstehen, so würde sie bald die Gewohnheit verlieren, die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Menschen nach der Beschaffenheit seines äußerlichen Zustandes zu entscheiden, und sie würde einsehen lernen, daß bey dem größten Theile der sogenannten Glücklichen

— — — — — — si riduce
Nel parère a noi felici
Ogni la felicità.

Und hätte sie feine Empfindung genug, den Unterschied zwischen Beyfall und Beyfall, und Liebe und Liebe zu machen, so würde sie denjenigen höchst glücklich nennen, der, außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußtseyn seiner Tugend und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und sich freuen wird, gelebt zu haben, noch die Tugend anderer genießt, die sie ihm verdanken, und das Lob, das sie sich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entferntesten, glänzendsten Hoffnungen, die sie ihnen verspricht, mit ihnen theilet. — O Graf Moltke, wie würdig denken Sie des besten Mannes! — Vor dem Angesichte Gottes will er sich einst seines Lehrers, seines

Freundes, rühmen, und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! — —

> Ein strahlend Zeugen-Heer, um Gott für ihn zu danken,
> Von Gott ihn nun belohnt zu sehn!

Kann nicht der Mann, der außer der allgemeinen Liebe die besten Zuneigungen solcher Herzen besitzt, die einen eigenthümlichen, vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß sie ihn lieben, und durch die Art, womit sie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das Schätzbarste unter allen schätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und besessen werden können, sein Eigenthum nennen? — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerster Herr Professor, das Glück empfinden, in den Stand gesetzt zu seyn, sich den Herzen anderer auf eine solche Art theuer zu machen, daß die Gränzen des Lebens zu enge sind, ihre Dankbarkeit und Liebe zu fassen. — Wir alle, die wir glauben, haben Hoffnungen auf hohe Seligkeiten, aber Sie haben hier eine Hoffnung, dort eine Seligkeit mehr. In Ihren letzten feyerlichsten Augenblicken, wenn die Seele schon anfängt, sich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denken; dann wird die Vorstellung von der glorreichen Scene, die Ihrer wartet, nicht der geringste oder gleichgültigste unter Ihren Gedanken seyn. — Glücklicher Graf! auch Sie werden alsdann, vielleicht fern von ihm und Ihnen unwissend, etwas beytragen, die letzten Stunden Ihres Freundes heiterer zu machen. — — Wundern Sie sich nicht, bester Herr Professor, daß ich so lange und mit so vielem Vergnügen, dem Gedanken Ihres Todes nachhänge. Sie verdienen, so wie Menschen es verdienen können, (das muß ich dazu setzen; Sie sind viel zu groß, um es nicht gern zu sehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin,) das Glück, das Ihrer erwartet, und dieß Glück ist zu schön, als daß ich das Mittel nicht lieben sollte, das Sie dazu erhebt, auch selbst dann,

wenn es mich kränken wird. Sie selbst müssen sich darauf freuen, und diese Freude auf das zukünftige Leben ist eine eigne Annehmlichkeit des gegenwärtigen. Es ist also nichts Widersprechendes, wenn ich sage, daß ich mit einem lebhaften Vergnügen an Ihren Tod und an die Folgen desselben denken und dennoch mit dem größten Eifer um die Verlängerung Ihres Lebens beten kann. Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftigen Freuden des Genusses nicht verkürzt werden. Es bleibt allemal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Leben müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden der Hoffnung und Erwartung verlieren.

Der Inhalt, den Sie, gütiger Professor, mir verschafft haben, ist so wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demselben länger überließe. Erlauben Sie mir indessen nur noch, hier einer Art des ausgesuchtesten Vergnügens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht und der durch die großmüthigste Freundschaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarsten Empfindungen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, noch rührender gemacht worden, zu danken habe, indem er mich berechtiget, einen besondern Antheil an Ihnen und demjenigen, was Ihnen angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menschen gefunden, dessen Herz zum Gefühle einer allgemeinen Menschenliebe empfindlich gebildet gewesen, und der bey dem Gedanken, daß alle übrige Menschen mit ihm Ursprung, Wesen und Interesse gemein haben und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen und zu einerley Bestimmung erschaffen sind, fühllos geblieben? Es ist gewiß, daß diese Betrachtungen ein jedes Herz, das menschlich empfinden kann, auf die angenehmste Weise rühren müssen. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines solchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich

aus der Verbindung aller übrigen Menschen eine kleine Anzahl auszusondern, mit denen es ein besonderes Interesse, einige besondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinschaftlich theilt und ihnen deswegen näher anzugehen scheint; und dann Sie als das Band dieser engern Verbindung betrachtet. — Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen Moltke, des Grafen Moritz, des Fräulein Schönfeld und aller Ihrer Freunde bekannt machen können, ich würde mich ihres Werthes gefreuet und ihnen dazu Glück gewünscht haben. Allein zu wissen, daß ich ein besonderes Interesse mit ihnen theile, daß wir in Absicht auf dasselbe einerley Wünsche, einerley Pflichten, einerley Hoffnungen haben, zu wissen, daß wenigstens einmal des Tages unsere Gebete, im genauesten Verstande, einerley Inhalt haben, und dann die glückliche Phantasie höher zu treiben und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken oder für Sie anflehen, dieß, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die die allgemeine Menschenliebe in Ansehung ihrer erhöht, zärtlicher macht und meinen bessern Zuneigungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.

Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Inhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte blos Worte sind. Sie sehen indessen, liebster Herr Professor, ob ich den Inhalt zu brauchen gewußt habe, den Sie mir zu geben gütig genug gewesen sind. Welch eine Menge habe ich geschrieben! Und doch habe ich noch nicht gesagt, wie Ihr Gedicht und die Antwort mir gefällt. Ich will beydes schön nennen und dann nichts mehr davon sagen. Ich fühle es nur allzuwohl, daß ichs nicht bin, die Sie und diejenigen, so Ihrer werth sind, loben kann, und es ist mir auch genug, daß meine Empfindung so richtig ist, daß ich das wahre Schöne selten verkenne.

Meine Eltern empfehlen sich gehorsamst. Mein Bruder und

meine Schwester sind aufs dankbarste durch das sehr gütige A
denken gerührt, womit Sie dieselben beehren. Sie küssen Ihn
die Hände. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

---

257. (95.)

An einen Geistlichen der römischen Kirche in Böhmen.*)

L. d. 21. Juli 1762.

Je unerwarteter mir der Beyfall gewesen ist, mit dem Si
meine Schriften beehret haben, desto angenehmer hat er mi

*) Dieser Brief ist eine Antwort auf einen zwar sehr gut gemeynten aber ohne Erlaubniß seines Verfassers nicht druckbaren Brie eines böhmischen Geistlichen, der Gellerten sehr ernstlich zu römischen Kirche zu bekehren suchte Der Pater ** nimmt i demselben, nach vielen vorausgeschickten Lobeserhebungen de Gellertschen Schriften, und besonders seiner Lieder, die Gele genheit dazu von dem Liede über den thätigen Glau ben; fragt Gellerten: „Sind Sie denn ein Luthe „raner? Beynahe glaubte ich es nicht, wenn Si „nicht in Dero Vorrede des Herrn D. Luthers er „wähnt hätten." führet darauf aus den Schrifter Luthers und andrer Lehrer unsrer Kirche eine Menge abge rißner Stellen an, die, seiner Meynung nach, gerade das Ge gentheil des Gellertischen Liedes vom thätigen Glauben sagen sollen, im Grunde aber nur dem, in der römischen Kirche herrschenden Begriffe von den guten Werken und ihrer Verdienst- lichkeit, nachdrücklich widersprechen; bittet sodann Gott, daß er Gellerten vollends erleuchten wolle; und beschwört endlich diesen selbst bei seiner Seligkeit, zur römischen Kirche überzutre- ten, und diesen Wink der göttlichen Gnade, der bey seinem

seyn müssen; und ich danke Ihnen für denselben und für alle die Gewogenheit und Freundschaft, die Sie mir in Ihrem Briefe so aufrichtig bezeugen, auf das verbindlichste.

Was die Anmerkungen anlanget, die Sie mir in Ansehung des geistlichen Liedes, der thätige Glaube betitelt, gemacht haben: so kann ich Ihnen dreist und zuversichtlich antworten, daß der Inhalt dieses Liedes die einmüthige Lehre unserer Kirche ist; daß kein Mensch bey uns leugnet, daß der wahre Glaube nicht die Liebe Gottes, und durch die Liebe auch gute Werke hervor bringen müsse; daß der rechte Glaube aus zwo Eigenschaften erkannt werde, aus dem Vertrauen auf das unendliche Verdienst Jesu Christi, durch den wir allein gerecht und selig werden, und aus dem Gehorsame. Wir lehren ohne Ausnahme, nach den Wahrheiten der heiligen Schrift, daß die guten Werke, ob sie uns gleich nicht vor Gott gerecht und selig machen, dennoch als nothwendige Früchte aus dem wahren lebendigen Glauben folgen müssen, und daß der Glaube, der nach dem Ausspruche der Schrift, das Herz reiniget, und also die innerliche Heiligung der Seele wirket, auch die äußerliche Heiligkeit des Lebens und die Beobachtung der göttlichen Gebote wirket. Was Lutherus in denen, außer ihrem Zusammenhange angeführten Stellen, die Ihr Brief beybringt, gemeynet habe, das hat er an hundert andern Orten, und zwar so erkläret, wie es in meinem Liede steht. Halten Sie mich für einen rechtschaffnen Mann und Christen; so werden Sie mir zutrauen, daß ich hier nichts gesagt habe, als was ich für wahr nach meinem Gewissen halte. Indessen will ich zum Ueberflusse einige Stellen aus Luthers Schriften hersetzen, die seinen Sinn wegen des thätigen und lebendigen Glaubens erklären.

hohen Alter (er hielt ihn für einen Mann von sechzig Jahren) leicht der letzte seyn könne, ja nicht zu verachten. Anmerk. der Herausgeber. 1774.

In der Vorrede über die Epistel an die Römer: — „Es „ist ein lebendig, geschäfftig, thätig, mächtig Ding um den „Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht sollte ohne Un„terlaß Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu „thun sind; ehe man fragt, hat er sie schon gethan, und ist „immer im Thun.

„Wir lehren also, daß, Gott versöhnen, fromm machen, „Sünde tilgen, sey ein so hoch, groß und herrlich Werk, das „allein Christus, Gottes Sohn, thun müsse, und sey eigentlich „ein lauter bloß sonderlich Werk des einigen rechten Gottes und „seiner Gnade, dazu unsre Werke nichts sind, noch vermögen. „Aber daß darum gute Werke sollten nichts seyn, wer „hat das je gelehret oder gehöret? Ich wollte meiner Predig„ten Eine, meiner Lectionen Eine, meiner Schriften Eine, „meiner Vaterunser Eins, ja wie klein Werk ich immer ge„than, oder noch thue, nicht für der ganzen Welt Güter ge„ben, ja ich achte es theurer, denn meines Leibes Leben, das „doch einem jeden lieber seyn soll, denn die ganze Welt. Denn „ists ein gut Werk, so hats Gott durch mich und in „mir gethan. Hats Gott gethan, und ists Gottes Werk, „was ist die ganze Welt gegen Gott und sein Werk? Ob ich „nun wohl durch solch Werk nicht fromm werde, (so durch „Christus Blut und Gnade ohne Werk geschehen muß) dennoch „ists Gott zu Lobe und Ehren geschehen, dem Nächsten zu Nutz „und Heil, welches keines man mit der Welt Gut bezahlen oder vergleichen kann.“ Luth. Op. Tom. V. Ien. p. 282.

Mein Alter erstreckt sich zwar nicht so hoch, als Ihnen gesagt worden; denn ich bin erst seit wenig Tagen in mein acht und vierzigstes Jahr getreten; dennoch haben Sie sehr Recht, wenn Sie glauben, daß ich dem Tode sehr nahe bin, dessen Vorboten ich seit vielen Jahren an mir habe sehen müssen. Gott gebe, daß ich täglich durch Glauben und Gehorsam

mich zu einem seligen Tode vorbereite; und den hoffe ich in der Religion, in der ich leben und sterben werde, in der Religion der heiligen Schrift. Ich bin

G.

258.

An Caroline Lucius.

L. d. 23. Aug. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Herr Reich, der Compagnon der Weidmannischen Buchhandlung, mein Verleger und guter Freund, reiset nach Dresden und fragt mich, ob ich nichts an meine Correspondentin zu bestellen habe; denn er kennt Sie aus Ihrem ersten Briefe, den ich ihn um die Zeit, da ich ihn erhielt, bey einem Besuche habe lesen lassen, weil er ein Mann ist, der Verstand und Geschmack liebt und besitzt. Dieser Mann mag also immer die Freude haben, Ihnen einen Brief von mir zu überbringen, und zugleich eine kleine Meuble auf Ihre Toilette, die schon drey Jahre ungebraucht in meiner Commode gelegen hat, und zu der ich auf eine besondere Art gekommen bin. Ich gab um die gedachte Zeit einen Besuch bei etlichen Damen, die von dem Lande zur Messe herein gekommen waren, und, unbekümmert um ihre Hände, gab ich nur auf ihre Reden Acht, sprach das Nothwendigste, und ging wieder meinen Weg. Den Tag darauf fand ich das beygelegte Etui in meinem Rocke. Dieses ist die Geschichte des Etui. In der That weiß ich nicht gewiß, von wem sichs herschreibt; aber es ist doch höchst wahrscheinlich, daß es durch die Hände einer der erwähnten Damen in mein Kleid ist practicirt worden. Es mag also immer wieder in die Hände eines Frauen-

zimmers kommen, in denen es am besten aufgehoben ist. - Schriebe ich noch Bücher, liebe Mademoiselle, so würde ich I: nen freylich lieber ein Buch von mir als die Meuble eines G lanteriehändlers schicken; allein da ich keine Bücher mehr schrei und Ihnen also kein proportionirlich Gegengeschenk für Ih Manschetten machen kann, so können Sie ja leicht ein mir hein lich gemachtes Präsent unter der Bedingung von mir annehme daß Sie mir den größten Gefallen dadurch erweisen. Nun soll ich noch Ihren langen und schönen Brief vom 29. Junius be antworten, aber wie viel würde ich von mir selbst reden müsse wenn ich ihn aufrichtig und genau beantworten wollte, und wi oft würde ich sagen müssen: Das ist zu viel Gutes von mir ge sagt und Das auch —! Ich will Ihnen also lieber danken, al antworten. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, un schreiben Sie mir bald, daß Sie wohl leben. Ich bin stets

Ihr verbundenster Freund und Diene
Gellert.

259.

An dieselbe.

L. d. 4. Sept. 1762.

Liebe Mademoiselle!

Da Sie meine Bitte wegen des Etui so willig erfüllt haben, so ist es billig, daß ich Ihre Gegenbitte*) eben so willig erfülle, und das will ich so bald als möglich thun. Herr Oeser, mein Maler, ist ein sehr geschickter Mann, aber auch, wie alle Künst-

*) (Um Gellerts Portrait, s. den Brief v. 27. Aug. 1762. in dem Briefw. Gs mit Dem. Lucius No. 48.)

ler, ein langsamer Arbeiter. Wenn wird er mir also, liebste Freundin, eine Copie liefern können, da ich weiß, daß wohl schon ein Dutzend bey ihm bestellt sind! Er hat mir dieses selbst gestanden, und es kömmt mir auch nicht fremd vor, da ich das Glück in der Welt genieße, viele Freunde zu haben. Mit einem Worte, Sie sollen mein Protrait haben; denn welche meiner Correspondentinnen hätte ein besseres Recht dazu, als Sie? und wer hätte mich so beredt und zugleich so bescheiden und liebreich darum bitten können, als Sie? Vielleicht kann mein Bruder die Erfüllung Ihres Wunsches beschleunigen helfen, da er Herr Oesern gleich gegenüber wohnt. Wenn ich nicht durchdringen kann, so weis ich keinen Rath, der helfen wird, als daß Sie selbst an Oesern schreiben. Er liebt das Geld nicht sehr, sonst wollte ich seine Eilfertigkeit gern durch eine doppelte Erkenntlichkeit zu gewinnen suchen.

Ihre Freundin, die Sie so sehr lieben, hat das Recht unsre Correspondenz zu lesen, weil sie Ihre Freundin ist, das versteht sich; und wenn lauter gute Leute in der Welt wären, so möchte alle Welt unsre Briefe lesen: ich denke, ich hätte nicht viel darwider. Grüßen Sie diese Ihre Freundin auf das Verbindlichste von mir, und danken sie ihr, daß sie so gut von Ihnen und von mir denkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause. Der Jgfr. Schwester können Sie immer die kleine Galanterie abtreten, wenn es wahr wird, daß Sie mein Protrait erhalten. Für Ihren Herrn Bruder, den ich nebst der kleinen Friderike vielmal grüße, will ich schon ein Buch finden.

Ihr ergebenster Freund
Gellert.

260.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 5. Sept. 1762.

— — Gott gebe Euch leibliche Gesundheit und Ruhe, sammt unserm ganzen Hause. Ja ich habe ein Pferd, und reite auch fast täglich Nachmittags von fünf bis sieben Uhr, aber niemals gerne und selten ohne Furcht. Allein kann ich gar nicht reiten, sondern ich nehme stets einen jungen Herrn zur Gesellschaft mit, und dieß macht mir viele Unbequemlichkeiten. Gott sey Dank, daß ich diese Bewegung noch vornehmen kann. Sie wird mir die Kräfte nicht geben, die mir mangeln; sie wird mir aber zuträglich seyn, hoffe ich. — — Lebt wohl und gesund und in Gott getrost.

G.

261.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 14. Oct. 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Die Frau von Sevigné nennts grausam gegen sich seyn, wenn man sich ein Vergnügen entzieht, das man sich auf eine unschuldige und ungezwungene Art verschaffen kann. Ach ich habe vielleicht weit weniger, als andre, unter Vergnügen zu wählen; und grausam gegen mich zu seyn: dazu habe ich mir, denke ich, keine Ursache gegeben. Sie wissen, wie vergnügt ich bin, wenn ich Ihnen schreiben darf, und ich habe so lange nicht geschrieben! — Außerdem ist hier noch ein gewisser Herr Seidelin*),

*) Ein junger Däne, der damals in Leipzig studirte. Ebert.

der morgen nach Leipzig reißt, und der mir verspricht, daß er auch vergnügt seyn will, wenn ich ihm einen Brief an meinen besten Herrn Professor mitgeben kann. Sie erlauben doch gütigst, daß ich ihm dieses Vergnügen mache? Eine lächerliche Frage! werden Sie denken. Freylich; aber ich bin mit allem dem zufrieden, daß Sie mir nicht darauf antworten können, und daß ich nur Ihre Antwort voraussetzen muß. Einmal kömmt mirs doch zu, so zu fragen. Wenn Sie mir nun antworten könnten, so würde es oft heißen: Heute nicht, mein gutes Kind! — — So ungefähr, wie manchmal bey uns, wenn sich jemand melden läßt: „Ja, heute gehts nicht an. Wir haben zu thun. — Wir haben Kopfschmerzen. Wir müssen ausgehen.“ Kommen aber die Leute, ohne vorher zu fragen; Gut! So sind sie da. Wer kann sich helfen? Vielleicht thut man erst ein wenig steif und fremd, hernach schickt man sich, so gut man kann, und endlich wird man wohl gar verdrießlich, wenn sie wieder fortgehen wollen. Denken Sie ja nicht, daß ich das Letzte hier auf meinen Brief anwenden will. O nein, liebster Herr Professor, dafür ist schon gesorgt! Denn was habe ich Ihnen zu sagen, das Sie verdrießlich machen könnte, wenn ich aufhöre?

Eine einzige Frage wollte ich mir indessen wohl die Freiheit nehmen an Sie zu thun, und gehorsamst bitten, daß Sie mir dieselbe einmal nach Ihrer Bequemlichkeit beantworten wollen.

Mein Vetter, der D. Stieglitz *), gab mir den ersten Theil von dem Emil des Rousseau zu lesen, ohne selbst etwas von diesem Buche gelesen zu haben. Es war mir lieb; denn die Verfolgungen, die dieses Buch erlitten und seinem Verfasser zu-

*) Sohn des geheimen Kriegsraths und Bürgermeisters Stieglitz in Leipzig, der durch seinen unstäten und flatterhaften Sinn seinem würdigen und durch Ernesti's classische Zueignung des Cicero berühmten Vater vielen Kummer machte. Ebert.

gezogen, machen es interessant, und so natürlich es ist, wenn jemanden der Kopf abgeschlagen wird, zu fragen: Was hat er gethan? eben so natürlich ist es, wissen zu wollen, warum das Buch zum Feuer verdammt worden. Heute kommt Stieglitz zu mir. Ich spreche: Hier haben Sie Ihr Buch wieder, geben Sie mir nun den andern Theil. — — „„Nein, Cousine.““ „Nun? warum?“ „„Ich lese selbst nicht weiter.““ „Des- „wegen kann ichs doch wohl lesen.“ „„Im Ernst, Cousine, Sie „„kriegens nicht; ich darfs Ihnen nicht geben.““ „Wer ver- „wehrts denn?“ — „„Doctor Reinh — „Was geht uns „D. Reinhold *) an?“ — „„Fragen Sie nur Ihren Bruder, der „„hats gehört; der Doctor sagte, es wäre ein giftiges Buch. „„Er giebt mir den Fluch, wenn ichs Ihnen lesen lasse.““ — „Was steht aber so Gefährliches darinnen?“ — „„Auf mein „„Wort, ich weiß es nicht, ich habe es ja nicht gelesen, aber „„der Doctor““ — „O mit Ihrem Reinhold!“ — „„Auch „„andre Leute. Der Geh. Rath Fritsch fragte mich, ob ich „„närrisch wäre, daß ichs Ihnen gegeben hätte? Ich darf ge- „„wiß nicht.““ So stritten wir, liebster Herr Professor, und endlich verglichen wir uns dahin, daß ich Sie fragen sollte, wofern Sie das Buch kennen, ob er mirs geben darf, und er ließ mich versprechen, es nicht zu lesen, wenn Sie es nicht wollen, und wenn mirs auch hundert Leute geben wollten. Das that ich gern, und wills ihm auch halten. Große Lust hätte ich, zu sehen, was für ein Lehrgebäude von Religion Rousseau seinem Emil beybringen und auf welche Art er sie ihn lehren wird.

So habe ich Ihnen denn wieder, mein theuerster Herr Professor, eine halbe Viertelstunde Zeit verderbt! Nun will ich eilen und es dem Herrn Oberpostcommissär eben so machen, und hernach untröstlich seyn, wenn Sie verdrießlich darüber werden.

*) Hofrath Reinhold, damaliger Amtmann zu Dresden. Ebert.

Herr Seidelin hat mir auf die Fragen, die ich Ihrer Gesundheit wegen an ihn that, solche Antworten gegeben, wie ich sie immer zu erhalten wünsche. Leben Sie ferner recht sehr wohl. Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

262.

An Caroline Lucius.

L. d. 26. Oct. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Alle Ihre Briefe sind mir lieb, Sie mögen mir sie durch die Hände des Briefträgers oder guter Freunde schicken, und das müßte auch ein sehr mürrischer Kopf seyn, dem sie nicht gefielen, und der sich nicht darüber freuen sollte, daß Sie so gern an ihn schreiben. So viel ist gewiß, daß es mir kein geringeres Vergnügen ist, Ihre Briefe zu lesen, als Ihnen, an mich zu schreiben; denn ich lege Ihr Geständniß nach dem Buchstaben aus, weil ich weiß, daß Sie nichts anders reden, als was Sie denken. Und warum sollten Sie auch nicht gern an einen Mann schreiben, der Sie als seine Tochter liebt, und das aus den besten Gründen?

Aber auf den Emil des Herrn Rousseau zu kommen, meine beredte Freundin, so muß ich Ihnen kurz gestehen, daß ich von diesem Buche nichts als die Vorrede gelesen habe, daß mein Leben, nach meinen Gedanken, zu kurz ist, als daß ichs jemals ganz lesen sollte, und daß ich, wenn auch dieß nicht wäre, zu wenig ein Freund der Schreibart des Rousseau bin, als daß ichs ganz lesen könnte. Ich liebe das Natürliche und einfältig

Schöne und Wahre, und Rousseau liebt das Sonderbare, das Paradoxe, und höchstens das schimmernde Wahre, das in Verwunderung und Bestürzung setzt, es mag überzeugen oder nicht, bessern oder verderben. Es kann seyn, daß in seinem Emil oft viel Gutes uud der Tour nach Neues steht, das man vielleicht in andern Büchern von der Erziehung, in dieser Art gesagt, nicht findet. Allein wenn seine Weisheit im Ganzen sich nicht mit der Religion verträgt, wie man ihm Schuld giebt, und auch nur einer einzigen Wahrheit der heiligen Schrift widerspräche, so entbehre ich sie mit großer Zufriedenheit, und werde, so lange mich zuverlässige Richter nicht das Gegentheil lehren, andre lieber bitten, das Werk nicht zu lesen. Bey Ihnen aber, liebe Mademoiselle, (und hier sehen Sie die Größe meines Zutrauens zu Ihnen) bey Ihnen, sage ich, will ich eine Ausnahme machen. Denn so viel Beredsamkeit und Scharfsinn Rousseau auch hat, das Ungegründete gegründet, und das Mögliche zum Wahren zu machen, so bin ich doch überzeugt, daß er Ihren Verstand nicht so leicht hintergehen, und von Ihrem guten und für die Ehre der Religion empfindlichen Herzen mehr zu fürchten haben wird, als von aller Philosophie. Wen gefährliche und ungläubige Grundsätze in seiner Ueberzeugung nicht wankend machen, sondern seinen Glauben, wenn er sie liest, durch ihre Ungereimtheit und Thorheit und Widerspruch nur noch mehr befestigen, wer das von sich weiß und fühlet, der kann in der That das Recht und zuweilen eine Pflicht haben, solche Schriften zu lesen. Ich aber, meine Freundin, der ich bey meinen siechen Stunden die schönen Psalmen eines Rousseau (ich meine den Dichter Rousseau) selbst nicht schön finde, wie sollte ich Geschmack an dem Emil des übelberufenen Rousseau finden? Ich bin so stolz, daß ich glaube, das Beste von der Erziehung gelesen oder gedacht zu haben, und so viel mir auch Rousseau von dem noch Mangelhaften und Unentdeckten in dieser Materie

in seiner Vorrede vorsagt, so habe ich doch zu den Grundsätzen einer gesunden und durch die Religion verbesserten und aufgeklärten Vernunft so vieler großen Männer das Vertrauen, daß sie das Wichtigste, Brauchbarste und durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte am meisten Bestätigte in ihrem Unterrichte nicht so leicht werden übersehen haben, wenn sie uns auch viel Müßiges und nur im Gedanken Wahres mitgelehret hätten. Ich wollte wohl wetten, daß Mosheim zu Ende seines ersten Theiles der Sittenlehre, auf wenig Blättern, mehr brauchbare Weisheit zur guten Erziehung vorgetragen hat, als Rousseau in seinen vielen Bänden. Ja, ich wette noch mehr, ich verwette meinen Namen, und alle meine Schriften, und alle meine Freunde, daß wenn Sie, meine liebe Lucius, die Tochter des Rousseau wären, Sie unter seinen philosophischen Händen nicht halb so vortrefflich erzogen wären, als Sie an der Seite einer nicht speculativen, sondern verständigen frommen Mutter sind erzogen worden. Basedow in seiner practischen Philosophie für alle Stände hat in zwey kurzen Capiteln die vornehmsten Regeln von dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend (zu Ende des ersten Bandes) gesammlet, und, einfältig mit Zahlen bemerkt, dem Leser hingesetzt. Lesen Sie diese, gute Mademoiselle, wenn Sie den witzigen Emil gelesen haben, und sagen Sie mirs alsdann auf Ihr Gewissen, ob ein verständiger, sorgfältiger, christlicher Vater, oder auch eine ihm ähnliche Mutter, oder so ein Lehrer, Anführer, oder Freund, bey einer klugen Anwendung dieser und andrer einfältigen Regeln, den Verstand und das Herz ihrer Jugend nicht gewisser und kürzer und glücklicher bilden werden, als nach den feyerlichen Betrachtungen eines Rousseau, der sich in denselben, vielleicht mehr ihrer Kühnheit, als Nutzbarkeit wegen, gefällt. — Doch wozu dieses Alles? Scheint es doch, als ob ich die Erlaubniß, die ich Ihnen ertheilet, nur darum ertheilet hätte, um Sie Ihnen mit der andern

Hand zu nehmen. Aber nein, Sie sollen sie behalten, weil ich Ihnen mehr Stärke zutraue, als den meisten hundert andern Lesern; es wäre denn, daß Ihr Herr Vetter D. Stieglitz sich diesem Privilegio widersetzte. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, das ich ergebenst grüße, und dessen Güte Herr Seidelin sehr rühmet.

Gellert.

263.

An dieselbe.

L. d. 26. Oct. 1762.

Liebste Mademoiselle!

In dem Augenblicke, da Goedicke meinen Brief auf die Post getragen, kam ein wackrer Mann zu mir, dem ich sagte, was ich Ihnen auf Ihre Frage wegen des Emils geantwortet hätte. „Ich, sprach er, habe das Buch schon in Braunschweig gelesen. Es ist wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit das gefährlichste, das vielleicht jemals zum Umsturze der christlichen Religion geschrieben worden. Er entwirft, indem er die Wahrheiten und Grundsätze der Offenbarung geschickt zu Vernunftwahrheiten macht und sie naturalisirt, so ein reitzendes Bild der natürlichen Religion, daß alle geoffenbarte überflüßig zu seyn scheint. Endlich erklärt er sich offenbar wider die Göttlichkeit der Schrift, ob er sie gleich wegen ihrer Einfalt und Hoheit zu dem besten Buche, und unsern Erlöser zum göttlichsten Menschen mit tausendfachen Lobsprüchen erhebt.“ Wer, setzte mein Freund hinzu, wer in seinem Glauben wahrhaftig und göttlich gegründet ist, und in seinem Herzen die Kraft der Schrift empfindet, der wird, wenn er das Buch gelesen hat, Gott danken, daß er nicht

Rousseau ist; Gott bitten, daß er ihn nicht zum Glauben eines Rousseau herabfallen lasse; an diesem geistreichen Scribenten erkennen, wie sehr der Glaube dem Witze und Stolze des Menschen zuwider ist, und wie gern er sich in der Naturtugend allen Zwang anthut, wenn er nur die Fesseln einer Offenbarung dadurch zerbrechen kann. — Dieses sagte der wackre Mann, und kaum hatte ers gesagt, so eile ich aus Pflicht und Liebe es Ihnen zu sagen, und Sie zu bitten, mit der Lectüre der übrigen Theile des Rousseau noch einige Zeit anzustehen; und was könnten Sie wohl der Bitte Ihres Freundes Gellerts versagen?

264.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 8. Nov. 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der neun und zwanzigste October war mir ein sehr glücklicher Tag, und das aus zweyerley Ursachen. Zwey Briefe auf einmal von meinem besten, meinem verehrtesten Freunde! und gleich vorher — — — Doch die Ursache, die mich zuerst auf die Gedanken brachte, daß der Tag für mich glücklich sey, will ich Ihnen hernach sagen. Itzt will ich nur an Sie und Ihre Güte denken; aber alle meine Liebe, alle meine Ehrerbietung, alle meine Dankbarkeit ist nicht hinreichend für Sie. Ich könnte keine Zufriedenheit haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mein ganzes Herz kennen. — — O gewiß! Sie kennen es. Niemand kann seinen Vater besser lieben; und wenn ich, denke ich, meine liebsten Anverwandten nicht hätte und niemanden angehörte, der mir werth wäre, so würde doch der Gedanke, daß einer von den besten verehrungswürdigsten Männern, der Mann, den alle

Rechtschaffne lieben, den auch die hochachten, die es nicht sind, mich wie seine Tochter liebt, und es mir selbst sagt, stark genug seyn, mein leeres Herz zu erfüllen und zufrieden zu stellen. Ja, mein theuerster Herr Professor, ich will Sie beständig kindlich verehren. Lassen Sie mich immer Ihre Tochter, Ihre Caroline seyn. Hören Sie, nennen Sie mich manchmal Ihre Caroline, wie mein Vater und meine Mutter thun, und wie Sie thun würden, wenn ich wirklich Ihre Tochter wäre.

Was Sie sich für Mühe geben, und wie viel gütige Sorgfalt tragen Sie nicht für mich! — Ja, liebster Herr Professor, ich will den Emil nicht lesen. Dr. Stieglitz hätte sich dem Privilegio, es zu lesen, widersetzt, wie er mir gesagt hat. Er hat das Buch nunmehr gelesen. Er spricht, das Irrige darinnen sey sehr subtil, und er hält dafür, daß es Leuten von feinem Verstande gefährlicher seyn kann, als gemeinen Lesern; doch freute er sich über den Rath, den auch Sie mir gegeben haben, es nicht zu lesen, und lobte meine Folgsamkeit! Ich gebe es willig auf; denn gesetzt auch, diese Lectüre schadete mir gar nichts, so ist sie mir doch sehr entbehrlich; und eine Schrift, die unsere Grundsätze und unsern Glauben in Gefahr setzen könnte, aus bloßer Neubegierde zu lesen (und das war, ich gestehe es, mein erster Bewegungsgrund), ist für uns Menschen, die wir keine Zeit zu verschwenden haben, ein Misbrauch und ein Vorwitz, der vielleicht bestraft zu werden verdient. Indessen bin ich eben nicht verdrießlich, den ersten Theil gelesen zu haben. Er enthält schlechterdings nicht das geringste Anstößige, und wie es mir vorkam, etliche sehr nützliche und sehr wahre, aber auch viel gemeine, viel chimärische und schwer auszuübende Dinge. Der Schein der Wahrheit aber, und die überredende einnehmende Art, mit der sie gesagt werden, und die es nicht zuläßt, daß sie einem so langweilig, so falsch und so unmöglich vorkommen, als bey einem andern Vortrage geschehen müßte, ist wenigstens eine

gute Warnung, sich mit der Beredsamkeit der folgenden Theile, die mehr interessiren und gefährliche Materien enthalten, nicht auf gut Glück einzulassen. Rousseau mag wohl seinen Witz und seine Beredsamkeit verschwenden, das Ungegründete gegründet und das Falsche zum Wahren zu machen, es ist aber Schade, daß er sie dadurch heruntersetzt und entkräftet, da er sie, wo er Wahrheiten, die aller Annehmung würdig sind und die jeder von Vorurtheilen freye Verstand für richtig erkennen muß, empfehlen und unterstützen will, auf eine sehr rührende und überredende Art anzuwenden weiß. Ich habe Lust, eine Stelle anzuführen, die ich für einen Beweis von demjenigen halte, was ich eben gesagt habe. Wenn ich Ihnen, liebster Herr Professor, damit beschwerlich bin, so werden Sie die Güte haben, diese Stelle zu übergehen.

Von der sehr strengen Zucht und der vielen Arbeit, welcher die meisten Kinder, die man gut zu erziehen gedenkt, von ihren ersten Jahren an unterworfen werden, schreibt Rousseau im andern Buche auf der 139. Seite also:

Des enfans qui naissent, la moitié tout au plus parvient à l'âge d'adolescence, et il est probable, que vôtre élévé n'atteindra pas l'âge d'homme. Que faut-il donc penser de cette éducation barbare, qui sacrifie le présent à un avenir incertain, qui charge un enfant des chaines de toute espèce, et commence par le rendre misérable, pour lui préparer au loin, je ne sai quel prétendu bonheur, dont il est à croire qu'il ne jouira jamais? Quand je supposerois cette éducation raisonnable dans son objet: comment voir sans indignation, de pauvres infortunés soumis à un joug insupportable, et condamnés à des travaux continuels, sans être assurés que tant de soins leur seront jamais utiles? L'âge de la gaieté passe au milieu des pleurs, des châtimens, des menaces, de l'esclavage. On tourmente le malheureux pour son bien, et

l'on ne voit pas la mort qu'on appelle, et qui va le saisir au milieu de ce triste apareil. Qui sait combien d'enfans perissent victimes de l'extravagante sagesse d'un père ou d'un maître! Heureux d'échaper à sa cruauté, le seul avantage qu'ils tirent des maux qu'il leur a fait souffrir, est, de mourir, sans regretter la vie dont il n'a connu que les tourmens.

Aber welcher strenge Vater oder Lehrer wird die gleich darauf folgende Apostrophe lesen können, ohne gerührt zu werden, und sich Vorwürfe zu machen? So fährt er fort:

Hommes, soyez humains! c'est vôtre prémier devoir: Soyez—le, pour tous les états, pour tous les âges, pour tout ce qui n'est pas étranger à l'homme! Quelle sagesse y a-til pour vous hors de l'humanité? Aimez l'enfance, favorisez ses jeux, ses plaisirs, son aimable instinct. Qui de vous n'a pas regretté quelquefois cet âge où le rire est toujours sur les lèvres, et où l'ame est toujours en paix? Pourquoi voulez-vous ôter à ces petits innocens la jouissance d'un tems si court qui leur échappe, et d'un bien si précieux dont ils ne sauroient abuser? Pourquoi voulez-vous remplir d'amertumes et de douleurs ces premiers ans si rapides, qui ne reviendront pas plus pour eux, qui ne peuvent revenir pour vous? Pères, savez-vous le moment où la mort attend vos enfans? Ne vous préparez des regrets en leur ôtant le peu d'instans que la nature leur donne. Aussitôt, qu'ils peuvent sentir le plaisir d'être, faites qu'ils en jouissent; faites qu'à quelque heure que Dieu les appelle, ils ne meurent point sans avoir goutè la vie.

Was kann menschlicher seyn? Ich weis noch eine Stelle, welche die Mütter angeht, die ihre kleinen Kinder aus ihrer Sorge und fremden Händen überlassen, die wegen ihrer größern Nutzbarkeit der itzt angeführten noch vorzuziehen ist und die Er=

mahnungen enthält, welche wohl Gehorsam verdienten. Aber was hilft das alles? Es ist vielmehr ein Unglück für die Leser, wenn ein Buch in gewissen Betrachtungen so gut und in andern wieder so sehr schlimm ist. Doch wir wollen den Emil verlassen.

Lassen Sie nun, liebster Herr Professor, mich Ihnen auch mein andres Glück erzählen, das mir an dem Tage widerfuhr, an welchem ich Ihre Briefe erhielt. Ich saß bey meiner Schwester, als man mir ein versiegeltes Paket und ein Compliment vom Herrn Consistorialregistrator Zeis brachte, der mir sagen ließ, hier schicke er mir ein schönes Buch zu lesen. Ich riß es auf, und fand die Geschichte der Miß Sidney Biddulph, und in derselben einen Brief, worinn er mir das Buch mit sehr eifrigen Ausdrücken anpries und auf die gütigste Art meine Freundschaft verlangte. Ich muß Ihnen sagen, hochzuehrender Herr Professor, daß Herr Zeis schon länger als zwey Jahre mein naher Nachbar ist, ich aber habe sonst nichts von ihm gewußt, und ihn nicht weiter gekannt, als daß ich ihn und seine Frau habe auf der Gasse gehen sehen. Herr Zeis aber ist mehr von mir unterrichtet gewesen; denn eine meiner Freundinnen, welche auch die seinige ist, hat ihn, mir unbewußt, mit meinem Character auf eine für mich vortheilhafte Art bekannt gemacht. Ich habe eine aufrichtige Freude über das unerwartete Geschenk seiner Freundschaft. Künftig soll es eine meiner liebsten Sorgen seyn, sie zu verdienen und zu unterhalten. Ich habe mich bemüht, ihm meine Dankbegierde in meiner Antwort zu bezeigen, und ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß er damit zufrieden war; denn er schickte mir gleich den darauffolgenden Morgen eine Gegenantwort, die voll von Güte und Freundschaft ist. Er hat mir einige Briefe geschickt, die Sie, bester Herr Professor, zu verschiedenen Zeiten an ihn geschrieben, und ich habe daraus gesehen, wie sehr Sie sein Freund sind, und wie hoch ich ihn zu

schätzen habe. — Billigen Sie aber auch die Güte Ihres Freundes, liebster Herr Professor? Ach ja! Sie gönnen mir seine Freundschaft. Ich bin glücklicher, als ichs verdiene; aber Sie werden sich freuen, daß ich so glücklich bin. Morgen will ich ihm seine Miß Biddulph wieder schicken und dazu schreiben; denn er hat mirs gesagt, daß sie nicht leer wiederkommen soll, und da will ich ihm alles sagen, wovon ich glaube, daß es ihm gefallen kann; denn ich bin meinem neuen Freunde recht sehr gut, ob ich wohl in meinem Leben kein Wort mit ihm gesprochen habe.

Herr Seidelin ist ein gutherziger Mensch. Er hat an meinen Bruder und auch an mich geschrieben und uns viel unverdienten Dank gesagt. Wir haben ihm nur wenige und gemeine Höflichkeiten erweisen können; aber gute Leute schätzen jede, auch noch so kleine Gefälligkeit. Sein Brief war recht artig. Ich wunderte mich, daß er so hübsch war, da er doch unsrer Sprache nicht einmal recht mächtig ist.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Unser Haus empfiehlt sich gehorsamst, und ich kenne und liebe die große Pflicht, die ich habe, lebenslang mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

---

265. (96.)

L. d. 15. Nov. 1762.

Liebster Herr B°°°°.

Einem Freunde, der in der Barbarey lebt, nicht zu antworten, ist wirklich ein großer Fehler; und gleichwohl habe ich mich

dieses Fehlers ein ganzes halbes Jahr schuldig gemacht, und zwar gegen Sie, den ich so sehr liebe und hochschätze, und der mich gewiß nicht minder liebt; wie soll ich dieß verantworten? Nein, liebster B****, vor meinem Herzen kann ich diesen Verzug nicht ganz verantworten, so sehr mich auch meine stets kränklichen Umstände, und die mit ihnen verknüpfte Beschwerlichkeit meiner täglichen Berufsarbeiten zu entschuldigen scheinen. Wenn ich in Mequinez wäre, würde mir der Brief eines Freundes nicht die größte Wohlthat seyn, und würde ich nicht mit Recht eben wegen meiner großen Entfernung desto eher und gewisser eine Antwort von ihm erwarten? Ja, ich habe gefehlet, und ich bitte Sie nicht allein um Vergebung, sondern ich eile heute, diesen Fehler wieder gut zu machen. Ich eile, Ihnen für alles das herzliche Gute, das Sie mir in der ersten Hälfte Ihres Briefs sagen, für alle Ihre Liebe, und die nicht ganz verdiente Erkenntlichkeit, die Sie mir bezeugen, und die ich gern ganz verdienen möchte, aufrichtigst zu danken. Ich umarme Sie in Gedanken, versichere Sie aller meiner Freundschaft, und wünsche Ihnen von Gott, was man nur Gutes wünschen kann. Er lasse Sie die Spuren seiner gnädigen Vorsehung täglich unter einem wilden Volke erblicken, und mache Sie selbst zum größten Wohlthäter einer Nation, der das Erkenntniß der Religion, und also auch der größten Glückseligkeit, mangelt. Wer weis, liebster Freund, warum Sie Gott in dieses entfernte und finstre Land vor Andern hat gehen lassen; ein Land, an das Sie vor zehen Jahren vielleicht nicht gedacht! Auch nur eine einzige Seele glücklich zu machen, ist das nicht die höchste That eines Menschen? Und kann diese That nicht Ihrem guten, liebreichen und christlichen Herzen, außer der glücklichen Besorgung der Geschäffte eines dänischen Consuls, vorbehalten seyn?

Die andre muntre Hälfte Ihres Briefs aus Salee hat mir, wenn ich auch zu krank bin, Ihren Scherz ganz zu fühlen, doch

deswegen angenehm seyn müssen, weil sie mir ein Beweis ist, daß ein zufriedner Geist auch in der Barbarey noch froh denken und witzig scherzen kann. Mein Bruder, und die Grafen M[oltke] und Sch[eel] und B[rühl] haben Sie belohnet, und herzlich über Ihre Vergleichung zwischen mir und dem Sidi-Mahomed gelacht. Alle diese Ihre Freunde grüßen Sie durch mich bestens. Wirklich machen Ihre Dänen unsrer Akademie und ihrem Vaterlande viel Ehre, und versprechen ihrer Nation und der Welt große Dienste. Wie angenehm muß Ihnen diese Versicherung aus meinem Munde seyn! Leben Sie wohl, liebster Freund, unter dem Schutze des Allmächtigen, und der Ruhe Ihres Gewissens, und der Gnade Ihres Königs.

G.

266.

An den Freiherrn von Craussen.

L. d. 22. Nov. 1763.

Theuerster Herr Baron,

Ihr letzter Brief ist ein großes Schrecken für mich gewesen. Ich erhielt ihn gestern, ich will ihn heute beantworten, und ich weiß kaum, was ich Ihnen sagen soll; so unruhig bin ich noch! Also mußten Sie, mein Gönner und Freund, Sie und Ihre theuerste Gemahlin, ein Opfer der Wuth im Kriege werden, ein Raub der schrecklichsten Barbaren? Nie ist dieser fürchterliche Gedanke in meine Seele gekommen, wenn ich in den sieben Jahren des Krieges an Sie dachte; und warum hat es mir gleichwohl nicht einfallen können, daß Ihnen ein solches Schicksal begegnen könnte? Habe ich gedacht, daß einem frommen und unschuldigen Manne keine Mißhandlungen und Grausamkeiten

widerfahren könnten? Befreyt uns denn die Tugend von der Wuth des Unmenschen? Nein, aber Gott, der sie an Ihnen zugelassen, wird Sie und Ihre würdige Gattinn auch durch den Trost und Muth unterstützet haben, den nur rechtschaffene Seelen genießen und empfinden können. Er erfreue und segne Sie beyde in den noch übrigen Tagen Ihres Lebens mit Ruhe des Friedens und Zufriedenheit Ihrer Seelen! Dieses, theuerster Freund, wünsche ich Ihnen herzlichst und werde nicht aufhören, es Ihnen von Gott zu wünschen, so lange ich lebe; denn wie viel Ursache habe ich nicht Sie zu lieben und zu verehren, und Ihnen Gutes zu wünschen? Ich küsse Ihrer Frau Gemahlin ehrerbietigst die Hand. Also leben Sie immerdar wohl und lieben Sie

Ihren

verbundenst ergebensten
Gellert.

267.

An Caroline Lucius.

L. d. 23. Nov. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Es ist jetzt fünf Uhr, da ich mein letztes Collegium geschlossen, und ich bin außerordentlich ermüdet. Möchte ich mich doch an einem Briefe an Sie, meine liebe Freundin, einige Augenblicke erholen können; denn lange kann ich doch nicht mit Ihnen reden, weil ich um sechs Uhr Besuche, das ist nach meiner Empfindung, neue Arbeiten habe.

Erstlich wollen Sie also den Emil des Rousseau nicht fort lesen. Das ist vortrefflich, und ich danke Ihnen für diesen Ent-

schluß, als für eine große Wohlthat, ob ich gleich, selbst aus den Stellen, die Sie mir angeführet haben, sehr überzeugt bin, daß weder Ihr Verstand noch Ihr Herz auch da, wo Rousseau gut ist, viel verlieren würden. Wir haben ja so viel vortreffliche Bücher; warum sollten wir die halbguten oder die mehr gefährlichen, als nützlichen, lesen? Viel vortreffliche Bücher? werden Sie vielleicht denken. Ja, Mademoiselle, nach meiner Rechnung giebt es viele. Wenn ich zehn auserlesne Bücher habe und jedes zehnmal lese, so ist es für mich, als hätte ich derselben hundert. Damit tröste ich mich, wenn andre mit Recht über den Mangel guter Schriften, gegen die vielen schlechten gehalten, klagen.

Aber was geht uns Rousseau weiter an? Nichts mehr von ihm. Herr Zeis ist uns doch wohl wichtiger; wenigstens steht in seinem langen Briefe, den ich heute von ihm erhalten, und den Sie auch gelesen haben, mehr, das rührt und unterrichtet und erbaut, als gewiß in dem ganzen Lebenslaufe des Emils, in den ganzen drey Bänden, ewig nicht vorkommen wird. Er und seine liebe Frau sind also unerwartet Ihre Freunde geworden, ein Glück für Sie, meine beste Correspondentin, und eben so wohl ein Glück für den guten Zeis und seine Friederike.

Habe ichs Ihnen nicht vorher verkündigt, daß sich die Zahl Ihrer Freunde ohne Ihr Wissen bald vermehren würde? Sie verdienen geliebt zu werden und Ihr Verdienst wird in dem Umgange mit so rechtschaffnen Freunden, wieder ohne Ihr Wissen, sich vermehren und Ihnen immer mehr Achtung und Liebe erwerben, und so wird endlich, auch unvermerkt, der Freund erscheinen, der ganz für Ihr Herz, für Ihre Tugend, Ihre Liebe und Ihr Leben bestimmt ist. Nach meinem Wunsche soll es einer der besten Menschen seyn. Gott gebe Ihnen dieses Glück, wenn es seiner Weisheit gefällt. Leben Sie wohl, meine liebe Caroline, und grüßen Sie Herr Zeisen und seine Frau Liebste auf das beste von mir.

Gellert.

268. (91.) °)

1762.

Es schmerzet mich, daß ich Sie nach einem langen Jahre nicht wenigstens etliche Stunden sprechen, und das Gute und Böse, das Frohe und Traurige Ihres ersten Feldzuges durch Sie selbst erfahren soll. Es ist ein einziges Mittel, mir diesen Verlust einigermaßen zu ersetzen, nämlich, wenn Sie mir Ihre Memoiren zu lesen schicken; denn ganz gewiß haben Sie ein Tagebuch Ihres ersten militairischen Lebens gehalten. Sie wissen ja, daß sich Cäsar durch seine Commentarios eben so sehr, als durch seine Siege verewiget hat. Im Ernste, liebster Sch**, ich würde mich sehr erfreun, wenn Sie sich die Mühe gegeben hätten, gleich von dem ersten Anfange Ihres Dienstes, ein getreues und ungekünsteltes Journal zu halten. Eine solche Schrift verschafft tausend Vortheile. Sie übt uns in der Schreibart, macht uns auf das, was wir thun, sehn oder hören, achtsamer, giebt uns zu guten Anmerkungen und Regeln über unsre Berufsgeschäffte Gelegenheit, und wie oft muß sie einem Soldaten bey so mannichfaltigen Gefahren der Gesundheit, des Lebens und Gewissens, und bey Errettung aus diesen Gefahren, Anlaß geben, die Spuren der göttlichen Vorsehung dankbar zu bemerken! Und endlich, wie kostbar muß eine solche Sammlung jugendlicher selbst erlebter Begebenheiten einst im Alter seyn! Ich verlasse mich also darauf, daß ich diese Nachrichten, wenn Sie welche niederschreiben, einmal zu sehn bekomme, umarme Sie in Gedanken mit tausend guten Wünschen zu Ihrem zweyten Feldzuge, bete für Ihre beständige Wohlfahrt, und versichere Sie meiner unaufhörlichen Liebe, Freundschaft und Ergebenheit.

G.

°) (An denselben Officier, an welchen der Brief No. 245 gerichtet ist.)

269. (94.)

An Herrn **.

1762.

Sie werden eine erstaunende Arbeit haben, wenn Sie Ihren Psalmliedern alle die Schönheiten durch die Verbesserung geben wollen, deren sie fähig sind. Ich weis es aus der Erfahrung, wie schwer es ist, geistliche Lieder zu dichten, auch wenn man seinen eignen Vorstellungen folgen darf; wie viel schwerer muß es nicht seyn, die Psalmen in Lieder, nach gewissen Melodien, so glücklich überzutragen, daß man, seinem heiligen Originale treu, auch die schweren Regeln der Poesie, und die Pflichten der kirchlichen Erbauung beobachte! Es sind wohl sechs Jahre, daß ich einen Versuch mit dem fünf und zwanzigsten Psalme zu einem Kirchenliede wagte, und er ist mir ungeachtet aller Verbesserungen so mißgeglückt, daß ich ihn in dieser Zeit nicht wieder angesehn, und daß ich hingegen seit dieser Zeit die Psalmenlieder Gerhards nur desto mehr bewundert habe. Wenn ich das kräftige und starke Lied des seligen Luthers, das Lied des hundert und dreyßigsten Psalms: Aus tiefer Noth rc. gegen mein Lied aus dem fünf und zwanzigsten Psalme in Gedanken halte: so fühle ich mich nicht wenig beschämt. Aber durch alles dieses will ich Sie gar nicht von Ihren so schätzbaren Bemühungen, die sich auf das Beste der öffentlichen Andacht beziehn, abhalten; nein, ich will Sie nur im voraus zu beruhigen suchen, wenn Ihnen die angestellten Versuche der Ausbesserung nicht glücken sollten. Uebrigens danke ich Ihnen für das besondre Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und bin mit der vollkommensten Hochachtung

G.

270. (97.)

1762.

Gnädige Frau,

Also ist der ganze Plan Ihres künftigen Lebens, der auf Ruhe und Einsamkeit gieng, zernichtet? und ich kann mir alle die widrigen Zufälle, Verdrießlichkeiten und Zerstreuungen unmöglich vorstellen, die Ihnen seit dem Anfange des nunmehr verfloßnen Jahres begegnet sind? Ein schweres Schicksal für Sie, und eine traurige Nachricht für mich, der ich Sie so gern ruhig und nach Ihrem Wunsche glücklich sähe. Aber ich weis auch, daß ein Herz, wie das Ihrige, sich selbst in denen Schickungen, die wider unser wahres Beste zu seyn scheinen, der Vorsehung gern unterwirft. Auch da, wenn es menschlich klagt; auch mitten unter den traurigen Empfindungen, die selbst in der gelassensten Seele nicht aussterben, beruhiget es sich dennoch mit den Betrachtungen der Weisheit und Macht, der Güte und Gerechtigkeit des Herrn, der alle unsre Schicksale, gute und traurige, kennt, verhängt, zuläßt und zu unserm und Andrer Glücke im Verborgnen lenket, und stets nach unsern Kräften abmißt. Getrost also, meine theuerste Freundinn, wenn Sie künftig Ihre Tugend darinne beweisen und üben sollen, daß Sie den entworfnen Plan Ihres künftigen Lebens, den Plan der Ruhe und der Einsamkeit, mit dem Plane eines geschäfftigen und in die Augen leuchtenden schweren Lebens vertauschen müssen. Wer mehr Kräfte empfangen hat, empfängt auch größre und in das Beste der Welt stärker einfließende Pflichten. Wie viele und wichtige Gelegenheiten Gutes zu thun, und das Licht Ihrer Weisheit und Tugend vor der großen Welt, der vielleicht ein solches Beyspiel nothwendig war, leuchten zu lassen; wie viele solche Gelegenheiten werden Sie nicht in diesem neuen unruhvollen Leben antreffen, und endlich in der Unruhe selbst, und in der Art, sie

zu tragen und anzuwenden, nur mehr Ruhe des Herzens, und mehr Hoffnung und Trost des künftigen vollkommnern Lebens finden! Doch vielleicht sind auch Ihre itzigen Umstände nur eine kurze eingeschaltete Begebenheit, die das Ganze Ihres Plans nicht stören, sondern sich bald mit demselben vortheilhaft wieder vereinigen soll. Ja, theuerste Freundinn, Geduld und Demuth sind unstreitig die schwersten Pflichten bey anhaltenden Widerwärtigkeiten; das hat mich eine traurige Erfahrung von vielen Jahren gelehret; aber wir können oft ohne langwierige Unfälle der Tugenden, zu denen wir berufen sind, gar nicht fähig werden, und wir haben ja stets einen mächtigen Beystand und mit demselben das wahre Glück, das Glück unsrer Seele, das uns auch im Tode bleibt; dieß muß unser höchster Trost seyn.

Vor einigen Jahren war der Wunsch und der Plan meines Lebens, wie der Ihrige, Ruhe, und nützliche Einsamkeit. Nichts schien mir erlaubter, und nichts schicklicher für meine guten Absichten und meine ganzen Umstände, als dieser Wunsch. Du willst dich, dachte ich oft bey mir selbst, in die Stille auf das Land, in eine gute Familie begeben, daselbst die Pflichten des Privatlebens mit Gott genau beobachten; für dich und die Ruhe deiner Seele studiren und angelegentlich sorgen; nützliche Schriften, die etwa nach deinem Tode heraus kommen mögen, aufsetzen; von Zeit zu Zeit einen fähigen Knaben zu dir nehmen, und ihm sein Herz weise und christlich zu bilden suchen, und so, ja so willst du dein Leben ohne Geräusche, sanft und stille bis an sein Ende führen. Aber ach, gnädige Frau, wie viel unglücklicher würde ich itzt seyn, wenn dieser Wunsch wäre erfüllt worden! Unfähig, wie ich itzt bin, die Stille und Ruhe des Landes zu genießen, die Stunden der Einsamkeit durch selbst erwählte Geschäffte auszufüllen und nutzbar zu verwenden; ungeschickt, Bücher zu schreiben, und die Herzen der Kinder zu bilden; zu krank, um an den erlaubten Freuden eines genauen Umgangs

Theil zu nehmen, oder mich mit dem Lesen guter Bücher lange zu unterhalten; was würde ich in diesen Umständen (versetzt in den ehedem gemachten Plan meines Lebens), für eine höchst traurige Rolle spielen; da die vorigen Wünsche gar nicht mehr meine Wünsche sind, und bey meinem itzigen Schicksale es gar nicht seyn können! — Möchte doch das neue Jahr, das wir bald antreten, eines der zufriedensten und besten Ihres ganzen Lebens seyn! Dieses wünsche ich aufrichtig, und bin zeitlebens

G.

---

271. (82.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 3. Jan. 1763.

Bald werde ich die Furchtsamkeit, mit der ich Ihre freundschaftlichen Wohlthaten annehme, für das Merkmal eines eiteln Herzens ansehn, das sich keine Verbindlichkeit will auflegen lassen, sondern lieber der Wohlthäter, als der Dankbare seyn möchte. Wenigstens erschrack ich doch zu sehr, als ich mit dem Ende des vorigen Jahres Ihr abermaliges Geschenk erhielt, und ich wußte ja, daß Sie mirs versprochen hatten, das ist, daß ichs erhalten würde. Auch sagte ich zu mir, da ich Ihren Brief las: Nein, wenn uns Gott Friede giebt, so nimmst du diese Pension nicht weiter an. Vielleicht, theuerster Freund, ist meine Furchtsamkeit auch Gewissenhaftigkeit. Denn es ist kein Zweifel, daß hundert wackre Männer diese Ihre Güte itzt nöthiger haben werden, als ich, dem bey aller Plage des Kriegs nichts an seiner gewöhnlichen Versorgung abgeht. Aber genug, Sie lieben mich, und thun mir aus einem edlen Herzen und frommen Absichten Gutes; also will ich mit einem erkenntlichen Herzen mich Ihrer Liebe

und Wohlthat erfreun, Gott dankbar bitten, daß er Sie und Ihr Haus segnen wolle, und mich, wenn ich nicht die ganze Summe Ihrer Güte nöthig habe, als einen Haushalter derselben ansehen, der Andre damit beglücken soll. In der That habe ich nahe Anverwandte, eine gute, bejahrte, fromme Schwester, die Wittwe ist, und meiner Hülfe bedarf, und also kann ich ihr ja von Ihrer Wohlthat, mein lieber R**, das abgeben, was mir nicht gehören möchte. Ja, wenn es auf das Verdienen ankäme, wer weis, verdiente sie nicht mehr, als ich, ob sie gleich keine Bücher geschrieben hat?

Wie ich lebe? Ich leide, aber Dank sey Gott, der mir gnädig bis hieher geholfen hat. Bey guten Tagen gelassen seyn, und die kleinen Uebel geduldig tragen, ist die leichte Tugend; wir müssen auch, wenn es Gott so gefällt, die schwere, sehr schwere, lernen. Doch genug. — Gott beglücke Sie und Ihre Gemahlinn und Ihren würdigen Vater auch in dem angefangnen Jahre mit seiner Gnade und mit allem Segen dieses Lebens!

G.

272.

An Caroline Lucius.

L. d. 5. Jan. 1763.

Liebste Freundin!

Es kränkt mich, daß ich den Briefwechsel mit Ihnen auch in dem neuen Jahre, wie es scheint, nicht sorgfältig, nützlich und freundschaftlich genug unterhalten werde. Aber meine Beschwerungen, die mich täglich mehr unterdrücken, sind in der That groß und entschuldigen die Versäumung dieser Pflicht und meines eignen Vergnügens, wenigstens größten Theils. Sonst war

ich größtentheils für mich und meine Freunde brauchbarer; das, denke ich, kann ich mit Gewissen sagen. Doch in guten Tagen willig, dienstfertig und zufrieden seyn, dieß ist keine große Tugend. O wie wohl wird mirs künftig ergehn, wenn mirs nach den guten Wünschen geht, mit denen Ihr Herz den letzten Brief erfüllt hat. Gott gebe mir, was mir gut, für die Ewigkeit gut ist, wenn es auch nach dem menschlichen Auge nicht in die Classe der Güter zu gehören scheint; denn es kann ja wohl eine angreifende Arzney bey aller ihrer Bitterkeit für viele Kranke die größte Wohlthat seyn, wenn gleich nicht für alle. Daß Sie, beste Caroline, sich oft mit Herr Zeisen von mir (vielleicht nur zu oft) unterhalten, o das glaube ich Ihnen und Ihrem Freunde ohne alle Versicherung. Wie oft ich gegen meine Freunde Ihrer gedenke, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich mir oft vorgenommen habe, Sie seltener und weniger zu loben, und habe mich doch wohl bey der ersten Gelegenheit vergessen. Kann Sie nicht mein Lob über lang oder kurz gewissen Beschwerlichkeiten aussetzen, die eben nicht geringe sind? Der freundschaftliche Umgang mit Herrn Zeisen, der Ihnen soviel Vergnügen und Nutzen bringt, ist, wie Sie selbst sagen, kein geringer Zuwachs Ihres Glücks, und deswegen muß er auch mir Freude und Ehre seyn. Versichern Sie diesen wackern Mann meiner Hochachtung und Liebe, und bitten Sie ihn, daß er mirs vergiebt, wenn ich ihm zu spät antworte. Sie, meine liebe Freundin, würden vielleicht eben so lange warten müssen, wenn ich nicht glaubte, daß Ihnen meine Briefe, jährlich gerechnet, die Dienste thun könnten, die eine kleine Pension einem verdienstvollen Manne thut. Sie vermehrt seine Tugend nicht, aber sie erinnert ihn doch, sie zu üben. Gott lasse Ihr ganzes Leben gesegnet, Ihres Hauses Freude und vieler Menschen Wunsch seyn!

Gellert.

273.

An dieselbe.

L. d. 26. Febr. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Der Commissionsrath Wagner danket mir eben so sehr für Ihre Bekanntschaft, als Sie mir für die seinige danken, und also bin ich doppelt belohnet. Er machet mir auch Hoffnung, meine liebe Correspondentin und Freundin bald von Person kennen zu lernen, und ich bemühe mich, diese Hoffnung anzunehmen, denn Sie wissen wohl, daß der Kranke leichter fürchtet, als hoffet. Doch da mich Gott das Glück des Friedens hat erleben lassen, warum wollte ich nicht auch die guten Freuden des Lebens hoffen? Leben Sie wohl; denn Sie merken es doch, daß mir das Schreiben sauer werden mag? Leben Sie also wohl, und grüßen Sie Ihre liebsten Eltern und Jungfer Schwester auf das verbindlichste von mir, auch Ihren Herrn Bruder.

Gellert.

274.°)

L. d. 1. März 1763.

Theuerster Herr Major!

Sie verlangen meine Meynung in einer Sache, welche Sie selbst besser als ich, zu entscheiden im Stande sind. Aber, was kann ich anders thun, als Ihre Absicht rühmlich, und lobenswürdig nennen, die Sie bey Ihrem Vetter haben. Ihr Wille ist, er soll sich den Musen widmen, und seine Neigung ist auf

°) (Freundschaftliche Briefe. S. d. Anm. zu No. 178.)

den Soldatenstand gerichtet. Freylich würden Sie sich ein Verdienst um ihn erwerben, wenn Ihnen Ihr Endzweck gelingen könnte. Sie würden einmal wenigstens von diesem Jünglinge sich Dankbarkeit verdienen, wenn er einst durch Ihre Vermittelung und durch die Wissenschaften glücklich würde. Allein seine Neigung kämpfet einmal wider Ihre Absicht; und können Sie diese nicht ändern: so ist es nicht rathsam derselben ferner Gewalt anzuthun. Lassen Sie ihn den Weg gehen, den er sich vielleicht zu seinem Glücke gewählet hat. Vielleicht will es die Vorsehung so haben, und dann ändert der Mensch einen solchen Entschluß nicht. Wer weis, zu welchen Unternehmungen er bestimmt ist; wer weis wie viel die Vorsehung mit ihm vor hat, wie viel sie durch ihn einst ausführen will. Vielleicht wird er einst ein Erretter seines Vaterlandes, eine Hülfe der Nothleidenden. Vielleicht auch als Soldat ein Beschützer der Armen, ein Trost der Unglücklichen. Und bestätiget es nicht die tägliche Erfahrung, daß sich gemeiniglich die Bestimmung eines Menschen in den jugendlichen Neigungen schon äussert, und daß, wenn von andern wollten solche unterdrücket, und die Mittel benommen werden, wodurch solchen Neigungen zu Folge, das Glück eines Menschen könnte gebildet werden, ein solcher hernach oft auf seine künftigen Tage unglücklich, ja unverschuldet unglücklich wird, wenigstens sich dünket, unglücklich zu seyn. Aber das wissen Sie schon alles selbst am besten. Prüfen Sie also nochmals das Herz, die Neigung Ihres Vetters auf das sorgfältigste. Ist die Ursache dieser Neigung nicht eine tadelnswürdige, sondern eine anständige und gegründete, welche vielmehr des Lobes nicht unwürdig ist, und können Sie sein Herz nicht zu Ihrer Absicht bewegen: warum wollen Sie alsdenn noch ferner etwas vergebliches thun, und vielleicht die Bestimmung eines Jünglings noch bey ihrem Anfang vereiteln. Hier haben Sie, werthester Herr Major, meine Meynung.

Daß Sie wegen Ihrer Augen nun nichts mehr befürchten, freuet mich eben so sehr, als wenn ich an Ihrer Stelle stünde; und ich vereinige meinen Dank zu der Vorsehung mit dem Ihrigen, für Ihre wiederhergestellete Gesundheit. Wollte doch Gott, daß ich auch so von meiner Krankheit könnte befreyet seyn, damit ich meinen Freunden nicht mehr mit der Sprache eines Elenden beschwerlich fallen dürfte. Doch, ich bin ja noch nicht elend. Ich soll nur geduldig seyn, ich soll durch eine langwierige Prüfung dem Herrn bewähret werden. Darum legt er mir eine Last auf, aber er hilft sie mir auch tragen. Leben Sie nun wohl, mein theuerster Freund! Leben Sie allemal wohl.

G.

275.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 28. März 1763.

Ihr müßt meinen Brief, den ich vor etlichen Wochen über Freyberg an den Bruder geschickt habe, und in dem ein Dukaten lag, vermuthlich noch nicht erhalten haben, weil Ihr so sehnlich nach Nachrichten von meinen Umständen verlangt. Diese, liebste Schwester, sind immer noch die vorigen; aber, Dank sey es Gott! auch immer erträglich gewesen. Gott gebe Euch und mir ferner Geduld, Muth und Linderung! Er wird es thun, so wie er uns Frieden geschenket hat, nach dem wir so lange geseufzet haben. Es kränkt mich sehr, daß ich Euern Mangel nicht gewußt habe. Ich hätte Euch ohne meinen Schaden weit mehr schicken können, als ich gethan habe. Gott gebe Euch alles das Gute, daß Ihr mir wünschet und erbetet, in reichem Maaße, und auch mir, was mir gut und selig ist! Ich leide viel, seit

Jahren viel, schon lange ununterbrochen viel; aber wir sollen in Geduld leiden und Gott die Ehre geben. Was er thut und verhängt, ist recht und gut, und soll uns und andern zum Besten dienen. Kaum habe ich diese Paar Zeilen niedergeschrieben, so bin ich des Schreibens schon satt; denn alles auf Erden ist mir Mühe und Zwang. O Gott! wie ist es mit mir so gar anders; wie verschieden sind meine jetzigen Zeiten gegen die vorigen, auch selbst gegen die vor drey oder vier Jahren! Es kann wohl kommen, daß ich die Amelungischen Pillen einmal versuche. Habe ich im vorigen Jahre zweymal Ipecacuanha, ein Brechmittel, einnehmen müssen, das mich bis zum Tode gemartert hat, warum nicht leichtwirkende Pillen? D. Hebenstreit, der nebst Heinen schon seit ein Paar Jahren mein Medicus ist, hat mich schon wieder mehr als einmal an die Ipecacuanha erinnert; aber vergebens. Ich nehme alles, nur kein Vomitiv mehr. Vor ungefähr vierzehn Tagen ritt ich mit dem Bruder; aber es war windigt; und Nachmittags bekam ich den Husten und gegen Abend den Hüftschmerz. Dieser hat mich auch noch nicht ganz verlassen. Gleichwohl bin ich noch so glücklich, daß, wenn er auch des Tages heftig wird, ich ihn doch des Nachts nicht empfinde; Dank sey es Gott; den grünen Donnerstag denke ich meine Andacht zu haben. Möchte es doch nach vielen elenden Tagen ein seliger Tag für mich seyn! — Hebensttreit und Heine, beide wollen, ich soll ins Carlsbad gehn; auch das, wenn Gott will. Aber die guten Leute wissen nicht, wie schwach ich bin, weil sie es nur sehen und nicht fühlen. — Liebe Schwester, laßt Euch nicht das Geringste an Eurer Versorgung abgehn, durchaus nicht, sondern schreibet mir, und wenn Ihr noch so viel brauchet, ich kanns Euch schicken und immer noch, wie Paulus, sagen: Ich habe genug und habe überflüßig. Gott, der mir die Gewogenheit und das Vertrauen der Menschen, insonderheit der Vornehmen, ohne mein Verdienst, zugewendet hat, gibt mir, so

wenig ich auch arbeiten kann, doch immer mehr, als ich brauche; und was wird's seyn, daß ich noch zu leben habe? Ja, es ist meine Pflicht, Euch von dem mitzutheilen, was ich habe, so lange ich lebe. Und ich getraue mir, Euch alle Monate einen Dukaten schicken zu können, und das mit Freuden. Richtet also Eure Wirthschaft von nun an so ein, als hättet Ihr alle Monate einen Dukaten mehr einzunehmen. Lebt wohl und gesund, wenn Gott will.

G.

276.

An Caroline Lucius.

L. d. 31. März 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich freue mich im voraus über die Vortheile, die Ihnen die Bekanntschaft mit der Gräfin Vitzthum und ihrer Tochter bringen wird*). Die Gräfin ist eine der besten Damen, die ich

*) (Die hieher bezügliche Stelle aus dem Briefe der Dem. Lucius v. 14. März: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 64. lautet so: „Sie wissen doch, liebster Herr Professor, daß die Frau Generalin von Vitzthum hier in Dresden ist? Und ich weiß, daß das Fräulein Schönfeld ihre Tochter ist. Nun gut! Die Frau Generalin hat, vermuthlich durch Ihre Gütigkeit, theuerster Herr Professor, etwas von mir gehört, und die kleine Neugierigkeit gehabt, mich sehen zu wollen. Dieses hat Herr Zeis durch den Herrn Geh. Kriegsrath von Ponikau erfahren. Er selbst hat der Frau Generalin aufgewartet und von dieser Dame den Befehl für mich erhalten, daß ich zu ihr kommen sollte. Vorgestern habe ich also der Frau Generalin und zugleich dem Herrn Generale und dem Fräulein Schönfeld

jemals gekannt habe. Sie macht ihrem Geschlechte nicht blos durch Verstand, Geschmack und Lebensart sondern noch mehr durch Güte des Herzens, durch Religion und ein leutseliges Betragen Ehre, und die Tochter ist dieser Mutter werth. Wenn Ihr Hof in Dresden viel solche Damen hat, so ist er ohne Ausnahme der beste, und wenn Sie, liebste Lucius, den Beyfall und die Gewogenheit der Gräfin und ihrer Tochter haben, so können Sie mit sich zufrieden seyn, wenn Sie auch hundert andern Damen nicht gefallen sollten. Ich gehöre, stolz zu reden, zu dem Vitzthumischen Hause, kenne es durch einen vieljährigen Umgang und durch oftmaligen Aufenthalt in demselben, genau, und habe nicht blos Ein Recht mehr, als andre, sondern eine Pflicht, die Gräfin, als ein Beyspiel der ehelichen und mütterlichen Tugenden Ihnen anzupreisen. Wenn ich Ihnen endlich sage, daß diese Mutter und Tochter, mich mit einem besondern Vertrauen beehren und mit großer Freundschaft für mich besorgt sind, so wird es Ihnen wohl nicht schwer werden, beyde zu lieben und gleichsam in meinem Namen dankbar zu seyn. Vielleicht habe ich, wenn es meine Gesundheit erlaubt, das Vergnügen, die Frau Gräfin nach den Feyertagen in Welkau zu besuchen, und da, hoffe ich, wird sie mir viel Gutes von meiner Correspondentin erzählen und mich loben. Sie hat auf ihren Gütern beynahe lauter Geistliche, die sie auf mein Wort gewählet hat, treffliche

aufzuwarten die Gnade gehabt, und alle haben mir, einem ganz unbekannten Mädchen, mit einer Güte begegnet, die mir desto unschätzbarer ist, da ich weiß, daß ich sie keiner andern Ursache, als der Gewogenheit des verehrungswürdigsten Mannes, zuzuschreiben habe. Ja die Frau Generalin war so gnädig mir zu befehlen, daß ich wiederkommen und einige von den Briefen mitbringen sollte, womit Sie mich beehret haben, um ihr solche vorzulesen. „Sie sollen nicht gedruckt werden,“ setzte sie hinzu. Aber, liebster Herr Professor, ich weis nicht ob ich gehorchen kann.“)

und fromme Männer, die sie in Ehren hält und als eine große Wohlthat von Gott ansieht. Meine Briefe an Sie, liebe Freundin, kann die Gräfin allerdings und vor allen andern lesen; aber ich fürchte, unsre Correspondenz wird über lang oder kurz in die Hände der Welt fallen, und für diese ist sie doch nicht geführet worden. Herr Zeisen, den ich herzlichst grüße, können Sie sagen, daß ihm Herr Krebel in wenig Tagen eine Collecte überbringen wird, die wir an unserm Tische für den blinden Jüngling gesammelt haben. Sie würde größer seyn, wenn diese Herren nicht fast täglich gutthätig wären; ja, sie sind es ohne Zeugen, und gute Herzen haben immer auch ihre eignen Lieblinge unter den Armen und Elenden. Leben Sie wohl und halten Sie zufriedne Feyertage, Sie und Ihr ganzes Haus.

Gellert.

277.

An dieselbe.

Welkau, d. 20. Apr. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Nur ein Wort. Der Graf Scheel, ein Däne, mein Freund und gewesener Schüler, ein vortreffliches Kind, der von hier auf Reisen und über Dresden geht, der Sie nicht blos durch mich, sondern durch seine Landsleute kennt, will Sie gern persönlich kennen lernen. Damit Sie ihm und sich und Ihren liebsten Eltern den Besuch erleichtern, so bitten Sie Herr Zeisen, daß er zu ihm geht und ihn auf einige Augenblicke in Ihr Haus bringt. Es wird Sie und Herr Zeisen nicht gereuen; denn ich habe seit dreyßig Jahren nicht viel solcher junger Herren

gekannt. Ich schreibe dieses in Welkau, bey Ihrer großen Gönnerin, der Gräfin Bitzthum, die ich auf etliche Tage besucht habe. Diese Veränderung hat mir, Dank und Preis sey Gott! nicht geschadet, wie ich doch fürchten mußte. Ich bin größtentheils geritten, denn ich habe ein gutes, stilles, bequemes Pferd, ohne zu wissen, von wem ichs habe, ob von dem Prinzen Heinrich oder seinem Adjutanten, dem Herrn von Kalkreuter*); genug es ist für mich das beste Pferd und eine Wohlthat, die ich nicht verdienet habe. Leben Sie wohl! Die Gräfin lobt und liebt sie, nebst ihrer Tochter und der Mademoiselle Paret.

Gellert.

Grüßen Sie Herr Zeisen von Herzen von mir.

278.

An dieselbe.

Welkau, d. 22. Apr. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich bin noch immer in Welkau, und Sie helfen itzt einen Theil meiner Nachmittagsbeschäftigungen und Vergnügungen ausmachen, ohne daß Sie es wissen. Ich muß es Ihnen also aus Dankbarkeit erzählen. Vor etlichen Tagen ließ ich Ihre und meine Briefe aus Leipzig kommen und diese lese ich von vier bis fünf Uhr vor. Meine Zuhörer sind die Gräfin, ihre

*) (Dem nachherigen Feldmarschall Friedr. Adolf Grafen v. Kalkreuth. Im J. 1778 trat er mit Caroline Schlegel, geb. Lucius, in Briefwechsel; s. Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur, Berlin 1839. Bd. 3, S. 78 ff)

Tochter und Mademoiselle Paret. Dieses sind die ordentlichen Zuhörer; denn die Mutter der Gräfin, der General Ponikau und M. Heyer*) gehören unter die außerordentlichen, die nicht allemal zugegen sind. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden die Frau Gräfin mit Ihren Briefen ist. Ausnehmend zufrieden. Nunmehr, sagte sie noch vorgestern, habe ich die Lucius erst recht lieb, da ich sie aus Ihren Briefen kenne. Sie hat einen Charakter, wie ich ihn wünsche, und eine Art zu denken und zu schreiben, die ich selten bey einem Frauenzimmer wieder finden werde. Das ist ein vortreffliches Mädchen, rief sie laut, als ich Ihren Brief las, darinnen Sie den meinigen, der sich, denke ich, anfängt: „Das waren harte Tage," beantworten.**) Ich will die Lobsprüche, die sie Ihrem Herzen und Verstande beylegt, nicht hersetzen, noch das, was ich dazu sage, wenn die Gräfin Sie so herzlich, als ein einsichtsvolles und tugendhaftes, frommes Kind lobet; nein ich will es nicht thun, ob ich gleich Ihre Bescheidenheit kenne. Sie wissen genug, um sich erfreuen zu können und erfreuen sollen Sie sich über den Beyfall guter Menschen. Damit die Gräfin Ihnen einen Beweis ihrer Liebe gebe, so will sie, wenn sie nach Dresden geht, mein Portrait von Welkau mitnehmen, in Dresden von einem geschickten Manne copiren lassen und Ihnen ein Geschenk mit der Copie machen. In der That hat sie das wahreste Portrait, das jemals von mir da gewesen ist; das zwar nur mit Tusche, aber mit großem Fleiße (der Maler war mein Freund und Schüler, der mich mit Thränen zwang, daß ich mich mußte malen lassen) gemalet ist. Dieses zukünftige Geschenk wird Ihnen, ich weiß es gewiß, doppelt angenehm seyn, und die Fräulein macht sich schon eine Freude daraus, es Ihnen selbst zu

*) (Nachmals mit J. A. Schlegel Herausgeber des 6. bis 9. Theils der Gellertschen Werke; starb im J. 1796.)

**) (No. 235.)

überreichen. Auch muß ich Ihnen melden, meine beste Correspondentin, daß ich nunmehr Ihr Geschenk, Ihre Manschetten, trage, wenigstens kann ich sie alle Tage tragen, denn sie sind ganz zum Gebrauche fertig, und die Dankbarkeit wird es erfordern, daß ich sie zum mindesten alsdann anlege, wenn Sie nach Leipzig kommen, oder ich nach Dresden. Das mag auf heute genug seyn. Leben Sie wohl. Die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret grüßen Sie alle dreye herzlich.

Gellert.

P. S. Lesen Sie doch den beygelegten Brief einer meiner neuen Correspondentinnen, die ich eben so wenig von Person kenne, als die Mademoiselle Lucius. Ich glaube, es fehlt ihr, um recht schreiben zu lernen, nichts als Ihr Beyspiel, meine liebe Freundin, und Sie thäten vielleicht ein gutes Werk, wenn Sie sichs gefallen ließen, mit ihr Briefe zu wechseln. Ich bin zu träge und zu krank, um dieses Geschäft zu übernehmen, aber Ihnen ist das vielleicht eine Erholung, was mir eine Arbeit ist. Wenigstens weis ich, daß Sie gern Gutes thun, und es williger thun, als daß Sie erst meiner Aufmunterung bedürften. Genug ich sehe nicht, wie ich dankbarer für die Achtung und das besondere Vertrauen, das mir die Mademoiselle Kirchhof bezeugt, seyn kann, als wenn ich derselben Ihre Bekanntschaft auswirke, und wer weiß, was für glückliche Wirkungen diese gestiftete Bekanntschaft auf viele Menschen noch lange nach meinem Tode hat. Denn wie viele danken mir nicht oft für die geringsten Dienste, die ihnen, wie sie sagen, viel genützet haben! Eine Wohlthat von Gott, deren ich unendlich zu geringe bin, und die mich zu einem desto sorgfältigern Gebrauche der günstigen Umstände, in die er mich ohne alle meine Würdigkeit gesetzt hat, anfeuern sollte. Gleichwohl fühle ich bey meiner gegenwärtigen Verfassung diesen Eifer so wenig, daß ich oft vor mir selber er-

schrecke. Aber so soll der Mensch Demuth lernen, und sein eignes Nichts. Zugleich schicke ich Ihnen noch einen andern Brief einer meiner ältern Correspondentinnen, einer vortreflichen Dame, der Frau von Kamecke. Ich kann Ihnen Ihr Verdienst nicht kürzer und nachdrücklicher beschreiben, als wenn ich Ihnen sage, daß sie als Wittwe fünf Kinder selbst ohne alle Beyhülfe mit der größten Sorgfalt und allen guten Eigenschaften einer weisen und arbeitsamen Mutter erzieht, mit der Frau von Beaumont im Briefwechsel steht, und diese zu dem Entschlusse gebracht hat, sich von London nächstens nach Berlin (ich sähe es lieber, nach Dresden) zu wenden. Diese Dame hat mir, ohne daß ichs im Geringsten um sie verdienet, sehr wichtige und ganz freywillige Beweise der Freundschaft und Hochachtung gegeben, und sie ist es werth, Ihnen durch mich bekannt zu werden. Itzt lebt sie in Berlin, vorher aber war ihr Aufenthalt in der Stadt Brandenburg. Es sind nur wenig Monate, daß ich sie habe von Person kennen lernen, denn sie erwies mir auf einer Reise nach Erfurt die Ehre, ihren Weg über Leipzig zu nehmen und mich zweymal, weil ich krank war, zu besuchen. Sie ist selbst kränklich und etwan 30 Jahr alt, auch wohl jünger; eine sehr verständige und fromme Dame.

Das wird ein langes Postscript. Nun, wenns kein Postscript ist, so sey es ein zweyter Brief, so sey es Freude und Wohlthat für mich, daß ich heute so viel schreiben kann. Denn gestern Sonntags, meine liebe Freundin, kam ich krank aus der Kirche, fühlte einen meiner schrecklichsten Zufälle, und wagte es, ihm durch Fasten zuvorzukommen. Ich ging also zu Mittage nicht zur Tafel, aß keinen Bissen des Abends, riß mich von der Stube los, ging um 3 Uhr aufs Filial in die Betstunde, so schwach ich auch war, und siehe, wie groß ist Gottes Güte! Mein traurigster Zufall verlor sich, ich konnte Abends essen, und habe weit besser geschlafen, als sonst. Heute gäbe ich nun gern

die ganze Welt hin, wenn das Dankbarkeit wäre; so wie ich alles, alles auf Erden, um die völlige Befreyung von diesem harten Uebel mit Freuden, mit unaussprechlichen Freuden verlieren würde. Danken Sie Gott mit mir über diese Wohlthat, und lernen Sie an diesem Beyspiele, wie sichtbar und oft die Hand Gottes hilft. Wie lange ich noch in Welkau bleiben werde? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Vielleicht gehe ich übermorgen nach Leipzig zurück. In der That habe ich hier alles, was ich wünschen kann, wenn ichs gleich nicht ganz zu genießen fähig bin. Die beste Wirthin, den besten Umgang, die größten und erlaubtesten Bequemlichkeiten, und am M. Heyern einen Prediger, als Sie ihn im ganzen Lande nicht oft finden werden. Wer dieser Heyer ist? Mein Freund, mein ehemaliger liebster Zuhörer, der Gräfin von mir empfohlen, ein würdiger, belehrter, frommer, und gleich einem Saurin eigenthümlich geredter Mann, der fast alle Gaben eines Redners besitzt, und dessen Herz seinen ganzen Ton zu einem Commentar seiner Reden macht, der allen Menschen verständlich und eindringend ist. Vermuthlich will ich dieses Blatt auch noch vollschreiben, weil ich Ihnen alles sage, was mir zu Herzen geht. Ist der Graf Scheel bey Ihnen gewesen? Grandison der jüngere, wenigstens dem guten und edlen Herzen nach, und auch dem Verhältnisse nach, daß er schon eine Byron hat, die ihm seine Stiefmutter (sie liebt ihn unglaublich) erzieht und in ihren Armen bis zu seiner Zurückkunft von Reisen bewahret. Wir haben also an unserm Tische zween Grafen verloren, ihn und seinen Freund, den Graf Heinrich Brühl, von dem ich Dresden und dem Vaterlande aus Erfahrung und mit Ueberzeugung sehr viel Gutes versprechen kann, und den ich auch herzlich und väterlich liebe. Es fehlt ihm nichts, als die Zeit der völligen Reife. Bei dem Herlesen Ihrer Briefe, meine gute Correspondentin, habe ich mich geschämt, daß ich Ihre Freundin, die Frau D. Hau-

schild so lange nicht habe grüßen lassen. Thun Sie es auf die beste und hochachtungsvollste Art, und leben Sie immerdar mit Ihrem ganzen Hause wohl.

Gellert.

279.

An dieselbe.

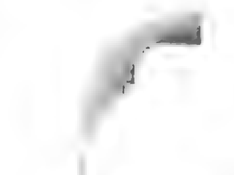
L. d. 7. Mai 1763.

Liebste Mademoiselle!

Also ist der Leipziger D. Stieglitz Ihr Vetter? Ja, das habe ich nicht gewußt, und mich deswegen sehr geschämet, als er mich bey der Ueberbringung Ihres Briefs, noch über meinem Irrthume antraf, daß er Ihr Vetter war, und nicht der Unbekannte, den ich mir unter seinem Namen seit der Zeit des gelesenen und verbotenen Emils vorgestellet hatte. Der Mann kam mir bey seinem Besuche unruhig vor. Was fehlet ihm? Ich denke, ein Amt mit Arbeit, und eine Frau mit Verstand und gutem frohen Herzen. Möchte ich ihm doch beydes verschaffen können! Und Ihr zweyter Stieglitz, der Lieutenant, ja liebste Freundin, der ist mir sehr wohl bekannt, der ist mein Schüler nach dem Willen seines seligen Vaters ganz besonders gewesen, und ich muß ihn lieben, da mir alle Menschen, die ihn in der Campagne gekannt, viel Gutes von ihm erzählet haben. Noch unlängst hat mir ihn ein gewisser Hauptmann Wiedemann, den ich in Welkau kennen lernen, als einen gesetzten, ordentlichen und exemplarischen Soldaten beschrieben, und wie sehr habe ich mich über das Gemälde eines Sohnes erfreut, in dem ich verschiedne Lineamenten des Vaters deutlich zu erblicken glaubte. O der Vater Stieglitz, beste seiner Nieçen, das war ein herrlicher Mann; ein weiser, christlicher, herzhafter, patrio-

tischer, arbeitsamer, verdienstvoller Mann; ein Beyspiel alter Treue, verständiger Einfalt und bejahrter Rechtschaffenheit von Jugend auf; der ehrwürdigste Greis, dessen sich mein Herz erinnern kann, und ein Vater seiner Bürger, die ihn noch lieben und sein Gedächtniß nicht selten mit Thränen der Dankbarkeit und Ehrfurcht segnen, davon ich selbst ein Zeuge bin. Gott wird den Segen dieses frommen Vaters nie von seinen Kindern, nie von seinem jüngsten Sohne (den er vorzüglich liebte, und selbst damals noch liebte, als er nicht ganz Ursache hatte, mit ihm zufrieden zu seyn) weichen lassen, und Sie, gute Lucius, müssen sich der Ehre und der Wohlthat, einen solchen Onkel gehabt zu haben, nie ohne Freude und Ermunterung erinnern. Das thun Sie auch, ich weiß es, denn Sie schätzen ja die Verdienste an den Fremden, an dem guten Duncan*), dem Dänen z. E., der Sie kennen zu lernen gesucht und verdient hat; ein eignes Original der Gutherzigkeit, Bescheidenheit und Zufriedenheit. Wenn er Hofrath in Kopenhagen wäre, und Sie wollten mit ihm über die See gehen, so, denke ich, hätte ich nichts dawider. Nunmehr wird der liebe Graf Scheel an Ihrem kleinen Hofe (denn bald wird Ihr Haus das beschwerliche Glück des Hofes haben) präsentirt worden seyn, und ohne Ihre Antwort abzuwarten sage ich mir in Ihrem Namen für seine Bekanntschaft Dank. Es müsse diesen guten Dänen allen immerdar wohlgehen! Noch habe ich, beredte Correspondentin, kein Wort auf Ihren Dreybogen Brief vom 29. May gesagt; aber so lang er ist, habe ich ihn doch schon zweymal gelesen, und diese Versicherung ist ja eine Art von Beantwortung, die Ihnen nicht mißfallen kann. Der Maler, dessen Gemälde Sie aus der Hand der Gräfin erwarten, und dem Sie blos in Ge=

*) (Herr von Duncan, Führer der Grafen Scheel und Moltke; nachher bey dem Zoll zu Bergen in Norwegen angestellt. S. Anm. zu No. 69 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)



danken werden danken müssen, hieß Mylius, und starb in der Blüthe seiner Jahre durch die Schuld des Kriegs, bedauert von mir und allen, die sein gutes Herz und sein fähiges Genie kannten. Er starb, sonderbar zum Tode versehen. Als er nehmlich gegen Abend vom Lande zu Fuße zurückkam, wo er einen Geistlichen, seinen Freund, besucht hatte, und von der Wache unter dem Thore gefragt wurde, wer er wäre, gab er erschrocken zur Antwort, ein Student — ein Zeichenmeister. — Kurz, er soll einen Paß, den er nicht hat, vorzeigen, und er wird von der Wache zu dem damaligen Commandanten, dem General Hausen, einem sonderbaren, heftigen, hitzigen, aber sonst ehrlichen Manne, geführt. „Ihr seyd also der Zeichenmeister, „(schreyt ihn der General in der niedrigsten Sprache des Sol„daten an) der mir die Stadt hat abzeichnen wollen? An den „Galgen mit euch! führt ihn in die Wache.“ Aus dieser ward er zwar durch die Fürbitte der sel. Herzogin von Curland, die ihn lieb hatte, nach vier und zwanzig Stunden befreyt; allein er fiel, vermuthlich durch das Schrecken zum Tode erschüttert, wenig Tage darauf in eine hitzige Krankheit, an der er den neunten Tag starb. Gott habe ihn selig! Und er hat ihn gewiß selig; denn er war ein frommes Kind. Traurige Geschichte, werden Sie sagen, und bald darzu denken: Aber was ist der traurigste Tod, der ein Uebergang in eine selige Ewigkeit wird? Genug, dieser Ihr Maler verdienet Ihr Andenken wegen seines Charakters und, wenn Sie wollen, auch wegen seines Gemäldes von mir. Die Frau Gräfin geht morgen nebst Ihrem Gemahle wieder von hier nach Welkau und nimmt mich vielleicht mit, wenn ich kann und will. Der Mademoiselle Kirchhof habe ich ihr bevorstehendes Correspondenz-Glück bereits angekündigt. Leben Sie wohl.

Gellert.

. . . .

280.

An dieselbe.

Welkau, d. 16. Mai 1763.

Liebste Freundin!

Ich bin seit Sonnabends Vormittags wieder in Welkau, und die Geschichte dieser zweymal vier und zwanzig Stunden (es ist heute Montags um zehn Uhr) würde, wenn ich sie Ihnen beschreiben wollte, die Geschichte eines sehr kranken Mannes seyn! Aber ich wills auch nicht thun. Ich will nicht über diese beiden der traurigsten meiner Tage klagen; sie sind ja, Gott sey Dank, unendlich Dank, vorbey, und ich genieße diesen Morgen die Wohlthat einiger Erleichterung. Eine Stunde, und darüber, habe ich lesen können. Eine, um weder ganz beschäftigt, noch ganz müßig zu seyn, will ich zu Briefen anwenden. In der That habe ich Ihnen nichts zu sagen, wenn ich nicht von mir selber reden will. Allein ich kann ja von dem Orte reden, an dem ich wohne. Freylich kennen Sie meinen Wirth, die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret schon, und dieses sind die Hauptpersonen. Aber Sie kennen ja das Schloß nicht, wo ich lebe, und den Garten nicht, in dem ich krank und gesund gehe. Mit dem Schlosse wird mirs nicht gut glücken, liebe Correspondentin; denn es ist so groß, daß ichs selbst nicht ganz kenne und oft in der Gefahr stehe, das Zimmer unter funfzig oder sechzigen nicht finden zu können, das mir ein wie allemal gehört. Indessen stellen Sie sich ein großes, massives, ins Viereck, zu Anfange dieses Jahrhunderts von einem guten Italienischen Baumeister erbautes Gebäude, zwey Geschoß hoch, mit Souterrains, sehr hellem Hofe, mit unglaublich vielen, größtentheils trefflich, durchgängig gut meublirten hohen Zimmern und einem prächtigen Salon vor, so haben Sie unser

Schloß. An die Seite des Corps de Logis stößt der Garten, an den einen Flügel ein kleines Wäldchen, die Wohnung der Nachtigallen und aller guten Vögel, die singen können, und hier wohne ich, mit einem Teiche und einem Theile der Allee umgeben. Die andern beiden Seiten haben Teiche, Wiesen, das Dorf, die Kirche und einen Theil des Gartens und die Wirthschaftsgebäude zur Aussicht. Kurz, wir haben so viel Platz, daß zu Anfange des Kriegs die ganze Sächsische Generalität in diesem Schlosse hat wohnen und jedes für sich klagen und exerciren und Ball geben können. Der Garten ist nach dem großen Garten in Dresden wirklich der größte, den ich gesehn habe, und ehe ich drey große Hauptalleen, und zwo in der Breite, zwo treffliche Bogengänge, und ein Lindenstück von zwölf Alleen — kurz, ehe ich zwölfhundert Linden durchgehe, so muß ich alle meine Kräfte mehr als einmal daran wagen. Indessen halte ich mich am meisten in den Cabinetten von wilden Bäumen auf; denn wer hört nicht gern die Nachtigallen? Aus diesen schleiche ich in den Obstgarten, und dann in den Küchengarten, immer in Sorgen, ob ich mich auch wieder zurückfinden werde, wenn ich allein gehe; denn meistens gehe ich mit der Gräfin, und meistens reden wir etwas Gutes, daß ich die Mühe des Gehens nicht sehr fühle. Und doch macht mich weder dieses Schloß, noch dieser Garten, noch die Sorgfalt meiner Wirthin und ihrer Tochter gesünder, als mein Garten im schwarzen Brete, der nur zwölf Schritte groß ist.

Dienstags den 17. May.

Als ich heute meine trockne Geschichte wieder durchlas, so zweifelte ich, ob ich nicht etwas Nützlicheres würde gethan haben, wenn ich zu meiner Bewegung in dem Schlosse oder in dem Garten auf- und abgegangen wäre, als daß ich Sie, meine gute Correspondentin, mit der Länge und Breite des einen und

andern langweilig unterhalten hätte. Ich sahe, wie krank ich gestern noch gewesen seyn mußte, wie arm an Gedanken, und wie begierig, mir beides durch das Schreiben zu verbergen, und um dieser Entdeckung willen, soll mir mein angefangener Brief noch lieb seyn, und mich Dankbarkeit lehren, wenn ich heute gesünder, oder, welches doch eben so wohl seyn könnte, nicht noch kränker bin als gestern. In der That, ich bin ziemlich entschlossen, heute wieder nach Leipzig zurück zu kehren, und dieß ist eben kein gutes Kennzeichen; denn Niemand vertreibt mich, als ich mich selbst. Der Herr General, der Morgen früh von hier nach Dresden geht, nähme mich gern mit; aber ich denke nur an das schwarze Bret, nur an die Länge der drey Meilen bis dahin, und das ist auch kein gutes Kennzeichen. Indessen kann doch der General, anstatt mich, diesen Brief mitnehmen, und darum will ich ihn schließen, so gut ich kann, kein Wort mehr von dem Garten und Schlosse, noch von den Wirthschaftsgebäuden, der Anzahl der Pferde, Kühe, Zugochsen und Schafe, nicht von der Menge der Frohndienste reden, sondern von der Liebe und Hochachtung, welche die Gräfin und ihre Tochter für Sie haben und mit der sie sich Ihrer oft erinnern. Genug, so leer auch dieser Brief für sich ist, so muß er Ihnen doch eine Versicherung seyn, daß ich auch krank noch gern an Sie schreibe, und schreibe, ohne Ihnen eine Antwort schuldig zu seyn, das vielleicht selten geschehen ist. Leben Sie wohl, meine Freundin, mit allen den Ihrigen.

Gellert.

281.*)

An dieselbe.

L. d. 25. Aug. 1763.

Liebste Freundin!

Freuen Sie sich mit mir, o freuen Sie sich! Ich bin, (und das sey Gott im Himmel gedanket!) nach sieben langen Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelanget. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich nach dem Ausspruche der Aerzte meiner Gesundheit und also meinem Gewissen schuldig war; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur oder andrer Mittel zu meiner Erleichterung zu segnen, so ist es unendliche Wohlthat! Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz oder zum Theil zu befreyen, so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen, und zu meinem Besten es anzuwenden, und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht das Erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eins der ersten Vergnügen, das bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber und langer Brief,*) für den ich Ihnen, meine Freundin, herzlichst danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und

*) (In dem Abdrucke dieses Briefes, der sich in Gellerts Leben von Cramer (Gs. Werke, 1774. Th. 10, S. 136 ff.) findet, ist mehreres weggelassen und verändert, die Namen der Personen sind nur durch die Anfangsbuchstaben angedeutet. Vollständig erschien er erst in dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, aus welchem er hier mitgetheilt ist.)

*) (Vom 4—9. Aug.: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, No. 76.)

ich habe darum eine Pflicht mehr, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie's nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehn, auch funfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken, bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte, nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert und denen mich Preis gegeben hätte, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe und großer Bewunderung mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentin, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladun-

gen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, welche Wohlthat! war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich schon vor zehn Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehn, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiselle, aber nicht beschreiben. Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger, als ich; hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich, und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unsers traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unsers Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm. O, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich: Aber sagen Sir mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie

die Schlacht bey ....*) die Schlacht bey **Cunnersdorf** haben gewinnen und **Schweidnitz** in einer Nacht haben einnehmen können. Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er **allein** war, ließ meistens **weiche** Speisen zubereiten, ließ meinen **eignen** Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden und redte selbst so, ließ mich **bald** nach der Tafel gehn; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unsrer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bey ihm den Mangel an Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was gebe ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen itzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudon'schen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen, Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee und niemand störte uns alsdenn. — Unser Abschied war sehr kurz — Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben. — —

*) Hier hat Gellert selbst einen leeren Raum in seinem Briefe gelassen. **Ebert.**

Digitized by Google

Leben Sie auch wohl, liebster Herr General. Gott beschütze Sie und segne Sie, Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? Den Grafen Uhlefeld, Oberhofmeister der Kaiserin und ersten Minister, einen einsichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwiesen und mich durch nichts beleidigt hat, als daß er schwer hörte und ich sehr schreyen mußte, wenn er mit mir sprach. Ich habe nur einmal, aber am besten im Carlsbade, bey ihm gegessen. An meinem Teller lag ein geschriebner Zeddel, den ich für eine Zeitung hielt. Als ich Wein forderte, wurde ich auf diesen Zeddel verwiesen, und, o wie erschrak ich, als ich etliche zwanzig Nummern Wein fand. Der erste, rief ich, der beste; denn bey dem Brunnen soll man nicht viel lesen. Als der Graf aus dem Bade gieng, schickte er mir vier Bouteillen Tokayer und sechs Bouteillen Burgunder; ein Geschenk, das mir ziemlich gleichgültig gewesen seyn würde, wenn mein eigner mitgenommener Landwein nicht halb abgestanden gewesen wäre. Um Ihnen einen Beweis meiner guten Wirthschaft zu geben, muß ich Ihnen im Vorbeygehen sagen, daß ich von dem Tokayer drey Bouteillen und von dem Burgunder zwo mit nach Leipzig gebracht habe, und von sechs Bouteillen Ungarischen, die ich aus den guten Händen der Gräfin Vitzthum erhalten, auch zwo oder drey. Gleichwohl habe ich noch in Wiesenthal und in Annaberg meine gütigen Wirthe mit Wein beschenket und einen halbkranken Hauptmann in dem letzten Wirthshause damit curiret. Doch meine Sparsamkeit ist lange nicht so merkwürdig, als meine Kunst, diese Weine (ich muß es ehrlich sagen, ich hatte auch zwo Bouteillen Rheinwein, die mir der Geheimderath Kessel zur Reise geschicket, bey mir) unverletzt über die schrecklichsten Berge zu bringen, eine Bouteille ausgenommen, die zerbrach.

Der Graf Thun, des vorigen Schwiegersohn, ein junger,

gutherziger, und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete sich die Bekanntschaft bey mir durch ein Compliment, das er mir von einem gewissen Herrn von Sonnenfels aus Wien brachte. Den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von Sonnenfels hätte wissen können, daß ich ins Bad kommen würde. Ach, sagte er, es war eine Fabel. Ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und machte eine Lügen; denn wie wir Laudon in Wien nachgelaufen sind, so laufen wir Ihnen hier nach. — Niemand hat mich so oft besucht, als dieser Graf Thun, Niemand mir so viel kleine tägliche Dienste gethan und andere so sehr für mich eingenommen, als er. Er wunderte sich oft, daß ich ihn so wohl leiden könnte. Ich werde das alles, fing er an, meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel Ansehen geben. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. Aber wozu, Herr Graf? Sie haben sie ja alle, oder können sie, wie Sie mir selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, damit ich sie von Ihnen habe, und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied genommen, fing es heftig zu regnen an. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet: so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke warten, ohne daß es unhöflich läßt. Er war munter, naiv, wahr, und von einem sehr guten Herzen. „Wenn ich nur in Leipzig studirt hätte!“ Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken sollte, und sogleich kam er in mein Haus gelaufen und brachte mir zwey Pfund von seiner Wiener Chocolade. Seine Frau war eine angenehme Frau; aber die Mutter war es noch mehr. Beide giengen fleißig in die Messe.

Der General Ziethen, ein ehrlicher alter frommer Soldat,

mit dem ich gern sprach, ob er gleich seinen Hut wegen Schwäche und Wunden des Kopfs auch bei der Tafel nicht abnahm. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen und blos für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Ging er, so ging sie mit ihm; fuhr er, so saß sie bey ihm.

Der Herr von Zetlitz, aus Schlesien, der kränkste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht, und sein Gesicht, sobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen, war fromme Zufriedenheit. Er kam, vierzig Meilen und darüber in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füßen an, trank den Brunnen und schwoll bis in den Unterleib. Er aß seit vielen Monaten kein Fleisch, zuletzt keinen Bissen Brod mehr, und Suppe und Wasser und Hofmannischer Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey= und dreymal, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr segnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg riethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen, so hätte er bleiben und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief, große Schmerzen insonderheit in der Brust litt und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs gesund gewesen, und das Schrecken der Croaten mochte ihm wohl in seinem dreyundsechzigsten Jahre zur Gicht geworden seyn. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf den Weg, sagte er bey seinem Abschiede zu mir? Denken Sie oft, kranker und theuerster Mann, sprach ich, an die Worte: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ Er faltete seine

zitternden Hände und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht, weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter sollen auch meine Nachrichten in diesem Briefe überhaupt nicht gehn, als bis auf diesen Kranken. Ich könnte Ihnen freylich noch viele andre Männer nennen, die ich habe kennen lernen, z. E. den Geheimden Rath von Kayserling, einen Bruder des Gesandten und würdigen Mann; den Geheimden Rath von Kessel, aus Dresden, einen trefflichen Mann; den Geheimden Rath von Wechmar aus Anspach, auch einen sehr verdienstvollen Mann. Diese alle haben viel unverdiente Liebe für mich gehabt, und der letzte sagte mir bey dem Abschiede, daß es ihm lieber wäre, mich haben kennen zu lernen, als den größten Monarchen. Alle Menschen (Gütiger Gott, wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes gewünschet, und die meisten mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man, kein unnützlicher Autor zu seyn sich bemüht hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist!

Leben Sie wohl, liebste Freundin, und grüßen Sie Ihre theuersten Eltern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herr Zeisen, dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste

G.

Den 26. August.

Da ich diesen Brief wieder durchlese, fällt mir die traurige Geschichte von dem Husarenbriefe*) ein, und Ihnen wird es

*) (Der unter No. 155 abgedruckte Brief, der, wie aus No. 282 hervorgeht, an Fräulein Schönfeld geschrieben war, ist gemeint.)

wohl auch einfallen, was ich meyne. Aber, wenn Sie zur Fräulein Schönfeld kommen, so können Sie ihr den Brief lesen; denn für diese und ihre würdige Mutter gehört er. Vielleicht setze ich meine Erzählung in dem künftigen Briefe fort. Leben Sie wohl. Den Augenblick fällt mir eine kleine Begebenheit ein, die ich bald vergessen hätte, und die mich doch außerordentlich gerührt hat. Als ich aus dem Carlsbade wollte, ging ich zum Postmeister, sprach mit ihm wegen der Fuhre und fand auf seinem Tische einige meiner Schriften. „Lesen Sie mich auch, Herr Postmeister? Das ist mir viel Ehre,“ — Kaum hatte ich dieses gesagt, so trat eine alte, alte Magd in schrecklichem Schmutze in die Stube und auf mich zu. — „Ist Er der Herr mit dem großen Ruhme, der die schönen Bücher gemacht hat?“ Und sogleich fuhr sie nach meiner Hand, als ob sie mir sie abreißen wollte, und küßte sie ohne Aufhören. „Ach, gnädiger Herr, ich danke Ihm, ich danke Eurer Gnaden.“ — — Ich erstaunte, fragte, ob sie was von mir gelesen hätte. — „Ja, hier bey dem Herrn Postmeister. Also ist Er der Herr mit dem großen Ruhme? Nun, Gott schenke Ihm Gesundheit und alles Wohlergehn.“ — „„Wünscht mir nicht allein Gesundheit, auch Geduld von Gott, die Krankheit zu tragen; denn wir können nicht immer ohne Uebel seyn. Es dient auch zu unserm Besten““ u. s. w. „Ach, rief sie, das ist Trost, das ist Trost!“ küßte mir wieder die Hand, und ich klopfte sie auf die Achsel, dankte ihr herzlich und versicherte ihr, daß ich ihre Bekanntschaft nicht vergessen würde. Ich will ihr meine Lieder und Lehrgedichte schicken und meinen Namen hineinschreiben.

282.

An dieselbe.

L. d. 3. Sept. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Schon wieder eine kleine Geschichte, die mich, Ihren Freund, und also auch Sie, angeht, und die nicht älter als drey Tage ist. Am vorigen Dienstage also kam der Leibpage der Sächsischen Prinzessin Christine*) früh gegen neun Uhr zu mir, sagte mir sehr höflich, daß seine Prinzessin um eilf Uhr in Leipzig eintreffen würde und daß sie sehr wünsche, mich zu sprechen, und daß sie ihm auf allen Poststationen nachgerufen hätte: „Vergesse Er ja nicht, wenn Er nach Leipzig kömmt, daß Er gleich zum Professor Gellert geht." — „„Das ist viel Ehre für mich, Herr von Leipziger. Ich werde um eilf Uhr gewiß im blauen Engel seyn, und der so guten Prinzessin mit Freuden aufwarten."" — Also rief ich Herr Goedicken: „Geben Sie mir ein Paar weißseidne Strümpfe." Er erschrack (denn ich habe seit acht Jahren keine getragen) und brachte sie voller Bestürzung. — „Sauer soll die Schuhschnallen putzen und die neuen Schuhe herbeybringen, und den Perückenmacher rufen, daß er mir die Perücke auf dem Kopfe zurechte macht," eine Sache, die nicht geschehen ist, seitdem ich Professor bin. Nunmehr hatte ich weiße Strümpfe an; das kam mir sehr ungewohnt und albern vor. — „Herr Goedicke, geben Sie mir doch das Oberhemde mit den Manschetten der Mademoiselle Lucius." Er brachte es — „auch das Kleid von Brüßler Cammelott geben Sie mir her." — „„Das müssen wir erst auskehren und aus dem Ueberzuge nehmen, Sie haben

*) (Maria Christina, Tochter des Churfürsten Friedrich August II., geb. 1735; 1765 Coadjutorin, 1773 Aebtissin zu Remiremont in Lothringen; gest. 1782.)

es seit 1754 nicht getragen."" (Fürchten Sie nichts, Mademoiselle, es ist darum nicht aus der Mode, denn ich lasse meine Kleider nie ganz nach der gegenwärtigen Mode machen.) — Kurz, ich war fertig, und ließ mich noch vor eilf Uhr in den blauen Engel tragen.

„Da kömmt also der Professor Gellert," rief die Prinzessin (sie saß am Fenster, und neben ihr stand ihr Oberhofmeister und der General und Gouverneur Plötz und etwas entfernter mein Bruder). „Nun, ich habe sehr gewünscht, Ihn kennen zu lernen, und Ihm für Seine schöne Schriften zu danken und Ihm Glück zu Seiner Cur zu wünschen." — Ich küßte ihr die Hand und bewillkommte sie im Namen meines ganzen Vaterlandes. „Ist Er immer noch krank? Gewiß von vielem Sitzen und Schreiben?" Nein, Ihro Hoheit, sonst müßten viele Menschen schon krank und todt seyn, wenn das Schreiben siech machte. „Ja, das Schreiben vielleicht nicht, aber wohl das Gutschreiben." Das ist eben die Frage, gnädige Prinzessin, ob ich gut geschrieben habe. Daran muß ein Autor immer noch zweifeln. „Das will ich verantworten; zweifle Er nicht. Die Welt sagt es, und ich sage es auch. — Hat Er itzt nichts geschrieben?" Nein, Ihro Hoheit. Ich schreibe nichts mehr, und kann nichts mehr schreiben, und habe vielleicht schon zu viel geschrieben. „Sage Er mir doch, was von Seinen Schriften zu viel ist; das möchte ich gern wissen." Vielleicht das Meiste. „Da kann ich Ihm widersprechen; denn ich habe sie alle gelesen, und alle Leute, und alle Höfe, wo ich gewesen bin, lesen Ihn. Wie oft habe ich Seine Schriften verschenken müssen!" So bin ich Ihnen denn vielleicht meine vornehmen Leser schuldig, gütigste Prinzessin. „Nein, ich habe mir ein Ansehn mit Ihm gemacht, und ich bin Ihm Ruhm schuldig." Wenigstens beklage ichs, daß Ihnen meine Schriften so viel Aufwand verursachet. „Werde Er nur recht gesund, schreib Er, schicke Er mir

Seine Schriften zuerst, und sey Er ruhig. Das ist alles, was ich von Ihm verlange. Welches von Seinen Werken hat Er am liebsten?" Das nützlichste, Ihro Hoheit. „Also das jüngste, das letzte; die Lieder also? Ich denke es auch. Man hat viel von Seinen Schriften übersetzt; aber sie verlieren. Gesners Idyllen, die sind gut übersetzt." Es ist lange genug, gnädigste Prinzessin, daß wir die Franzosen übersetzt haben. Die Reihe muß also an uns auch kommen. „Er ärgert sich wohl an meinem Deutschen. Ich habe in achtzehen Monathen kein Deutsch gesprochen." Nein, ich bewundere Sie. Sie reden es besser, als ich und andre. „Das kann nicht seyn; ich habe es aus Seinen Schriften gelernet."

Kurz, liebe Mademoiselle, sie hat mit so vieler Güte und so vielem Geiste, mit so vieler Leichtigkeit und Leutseligkeit gesprochen, als ich Ihnen nicht sagen und aus Armuth des Gedächtnisses auch nicht erzählen kann. Aber mein Bruder, der könnte Ihnen mehr sagen, wenn er wollte. Gegen zwölf Uhr gieng ich, und gegen halb zwo Uhr war ich wieder bei der Prinzessin Christine, begleitete sie auf die Rathsbibliothek, Universitätsbibliothek und in das Richter'sche Cabinet. Sie fuhr mit ihrer Hofdame und dem Oberhofmeister in einer, und ich mit dem Herrn von Leipziger und dem Oberpostcommissär in der andern Kutsche. Am Markte, da sie sah, daß das Volk so begierig war sie zu sehen, stieg sie aus, gab vor, daß sie Auerbachs Hof sehen wollte, und ließ sich von dem Markte an durch Auerbachs Hof über den neuen Neumarkt durch die Grimmaische Gasse bis wieder an den Markt, zur Rechten von mir, zur Linken von ihrem Hofmeister führen, grüßte alle Menschen freundlich, freute sich, sagte, die Sachsen wären gute Leute, und wünschte, daß ihr Herr Vater sie auf die Messe möchte wieder mit nach Leipzig nehmen. „Es gefällt mir hier, Herr Professor, Leipzig hat viel Vorzüge" u. s. w. Gegen vier Uhr

Digitized by Google

gieng sie, von mir bis in ihren Wagen geleitet, fort. „Nun, so lebe Er recht gesund, recht wohl, und wenn ich wieder nach Leipzig komme, so komme Er freywillig zu mir; denn heute ist Er doch nur gekommen, weil ich Ihn darum habe bitten lassen; wenn es Ihm nur nicht schadet, daß Er so lange mit mir gegangen ist." Das hat sie mir wohl dreymal gesagt. — „„Ich wünsche Ihrer Hoheit alle Wohlfahrt, die man der besten Prinzessin wünschen kann und muß, und empfehle"" — „Nein, das bin ich nicht. Lebe Er wohl, guter Herr Professor!" — Gleich zu Anfange unsers Gesprächs fragte sie: „Was macht Sein Briefwechsel mit der Fräulein Schönfeld?" Und den kennen Sie auch, gnädigste Prinzessin? Sie wissen also alle meine Geheimnisse? — „Ja, alles was Ihn angeht, weiß ich, oder wöchte es doch gern wissen. Hat Ihn kein Husarenlieutenant mehr besucht?" — — O der böse Brief! — „Nein er ist nicht böse. Er hat den Franzosen recht gefallen. Was macht Rabener? Schreibt Er noch an ihn?" — Selten! aber an das Fräulein von Schönfeld schreibe ich noch. Das ist ein gutes Kind. Mit einem Worte, liebe Freundin, die Prinzessin hat mich beschämt, durch ihre Güte sowohl als durch ihren Geist. Ehe ich mit einer erträglichen Antwort fertig war, sagte sie zehn gute ungekünstelte Einfälle. Sie muß Sachsen sehr lieb haben. „Als ich wieder nach Sachsen kam, sagte sie, so erschrack ich. Allmächtiger Gott! dachte ich, was ist das für ein gesegnetes Land! und der langwierige Krieg hat es nicht verwüsten können?" — Krieg und Brand, gnädige Prinzessin, segnet Gott mit reicher Hand. Dieß alte Sprüchwort trift sichtbar bey uns ein. — „Also denkt Er, daß beßre Zeiten kommen werden?" — Ja, wenn beßre Leute kommen.

Ich will diesen Brief mit einer Anmerkung beschließen, die mein Herz angehn soll. Was mag bey dem Beyfalle, den mir die Prinzessin erzeigte, wohl den meisten Eindruck auf mich ge-

macht haben? Ihr Stand oder ihr persönliches Verdienst? Das Unerwartete der Ehre oder die Güte des Herzens, aus dem ich mein Lob hörte? Der Gedanke, daß ich meine Pflicht gethan und was Nützliches geschrieben hatte, oder die Freude, daß meine Schriften auch den Hohen gefielen? Ich habe mein Herz ziemlich ausgefragt, als ich nach Hause kam. Es zuckte. Freylich darf uns der Beyfall einer Prinzessin, wenn alles auf beiden Seiten gleich ist, mehr rühren, als der Beyfall einer Magd; aber leider rührt uns der Glanz des Lobes doch immer heimlich eben so sehr, als die Gründlichkeit des Lobes, auch wenn wirs nicht gern wollen. Kurz, dachte ich endlich bey mir selbst, wenn du Gott für dieses Glück als für eine unverdiente Wohlthat danken kannst, dir dabey nicht würdiger vorkommst als vorher, und vielmehr noch demüthiger denkest, so mag und darf dich dieß Glück vergnügen und ermuntern. In der That glaube ich, liebe Mademoiselle, daß mich der Auftritt mit dem Postmeister im Carlsbade und der Auftritt im blauen Engel zu Leipzig, auf gleiche Weise gerührt haben. Die Prinzessin verliert dadurch nichts. Sie würde vielmehr nach dem Begriffe, den ich von ihr habe, groß genug seyn, mich deswegen zu loben.

O was ist das wieder für ein langer, mit meinen eignen Ruhmangelegenheiten ganz erfüllter Brief! Aber rechnen Sie das, was ich Ihnen binnen acht Tagen zu viel geschrieben, zu dem, was ich Ihnen vorher binnen acht Wochen zu wenig geschrieben habe. Endlich verlange ich auch eine Dankbarkeit von Ihnen auf frischer That. Lassen Sie sich bey der Fräulein Schönfeld melden, daß Sie ihr etwas von mir zu sagen hätten, und nehmen Sie diesen Brief mit, und lesen Sie ihn ihr vor, und küssen Sie der Mutter und der Tochter in meinem Namen die Hand, und endlich, mit der Prinzessin zu reden, leben Sie recht gesund und wohl und studiren Sie nicht zu viel.

Gellert.

Digitized by Google

P. S. Ich schreibe abscheulich; aber theils wird mir das Sitzen sauer und theils habe ich auch keine Federn; denn der Hofprediger Cramer, der mir sie sonst schnitt, schickt mir keine mehr. — Grüßen Sie Ihr ganzes Haus und Herrn Zeisen ergebenst von mir. Ich will ihm bald schreiben.

(Als Nachtrag zu diesem Briefe schalten wir hier ein Fragment aus einem Briefe des Oberpostcommissär Gellert an Demoiselle Lucius vom 9. Sept. 1763 ein. Ebert.)

Nach der Relation von meinem Bruder weiß ich nicht viel mehr zu sagen. Diese vortreffliche Prinzessin zeigte in ihren Fragen und Antworten nebst dem ganz besonders gnädigen Betragen viel Witz und Verstand. Gleich im Anfang der Unterredung fragte sie den Bruder, was er für Wirkung vom Carlsbade spüre? — Ich bin mit keiner Hoffnung, sondern blos, weil es die Medici wollten, und also aus Pflicht, dahin gereißt. — „Es sieht Ihm ähnlich; Er weiß aber auch, daß es nicht recht ist?" — Gnädige Prinzessin, wenn man zwanzig Jahre schon krank ist, dann muß man sich nur um Geduld bemühn. — „Gut! aber was für eine Geduld ist wohl ohne Hoffnung? Lerne Er es an mir, daß man nach zwanzig Jahren wieder gesund werden kann. Ich bin seit meinem siebenten Jahre krank gewesen, und itzt Gottlob! recht wohl." — Mein Herr Bruder war ziemlich in die Enge getrieben. Ich klopfte ganz sachte, daß es die Prinzessin sehen konnte, in die Hände. Endlich sagte er: Es ist auch an Ew. Königl. Hoheit weit mehr gelegen. — „Nehme Er mirs nicht übel," fiel sie ihm in die Rede, „das ist ein Compliment. Ich muß Ihm sagen, daß Er mich in meiner Krankheit sehr getröstet hat. Ich hatte alle Seine Schriften gelesen; ich fragte, ob nichts weiter von Ihm da wäre?

Nichts, antwortete man mir, als eine kleine Piece: Trostgründe wider ein sieches Leben. Je, sagte ich, das schickt sich ja vortrefflich für mich; ich verlangte es sogleich, und habe es mit Vergnügen und zu meiner Beruhigung mehr als einmal durchgelesen." — Als mein Bruder sie wegen ihres guten Deutschredens lobte und sagte: Ihro Hoheit müßten es auch sehr gut schreiben, er wolle zur Ehre der deutschen Nation wünschen, daß Ihro Hoheit etwas drucken ließen — antwortete sie: „Ich bin den Autoren sehr gut, aber selbst mag ich keiner werden; indessen will ichs Ihm doch versprechen, wenn Er so lange recht gesund und wohl lebt, bis ich fertig damit bin: ja ich will es Ihm sogar dediciren." Als wir fortgehen wollten, fragte mein Bruder, ob sie noch etwas zu befehlen hätte? „Nichts, war ihre Antwort, als daß Er mich hinführo ungerufst besuchen und so gesund und wohl wie Sein Bruder aussehen mag." Ihre Gegenwart des Geistes ist ungemein groß, und im ganzen Ernst, der Professor hatte vollauf mit ihr zu thun.

283.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Sept. 1763.

Bester Herr Professor!

Tausendmal danke ich Ihnen in aller Eile für Ihren letzten Brief mit der Unterredung mit unsrer Prinzessin. Sie werden mir erlauben, daß ich mirs vorbehalte, ihn ehstens förmlicher zu beantworten und Ihnen nochmals zu danken. Itzt komme ich gleich von der Gräfin Vitzthum und dem Fräulein Schönfeld, und in der Gräfin Namen, liebster Herr Professor, soll ich, sobald ich kann (und ich kann es gleich itzt) eine Frage an

Sie thun, nämlich: ob Sie es zufrieden seyn wollen, daß die Gräfin der Prinzessin Ihren Brief lesen darf? — Vorlesen, sprach die Gräfin, das wollte ich wohl verantworten; aber wenn die Prinzessin eine Abschrift verlangt, so kann ichs ihr nicht wohl abschlagen, und ihr eine zu geben ohne sein Vorwissen und Einwilligung, das nehme ich nicht auf mich. Gleichwohl, setzte sie hinzu, wollte ich für mein Leben gern, daß sie ihn sehen dürfte. In der That, es ist eine gute Prinzessin, sie ist jederzeit gut und fromm gewesen u. s. w. Und so hatte die Frau Gräfin die Gnade, mir viel von der Prinzessin und was sie mit ihr (auch von Ihnen) gesprochen hätte, zu erzählen, welches Sie, liebster Herr Professor, bald von ihr selbst hören werden; denn die Frau Gräfin geht auf den Dienstag nach Welkau, und freut sich dahin, und hat mir befohlen, Ihnen tausend Complimente von ihr zu machen und Ihnen zu sagen, daß sie hoffte, Sie bald bey sich zu sehen. Auch die Fräulein empfiehlt sich tausendmal, und läßt Ihnen sagen, Sie hätten ihr die vorige Nacht sehr unruhig gemacht. Es hat ihr geträumt, Sie wären gestorben, und darüber hat sie so sehr geweint, daß Mademoiselle Paret (die mir auch noch nachgerufen, sie Ihnen zu empfehlen) sie noch in Thränen gefunden, als sie sie gewecket, und daß es die Fräulein, wie sie sagte, noch auf der Brust fühlt. Aber ich muß die Fräulein verklagen, ob sie wohl noch diese Nacht einen Beweis für Sie gegeben, daß sie ein gutes Kind ist. Sie hat sich die Hand nicht von mir in Ihrem Namen küssen lassen. Sie küßte mich auf den Backen; aber das sollte ja nicht seyn. Die Frau Gräfin ließ mir aber ihre Hand in Ihrem, dann auch in meinem Namen küssen, und dann reichte sie mir auch ihr gütiges Gesicht und gab mir einen Kuß.

Ich will cito auf den Brief schreiben; vielleicht bekommen Sie ihn dadurch eine Stunde geschwinder, und wenn Sie, liebster Herr Professor, kein Bedenken haben, in das Verlangen der

Gräfin zu willigen, so seyn Sie so gütig und lassen Sie mirs sogleich durch Herrn Göbicken melden. Aber ich fürchte, es wird zu spät seyn. Sie werden gegenwärtigen Brief nicht vor Freytags erhalten können. Auf den Dienstag geht die Gräfin fort. Wenn ich nur die Antwort auf den Sonntag Abends erhielte. Lassen Sie Herrn Göbicken nur auch cito auf den Brief schreiben. Vielleicht hilft das etwas.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Verzeihen Sie die Eilfertigkeit und Nachlässigkeit dieses Briefs dem Gehorsame, den ich der gütigsten Dame schuldig bin, und der Achtung, die diese Dame für Ihren Willen hat. Ich habe die Ehre zu seyn

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

284.

An Caroline Lucius.

L. d. 10. Sept. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich kann allen Menschen eher etwas abschlagen, als der Gräfin Vitzthum. Ich bin es auch zufrieden, daß sie der so guten Prinzeßin den Brief liest, ob ich gleich nicht mehr weiß, ob er vorsichtig genug geschrieben ist; aber vor der Abschrift, vor der erschrecke ich. Sobald diese in den Händen der Prinzeßin ist, so ist sie in der sichern Gefahr, bekannt und gedruckt zu werden, und ich denke doch, daß mein Brief unter mehr als vier Augen allemal Eitelkeit und meinem guten Ruf nachtheilig ist. Wenn sich also die Frau Gräfinn getraut, ohne Abschrift davon zu kommen, und es zu einer Gewissenssache zu machen,

Digitized by Google

die sie mir seit dem Husarenbriefe versprochen hätte, so will ich mirs gefallen lassen, daß die Prinzessin den Brief liest; denn ich weiß, die Gräfin ist so gütig gegen mich, daß meine Angelegenheiten die ihrigen sind. So viel, Mademoiselle. Erhalten Sie diese Antwort noch zu rechter Zeit (ich schreibe sie Sonnabends früh um 9 Uhr, denn eher habe ich Ihren Brief nicht erhalten, und eben itzt wird die gelbe Kutsche gehen); so schicken oder tragen Sie dieselbe sogleich zur Frau Gräfin und küssen Sie ihr und ihrer guten Tochter, die um meinen Tod im Voraus geweinet hat, die Hand und leben Sie wohl.

Gellert.

285.

An dieselbe.

[L. d. 10. Sept. 1763.]

Liebste Mademoiselle!

Ich muß noch ein Paar Zeilen an Sie schreiben, ob ich mich heute gleich krank geschrieben habe; denn das Wort Abschrift macht mich sehr unruhig, sonst setzte ich keine Feder mehr an. „Wollen Sie etwan das widerrufen, was Sie mir heute Vormittage geschrieben haben?“ Nein, das will ich nicht! Es bleibt dabey, daß ich der Gräfin nichts abschlagen kann; aber es bleibt auch dabey, daß die Prinzessin Christine, die beste Prinzessin in Europa, keine Abschrift fordern soll. „Aber das ist schwer zu verhindern.“ — Ja wenn die Gräfin Vitzthum mit ihrem Verstande kein Mittel erfinden kann, so langt meiner noch weit weniger zu; denn dieser sagt mir nichts mehr, als daß der Brief nicht in fremde Hände kommen soll. So treu auch die Hände der Prinzessin Christine sind, so wird sie doch stets

Hände um sich haben, die nicht so ehrlich sind, und alsdann erlebe ich den zweyten Theil der Geschichte vom Husarenbriefe, und den möchte ich um alle Wunder nicht erleben. Alsdann könnte es auch kommen, daß ich Ihnen meine Anekdoten niemals mehr überschriebe. Diesen Brief, den ich Nachmittags um 3 Uhr schreibe und der auf den Abend um sieben Uhr mit der reitenden Post abgeht, wird mit dem Vormittagsbriefe vermuthlich zu einer Zeit bey Ihnen ankommen, nämlich Morgen, Sonntags Nachmittage. Dienstags geht die Gräfin erst fort: also kommen die Briefe noch ziemlich zu Rechte, wenn sie anders zu etwas gut sind. Hätten Sie mir nur eine Abschrift von meinem Briefe mitgeschickt — — doch ohne alle Abschrift, der sichre Weg ist der beste. Wenn die Gräfin nicht mit im Spiele wäre, so spräche ich kurz und gut: Cassiren Sie den Brief, und so wäre alles gehoben. — Ja, liebe Mademoiselle, zehn Briefe werden kaum langen, die ich heute schon geschrieben habe, und zwanzig liegen gewiß noch vor mir auf dem Tische unbeantwortet. Also dächte ich, ich könnte mit Ehren schließen. Auch dächte ich, Ihr heutiger Brief hätte zu meiner Ruhe können verloren gehen. Leben Sie wohl.

Gellert.

286.

An dieselbe.

L. d. 11. Sept. 1763.

Liebste Mademoiselle

Der böse Brief hat mich mitten in der Nacht aufgeweckt und mir einen Theil des Schlafs entzogen; das ist keine gute Vorbedeutung. Wenn er in Abschrift bey Hofe ist, sagte ich zu mir

Digitized by Google

selber, so kannst du in deinem Leben nicht wieder an die Mademoiselle Lucius schreiben.

Gellert.

287.

Aus einem Brief von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 10. Sept. 1763.

. . . .

Ich freue mich, theuerster Herr Professor, über die Liebe und den Beyfall, den unsre gute Prinzessin Ihnen bezeiget; denn ich freue mich über alle Leute, die Ihnen Merkmale der Liebe und Hochachtung geben, und dieß nicht allein Ihrentwegen, sondern um der Leute selbst willen, und der Auftritt bey dem Postmeister in Carlsbad hat mich sehr vergnügt.

Sie glauben, liebster Herr Professor, es habe Sie die Begebenheit bey dem Postmeister und die Begebenheit im blauen Engel auf gleiche Weise gerührt, und Sie erweisen der Prinzessin die Gerechtigkeit, von ihr zu denken, sie werde groß genug seyn, Sie deswegen zu loben? — Ja, das würde sie seyn. Aber ich, liebster Herr Professor, ich will es Ihnen nur gestehen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde nun eben nicht denken, daß ich einen Fehler beginge, wenn ich mich ungleich stärker durch das Lob der guten Prinzessin, als durch das Lob der guten alten Magd rühren ließe, und ich will Ihnen auch sagen, warum?

Es ist gewiß, wenn ich etwas Lobenswerthes thue, so kann mich die Prinzessin und die Magd mit gleich gutem Grunde und aus gleich gutem Herzen loben, und in so weit ist das Lob der Prinzessin und das Lob der Magd einander gleich, und Keines

hat ein Recht mich mehr einzunehmen als das andre. Allein es ist doch auch gewiß, daß je besser ich von der Person denke, die mich lobt, je höher der Begriff ist, den ich von ihrer Einsicht, ihrer Beurtheilung und ihrem Geschmacke habe, und jemehr sie mir Hochachtung durch ihr persönliches Verdienst einflößt, desto wichtiger und desto schmeichelhafter muß ihr Lob mir seyn. Nun werde ich immer denken, daß mir die Prinzessin ihren Beyfall mit mehr Discernement und Delicatesse ertheilt, daß also ihr Lob zuverlässiger ist, und daß ich hingegen, weil doch die Magd wahrscheinlicher Weise einen so feinen Geschmack nicht besitzt, dieser ihr Lob eben so vollständig erlangt haben würde, wenn ich auch einige Fehler begangen hätte, um deren willen ich von dem Beyfalle der Prinzessin hätte verlieren können. Ich sage dieses darum, weil ich manchmal von gemeinen Leuten Ihre Lieder, so wie sie es verdienten und wie ich damit zufrieden war, habe loben hören, die aber zugleich andre Lieder, die Leute von besserm Geschmacke gewiß verworfen hätten, den Ihrigen gleich achteten. Sagen Sie mir doch, bester Herr Professor, ob ich hier Recht haben könnte, oder ob es nur eine kleine Ausflucht der Eitelkeit ist, die sich gern retten will?

Der Beyfall und das Lob der guten alten Magd war ganz gewiß aufrichtig und nur um deswillen wirklich schätzbar; allein überhaupt (freylich leidet es seine Ausnahmen) halte ich das Lob der Großen und derer die über uns sind, noch für aufrichtiger und reiner, als das Lob der Geringern oder unsers gleichen. Die Hohen denken wohl nicht leicht daran, daß sie nöthig haben andere zu loben, um sich Ansehen zu geben. Sie denken nur, daß sie andern durch ihren Beyfall Ehre erweisen, oder (und das thun die Besten unter ihnen) sie folgen blos den Bewegungen ihres Herzens und dem Eindrucke, den Verdienste auf dasselbe machen, und ertheilen so ihr freyes Lob ohne Eitelkeit und ohne Absichten für ihren eignen Ruhm. Geringere hingegen

loben berühmte und verdienstvolle Männer öfters aus Eitelkeit und Prahlerey, um sich selbst in Ansehen zu setzen, daß sie von so berühmten und geehrten Leuten wissen und fähig sind, ihre Vorzüge einzusehn. Hierinnen scheint mir der Zustand der Könige sehr fehlerhaft, weil sie an Würde niemanden über sich haben, dessen Beyfalls sie sich freuen könnten, und immer in Gefahr stehen, von ihren Geringern aus Eigennutz oder Eitelkeit, aus Niederträchtigkeit oder Furcht, gerühmt zu werden. An Verdiensten mögen sie vielleicht wohl Menschen über sich haben, aber das sehn sie nicht leicht, oder es vergnügt sie nicht, wenn sie's sehn. — . . . .

288.

An Caroline Lucius.

L. d. 15. Sept. 1763.

Liebste Correspondentin!

Lassen Sie uns unsre Streitfrage abkürzen. Wenn mich der Beyfall und der Dank einer niedrigen Weibsperson, die mich weder durch einen scharfen Verstand noch durch Feinheit des Geschmacks und der Sitten einnimmt, sondern blos durch die Aufrichtigkeit und Güte des Herzens sich empfiehlt, wenn ihr Beyfall und der Dank dafür, daß ich sie unterrichtet und erbauet habe, mich ungeachtet aller ihrer Niedrigkeit, Einfalt und unangenehmen Gestalt, darum weil sie ein Geschöpf Gottes, und eben so unsterblich als eine Prinzessin und eben so theuer vor ihm geachtet ist; wenn er mich, sage ich, eben so sehr rührt, als der Beyfall und der Dank einer verständigen, tugendhaften und angenehmen Prinzessin, sollte das nicht eine Pflicht und eine Ehre für unser Herz seyn? Dieses habe ich sagen wollen.

— Die Prinzessin kann mit mehr Verstand von dem Werthe meiner Schriften urtheilen; aber die vernünftige christliche Magd kann eben so gewiß wissen und fühlen, daß ihr meine Schriften gefallen, daß sie ihr genützt und sie erbaut haben (zumal geistliche und leichte Schriften), ob sie es gleich nicht sagen kann. Sollte mir also ihr Beyfall von dieser Seite nicht eben so schätzbar seyn? Denn wir wollen der Sicherheit wegen voraussetzen, daß der Beyfall und Dank auf beiden Seiten nicht irrig, nicht parteiisch, nicht eigennützig sey; sonst findet gar keine Vergleichung statt. Ich nahm an, daß ich die Magd in ihrer Art für gut und aufrichtig halten mußte, wie die Prinzessin in ihrer Art.

Doch, liebe Mademoiselle, ich will nicht dociren, nicht streiten. Ich will Ihnen lieber die Geschichte vom Feldwebel erzählen, eine Parallelgeschichte. Ein Preußischer Feldwebel hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin ein preußischer Feldwebel, habe drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland, in mein Vaterland, zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu sehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen." Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdient? „Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit 1748 lese, besonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft vom Bösen abgehalten, und zum Guten ermuntert. Ach, das sey Gott im Himmel gedankt und Ihnen! Er segne Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben, und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, Sie zu sehen!" Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich

Digitized by Google

haben besuchen wollen, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet, so will ich Gott danken, und mich freuen, daß sie Ihnen genützet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie soviel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können? „Ich bringe nichts, als meine Freyheit zurück, aber ich finde noch soviel zu Hause, daß ich nicht Mangel leiden darf. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner Blessuren, noch gesund; und o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege sichtbar beschützet und erhalten! So wird er mich auch ferner erhalten. Als ich nach der Affaire bey Görlitz tödtlich blessirt nach Böhmen gebracht wurde, habe ich binnen fünf Tagen (ich denke, er sagte gar fünf Wochen) auf einem Schlitten liegend, nichts gehabt, als ein Stück Commißbrod, an dem ich kaute, und den Schnee, den mir die Bauern, welche die Blessirten fuhren, in der Hand vor den Mund hielten, und doch erhielt mich Gott und gab mir das Glück, daß ich, als ich in das Lazareth kam, in die Hände eines sehr geschickten und mitleidigen böhmischen Doctors fiel, der mich (ich war hinten in die Kniekehle geschossen, und vorn in der Kniescheibe steckte die Kugel, und ich litt schreckliche Schmerzen) der mich curirte und mir nachher einen freyen Zutritt, während meiner Gefangenschaft, in sein Haus verstattete, und damals habe ich Ihre Schriften (er hatte sie alle) wohl zwanzigmal durchgelesen. Ich bin ganz außer mir, daß ich Sie sehen und sprechen darf. Nun will ich heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reise noch ein paar Meilen fortsetzen." — Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied, küßte mir mit aller Gewalt die Hand, und ich war im Begriffe, ihn selbst zu küssen, aber ich erschrack über seinen Bart.

Digitized by Google

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich, war eines Feldscherers aus Liefland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren wollen, und war 1730 in den Dessauischen Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden, „und ich hatte doch," setzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor den Soldaten gehabt, und hätte in russischen Diensten können Officier werden, wenn ich Lust zu diesem Leben gehabt hätte. Aber, Gottlob! es ist überstanden!" Er war sechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch stark vom Leibe.

Nun, was meynen Sie, gute Mademoiselle? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen eines großen berühmten Generals, eines Laudon? —

Die Versicherungen, die Sie mir im Namen der Frau Gräfin gegeben, haben mich völlig beruhiget. Der Brief war nicht für die gute Prinzessin geschrieben; warum sollte sie ihn lesen? Sie wird mirs schon auf mein Wort glauben, daß ich alle Ehrfurcht für sie habe, und weswegen sollte es die Welt erfahren, wie ich mich angekleidet habe, als ich zur Prinzessin Christine gerufen wurde, und was sie mir für gnädige Erklärungen gethan hat? So bald so ein Brief gedruckt ist, so bekömmt er, ich weiß nicht was für eine eitle und prahlerische Miene, die er unter guten Freunden gar nicht hat. Nichts also mehr von diesem Briefe. Nunmehr werden Sie wohl von der Gräfin Abschied genommen haben. Und wie viel Verbindliches wird sie und ihre Tochter Ihnen nicht gesagt haben? Das soll mich erfreuen, so wie mich der Dank erfreuet, den mir die Mademoiselle Kirchhof vor wenig Tagen in einem guten und langen Briefe gesagt hat. Sie danket mir, wie Sie leicht denken können, für Ihre Freundschaft, und ich muß mir freylich dabey gefallen, daß Personen, die einander nicht gesehen haben und die

ich nicht gesehen habe, auf mein Wort Freunde werden. Ihren Briefwechsel möchte ich mit der Zeit wohl lesen. — Nun liebe Mademoiselle, ich dächte, ich hätte zeither oft und viel an Sie geschrieben und könnte mit Ehren einige Wochen nach einander an meine andern Correspondenten denken. Leben Sie wohl.

Gellert.

Den 16. Septbr. Nachmittags.

Erst itzt erhalte ich Ihre Briefe vom 12. Septbr., eben da ich aus dem Collegio komme. Seyn Sie ruhig, liebste Mademoiselle, ich bin es auch, und wenn ich ja noch unruhig bin, so ist es blos über die Mühe und Unruhe, die ich Ihnen verursachet habe. Zu unserm Glücke können diese Vorfälle nicht oft vorkommen. Ob Ihnen mein Bruder die Geschichte mit der Prinzessin umständlicher beschreiben wird, das weiß ich nicht; aber nun noch einmal: Leben Sie wohl.

Sonnabends Vormittage, den 17. Septbr.

Der Bogen wird wohl noch voll werden, wie ich merke. Indem ich meinen Brief an Sie zusiegeln will, schickt mir der Herr Geheimderath von Kayserling, der sich acht Tage hier aufgehalten hat und diesen Morgen in die Lausitz abgegangen ist, die beygelegte Schrift*) für Sie, deren Autor er ist. — „Für mich?" — Ja, für Sie, liebe Freundin. — „Aber wie weiß der Mann etwas von mir?" Das will ich Ihnen wohl sagen. Er hat fast täglich an unserm Tische gespeiset und sich in der Gesellschaft der Dänen und Sachsen sehr wohl befun-

*) Eine Piece von vier Octavblättern mit dem Titel: Versuch, die bisherige Zubereitung des Caffee zu verbessern und zu anderweitigen Verbesserungen Gelegenheit zu geben, einigen Brunnengästen zu Carlsbad im Jahre 1763 mitgetheilt. Ohne Druckort und Druckjahr. Ebert.

den. Der älteste Graf Moltke, der die Honneurs von unserm Tische machte und nebst meinem Bruder dem Geheimdenrath die Merkwürdigkeiten von Leipzig sehen ließ oder sie ihm auch erzählte, war in seinen Erzählungen sogar bis auf unsern Briefwechsel gekommen. „Hatte er dazu Erlaubniß gehabt?" Das kann ich eben nicht sagen. Aber genug, er hatte durch seine Beredsamkeit den guten Baron Kayserling so eingenommen, daß er mich inständigst bat, ihm etliche von Ihren Briefen lesen zu lassen. „Ja, Herr Geheimderath, Ihnen traue ich, wie mir selber. Ich liebe und verehre Sie sehr; und darum sollen Sie diese Briefe alle lesen." Er war außerordentlich mit Ihrer Schreibart zufrieden, und sein Beyfall darf Ihnen nicht gleichgültig seyn, weder von der Seite des Verstandes noch des Herzens und Geschmacks. Er ist ein verdienstvoller Mann, ein glücklicher Gemahl, der nie ohne Freude seine Frau nennt, und ein lieber Vater von neun lebenden und sechs verstorbenen Kindern. Im Carlsbade unterhielt er beynahe, ehe der Herr von Kessel kam, die ganze Gesellschaft allein. Er hat wohl studirt, ist in seinen jüngern Jahren Obrister in Russischen Diensten gewesen, darauf in seinem Vaterlande, Curland, Oberlandjägermeister geworden, und hat endlich bey den entstandenen Unruhen in Curland diese Bedienungen aus Gewissen niedergelegt, Bedienungen, die ihm bis zu fünftausend Thalern jährlich eingetragen. Er weiß viel, hat viel gesehen, viel gelesen, erzählt naiv, treuherzig, und gewinnt durch seine ehrliche und zufriedne Miene die Gesellschaft schon bey dem Eintritte, die er sich bald durch Bescheidenheit und Dienstfertigkeit ganz verpflichtet. Dieses ist also der Mann, der Sie hochschätzt und Ihnen gern einen Beweis davon durch beygelegte Schrift geben will. Habe ich nun wohl gethan oder nicht, daß ich den Bogen, da er schon gebrochen, und also schwer zu beschreiben war, doch noch voll geschrieben? Ich dächte, so ein Mann wäre schon

Digitized by Google

eines Briefs werth? und er ist auch in der That der erste auf der Liste der Carlsbader Bekanntschaften, die ich Ihnen noch zu beschreiben in meinem langen Briefe versprochen habe. Gleichwohl habe ich noch wenig von ihm gesagt. Aber nicht alles auf einmal. Leben Sie wohl, zum drittenmale.

289.

An dieselbe.

L. d. 18. Oct. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht schreiben, wenn ich mir nicht ein Gewissen daraus machte, Ihnen ein Buch, das Sie gewiß lesen werden, auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Also schicke ich Ihnen die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer, aus dem Englischen des Herrn Wilkes, von dem Herrn Kreissteuer-Einnehmer Weiße übersetzet*). In der That habe ich lange Zeit kein Buch gelesen, das mir so wohl gefallen, keine Moral, die mit so vielem Geiste und so christlich schön geschrieben wäre. Warum schreiben doch nicht alle Moralisten so gut?

Die beiden ersten Briefe der Jgfr. Kirchhof habe ich gelesen; sie sind recht gut, bis auf einigen Zwang in der Schreibart. Die andern beiden, die Sie bey meinem Bruder eingeschlossen haben, kann ich nicht lesen, weil sie unleserlich geschrieben sind. Daß so viel Menschen unter dem Schutze meines Na-

*) Leipz., 1763, 8. Der Titel des Originals ist: A letter of genteel and moral advice to a young lady, by Wetenhall Wilkes. Lond., 1753, 8 Ebert.

mens sich Ihnen aufdringen, höre ich sehr ungern; aber wie soll ich dem Unheile steuern? Trauen Sie Niemanden, der sich nicht schriftlich legitimiren kann, daß er von mir kömmt oder besonders mit mir bekannt ist. Den Herrn, von dem Sie in dem Briefe an meinem Bruder reden, habe ich ehedem zum Hofmeister empfohlen gehabt. Genau bin ich nie mit ihm bekannt gewesen.

Leben Sie wohl. Die Gräfin Vitzthum und ihre Tochter, die vor einigen Tagen von hier wieder nach Welkau gegangen sind, grüßen Sie bestens und erzählen viel Gutes von Ihnen.

Gellert.

Meine Collegia sind wieder angegangen; darum schreibe ich so lakonisch.

290.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 27. Oct. 1763.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß ich Ihnen drey Wochen und darüber eine Antwort und eine Danksagung schuldig geblieben, das ist wirklich etwas Unerhörtes. Aber, liebster Herr Professor, ich wollte so gern vorher das Buch des Herrn Wilkes lesen. Ich fing es sogleich an; aber ich fand — Sie wissen, wie man immer leicht im Guten gehindert wird — so viel Hindernisse, daß ichs nicht zu Ende bringen konnte. Was mich gehindert hat? — Nicht viel Sonderliches. Trauerwäsche, Manschetten ꝛc. für meinen Vater. — Ich mußte wohl, daß ich mich darauf verlassen könnte, daß alles, was mir von Ihnen käme, gut seyn müsse. Ich

dachte nur, ich würde Ihnen noch herzlicher für dieses Geschenk danken, wenn ich aus eigner Erfahrung wüßte, wie vortrefflich es sey, und Sie verlangen ja nichts weiter als die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit meines Dankes. — Aber liebster Herr Professor, ist es denn auch Ihre Absicht, mir dieses Buch zu schenken? Ich habe schon den Herrn Oberpostcommissär darüber fragen wollen; ich wußte nur nicht recht, wie ichs anfangen sollte, und hernach, dachte ich, weiß ers vielleicht selbst nicht. Sehen Sie, bester Herr Professor, weil Sie mir in Ihrem Briefe nicht sagen, daß das Buch künftig mein seyn soll, so ließ ich mirs auch gar nicht einfallen. Ich war vollkommen vergnügt über Ihre gütigste Vorsorge für meinen Unterricht und für mein Vergnügen, und war nur böse, daß ichs nicht geschwind genug werde lesen können, und daß ichs Ihnen länger als ich wünschte aufhalten würde. Aber da giebt es nun auch wieder andre Leute (unter denen ist auch Herr Zeis), die sprechen, „das Buch wäre von mir als ein Geschenk zu betrachten; Sie sagtens ja mit keinem Worte, daß ichs zurückschicken sollte. Was ich denn das Buch in der Welt wollte herumreisen lassen? Es käme doch vielleicht wieder zurück, oder ich machte Sie wohl gar verdrießlich.“ Ich, liebster Herr Professor, verstehe nichts davon. Ich habe votiren lassen: die Stimmen sind zu getheilt, und ich weiß nicht, an welche ich mich halten soll. Es ist gewiß am Besten, und ich weiß, daß ich Sie nicht verdrießlich mache, wenn ich Ihnen versichere, daß das Buch sicher bey mir aufbehalten wird, daß ichs mit ausnehmendem Vergnügen, (und ich will wünschen, nicht ohne Nutzen) lese, daß ichs morgen oder aufs längste übermorgen zu endigen hoffe, und daß ichs Ihnen, wenn Sie es befehlen, mit eben so vollkommener Dankbarkeit zurückgeben werde, als ichs im entgegengesetzten Falle, wenn Sie es nicht mehr brauchen, unter den Kostbarkeiten, die ich von Ihnen besitze, aufheben und es zu dem Endzwecke anwenden will, zu wel-

chem es der Verfasser geschrieben, zu welchem es der Uebersetzer allgemeiner gemacht und zu welchem Sie, gütigster Herr Professor, es mir empfohlen haben.

Ich bin außerordentlich mit dem Herrn Wilkes zufrieden, und bisher ist nur Eine Sache, eine Kleinigkeit, in der ich mit ihm nicht einig bin. Ich glaube es ihm nämlich nicht, daß es eben so schlimm und so nachtheilig sey, zu viel Thee als zu viel Wein zu trinken.

Ja, liebster Herr Professor, die Cotbussischen Mädchen (die beiden Briefe, die Sie nicht gelesen haben, waren der eine von der Jgfr. Kirchhof, der andre von der Jgfr. Kagel, ihrer Freundin, und der war der ärgste) schreiben zuweilen sehr beschwerliche Briefe zum lesen. Doch ich mag immer stille seyn. Wer weiß, was ich mache. — Ich schreibe beym Lichte, und ich sehe nicht recht gut. Lesen Sie ja meine Briefe nicht, sobald sie Ihnen Mühe machen, und sagen Sie mirs alsdann, daß Sie sie nicht gelesen haben; das soll meine Strafe seyn, und ich werde gewiß hernach mehr Fleiß aufs Schreiben wenden. Sie sind gar zu gütig für mich besorgt, bester Herr Professor. Ich kann es wirklich nicht sagen, daß sich mir Jemand unter dem Schutze Ihres Namens bisher aufgedrungen hätte. Daß Herr Rothe, der Däne, (ich glaube, Sie haben den mit in Gedanken gehabt) uns besuchte, ob ihm wohl Niemand aus unsrer Familie bekannt war, das lege ich ihm als eine Höflichkeit aus, für die ich ihm verbunden bin. Er ließ sich auch nicht so melden, als ob er von Ihnen käme, und nach seinem ersten Complimente schien die Ursache seines Besuchs keine andre zu seyn, als daß er ein Däne war. Hernach sagte er zwar, vielleicht aus einem verbindlichen Verlangen, uns etwas Angenehmes zu sagen, denn er schien mit uns zufrieden zu seyn, daß er uns von Ihnen und vom Herrn Oberpostcommissär zu grüßen hatte.

Den Herrn A* habe ich nicht wieder gesehen. Es ist gar nicht zu verwundern, daß viel Leute sich Ihrer Freundschaft rühmen, da Sie fast gegen alle Menschen so sehr gütig sind; und überdieß, wer setzt sich nicht gern in Ansehen? Ob ich es gleich im Grunde für unbescheiden halte, so finde ich doch einige Ursache, mit dieser Art von Unbescheidenheit weniger unzufrieden zu seyn, als mit einer jeden andern. Es ist doch immer gut, wenn die Eitelkeit eines Menschen auf eine wünschenswerthe und schätzbare Sache fällt, und wenn er sie ihrem wahren Werthe nach zu schätzen weiß.

Es ist schon halb zehn Uhr, und mein Vater ist noch nicht nach Hause. Dieß ist zwar nichts ungewöhnliches, aber vielleicht ist der Zustand des Herrn Grafen Brühl Ursache, daß er uns nicht einmal hat können wissen lassen, wenn er kommen wird. Der Graf Brühl ist diesen ganzen Tag über seinem Ende so nahe gewesen, daß man von Zeit zu Zeit kaum auf die nächste Viertelstunde Hoffnung fassen können. Vielleicht endet er sein Leben noch in dieser Nacht, wenn es nicht schon geschehen ist. Zwischen hier und morgen, ehe ich diesen Brief fortschicke, hoffe ich entweder meinen Vater wiederzusehen, oder sonst etwas Gewisses zu erfahren. Indessen will ich den Brief nicht unvollendet liegen lassen; denn ob ich wohl viel jünger und viel gesünder als der Graf Brühl bin, so ist mir doch keine Versicherung darüber gegeben, ob ich morgen oder jemals wieder im Stande seyn werde, dem theuersten unter meinen Freunden die ehrerbietigste Liebe zu versichern, die, sie mag nun heute oder morgen oder in funfzig Jahren sterben, mit sich ins Grab nehmen wird

Ihre

C. C. Lucius.

Den 28. October früh.

Der Graf Brühl muß noch leben. Gestern Abends um 11 Uhr kam mein Vater nach Hause, nachdem er zuvor in Ge-

sellschaft des Platzmajor, 6 Mann Wache und des Herrn Hofrath Ferbers den Cammerrath Heinecken *) in seiner Wohnung hatte arretiren und seine Papiere versiegeln helfen. Der Graf Brühl hat sich gestern Nachmittags wieder recht wohl befunden, mit vieler Leichtigkeit und Munterkeit gesprochen, auch Suppe und ungarischen Wein und Biscuit gegessen. Doch hat mein Vater die Nacht wachend und in Kleidern zubringen müssen, weil man sich auf diesen Anschein der Besserung nicht verlassen zu können glaubte. Er empfiehlt sich Ihnen nebst meiner Mutter und meinem Geschwister aufs gehorsamste und beste, und ich freue mich, daß ich Ihnen heute noch sagen kann, daß ich zeitlebens seyn werde

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Dem Herrn Oberpostcommissär danke ich gehorsamst für sein gütiges Briefchen.

Die Frau Gräfin Vitzthum und ihr Fräulein erzeigen mir außerordentlich viel Ehre, wenn sie sich meiner so gütig erinnern.

291.

Meinhard **) an Gellert.

Wien, d. 28. Oct. 1763.

Sie werden sich vielleicht weniger wundern, daß ich mir Ihre gütige Erlaubniß, an Sie zu schreiben, itzt zu Nutze mache, als

*) Günstling des Ministers Brühl und durch seine Verdienste um die Kunstgeschichte bekannt. Ebert.

**) (Meinhard geb. 11. Sept. 1727 zu Erlangen, begleitete 1763 den Gr. Ludwig Moltke auf seinen Reisen; er starb d. 15. Juni

daß ich es nicht eher gethan habe. Aber ich konnte nicht eher wohl etwas Wichtiges von unserer Reise melden, und unbeträchtliche Dinge lassen sich an Sie nicht schreiben. Nunmehro kann ich Ihnen melden, daß wir Wien, Gottlob! glücklich verlassen, und einem nützlichern Zustande mit jedem guten, und, Gott gebe! auch dauerhaften Vorsatze entgegen gehn. Ein kleiner Unfall ist mir hier an meinen Büchern widerfahren, die vor der Censur ein strenges Examen ausgestanden haben. Meine erste Besorgniß war für unsre geistlichen Bücher, und für diejenigen, die Sie uns für den Graf °°*) mitgegeben, von denen wir noch doppelte Exemplare hatten. Aber der Präsident in diesem Büchergerichte, der berühmte Baron van Swieten, beruhigte mich mit diesen Worten: Nous vous regardons comme frères, et vous n' avez rien à craindre pour vos libres de devotion; pour les ouvrages de Monsieur Gellert, nous les admirons et les respectons. Die Freude des Herrn Grafen °° über dieses kostbare Geschenk ist so groß gewesen, als vorher seine Unruhe, da es einige Tage von der Censur vorenthalten worden. Er wird Ihnen ohne Zweifel beide bezeugen, sobald ihm seine itzige Krankheit es zuläßt, die ihm eine Verkältung zu °° zugezogen, und die ihn auch allein abgehalten hat, mich alle die Wirkungen einer so wichtigen Empfehlung, als die Ihrige, empfinden zu lassen. Gleichwohl habe ich alle die Güte an ihm bemerkt, die ihm Ihre Zuneigung verschaffen konnte. Mit andern Nachrichten von hier darf ich Sie nicht mehr aufhalten, mein theuerster Herr Professor. Ich nehme mir nur noch die

1767 zu Berlin. Von ihm eine Uebersetzung von Homes Grundsätzen der Kritik. 2 Th. Leipzig, 1763. und die von Lessing in den Litteraturbriefen gerühmten Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italienischen Dichter. 2 Th. Braunschweig, 1763, 64.)

*) (Vielleicht der Graf Thun s. S. No. 281.)

Freyheit, mich Ihrer fernern schätzbaren Gewogenheit zu empfehlen. Ich bin zeitlebens mit der wahresten, mit der schuldigsten Ehrerbietung

Ihr

gehorsamster verbundenster Diener,
P. Meinhard.

292.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Nov. 1763.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie wissen, daß ich immer aus Langerweile vielleicht, oder aus Mangel solcher Verrichtungen, die meine Gedanken beschäftigen, oder wer weiß woher, in meinem Kopfe Betrachtungen und Untersuchungen anstelle, zuweilen über Dinge, die mich nicht viel angehen und die ich nicht einmal ganz verstehe, und Sie wissen auch, daß ich mich nicht selten durch meine kleine Sophistereyen selbst hintergehe, und vielleicht sind Sie aus der Ursache niemals verdrießlich gewesen, wenn ich Sie zum Richter über meine Gedanken gemacht habe. Itzt habe ich Gelegenheit zu einer Betrachtung gefunden, die ich Ihnen gar zu gern mittheilen möchte; denn sie gefällt mir, und wenns möglich ist, liebster Herr Professor, so lassen Sie mich, ich bitte Sie, Recht behalten.

Ich las vor einiger Zeit im Zuschauer, im achten Theile ein Stück von der Verläumdung, in welchem er ein Gesetz der Abtey de la Trappe anführet, das den Mitgliedern derselben Abtey die Pflicht vorschreibt, von einer bösen Handlung, die sie so richtig bewiesen finden, daß sie nicht daran zweifeln können, vor-

auszusetzen, daß sie wohl aus einer guten Absicht entsprungen seyn möchte. „Vielleicht, spricht der Zuschauer, heißt das die Menschenliebe zu weit treiben?“ — Das kann allenfalls seyn. Doch bin ich nicht davon überzeugt. Wenigstens ist nicht zu besorgen, daß man diese Regel zu sehr beobachten werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeschaffenheit dazu fähig sind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derselben eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens ist. Die Marquise von Lambert, wenn sie in dem Briefe an ihren Sohn ihm den Charakter seines Vaters zur Nacheifrung und Nachahmung vorstellt, so spricht sie von ihm: Quelle indulgence n'avoit-il pas pour les foiblesses de l'humanité! Il excusoit tout et regardoit les fautes comme des malheurs, et se croyait seul obligé d'être honnête homme. Ses vertus laissoient les autres à leur aise. In der That, ich finde nichts Größeres in dem Charakter eines Menschen, als eine große Nachsicht gegen andre mit einer großen Strenge gegen sich selbst. Niemand sollte unterlassen, eine so glückliche Fähigkeit in sich zu erwecken und zu befestigen. Wer ein gutes Herz hat und sie richtig beurtheilt, wird sie außerordentlich leicht finden. Wer hat nicht von Natur eine Neigung und eine Geschicklichkeit zu dem, wodurch er sich beliebt und gefällig machen kann? Und schmeichelt diese Tugend nicht unserm Eigennutze, indem sie die Ruhe unsers Lebens in Sicherheit setzt, wenn sie uns verhindert, über die Handlungen andrer Menschen, denen wir beleidigende Absichten beymessen, weil sie vielleicht solche zu haben scheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigstens, wenn ich sie so ansehe, kömmt sie leicht und liebenswürdig vor. Es ist mir natürlich, mich in die Situation dererjenigen zu setzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Gesinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verschiedenen

Arten, sie zu betrachten und nach den verschiednen Umständen, in welchen man sich befindet und aus welchen man sie betrachtet. Ich weiß sehr wohl, daß man mit völliger Unschuld eine That begehen kann, welche nicht weiter, als nur in Absicht auf die Person, die sie begangen hat, in Absicht auf ihre Ursachen, und aus dem Gesichtspunkte, aus welchem sie dieselbe angesehen hat, unschuldig ist. Es kann sogar geschehen, daß diese Person selbst ihre Handlung nicht mehr unschuldig findet, sobald sie die Umstände oder die Gesinnungen verläßt, in welchen sie sich damals befand, als sie die Handlung vornahm, und daß diese That niemals mehr unschuldig seyn kann, sie werde denn von einer Person begangen, die sich aufs allergenaueste in eben demselben Falle befindet.

Um mich in der Gewohnheit dieser Pflicht, die ich so gern billige, nicht nur weil ich Güte und Menschenliebe darinnen finde, sondern weil die Gerechtigkeit, die man einander schuldig ist, unumgänglich dazu verbindet, festzusetzen, habe ich mich um Gelegenheiten bemüht, sie auszuüben, und nun will ich Ihnen eine, die ich ungesucht gefunden habe, um so viel lieber erzählen, da ich gewiß weiß, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.

Ich erfuhr von Jemanden, der gewiß kein Verläumder ist (es ist unnöthig die Person zu nennen), aber der sich leicht für oder wider eine Sache einnehmen läßt und sie selten ganz übersieht, sondern alle Dinge nur immer von der Seite betrachtet, von der er darauf gewiesen wird, daß der Graf Kayserling der lobenswürdige Mann nicht wäre, für den Sie, bester Herr Professor, ihn gehalten. Er hätte, erzählte man, dem Herzoge Carl von Curland gehuldiget, ihn seiner Dienste aufs feyerlichste und eifrigste versichert, auch von dem Herzoge viel Gnade und Vertrauen erhalten. Nachdem aber das Glück des Herzogs Carls sich geändert und er dem Biron zu weichen genöthiget worden, so habe der Graf die Partey des erstern verlassen, und

sich und seine Treue dem Letztern angeboten, welcher aber von den Verbindungen des Grafen mit dem Herzoge Carl unterrichtet gewesen und aus dieser Ursache seine Anerbietungen verworfen hätte. Hierauf sey der Graf nach Carlsbad gegangen (wo Sie, liebster Herr Professor, mit ihm bekannt geworden) und von da habe er wieder Briefe an den Herzog Carl geschrieben und ihm seine Dienste aufs neue angetragen; allein der Herzog, weil er seine erste Untreue erfahren, habe Bedenken getragen, sie anzunehmen. Dieß alles versicherte man von sicherer Hand und von einer Person zu wissen, welche die Briefe des Grafen bey dem Herzoge selbst gelesen, der aber im Uebrigen denselben als den einnehmendsten und angenehmsten Mann von der Welt beschrieben hätte, und nun, setzte man hinzu, sollte ich urtheilen, ob dieses von dem Herrn Grafen Kayserling nicht schlecht gehandelt sey?

Der ersten Vorstellung nach kam mir die Aufführung des Grafen verhaßt vor, und wenn ich auch eine dunkle Empfindung davon hatte, daß wohl Ursachen zur Entschuldigung für dieselbe zu finden seyn möchten, so hatte ich doch damals weder Zeit noch Gegenwart des Geistes genug, sie sogleich zu entdecken. Es fiel mir ungemein schwer, einen Mann verdammen zu hören, für den Sie, theuerster Herr Professor, so viel Freundschaft und Hochachtung bezeiget und den Sie mich hochzuachten gelehret hatten, und der auf meine Dankbarkeit ein Recht hatte, und aus allen diesen Ursachen verdroß michs, daß ich mir nicht getrauete, etwas Gründliches zu seiner Entschuldigung anzuführen. Ich mußte es also dabey bewenden lassen, und ich sagte zu mir selbst: „Da der Graf der einnehmende und angenehme Mann ist, wie ihn der Herr Professor beschrieben, der nichts als Gutes von sich sehn läßt, so hat der Herr Professor nicht anders, als ihn hochachten können und müssen. Würde er nicht zu tadeln seyn, wenn er seine Hochachtung einem Manne versagte, an dem er lauter Ur-

sachen sieht, solche für ihn zu hegen? und wollen wir haben, daß ein rechtschaffner Mann in einem Andern Fehler voraussetze, die er nicht gewahr wird, und hingegen den Verdiensten, die er wirklich entdeckt, nicht Gerechtigkeit erzeige?" So suchte ich mich in Ansehung Ihrer vortheilhaften Meynung für diesen Herrn zufrieden zu stellen, über die ich doch noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühlte auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, fing ich wieder an diese Geschichte zu überlegen. Ich kanns Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr michs kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem so wichtigen Punkte, wo es auf Rechtschaffenheit und Treue ankömmt, fehlerhaft finden sollte. Hier, sagte ich zu mir selbst, ist die Gelegenheit, die nachsichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben, und vielleicht kann ich, wenn ich ohne Kunst, ohne Vorurtheile, auf eine simple Art und indem ich blos der natürlichen Billigkeit folge, mir seine Aufführung und seine Ursachen dazu vorstelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtschaffenen Mannes unwerth ist.

Der Graf von Kayserling hatte seinen Landesherrn verloren. Er wußte, daß er der Regierung entsagen müssen, und daß er nicht zurückgerufen werden würde, so lange die Kayserin Elisabeth lebte, und des Herzogs hohes Alter ließ nicht hoffen, daß er noch eine so glückliche Veränderung erleben würde. Es konnte also der Graf, der als ein einzelner Unterthan die Nachfolge in dem erledigten Lande nicht zu bestimmen hatte, ruhig seyn und erwarten, was es der Vorsehung gefallen würde, seinem Lande für einen Regenten zu geben. Der Herzog Carl kam, von Einigen freywillig und aus Zuneigung, von Andern aus Politik und Eigennutz angenommen, und noch Andern mit Gewalt aufgedrungen. Wenn er theologisch raisonnirte, so war es seine Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, die über ihn gesetzt

war. Ein rechtschaffner Mann wird in keiner Pflicht, die er dafür erkennt, kaltsinnig seyn, und der Herzog Carl, sagt man, sey gütig gegen ihn gewesen: also war es recht von dem Grafen, daß er aus Dankbarkeit seinen Eifer ihm zu dienen noch vermehrte. Endlich änderte sich das Glück des Herzog Carl. Biron ward wieder eingesetzt, ein Herr, dem er vielleicht schon vorlängst seine Treue gewidmet (nur daß er sie in seinem Unglücke für ihn anzuwenden nicht mehr hoffen können), der ein Eingeborner seines Landes und nach dessen Religion, Gesetzen und Sitten erzogen war, dem sein Land und seine Unterthanen nichts vorwarfen, der nur das Opfer einer Privatrache geworden, dessen Unglück er vielleicht beklaget, für dessen Wiederherstellung er vielleicht fruchtlose und hoffnungslose Wünsche gethan hatte. — Wenn ich in dem Grafen alle diese und ähnliche Gesinnungen voraussetze, die gewiß möglich seyn können: (und warum sollte ich das nicht thun?) darf ich mich da wundern, oder den Grafen tadeln, wenn er sich über die unerwartete Glücksveränderung dieses Herrn erfreut, zu seiner ersten Pflicht zurückkehrt, und demjenigen Dienste und Treue anbietet, dem er sie vor andern schuldig zu seyn glaubt, und für dessen Eigenthum er sich schon sonst gehalten? Der Fall wenigstens scheint mir ganz genau mit demjenigen übereinzukommen, in welchem Ihre Schwedische Gräfin, liebster Herr Professor, von dem Herrn R. zu ihrem ersten Gemahle zurückkehrt. Ja, wenn es erlaubt ist, solche Betrachtungen für ihn anzuführen: Hatte der Graf nicht eine Gemahlin und neun Kinder, die ihm theuer waren, deren Glück ihm am Herzen lag, und deren Interesse er in Acht nehmen und nicht in Gefahr setzen mußte, so lange ers ohne Verletzung seines Gewissens thun konnte? Und konnte ers nicht? Ich wills nicht entscheiden, ich berühre dieß nur im Vorbeygehen. So viel ist indessen gewiß, daß mächtige und angenehme Leidenschaften, als z. B. hier, zärtliche Liebe für die Seinigen, Dingen, die uns

Digitized by Google

dazu zu dienen scheinen, in unsern Augen ein unschuldiges, ja, sogar pflichtmäßiges Ansehen geben, das sie in den Augen Andrer, die gleichgültig dabey sind, nicht haben.

Bis hierher, glaube ich, ist mirs ohne Mühe, blos durch eine simple Vorstellung der Wahrheit gelungen, noch mehr zu thun, als das Gesetz der Abtey de la Trappe befiehlt; denn nicht nur die Absicht, sondern selbst die Handlung des Grafen ist unschuldig. Daß der Herzog Biron die Anerbietungen dieses Herrn nicht angenommen, dieß ist ein Fehler, der nicht auf dessen Rechnung kommen kann, und der aus einem Stolze herzurühren scheint, der den Großen in der Welt vornehmlich eigen ist, nach welchem sie sich beleidigt finden sobald man einen Augenblick aufhört, von ihrem Interesse voll zu seyn und ihre Sache zu unserer eignen zu machen; oder vielleicht aus einer mißtrauischen Furchtsamkeit, die sich bey dem Herzoge Biron wohl entschuldigen läßt, da er in seinen verschiedenen Abwechselungen nur zu sehr die Untreue und Falschheit der Menschen erfahren haben kann.

Nur bey dem Schritte, den der Graf hierauf that, wieder zu dem Herzoge Carl umzukehren, nachdem er gleichsam durch den vorhergehenden den Biron für seinen rechtmäßigen Herrn erklärt hatte, dem er seiner eignen Einsicht nach am meisten Pflicht und Dienste schuldig wäre, kann man ihn, wie es mir scheint, mit Recht eines Fehlers beschuldigen. Denn es zeigt sich in seiner Aufführung ein Widerspruch, der nicht von einerley Grundsätzen herkommen konnte. Indessen ist er, obwohl nicht von Ungleichheit, doch von Niederträchtigkeit und Treulosigkeit, freyzusprechen. Ein Mann, der ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth besitzt, der sich seiner redlichen Absichten und der Aufrichtigkeit seiner Anerbietungen bewußt ist, und undankbar, mit verächtlichem und seine Rechtschaffenheit beschimpfendem Mißtrauen abgewiesen wird, kann vielleicht diese Beleidigung zu hoch empfinden und dem Verdruße darüber zuviel nachgeben, zumal wenn

das Andenken empfangener Wohlthaten und einer gütigern und dankbarern Begegnung sein Herz mit Dankbarkeit und Liebe erfüllen und demselben die erlittene Beleidigung noch empfindlicher machen, da er diese Dankbarkeit und Liebe der Pflicht, die er demjenigen, der ihn itzt beleidigt, schuldig zu seyn glaubte, aufgeopfert hat, und sich dadurch zu einem Schritte verleiten lassen, welcher verursacht, daß er aufhört, in seiner Aufführung sich gleich und ein gesetzter Mann zu scheinen; aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu seyn. Denn ich wiederhole es, was ist leichter für ein ehrliches und empfindsames Herz, als in einem so kritischen Umstande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurückgetrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelockt und zur Dankbarkeit aufgefordert wird; was ist leichter für dasselbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und sollen rechtschaffene Leute einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können — und in einem solchen Falle? Es wäre sehr gezwungen, wenn man bey itziger, oder vielmehr damaliger Verfassung der Sachen, dem Grafen eigennützige oder ehrgeitzige Absichten bey diesem letzten Schritte beymessen wollte, und es scheint mir ganz unstreitig, daß kein ungezwungnerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu könne ausfindig gemacht werden, als diejenigen, die ich angegeben habe, nämlich zuviel Empfindlichkeit über die Beleidigung von Biron, die das Andenken der gütigern Begegnung Carls in dem Herzen des Grafen zu lebhaft erneuerte. Die Aehnlichkeit des Verfahrens der beiden Herzoge bey gleicher Gelegenheit kann vielleicht aus ähnlichen Ursachen entsprungen seyn, und zum Vortheil oder Nachtheil der Sache des Grafen nichts beytragen.

Nun lassen Sie mich, liebster Herr Professor, bey Gelegenheit wissen, ob ich die Sache richtig erklärt habe, oder ob ich sie aus Partheylichkeit oder aus Mangel der Einsicht unrecht ver-

Digitized by Google

stehe. Ich hätte große Lust, Ihnen noch die Ursachen zu sagen, warum ich hierinnen mir noch weniger als sonst traue; aber der Brief ist ja schon zu lang, und ich scheue mich, einen neuen Bogen zu nehmen. Leben Sie also wohl, theuerster Herr Professor, und seyn Sie meiner vollkommensten Ehrerbietung versichert.

C. C. Lucius.

293.

An Caroline Lucius.

L. d. 10. Nov. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ihre Apologie ist voll Güte und Scharfsinn, und vielleicht hat sie der Baron Kayserling nöthig. Ich für meine Person habe indessen viel Ursache, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und er ist mir auch unter diesem Namen selbst von dem Geheimen Rath Keßel, dem wackersten Manne, und der die Geschichte des Prinzen Carl doch auch kennen sollte, gerühmet worden. Irre ich, nun so hat uns Ihr Ungenannter doch nur eine traurige Wahrheit entdecket, für die ich ihm nicht sehr danken kann. Sie ist aber auch nicht so leicht zu erweisen. Dieß soll mich so lange beruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine historische Sache ist, historisch bewiesen sehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, vielleicht weil ich wünsche, daß ich und alle Menschen es ohne Ausnahme seyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten sollen? Ja, das versteht sich. Sie erweisen mir sogar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten, und wenn Sie mir noch ein Buch nennen, das ich Ihnen in Ihre Bibliothek schicken soll. Es ist itzt sechs

Uhr, und Morgen ist Bußtag; also will ich immer Feyerabend machen. Leben Sie wohl, meine liebe Correspondentin.

Gellert.

---

294. (83.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 26. Nov. 1763.

Ich will Ihrer Güte zuvorkommen, und eine Wohlthat verbitten, die Sie mir zeither um das neue Jahr erwiesen haben, und die ich im Frieden nicht mehr mit ruhigem Herzen von Ihnen annehmen kann. Nein, liebster Freund, schicken Sie mir keine Pension mehr. Es ist Sünde, eine anzunehmen, wenn man ohne dieselbe leben kann. Ich weis sehr wohl, daß Sie das Geld, das Sie jährlich für mich bestimmt hatten, entbehren können, und daß Sie es aus großer Liebe für mich aussetzten. Aber auch in der Liebe des Freundes kann man zu weit gehen, und dadurch gegen Andre ungerecht werden. Ich dächte also, Sie nähmen auf meine Bitte Ihr Jahrgeld zurück, und wendeten es zur Erziehung armer Kinder oder zur Ausstattung eines armen und frommen Mädchens an. Ich werde Sie eben so sehr lieben und ehren, und nicht minder Ihr Schuldner seyn, als vorher. Thun Sie es also, theuerster R°°, ich bitte Sie und umarme Sie mit der herzlichsten Erkenntlichkeit, Sie und Ihre würdige Gemahlinn. Wenn Sie mir aber eine neue Wohlthat erweisen wollen, nun so schreiben Sie mir bald, oder besuchen Sie mich bald. Leben Sie wohl!

G.

295.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 19. Dec. 1763.

Damit Ihr nicht etwa zu den Feyertagen Mangel leidet: so schicke ich Euch auf den ersten Monat des künftigen Jahres Euern Dukaten. Gott lasse Euch und Euern Sohn und alle, die zu uns gehören, er lasse uns alle das alte Jahr dankbar beschließen und das neue, nach seinem Willen, glückselig anfangen und fortsetzen. An meinem Kopfe, liebe Schwester, o da leide ich viel und unausgesetzt; aber was klage ich? Gott hat mir ja auch dieses Jahr und bis auf diese Stunde geholfen; soll ich nicht vielmehr sagen: Seine Güte ist alle Morgen neu, ihr dank ichs, daß ich noch nicht gar aus bin? — Lebt wohl! wenn Friedrich etwas braucht, so schreibt mirs; vielleicht kann ichs entbehren. Grüßt den alten Vater Meesen herzlich, Hrn. Heinecken, seine liebe Frau, den Hrn. Capellan und seine liebe Frau und ihre Kinder, und lebt immerdar wohl.

G.

---

296. (98.)

An Herrn °°.

1763.

Wenn der Vorsatz Ihrer Besserung aufrichtig ist, woran ich keinen Augenblick zweifle: so sorgen Sie nunmehr, daß er auch beständig seyn mag; das einzige gewisse Kennzeichen unsrer Aufrichtigkeit. Stellen Sie sich Ihre Vergehungen oft vor, und hören Sie die Entschuldigungen der Eigenliebe nicht; denn so lange wir uns in unsern Herzen noch entschuldigen, so

Digitized by Google

ist die Ueberzeugung, daß wir strafbar sind, nicht die wahre. Stellen Sie sich die traurigen Folgen Ihrer bisherigen Lebensart oft und lebhaft vor, um Ihren Abscheu dagegen desto mehr zu erwecken, und die Wege zu fliehen, die zum Verderben führen. Gesetzt, Sie hätten große Versuchungen und Verführungen von außen gehabt: so bedenken Sie, daß keine Versuchung so groß ist, die wir nicht durch Gott und seine Furcht überwinden können, wenn wir aufrichtig gesinnet sind, und immerdar wachen und beten. Der größte Feind des Guten ist in unserm Herzen. Bedenken Sie alle die Umstände, die Ihre Vergehungen vergrößern. Gott hat Ihnen vor andern große Fähigkeiten des Geistes gegeben, einen guten sorgfältigen Unterricht in der Religion durch den Dienst eines weisen und tugendhaften Mannes, der Ihr Freund war, und den Sie liebten. Ein solcher Unterricht bringt tiefer ein, und ist ein unschätzbares Glück. Sie sind ferner von Ihren ersten Jahren bis hieher an der Hand eines Mannes gegangen, der durch sein Beyspiel, seine Ermunterungen, und seine väterliche Sorgfalt alles über Sie hätte gewinnen sollen; und tausend vaterlose Kinder finden keinen B°°, keinen H°°. Bedenken Sie, wie viele gute Bücher Ihre Lehrer in den ersten Jahren Ihres Lebens geworden sind; Bücher, die oft Männern noch nicht bekannt werden. Und wie viel haben Sie nicht gute Gefährten und jugendliche Freunde seit Ihrem Eintritte in Leipzig gehabt; und wie leicht geht man sonst auf der Bahn der Tugend an der Seite guter Gefährten fort! Sie fanden Gönner und Versorger, ohne sie zu suchen; und wie sehr hält uns nicht bloß die Scheu vor Männern, die wir ehren und lieben, von einem strafbaren Wandel zurück! Alle diese Umstände sind sehr wichtig! Stehen Sie also von Ihrem Falle mit desto größerer Sorgfalt auf, mein lieber Sohn, und lernen Sie aus Ihrer eignen Erfahrung, wie bald und schwer der Mensch fällt, wenn er leichtsinnig,

Digitized by Google

stolz auf seine Kräfte und Gaben, und sicher in seinem Herzen wird; wenn er nicht mehr täglich und ernstlich zu Gott um Weisheit und Gnade betet, nicht die Pflichten des Fleißes und der Arbeitsamkeit sorgfältig beobachtet, sich nicht alle Morgen durch Gründe der Religion zur Tugend und zum Fleiße stärket, und sich nicht mit dem Ende dieses Tages aufrichtig vor Gott prüfet; wenn er sich kleine Vergehungen erlaubt, und über der Ehre und Liebe bey den Menschen die Ehre bey Gott zu vergessen anfängt. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich wandeln? Wenn er sich hält, Herr, nach deinem Worte.

Nun so fangen Sie denn mit diesem neuen Jahre durch die göttliche Kraft dieses Wortes ein neues glückseliges Leben an. Nicht unsere Besserung ist die Ursache der Vergebung bey Gott; nein; aber sie kann nicht ausbleiben, wenn der Glaube an Gott und unsern Erlöser, und an die Vergebung unsrer Sünden durch ihn, in unsern Seelen lebendig ist. Zagen Sie nicht vor den Schwierigkeiten. Mit Gott können wir Thaten thun; und er ists, der in uns das Wollen und Vollbringen des Guten nach seinem Wohlgefallen wirket; der denen, die ihn bitten, seinen Geist giebt, und Kräfte schenket, die wir sorgfältig üben, und dadurch immer mehr Kräfte gewinnen sollen. Fliehen Sie die häufigen Bekanntschaften, und suchen Sie wenig Freunde, und machen Sie sich den Fleiß im Stillen zum Vergnügen und täglich zum Gesetze. Ich, mein lieber Sohn, vergebe Ihnen willig, und bitte Gott, daß er Ihnen vergebe und Sie regiere, so lange Sie leben. Ich will meine Liebe und Sorgfalt für Sie eher vermehren als mindern, wenn ich Ihr künftiges Wohlverhalten sehe. Durch dieses können Sie sich Ihre Freunde und Gönner erhalten, aber ohne dasselbe werden sie sich zu Andern wenden, die sie für würdiger ansehen. Und wie könnte ich Sie in Zukunft mit Gewissen empfehlen, wenn

Digitized by Google

Ihr eigner Wandel wider mich zeugte? Leben Sie wohl und besuchen Sie mich ohne Furcht.

G.

---

297. (100.)

An den Grafen M[oltke.]

1763.

Ich weis, mein lieber Graf, daß ich, wenn ich an Sie schreibe, nicht allein Ihnen ein Vergnügen der Freundschaft mache, sondern daß ich auch auf meiner Seite eine Pflicht der Liebe und Freundschaft erfülle. Ich umarme Sie also in Gedanken, an welchem Orte der Welt Sie auch immer seyn mögen, und wünsche Ihnen alles das Gute, das ein Freund seinem besten Freunde, ein Lehrer seinem liebsten Schüler, und ein Vater seinem Sohne wünschen kann. Ich stelle Sie mir vor, wie Sie bemüht sind, auf Ihren Reisen immer mehr Vortheile einzusammeln, Ihren Verstand mit nützlichen und mannichfaltigen Kenntnissen und Einsichten zu bereichern, und aus dem Umgange mit guten und nicht guten Menschen Ihrem Herzen Regeln der Weisheit und Klugheit des Lebens einzudrücken, Ihre Liebe zum Guten zu erwecken, und den Abscheu gegen das Laster zu befestigen. Ich sehe Ihr fleißiges Journal, das Sie führen, und darinne Sie den Nutzen und das Vergnügen der Reisen für Ihr Gedächtniß nicht allein, sondern für Ihre Freunde und Nachkommen aufbewahren. Ich sehe Sie an der Seite Ihres guten Führers, wie Sie seinen Rath gern hören und suchen, und seinen Einsichten und seinem Beyspiele aus Liebe und Ueberzeugung gern folgen, ihm Ihr Herz entdecken, und zur Verhütung oder Abwendung der Versuchungen und Gefahren seine liebreiche

Hand zu Hülfe nehmen. Ja, theuerster Graf, so schwer auch die Kunst nützlich und gewissenhaft zu reisen, seyn mag; so traue ich Ihnen doch zu, daß Sie vor Andern glücklich reisen werden. Was kann Wachsamkeit, Fleiß und Religion, bey allen Zerstreuungen und Gelegenheiten zur Sinnlichkeit, bey allen Hindernissen des Guten, bey allen Lockungen eines glänzenden Beyspiels, nicht ausrichten? Nein, nein, ich weis es, der Graf L[udwig] M[oltke] wird als der liebenswürdige und tugendhafte Jüngling, der er war, wiederkommen, wird als ein Mann an Weisheit und Frömmigkeit wieder zurück in sein Vaterland kommen; denn er hat Gott vor Augen und im Herzen, und wachet und betet. — Der Graf **, liebster M[oltke], hat mir sehr für Ihre Bekanntschaft gedanket, und mich versichert, daß er Sie lieben würde, wenn Sie auch nicht der Sohn eines verdienstvollen Ministers wären. Ihr Bruder, mein liebster Graf, ist nur gar zu fleißig. Welche Freude wird Ihr theuerster Vater an diesen seinen beiden Söhnen erleben, wenn sie immer an Weisheit und Güte des Herzens fortwachsen! Leben Sie wohl, mein liebster Graf, und unter dem Schutze des Höchsten an allen Orten gesichert und zufrieden! Ich liebe Sie, bete für Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

G.

---

298. (101.)

An Herrn F**.

1763.

„Daß ein Leben ohne Religion nicht die Zufriedenheit gewähre, die man in ihm suchet, und daß die Vorurtheile von

der Entbehrlichkeit eines thätigen Christenthums die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen;" diese Wahrheit ist von so vielen frommen und geistreichen Männern so oft dargethan worden, daß ichs zwar nicht für überflüßig halte, sie noch in ein größres Licht zu setzen, aber doch auch nicht glauben kann, daß ich der Mann sey, der dieses überzeugend und glücklich genug thun könne. Es kann vielleicht wahr seyn, was Sie sagen, daß die günstige Meynung, welche die Welt für mich gefaßt, einer solchen Schrift viel Leser verschaffen würde; aber meine Kräfte, wie Gott bekannt ist, sind zu einem solchen Werke itzt zu schwach. Indessen will ich, wenn ich länger lebe, die Erinnerung Ihres gütigen und Ihrem Herzen so rühmlichen Briefs nicht vergessen. Itzt aber will ich Sie auf ein treffliches Werk, ich meyne Bernards Abhandlung von der Vortrefflichkeit der Religion verweisen, wenn Sie es selbst noch nicht gelesen haben, oder Ihren Bekannten gern ein Buch dieses Innhalts empfehlen wollen. Dieser Mann (er war Professor und Pastor in Utrecht) ist völlig Ihrer Meynung, daß die meisten Menschen viel zu wenig von der Liebenswürdigkeit der Religion unterrichtet und überzeugt sind: und aus diesem Grunde hat er sein herrliches Buch schon 1718 oder 1720 geschrieben, welches vor einigen Jahren in Halle mit einer Vorrede des seligen Baumgarten aus dem Französischen in gutes Deutsch ist übersetzet worden. Freylich, werthester Freund, wissen es wenig Menschen, welche hohe Wohlthat von Gott die Religion und das Christenthum ist; aber die meisten wissen es darum nicht, weil sie es nicht wissen und erfahren wollen. „So jemand, sagt unser Erlöser, will deß Willen „thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine „Lehre von Gott sey" — und also auch wie herrlich und liebenswürdig und wohlthätig die Ausübung des Christenthums sey. Uebrigens danke ich Ihnen für das besondere Vertrauen, das Sie so gütig in mich setzen, ob ichs gleich nicht ganz ver-

diene, empfehle mich Ihrer fernern Gewogenheit, und wünsche Ihnen von Gott das zufriedenste Leben des Christen.

G.

---

299. (102.)

An den Herrn Geheimderath und Minister von B[ernstorff.]

1763.

Ew. Excellenz melde ich ehrerbietigst, daß der junge Graf Sch[ulin], den Sie mir zu empfehlen die Gnade gehabt, sich gut eingerichtet hat, sein Studiren fleißig abwartet, und von seinem Hofmeister sorgfältig geführet wird. Ueberhaupt machen die dänischen Cavaliere, die seit einigen Jahren bey uns studiret haben, oder noch itzt zugegen sind, unsrer Akademie viel Ehre. Die Grafen [Moltke] und [Scheel], die bereits auf Reisen gegangen sind, waren Beyspiele des Fleißes, der Geschicklichkeit und der Lebensart, die ich zeitlebens lieben und ehren werde. Auch der jüngere Graf [Moltke] und die beiden Herren von [Raben] verdienen das größte Lob. Da ich so glücklich bin, daß Ew. Excellenz meinen Worten trauen: so halte ichs für meine große Pflicht, dieses Zeugniß zum Ruhme dieser Jünglinge vor Ihnen abzulegen, als vor dem Freunde ihrer Väter und dem Gönner der Verdienste. Ist mir Dänemark, wie Ew. Excellenz in Dero gnädigen Schreiben zu sagen geruhen, einigen Dank schuldig: so darf mich diese Versicherung seines Ministers, als die größte Belohnung, zwar erfreuen; aber ich muß doch befürchten, daß die jungen Dänen, die ich zu unterrichten und bilden zu helfen Gelegenheit gehabt, aus Liebe für mich mehr von mir rühmen, als ich verdiene. Schülern von großen Fähigkeiten, anhaltendem Fleiße und gutem Herzen glücklich zu dienen, ist

leicht. Unter diese Zahl gehört bey mir vornehmlich Ihr würdiger Neveu in Copenhagen, den, wie ich heute erfahre, seine Gemahlinn mit einem Sohne erfreuet hat. Ich weis, daß Ew. Excellenz diesen Vater als Ihren Sohn lieben, und statte daher in dieser Rücksicht Ihnen meinen ehrerbietigsten Glückwunsch ab, der ich, so lange ich lebe, mit der größten Verehrung und Dankbegierde bin,

G.

---

300. (104.)

1763.

Liebster **.

Seyn Sie ruhig! Ihre Reue hat so starke Kennzeichen der Aufrichtigkeit und eines höhern Ursprungs, daß ich Ihnen nicht allein mit väterlichem Herzen vergebe, sondern Sie, wenn Sie, durch Gottes Gnade von Ihrem Falle aufgerichtet, nunmehr den Weg des Guten mit desto größerer Vorsichtigkeit und Treue betreten, auch desto mehr lieben und für Ihre Ruhe und Wohlfahrt sorgen will. Fassen Sie Muth, und beten Sie, liebster Freund. Gott wird Ihnen die verlorne Ruhe des Gewissens nach seinem Worte wieder schenken, und das gute Werk, das er in Ihnen angefangen hat, gewiß vollenden, und Sie aus einem verirrten und unglücklichen Jünglinge einen geretteten und glückseligen Jüngling werden lassen, der seinen künftigen Weg, und auch dereinst den Weg des Mannes und des Greises, unsträflich wandelt. Das verspreche ich Ihnen im Namen des Gottes, der uns, da er uns seinen Sohn zum Erlöser gegeben, mit ihm nach einer unendlichen Liebe alles schenken will.

Bey Ihrem Herrn Vater, o da will ich mit Freuden für Sie bitten. — „Da er aber noch ferne von dannen war, sahe

ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küssete ihn" — — — Das wird Ihr theurer frommer Vater im Geiste thun; welche Beruhigung für Sie! Und eben so liebreich gesinnt ist auch der Vater im Himmel, der Vater der Barmherzigkeit gegen Sie, bey Ihrer Reue, Rückkehr und Bitte des Glaubens; welcher Trost für Ihr banges und mir schätzbares, doch was mir? ihm selbst, Ihrem Erlöser, so theures und schätzbares Herz! Zagen Sie nicht wegen Ihrer künftigen Beständigkeit im Guten. Wir vermögen es freylich nicht durch unsre Kraft, weder gut zu werden, noch zu bleiben; aber der in uns das Wollen wirket, (seliger Trost!) der wirket auch das Vollbringen; wie könnten wir zagen, da er uns die Waffen zum Siege anbeut, giebt, und, wenn wir nur wollen, so streiten und widerstehen hilft, daß wir aus seiner Macht durch den Glauben den Sieg erhalten, auch gegen unsre heftigsten und gefährlichsten Feinde, gegen die süßesten Reizungen des Lasters und der Lüste der Jugend und die Macht böser Gewohnheiten. So umarme ich Sie denn väterlich, als meinen wiedergefundnen Sohn, und bete für Sie, und weine Thränen der Freude über Sie, durch ihn glücklicher Jüngling! Kommen Sie heute oder morgen ohne alle Furcht zu mir. Ich will mit Ihnen reden, wie ich itzt geschrieben habe, liebreich und voll Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen; denn ich suche nichts, als Ihr Glück, und die Vollbringung meiner Pflicht.

G.

---

301. (84.)

[An Herrn v. Rochow.]

[Jan. 1764.]

Ich habe einen kleinen Unwillen in Ihrem letzten Briefe bemerket; aber ich werde nicht mit Bitten nachlassen, bis Sie mich

wieder eben so lieb haben, als vorher. In der That wäre es eine seltne Geschichte, daß zween Freunde uneinig würden, weil der eine zu gütig, und der andre zu bescheiden ist, seine Güte länger anzunehmen; und gleichwohl ist dieses buchstäblich unser Fall; und wer soll diesen Fall entscheiden? Nein, liebster und bester R°°, seyn Sie nicht ungehalten. Auf mein Gewissen sage ichs Ihnen noch einmal, daß ich Ihr Geschenk aus keiner andern Ursache ausgeschlagen, als weil es zu ansehnlich und für mich zu unverdient ist, nach meiner Ueberzeugung. Habe ich nach der Ihrigen unrecht; nun so verdiene ich doch weit eher Ihre Vergebung als Ihren Unwillen; und wenn ich sie nicht verdiene, nun so bitte ich doch um dieselbe aufrichtigst und herzlichst. Ich nehme es also schon als gewiß an, daß Sie in diesem neuen Jahre wieder eben so sehr mein Freund sind, als in dem vorigen, und umarme Sie unter tausendfachen Wünschen für Ihre beständige Zufriedenheit.

Ich will Ihnen hier drey neue Bücher beylegen, die Briefe der Frau von Montagüe, die angenehm; die Erinnerungen für ein junges Frauenzimmer, und des Squire Werk für die Religion, die lehrreich und zugleich angenehm geschrieben, und die alle drey aus dem Englischen übersetzt sind. — Wissen Sie denn, liebster Herr von R°°, daß ich schon seit einem Jahre ein Pferd aus Ihres Prinzen Heinrichs Stalle habe, das stille und sicher ist, und mir fast tägliche Dienste thut, ob es mich gleich nicht gesund macht, wie Sie aus meiner schwerfälligen Art zu schreiben leicht schließen werden? Fristet mir Gott das Leben, so gedenke ich dieses Jahr noch einmal in das Carlsbad zu gehen, wofern meine Kräfte diesen Winter nicht zu sehr abnehmen. — Leben Sie wohl, und empfehlen mich Ihrer würdigen Gattinn.

G.

Digitized by Google

302.

An Caroline Lucius.

L. d. 11. Jan. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Ob Sie mich gleich heute gebeten haben*), daß ich nicht an Sie schreiben soll, wenn es nicht ohne alle meine Beschwerung geschehen kann, so will ich Ihnen doch heute noch zeigen, daß ich Ihren Bitten widerstehn und gern an Sie schreiben kann, auch wenn mirs sauer wird. Ich danke Ihnen also, liebste Freundin, zuerst für Ihre gütigen Wünsche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen desto williger und freudiger annehme, da sie Niemand leicht aufrichtiger und kräftiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünschet mein Herz alle die Wohlfarth, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden. Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, so wird mirs Freude und Pflicht seyn, Ihr Bestes, so oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen, daß ichs gern befördern wollte. Zuerst will ich Sie in diesem Jahre meinem guten Wagner und seiner lieben Frau bey unserm Abschiede anbefehlen, der leider bald erfolgen und für mich äußerst traurig seyn wird. Dieser Mann ist fast noch der Einzige gewesen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin, und wenn ich nicht zu ihm ging, so war mirs doch Trost, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieser Trost entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen ältesten und besten Freunden sehe ich mich entweder einsam und allein oder an der Seite der jugendlichen Welt, die nicht mehr meine Welt ist. Doch unser unzufriednes Herz, sagt Gerhard, macht ohne Noth ihm man=

*) (In einem Briefe vom 10. Jan.: No. 94 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

chen Schmerz; und vielleicht thut dieses auch itzt das meinige. Soll Wagner mir zum Besten in Leipzig bleiben? Und weiß ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können? Nein, ich will mich bemühen, ihn gern von mir zu lassen. Den größten Dienst kann er mir auch in Dresden und an allen Orten auf Erden täglich leisten. Gott schütze und segne diesen frommen und zum Dienste des Vaterlandes gebornen Mann. Aus meinem Zuhörer ist er mein Freund, Wohlthäter und Rathgeber geworden, und auf eben diese Art ist es auch der vortreffliche Gutschmidt *) geworden. O wenn Sie nur wüßten, wie klein und demüthig ich mir bin, wenn ich diese beyden Männer oder einen Cramer denke, der ehedem zu mir kam und mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über seine jugendlichen Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre hernach meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtsamkeit vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Christ, stehn zwo Zeilen, welche Gutschmidt, der sonst keine Verse macht, als eine Verbesserung an den Rand des Manuscripts geschrieben hatte. Ich sah, daß sie schöner und kräftiger waren, als die meinigen, und ich nahm sie mit Dank in meine Arbeit auf. Von diesem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine kleine Anekdote erzählen. Ich verfertigte es binnen acht Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausstehen können. Die ersten beyden Tage hatte ich ungefähr achtzig Verse niedergeschrieben. Den dritten Morgen strich ich sie voller Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, schrieb nieder, war ohne Trost, wenn ich gestört wurde, lief oft in meine Kammer und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Ab-

*) (Christian Gotthelf Gutschmid, der Sohn eines Predigers, geb. 1721 zu Kahren in der Niederlausitz; 1763 Geh. Assistenzrath und Lehrer des Churprinzen Friedrich August; starb, von Joseph II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben, als Sächs. Cabinetsminister 1798 zu Dresden.)

sichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um sechs Uhr (es war Messe und ich hatte auch die Kirche nicht versäumt) fertig, und las mirs alsdann zum erstenmale laut vor; da, da war Himmel und Erde mein. O wie sind meine itzigen Tage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!

Daß die Frau Gräfin Vitzthum itzt in Dresden und nicht in Welkau ist, und auch künftig weniger da seyn wird, auch dieses ist für meine Ruhe der größte Verlust. Ich würde diese Messe, die ich auf meiner Stube ängstlich versessen habe, bey ihr nützlich verredet haben. Hat sie Ihnen mein Portrait noch nicht gegeben? — O wie viel Großes und Frommes höre ich täglich von unserm seligen Churfürsten, einem Herrn, dessen Sachsen nicht werth war, über dessen Tod die Menschen weinen und die Engel sich freuen! Die Tugend ist allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut sie Wunder. Gott belohne unsern theuersten Friedrich Christian für seine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Gellert.

Die Fräulein Schönfeld ist wieder besser; sie hat mir vor wenigen Tagen einen vortrefflichen Brief geschrieben. Die gute Fräulein! Am vorigen Montage habe ich in der Gesellschaft des Herrn Vice-Präsidenten Lindemann und des Herrn Geh. Conf. Rath Gutschmidt, D. Ernesti, Herrn Zollikofer, des Cammerrath Kregel u. s. w. bey Wagnern zu Mittage gegessen, und bis vier Uhr (eine mir fast unglaubliche Sache) bey Tische gesessen. Leben Sie wohl.

Den 14. Januar.

Mein Brief vom 11ten ist liegen geblieben. Ich ritt um die Zeit, da er auf die Post hätte gegeben werden sollen, aus, und vergaß ihn, so wie ich vieles, das ich thun sollte, täglich ver-

gesse. Diesen Fehler einigermaaßen zu verbessern, will ich noch eine kleine Zugabe zu meinem Briefe machen. Die Jungfer Kirchhof hat mir in dieser Messe geschrieben und Ihre Briefe an sie überschickt. Ich dächte, sie könnte mit der Correspondenz, die ich ihr verschafft, sehr zufrieden seyn, und Sie, Mademoiselle, können es auch mit sich selber seyn. Ihre Briefe sind angenehm und nützlich, und haben das Verdienst des Natürlichen. Von den französischen kann ich zwar nicht so zuversichtlich urtheilen, weil ich ein Deutscher bin; aber genug, sie haben wir auch sehr gefallen, und ich danke Ihnen, daß Sie so gut schreiben.

Noch ein Postscript Nachmittags. Diesen Mittag sollte ich in der Gesellschaft des Herrn Vicepräsidenten Lindemann wieder bey Wagnern speisen; allein leider habe ich meine Hüftschmerzen bekommen. Doch Gott sey gedanket; daß ich sie seit dem Carlsbade nicht gehabt.

303.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 21. Jan. 1764.

Bester Herr Professor!

Daß Sie meine Wünsche für die Ruhe und Glückseligkeit Ihres Lebens so gern und willig annehmen, das ist mir eine Versicherung, daß Sie von den Empfindungen der Ehrerbietung und Liebe, und von der vollkommenen Ergebenheit, womit mein dankbegieriges Herz für Sie erfüllt ist, so überzeugt sind, wie ichs wünsche. Und wie sollten Sie auch daran zweifeln können? Die ganz besondere Gütigkeit, mit der Sie mich beehren, und von der Ihr letzter lieber Brief ein neuer Beweis ist, steht Ih-

Digitized by Google

nen ja wohl für meine ewige Dankbarkeit und Liebe. Wie wäre es möglich, daß in meiner Seele die geringste Gleichgültigkeit gegen einen Mann bleiben könnte, dessen Herz mir alle wahre Glückseligkeit dieses und jenes Lebens wünscht, und der schon alle meine Liebe und Hochachtung und meine besten Wünsche hatte, ehe er noch etwas von mir wußte, und ehe ich noch daran dachte, daß er mir jemals etwas mehr werden sollte, als was er allen übrigen Menschen in der Welt ist, die ihm so wenig bekannt sind, als ichs damals war.

Haben Sie Dank, theuerster Herr Professor, für alle Ihre Güte und nun auch dafür, daß Sie mich dem Herrn Geh. Cammerrath Wagner und seiner Frau Gemahlin empfehlen wollen. Ja, liebster Herr Professor, thun Sie es, und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie in diesen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde. Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen ersetzen könnte, was Sie in der Entfernung des Herrn Geheimen Cammerraths verlieren? Ich dächte, Sie dürften nur wählen. Wer weiß, wie viel rechtschaffene Männer Ihre Freundschaft wünschen und als ein großes Gut betrachten, die aber zu bescheiden sind, darum zu bitten? Es mag wohl schwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wenn man in seinen vorhergehenden sehr glücklich gewesen ist; und alte Freundschaften müssen freylich ihre großen Vorzüge haben; aber es giebt doch auch immer solche gute Menschen, bey denen man weder einen langen Umgang noch Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz versichert zu seyn.

Ich glaube es wohl, daß Sie die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Tochter vermissen. Die Frau Gräfin, denke ich, wird auch Sie und Welkau vermissen. „Ich bin eigentlich dazu gemacht, in Welkau und in Störmthal zu seyn," sagte sie letzthin einmal. An der Mittwoche ist sie, wie ich gehört habe, ausgezogen. Ihr Bildniß, liebster Herr Professor, hat

Digitized by Google

sie mir zwar noch nicht gegeben, wenn aber Herr Zeis dem Herrn Geheimen Kriegsrath von Ponikau glauben soll, so hat die Frau Gräfin bey einem geschickten Frauenzimmer hier in Dresden, dessen Namen Herr Zeis vergessen, eine Copie davon für mich bestellt. Dem sey nun wie ihm wolle, so weiß ich doch, daß ich es noch gewiß von den gütigen Händen dieser lieben Dame zu erwarten habe. Denn, sehn Sie, ob ich gleich das Geschenk niemals verdient habe und auch niemals verdienen kann, so bin ich doch desselben itzt nicht unwerther als ichs war, da sie mirs versprach. Sie hat mir dieß Versprechen wohl dreymal ganz freywillig ohne alle Veranlassung erneuert; und noch das letztemal im vorigen Sommer, als sie mir die Copie davon für den Herrn von Miltitz zeigte, sprach sie: „Sehen Sie, so ist das Bild, das Sie von mir bekommen sollen." Ich habe also keine Ursache zu zweifeln. Und wenn ichs bekomme, dann, gütiger Herr Professor, werde ich gewiß nicht eine Stunde vorbeylassen, ohne Ihnen meinen Dank und meine Freude zu bezeigen.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichsten Gedichte, dem Christen, ist mir sehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für diese Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie sie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween Verse des Herrn Gutschmidts anzeigen? denn ich weiß nicht, ob Sie's erlauben, daß ich ihn selbst darum frage, wenn ich etwan irgendwo mit ihm zusammenkommen sollte. Ich kenne ihn nicht weiter, als daß ich bey Accis-Rath Hofmann zwey oder dreymal in seiner Gesellschaft gespeißt habe. O Herr Professor, Sie können sich in Ihrer Demuth nimmermehr so klein seyn, als Sie mir darinnen groß sind. Ja, — und wenn Sie's doch glauben könnten, daß ich das ohne alle Schmeicheley und nach den wahren Gedanken meines Herzens sage! — Es möchte kein einziges Blatt von allen

den Schriften, durch die Sie die Liebe und den Beyfall der Menschen erlangt haben, in der Welt seyn, so würde ich doch an den kleinen zerstreuten Zügen, die ich aus Ihren Briefen sammeln wollte, genug haben, um mir daraus den Charakter eines Mannes zu bilden, den ich auf die aufrichtigste Art zu verehren und zu lieben für Pflicht halten würde.

Wenn Sie doch nur der Poesie nicht entsagt hätten!

Itzt würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unserm theuersten Churfürsten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlassen. Und Sie würden dem Vaterlande den Dienst nicht versagen. Jeder redliche Unterthan, dessen Herz zu voll oder dessen Zunge zu unberedt ist, die Empfindungen seiner Seele zu sagen, würde es Ihnen danken, und sich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die schönsten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von seinem Churfürsten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden. Ich habe einige Kleinigkeiten über den Tod dieses unschätzbaren Prinzen gedruckt gesehen; aber es ist alles nichts. Die Größe des Gegenstandes, wie Sie wissen, setzt allemal die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Inhalt. Und ich denke, wer den Werth unsers Verlustes kennt und davon, wie er soll, durchdrungen ist, der kann, wenn er anders ein Dichter ist, nichts Schlechtes schreiben. Entweder er wird ganz schweigen, oder er muß im Ausdrucke seiner Empfindungen vortrefflich seyn. Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotische Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetischen Enthusiasmus versetzen, und ihm ein Lied eingeben könnten, das eines solchen Prinzen würdig wäre? Wie sehr wünschte ich, daß Cramer noch unser seyn möchte, wiewohl ich ihn den Dänen nicht mißgönne. Aber gewiß man sollte dafür sorgen, daß den Sachsen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlornen Vaters und aller Verdienste, die er um ihre Wohlfarth

hat, aufbehalten würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unsterblichkeit seines Ruhms und zur Erhaltung seines unvergänglichen Andenkens in den Herzen seiner Unterthanen nicht nöthig ist, so scheint es doch die Pflicht der Dankbarkeit zu erfordern. Kein wahres Genie, denke ich, sollte bey einer solchen Gelegenheit seine Talente ungebraucht lassen. Indessen, wenn auch Niemand da ist, der im Namen des Landes prächtig klagt und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht, so ist er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger pflichtmäßig, und den Sachsen eine Ehre; und wer die Sachsen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freysprechen, und den Ruhm des Fürsten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünstelten Thränen so deutlich und so überzeugend, als in dem erhabensten und rührendsten Gedichte lesen.

Viel tausend Zähren sinds, die Redlichen entfliehn,
Und jede ist ein Lobgedicht.

Der sechste Februar ist der Tag, der besonders dem ehrenvollen Andenken unsers seligen Churfürsten gewidmet ist. Ein trauriger Tag! an welchem in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählig viel Großes und Frommes und Edles, bald schön, bald schlecht, von ihm gesagt werden wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörern wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen, und mehr thun, als ihre Beredsamkeit kann.

Nun, da Sie meine Briefe an die Jungfer Kirchhof gesehen, nun bin ich in der That doppelt mit mir zufrieden. Erstlich, daß ich meiner Freundin, wie sich mich versichert, durch meine Briefe Vergnügen mache, und hernach auch vornehmlich, daß sie Ihnen nicht mißfallen. Ich freue mich auch, daß Ihnen mein Französisches gefällt. Ich habe eine lange Zeit nicht halb

so gut deutsch schreiben können, als ich französisch schrieb. Nicht etwan, daß ich zu dem Letzten sehr eifrig wäre angehalten worden. Ich sollte es vielmehr gar nicht lernen; denn meine Mutter kann es nicht, und mein Vater spricht es auch nicht. Ich hatte auch täglich nur eine Lehrstunde; aber ich las viel und fast lauter französische Bücher, denn damals waren mir die guten deutschen Bücher noch nicht sehr bekannt, und also hatte ich nichts, das meine Schreibart bilden konnte. Als man mir aber sagte (und diese Regel fand ich auch in vielen vernünftigen Büchern), daß es eben nicht anständig wäre, von seiner eignen Sprache weniger zu wissen, als von einer fremden, so verließ ich das Französische, las und schrieb lauter deutsch, und hätte es bald gar verlernt, wenn ich mich nicht die letzten zwey Jahre wieder darinnen zu üben gesucht hätte. Wenn die Jungfer Kirchhof an meinen Briefen so viel Vergnügen findet, als sie sagt, so freue ich mich sehr darüber; denn ich liebe sie herzlich und sie liebt auch mich; denn sie sagt mirs; warum sollte sie mir schmeicheln?

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Möchte doch Ihr künftiger Brief mir sagen, daß Sie sich wohl befänden, und kein so trauriges Postscript haben, als ihr letztes war. Unser ganzes Haus, liebster Herr Professor, empfiehlt sich Ihnen mit der Ehrerbietung, mit welcher ich nie aufhören werde zu seyn

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

. . . .

Digitized by Google

304.

An Caroline Lucius.

L. d. 22. Febr. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Schon seit dem 15ten dieses Monats steht in meinem Diario: an die Fräulein Schönfeld und Madem. Lucius zu schreiben — heute ist der 22ste und noch ist es nicht geschehn. Aber trösten Sie sich, es stehn wohl noch zehn Briefe auf eben dem Blatte, von denen kein einziger noch beantwortet ist. Vermuthlich sind die Collegia, die mir sauer werden, und meine Kränklichkeit die Ursache meiner saumseligen Antworten; nur weiß ich nicht, ob sie auch genug Entschuldigung sind. Genug, ich will heute wenigstens einige Punkte aus Ihren beiden letzten Briefen beantworten.

Sie wollen gern die zwo Zeilen wissen, die von dem Herrn geh. Assistenzrathe Gutschmidt in dem Gedichte, der Christ, stehen: Hier sind sie:

„Ist er der Weise nicht, der nach der Weisheit strebet?
„Durch sie erleuchtet denkt, durch sie gebessert lebet?"

Ob kein junger Dichter in Leipzig ist, der die Verdienste des seligen Churfürsten besingen könnte? Nein! Magister Brunner, mein Schüler und Freund, macht in der That vortreffliche Verse, aber dennoch mag ich ihn nicht zu dieser Arbeit ermuntern. Er ist Repetent bey dem Grafen Moltke, und auch mit andern academischen Arbeiten beschweret.

Ich dächte, Sie sagten es der Frau Gräfin getrost, daß der Herr von Charpentier mein Bild für Sie abcopiren wollte. Sie wird es nicht ungnädig nehmen, und Sie selbst bekommen unstreitig eine schöne Copie. Wenigstens können Sie es der

Fräulein sagen und diesem guten Kinde die Hand in meinem Namen küssen, und auch der besten Mutter dieses guten Kindes. Wille soll mich stechen? — die gute und für mich so gutgesinnte Gräfin![*]) Wenn ich an Willen in Paris oder an seine Frau schreiben und ihnen mein Portrait schicken wollte, ich glaube, er stäche es ohne alles Entgeld; denn er ist als ein Deutscher in alle deutsche witzige Köpfe herzlich verliebt. Aber ich werde ihm nicht schreiben. Der berühmte Kupferstecher Schmidt hat, da er noch in Berlin war, bis Wittenberg kommen und mich da nach dem Leben stechen wollen; aber nein, sagte ich, das ist Eitelkeit; ich werde nicht nach Wittenberg reisen. Schmidt ist nunmehr in Petersburg, und ich bin ohne Kupfer in Leipzig.

Mein Bruder reist morgen mit den beyden Herren von Raben nach Dresden. Es sind Dänen, und Sie können leicht denken, daß Sie einen Besuch von ihnen bekommen werden; aber es sind auch, zu Ihrem Troste gesagt, sehr gute liebe Kinder. Vermuthlich werden sie Ihnen diesen Brief selbst überbringen. Warum ich nicht mitkomme? Das steht auf der ersten Seite. — Ja, grüßen Sie den jungen Seidelin auf das beste von mir, und versichern Sie ihn meiner Liebe und Hochachtung, und leben Sie wohl, gute Mademoiselle.

Gellert.

[*]) (Die Gräfin Vitzthum beabsichtigte Gs. Portrait durch Wille stechen zu lassen. S. No. 97 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

305.

An dieselbe.

L. d. 31. März 1764.

Liebste Freundin!

Also haben Sie mein Portrait?°) Dank sey es der guten Gräfin, daß Sie es haben, und Dank Ihnen, daß Sie es werth halten! Nun fehlet nichts mehr, als daß Sie das kranke Original noch sehen und sprechen. Aber wenn wird das geschehen? Vielleicht bald, vielleicht in diesem Leben niemals; denn ich bin ziemlich krank. Wenigstens denke ich itzt oft an das Carlsbad, noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und weise genug daran? Ich habe wieder einen lieben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im Kreisamte, ein Liebling von Wagner und jünger als ich war, durch einen geschwinden Tod verloren. So stirbt die Welt meiner Bekannten mir ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung! Aber getrost! Ein guter Tod ist Leben und Seligkeit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und Friede. Ich denke niemals an das Ende des großen Addison ohne eine christliche Eifersucht. Als er die Aerzte aufgegeben, erzählt Young, der glaubwürdigste Mann, und sich von allen Angelegenheiten dieses Lebens losgerissen hatte, ließ er einen seiner jungen Anverwandten, den er liebte und der es verdiente, rufen. Er lag, da der Jüngling kam, in der äußersten Entkräftung, und schwieg. „Sie haben mich rufen lassen, fing der junge Verwandte nach einer langen und ehrerbietigen Pause an, und ich hoffe, Sie, theuerster Herr, haben mir noch etwas zu befehlen. Ich werde es, was es auch sey, heilig erfüllen.“ Nichts, mein Sohn — keinen Befehl, sprach der ster=

°) (Eine Copie des Mylius'schen Bildes durch Fräulein v. Langen. S. No. 100. des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

bende Addison, indem er dem Jüngling sanft die Hand drückte. Siehe hier, in welchem Friede der Christ stirbt; — — und bald darauf starb er. O Gott, möchte dieses mein Ende seyn, wie überglückselig wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundin in Cotbus die Briefe, die sie von Ihnen besitzt, und die sehr schön sind, wieder schicken und ihr für die Mittheilung derselben danken; heute habe ich auch meine öffentlichen Collegia, die ich herzlich satt war, geschlossen. Gott sey Dank, daß ich sie dieses ganze halbe Jahr bey aller Schwachheit der Kräfte, doch ununterbrochen und ohne eine Stunde auszusetzen, habe halten können! — Nun will ich acht Tage Briefe schreiben, dann noch ein Werk der Religion verrichten und hierauf, wenn Gott will, einige Zeit aufs Land gehen. Küssen Sie der Frau Gräfin die Hand in meinem Namen, und leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald wieder.

Gellert.

Ich grüße Ihr ganzes Haus ergebenst.

306.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 8. Apr. 1764.

Hochzuehrender Herr Professor!

Es war sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am Ende Ihres Briefs sagten, bald wieder zu schreiben, und nun denke ich nicht, daß ich auf eine solche Erinnerung nach zehen Tagen bald genug schreibe. Was mich abhielt? — Ich kann es Ihnen nicht eigentlich sagen. Ihr Brief ist — ich weiß nicht — ob traurig? Wohl sechsmal habe ich ihn, in der Absicht, ihn zu

Digitized by Google

beantworten, gelesen, und habe die Feder wieder hingelegt, und den Brief auch; ich hatte keinen Muth. Die Idee Ihres verstorbenen und Ihrer entfernten Freunde, die Gedanken an Krankheit und Tod — und an wessen Krankheit und Tod! machten mich so niedergeschlagen, daß ich nicht schreiben konnte. Es scheint mir selbst nicht so, als ob ich in der itzigen Stunde fröhlicher wäre; aber ich bin itzt auf so eine Art betrübt, daß ich gern mit Jemanden, der es mir erlaubte, davon reden möchte, und itzt habe ich keinen Menschen um mich, als Sie, meinen theuersten Herrn Professor; denn wenn ich an Sie schreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es ist wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröstliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebette eines Frommen, von welchem unser lieber Young sagt, „daß es sein Heiligthum, über den gemeinen Weg des tugendhaften Lebens hinausgesetzt, mit besondern Vorrechten begnadigt ist, und ganz im Gebiete des Himmels liegt. Denn der Himmel erwartet nicht den letzten Augenblick; schon diesseits des Todes erkennt er seine Freunde, und zeigt sie den Menschen zu einer wichtigen Lehre. Denn nicht im Tode ist der Sterbliche zu finden. Sein Verhalten ist ein Vermächtniß für Alle." — Nun giebt es wohl Menschen, die darüber traurig werden, wenn sie Personen, die sie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eignen Tod traurig werden. Aber ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Einmal ist uns der Gedanke des Todes ein so höchstnöthiger Gedanke, daß er nie für traurig sollte gehalten werden; denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach ist er ja eine von den ersten allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer seinen verirrten Menschen, zu ihrem Wohlverhalten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn welche Wahrheit, als die: Du bist Staub, und wirst wieder Staub

werden, war geschickter, uns zu lehren, wie weit unsere Ansprüche an die Welt gehen sollen und dürfen, und uns wieder zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurückbringen, von welchem unsere unordentlichen Neigungen uns alle, den einen mehr, den andern weniger, ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß die Religion dasjenige ist, was uns in der gegenwärtigen Welt ruhig und in der künftigen selig machen kann, wie kann der den Gedanken des Todes nicht lieben? Wie kann ers vergessen, daß er zur Religion gehört, ja selbst Religion ist? In der That, so wie ich ihn betrachte, ist er ihr vornehmster Inhalt. Um des Todes willen ist die Religion, nicht um dieses, oder doch weniger um dieses Lebens willen. Der Tod giebt der Religion Ursache und Wirksamkeit und bringt uns zu unsrer Bestimmung und vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns die Religion nur vorbereiten soll. Was wäre sie ohne den Tod? Und wie wollen die sterben können, die vor diesem Gedanken fliehen? Bester Herr Professor, Gott erhalte Ihr Leben noch lange und segne es mit Gesundheit! Sie kennen mein Herz, und Sie wissen, wie aufrichtig ich Ihnen dieses wünsche. Und ich kann es aufrichtig thun: nicht allein, weil ich Sie liebe und gewiß bin, daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit besitze, für den ich mit Freuden die Ehren einer Krone hingeben wollte, wenn ich sie hätte, sondern weil ich gewiß weiß, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens sich und andern zum Segen und keinem einzigen zum Schaden leben würden. Aber wenn Sie einst Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlassen sollen — — — o so wünschte ich, daß ein Young dabey gegenwärtig seyn, und dem nachfolgenden Geschlechte die Scene Ihres Todes schildern möchte, eines Todes, der so fähig wäre, das Beyspiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! Wie will ich mich auf die Ewigkeit freuen, wo ich das verklärte und vollkommene Original eines werthen Bildes sehen werde, von dem ich vielleicht, wie Sie

Digitized by Google

sagen, in diesem Leben, das kranke Original nicht werde kennen lernen. Aber was ist denn nun so Trauriges in allem dem, was ich bisher geschrieben habe? Dieß habe ich mich schon etliche mal gefragt, und es ist nichts. Gleichwohl was weine ich? Ich habe immer mit im Schreiben geweint; ich dächte, wenn mein Leben darauf stünde, ich könnte mich itzt nicht enthalten; aber ich weiß nicht, woher es kömmt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht, und ich habe sogar gedacht, daß ein Theil mehr Leichtsinn als Ernst in meinem Gemüthe seyn müsse. Indessen kann ich doch leicht sehr tief gerührt werden, und das ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich besonders angingen, nur durch meine eigne Betrachtungen. Aber in der That, es sind in dem Leben und selbst in dem Leben guter Menschen so viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein so vielfaches Unglück, daß man wohl Ursache zum Weinen hat. Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß ist, ob es wohl kein sehr fröhliches Ansehen hat. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Mann, ein Geistlicher, der von einigen geliebet und geehret, und von andern getadelt, verspottet, und, ich kann sagen, gelästert wurde. Ich habe ihn nie genau gekannt, und mich wenig um das, was von ihm gesagt ward bekümmert. Dieser Mann nun ist heute früh nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch seines Verstandes gelassen, unter anhaltenden Anfällen einer ängstlichen Erstickung, mit völliger Losmachung von der Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Trost, selbst Trost für seine Frau und seine drey junge Waisen, die er wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet, gestorben. Nun wissen Sie liebster Herr Professor, und Young sagt es auch: „Ein Sterbebette ist ein Verräther des Herzens. Hier wohnt ein unüberwindlicher Beweis; hier läßt die müde Verstellung, die

Beherrscherin in dem Geberdenspiele des Lebens, ihre Larve fallen; hier sind Schein und Wahrheit einerley. Hier sehen wir den Menschen; wir sehen sein sicheres Vertrauen auf den Himmel, wofern seine Tugend rechtschaffen ist.“ — Soll ich nun nicht glauben, daß die Tugend dieses Mannes, die wenigstens mir sein Tod zu rechtfertigen scheint, rechtschaffen gewesen, und daß er von Verleumdern, wo nicht in Allem, doch in den Hauptsachen, Unrecht gelitten? Denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler frey zu sprechen; ich weiß es, daß er welche hatte, und wo ist der Mensch, der ganz davon frey wäre? Und soll ich mich nun nicht freuen, zu denken, daß Gott ihm aus Gnaden mit ewigen Ehren die leichte Verachtung einiger Menschen ersetzen werde?

Ich habe der Frau Gräfin Bitzthum in Ihrem Namen die Hand geküßt. Sie war über die Nachricht von Herr Böhmens Tode sehr gerührt und das war auch die Fräulein und Demoiselle Paret. Die Frau Gräfin empfiehlt sich Ihnen bestens; sie freut sich darauf, Sie nach den Feyertagen, vielleicht als eine reducirte General-Lieutenantin, zu sehen und hernach mit Ihnen zugleich in Carlsbad zu seyn. Möchten Sie doch dießmal noch gesünder und dauerhafter gestärkt von dort zurückkommen, als vor dem Jahre, und möchte ich Ihnen noch viele Jahre sagen können, daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung bin

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

. . . .

307.

An Caroline Lucius.

L. d. 17. Apr. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Die Dänen sind freilich gute Leute, aber sie machen auch mir und Ihnen viele Noth. Schon kommen wieder ein Paar derselben und wollen Sie mit Gewalt sehen. In der That bedaure ich nicht sowohl Sie (denn ich weiß, daß Sie aus Liebe für Ihren Freund noch mehr als diese Last ertragen), nicht sowohl Sie, gute Mademoiselle, als Ihre lieben Eltern, die sich diese Dänischen Staatsbesuche so oft müssen gefallen lassen. Aber seyn Sie ruhig! Ich hoffe, der Graf Schulin und sein Hofmeister Müller, ein geschickter Mann, sollen auf dieses Jahr die letzten seyn, die Sie auf meine Rechnung sprechen und mit Complimenten ermüden werden. Sie haben ein halbes Jahr hier in Leipzig studirt und gehen wieder nach Dänemark. Doch genug von den Dänen! Nunmehr küsse ich Ihnen die Hand für den letzten vortrefflichen Brief, mit dem Sie mich in einer schweren Stunde sehr ermuntert haben. Itzt bin ich noch in der Stadt und werde meine Feiertage auch wohl in der Stadt und nicht auf dem Lande zubringen, obgleich die Frau von Zetwitz hier ist, und mich nebst ihren Söhnen abholen will. Leben Sie wohl, sehr, sehr wohl.

Gellert.

308.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 4. Juni 1764.

Gott hat also den alten Vater Meesen*) durch einen leichten und seligen Tod zu sich genommen. Dafür sey sein Name gelobet und gepreiset von uns allen. Er lehre uns auch durch dieses Beyspiel bedenken, daß wir sterben müssen, und lehre uns täglich so leben, daß wir selig sterben können. — Was macht die gute Capellanin? Gott erleichtere ihr ihre Leiden und stärke sie, es sey zum längern Leben oder zum Tode. Ich grüsse sie und ihren Mann herzlichst. — G***l ist nunmehr, wie mir der Bruder geschrieben hat, von dem Königstein und unter des General Yorks Compagnie. Möchte er doch nun in sich gehen, Gott fürchten und besonders den Trunk meiden, bey dem man weder ein vernünftiger Mensch, noch viel weniger ein Christ seyn kann. Wir wollen für ihn beten und ihn ermahnen. — Ich soll, so Gott will, wieder in das Carlsbad gehn, etwa den 29. dieses Monats, und zwar mit dem Cammerherrn v. Zedtwitz und seiner Frau. Ich hoffe wenig und gehe nicht ohne Zwang. Gott schaffe es und schicke es mit mir, wie mirs gut und selig ist! Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euerm Sohne und allen den Unsrigen, und grüsset Heineckens und betet für mich.

G.

*) (Er war Bürgermeister zu Haynichen, und mit einer Schwester Gellerts verheirathet gewesen.)

309.

An Caroline Lucius.

L. d. 5. Juni 1764.

Liebste Freundin!

Daß der Mann, von dem die Rede ist, seine Eitelkeit und Begehrlichkeit so gar hoch treiben würde, dieses habe ich freylich nicht gedacht. Aber, da ers nun gethan, und da ich gewiß weiß, daß Sie in Rücksicht auf mich, der ich ihn mit einem Briefe hatte autorisiren müssen, in seine Begehrlichkeit gewilliget haben, so muß ich diesen Fehler, wenn es einer ist, mehr auf meinen Namen schreiben, als Ihnen anrechnen; kurz, ich muß Sie lieber bedauren als tadeln. Aber eben diese Begebenheit soll mich auch hart gegen künftige Forderungen machen, wenn man wieder Ihre Bekanntschaft durch mich sucht.*) — Herr Zeis wird ihnen vielleicht schon gesagt haben, daß ich wieder im Begriffe stehe, in das Carlsbad zu reisen. Ja, liebste Mademoiselle, ich soll dahin, aber ich gehe mit widerstehendem Herzen. Gott schicke es, wie mirs gut und selig ist. Begleiten Sie mich mit Ihren frommen Wünschen, empfehlen Sie mich Ihren werthesten Eltern, Ihrer lieben Schwester, Ihrem lieben Bruder bestens, nnd leben Sie wohl.

Gellert.

*) (Der in No. 307 erwähnte Müller hatte Dem. Lucius gebeten, ihm einmal zu schreiben; s. No. 105 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

310.*)

An dieselbe.

Bonau, d. 5. Aug. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Endlich bin ich, Dank seys Gott ewiglich, auch das zweyte- und wie ich hoffe und wünsche, das letztemal aus dem mir traurigen Carlsbade ohne Gefahr und Unfall wieder zurück gekommen. Diese Nachricht ertheile ich Ihnen eher als meinen übrigen Freunden, weil ich weiß, daß Sie dieselbe mit Verlangen erwarten, sich darüber vorzüglich freuen und Gott mit mir für diese Wohlthat preisen werden. Die Geschichte dieses wiederholten Gebrauchs des Carlsbades ist beynahe die Geschichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreißig Tage getrunken, ohne kränker und gesünder zu seyn, als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin ohne Ausnahme der Erste bey dem Brunnen, der Erste zu Pferde und der Erste in der Allee gewesen, den gute und böse Menschen gesucht, betrachtet, ausgefragt und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobsprüchen beschämet und gemartert haben. Ich habe viele Bekanntschaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als den Grafen Uhlefeld und seine Gemahlin, die mir nicht allein viel Ehre, sondern ein besonderes Vertrauen erzeigten (die letzte beschenkte mich bey dem Abschiede mit einem Buche von der unlängst verstorbnen Erzherzogin, worein sie ihren Namen schrieb); ferner den General Ziethen, der mich bey dem ersten Anblicke brüderlich umarmte und mir sagte, daß er in seinem fünf und sech-

*) (Ebenso wie No. 281 in Cramers Leben Gellerts (Gs. W. 1774. Th. 10, S. 145) gedruckt; hier aus dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

zigsten Jahre ein Bräutigam wäre; den Geheimdenrath Wechmar aus Anspach, der mir eben die Liebe und Achtung, als im vorigen Jahre, ja noch weit größre erwiesen, mich fast täglich besucht und sich mit mir von sehr ernsthaften Dingen unterhalten hat, ein sehr rechtschaffner, erfahrner und gesitteter Mann. Den General Laudon fand ich nicht; aber dafür den Preussischen General Saldern, einen belesenen und gewissenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte und der mir schon damals bey einem vertrauten Gespräche gestand, die größten Glückseligkeiten seines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende gewesen: ein frommer Vater, dessen Beyspiel ihn früh gerührt, ein rechtschaffner Hofmeister, der ihn ein Jahr lang sorgfältig unterwiesen und gegen die Religion empfindlich gemacht, und endlich eine Gemahlin, die ihn durch Liebe und Klugheit von vielen Fehlern abgezogen, auf sich selbst aufmerksamer und täglich weiser und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verlust er nie ohne Thränen und ohne Angst seiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath, und er präsentirte mich im Carlsbade seiner zweyten Gemahlin mit diesen Worten: Dieses ist der Mann, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu versuchen, und dem ich in Ihrem Beyseyn sagen muß, daß ichs gefunden habe. Eigentlich hatte er die Schwester seiner verstorbnen Frau zur zweyten Gemahlin gewünschet. Aber diese stirbt unvermuthet und empfiehlt ihm seine jetzige Gemahlin, mit der er nach seinem Wunsche und Verdienste lebt. Wenn ich, sagte er, als wir von Büchern redeten, auf die Musterung reise, die sich über eine ganze Provinz erstrecket, so nehme ich gewöhnlich den Zuschauer, den Nordischen Aufseher und Youngs Nachtgedanken mit mir. Seine Gemahlin, die durch die Frau von Zetlitz meinen Geburtstag erfahren hatte, schickte mir den 4ten Julius früh, als ich noch

Digitized by Google

am Brunnen war, einen Kranz von frischen Blumen, die ich aber leider unter die anwesenden Damen vertheilen mußte.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als das beste junge Frauenzimmer meines Vaterlandes, die Fräulein Schönfeld nebst der Madam Paret mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieses war nach drey verdrießlichen und schweren Tagen der Reise der erste frohe Augenblick. Ich freute mich, wenn die Vergleichung nicht sündlich ist, wie Paulus, als ihm einige Christen in tres tabernae entgegenkamen, und wirklich war mir die Gräfin Vitzthum des Tags vorher mit ihrem ganzen Hause bis an einen Ort vor der Stadt, der die Kayserliche Wiese heißt, entgegen gegangen; denn an dem Tage hatte ich eigentlich ankommen wollen. Sie können leicht vermuthen, liebste Mademoiselle, daß ich mich zu der Gräfin am meisten gehalten, und da die Fräulein wegen ihrer Unpäßlichkeiten beständig zu Hause speiste, am öftersten und liebsten bey ihr gespeiset habe. An der Gräfin und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch sonst nicht gewußt hätte, mit Augen gesehn, daß wahre Verdienste, wenn sie mit Bescheidenheit erscheinen, an allen Orten und bey allen Arten von Menschen Beyfall, Liebe und Ehrerbietung erhalten. Auch die Personen, die sonst aus Nationalstolz Fremde nicht gern bemerken mögen und an unsrer Tugend zweifeln, weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfin und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfin Vitzthum, das habe ich mehr als einmal aus Böhmischem und Oesterreichischem Munde gehört, das ist eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte sich nur zeigen, so gefiel sie durch ihren gelassenen und leutseligen Charakter. Die Comtessinnen Uhlefeld und Trautmannsdorf liefen ihr auf allen Schritten nach und begleiteten sie früh um sieben Uhr nebst mir den größten Theil der Stadt hindurch in ihren Reisewagen und sahen ihr so lange mit nassen Augen nach, daß

ich mich der Thränen kaum erhalten konnte. — Auch die Frau von Zetwitz und die Frau Präsidentin Lindemann, die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich soll Sie wohl mit neuen Bekanntschaften unterhalten. Gut, meine beste Correspondentin, hier sind einige. Der Graf Harrach, Präsident des Reichshofraths, nebst seiner Gemahlin. Die Gräfin hatte mir beyde vorzüglich gelobt, und ich fand an beyden, was sie mir gesagt hatte, zwo merkwürdige und schätzbare Personen. Er, der die Wissenschaft liebte, kränklich und ein Freund meiner Schriften war, fand sich bald zu mir und machte mir seine Bekanntschaft sogleich leicht und angenehm. Er unterschied sich durch sein Gesicht eben so sehr von andern Menschen, als durch sein gutes und gewissenhaftes Herz. Eine sehr hohe Stirn, voll Ernst und Verstand, große blaue Augen, die ganz aus ihren Ufern zu treten schienen und vor der Stirne herumflossen, eine außerordentlich große Habichtsnase, dieses war das Sonderbare seines länglicht langen Gesichts, und doch gefiel dieses sonderbare Gesichte, so bald man es einigemal gesehen hatte, weil es Verstand und Redlichkeit versprach. Er hatte, wie seine Gemahlin, die meisten Europäischen Länder gesehen und schien nur das Gute von fremden Nationen an sich genommen zu haben. Ich, sagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redeten, gehe selten nach Hofe und suche keine andre Ehre, als die genaue und gewissenhafte Beobachtung meines Amtes; aber so oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrschaft öfter kommen heißt und die Günstlinge mich freundlich empfangen, weil sie wissen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Als er aus dem Carlsbade reisen wollte, gieng ich in sein Haus, um Abschied von ihm zu nehmen. „Nun, sagte er, indem er mich umarmte, leben Sie lange wohl, lieber Mann, und seyn Sie stets mein Freund. Ich habe Sie wegen

Ihrer Schriften sehr hoch geschätzet, aber ich schätze Sie wegen Ihres Charakters und Ihrer Sitten noch weit höher" — und den Augenblick lief er schnell in sein Zimmer. — Seine Gemahlin war ganz Verstand, ohne daß sie es wußte, ganz Lebensart, ohne daß man im Umgange sich von ihr beschämt fühlte, ganz große Welt, aber gute große Welt, die sich mit Verstand herablieẞ und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war schon in dem Herbste ihres Lebens und schmückte sich nicht in den Frühling zurück. Sie war ihres Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, mit Anstand zärtlicheres Ehepaar gesehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern ging, über die höchsten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andre Gesellschaft. Sie begleitete ihn auf einer Wiese, wo sie keine Zuschauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, sobald sie merkte, daß ihm das Spiel zur Last ward, vom Spiele und nahm seine Last auf sich. Mein Mann, so sagte sie einstmals, als ich mit ihr lange in der einen und ihr Mann mit dem General Ziethen in der andern Allee gegangen war, mein Mann, ich sehe es, hat sich mit dem General ausgeredet. Kommen Sie, wir wollen ihn ablösen. Sie soll stets, wie mir die Gräfin Bitzthum gesagt, einen sehr kostbaren Schmuck getragen haben, das ich, auf mein Leben, nicht wahrgenommen; aber das Portrait ihres Mannes, das sie auf dem Arme trug und das erstaunend ähnlich war, dieses fiel mir an einer Dame, die schon sechzehn bis zwanzig Jahre vermählet war, oft in die Augen. Sehn Sie, sagte der Graf Harrach einst zu mir, als er seine Dose öffnete (er schnupfte beständig), das ist meine Tochter von sechs Jahren, mein einziger Wunsch und meine einzige Sorge auf Erden: Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt. — Niemand hielt sich so sehr zur Gräfin Bitzthum, als die Gräfin Har-

Digitized by Google

rach, und niemand war der Gräfin Bitzthum lieber, als ihre Gräfin Harrach. Sie beschenkte sie mit meinen Liedern. Das, sprach der Graf bey dem Abschiede, soll unsre Lectüre unterwegs seyn und steckte das Buch zu sich. Ich stieg gleich vom Pferde, als er früh fortging und ich eilte in Stiefeln und Sporen, um ihm noch einmal Glück zur Reise zu wünschen. Allein da ich seinen Wagen leer und ihn nebst seiner Gemahlin mit vielen geputzten Herren zu Fuße über die grüne Wiese kommen sah, so schämte ich mich in meinem Reitkleide (es hatte sehr geregnet) und trat bey Seite in das erste beste Haus und kränkte mich, daß ich ihm und ihr nicht meine guten Wünsche auf ihr ganzes Leben nachrufen konnte. Kaum waren sie fort, so kam ein Bedienter und brachte mir im Namen des Grafen Harrach sechs Bouteillen Tockayerwein. Ich redete mit diesem Menschen, und erstaunte über die Liebe und Beredsamkeit, mit der er von seiner Herrschaft sprach. O sagte er, so sind wir alle im Hause, so viel es unsrer giebt, gesinnet, und wer nicht so ist, den dulden wir nicht. Es sind Leute zu zwanzig Jahren bey dem Grafen, die noch kein unschön und zorniges Wort gehört haben. Wir werden wie die Kinder gehalten und wir müssen gut seyn Wir dienen auch alle mit Freuden und sehn und wissen nichts als Gutes und Ordnung im Hause. — So machen gute Herrschaften gute Bedienten.

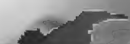
Die Gräfin Trautmannsdorf, auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geist der Gräfin Harrach, nicht ihr edel gebildetes Gesicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, sie hatte mehr eine traurige, aber leutselige Miene, versprach nach ihrem Gesichte nichts als Gutherzigkeit und hatte doch, wenn man mit ihr redete, eben so viel Verstand als Bescheidenheit; keinen Originalverstand, aber einen Verstand, durch das Lesen guter Schriften und durch Achtsamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet und durch ein gu-

Digitized by Google

tes Herz inspiriret. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Harrach, und daher wurden unsre Gespräche auch vertraulicher und bestimmter. Ich war ein Gesellschafter, wie sie ihn wünschte, und nie war ich besser mit ihr zufrieden, als wenn ich mit ihr gesprochen hatte, so viel Nützliches und Unterhaltendes sprach sie. Madame, sagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten, nach dem, was ich von Ihnen itzt gehöret, so wünschte ich wohl, daß Ihre Kaiserin Ihnen eine ihrer Prinzessinnen zur Erziehung anvertrauen möchte. Sie irren sich aus guter Meynung von mir, versetzte sie. Ich habe es erfahren, daß es ganz etwas Anders ist, gut von der Erziehung urtheilen und sie selbst bey den tausendfachen Hindernissen, die sie zumal bey Hofe findet, gut und glücklich besorgen. Ich habe dieses Amt sechs Monate geführet, und unzufrieden mit mir und krank am Gemüthe und Leibe wieder aufgegeben. Aus großem Eifer alles auszurichten richtete ich sehr wenig aus. Mein größter Fehler war, daß ich mich nicht verbergen, nicht meine Zufriedenheit noch meinen Unwillen zur rechten Zeit verdecken konnte. Auch wenn ich schwieg, verkündigte doch mein Gesicht wider meinen Willen die Meynung meines Herzens, und so gab ich denen, die ich regieren sollte, die Anleitung, sich meiner zu bemächtigen. Es ist schwer, seine eignen Kinder zu ziehen, aber unendlich schwerer ist die fremde Erziehung, wenn man keine Naturgaben dazu besitzet und sich nur auf Eifer und Regeln des Verstandes verläßt. Ich kenne nur Eine Frau, die alle Gaben, Kinder fremder Eltern zu bilden, besitzet, und das ist die Beaumont. Meine Tochter, fuhr sie fort, die Sie kennen, ist mehr durch mein Beyspiel, weil ich sie nie von meiner Hand gelassen, als durch meinen Unterricht, kurz, mehr durch meinen Umgang und durch ihre große Liebe zu mir, mehr durch den göttlichen Seegen, um den ich täglich gebetet, als durch meine Weisheit und Klugheit gebildet worden. In der

That war die Tochter, die schon erwachsen war, ein gutes gesittetes Kind, die viel Aehnliches mit der Fräulein Schönfeld hatte. Den Tag, da die Gräfin fortging, sprach ich noch lange in der Allee mit ihr. Sie sagte mir so viel Verbindliches, daß ich endlich anfing: Madame, ich verdiene das Alles nicht, denn ich habe sehr wenig zu Ihrem ruhigen Aufenthalte im Carlsbade beytragen können. Aber ich kränke mich, das ich nicht besorgter oder dreister gewesen bin. Ich hätte diese letzten acht Tage, da ich den warmen Brunnen nicht mehr getrunken, alle Tage eine Stunde zu Ihnen kommen und Ihnen etwas vorlesen können; denn ich habe ein moralisches Manuscript bey mir, eine Lectüre für eine so gute Dame. O warum sagen Sie mir das, rief sie. Auf mein Leben, ich gehe nun unruhig aus dem Bade! Ich möchte weinen, hat sie zu dem Geh. Rath Wechmar gesagt, daß ich nicht länger warten kann. Der Professor hat mir ein Anerbieten gethan — o warum hat ers nicht eher gethan! — Meinen Sohn (aber ich muß Erlaubniß von der Kayserin suchen,) will ich Ihnen gewiß und bald schicken, er ist schon sechzehn Jahre und ich verlasse mich auf Sie. Gott friste Ihnen das Leben und stärke Ihre Gesundheit! Das waren ungefähr ihre letzten Worte, Worte einer katholischen Dame an einen lutherischen Professor. Als sie fortfuhr (es war nach der Mittagstafel) ging ich heraus an die Prager Straße und wartete bey einem Drechsler, den ich kannte, bis ihr Wagen kam. Sobald mich ihre Leute auf der Kutsche gewahr wurden, schrieen sie: Halt, dort steht der Herr Professor! Ich küßte also der Gräfin noch die Hand. O das ist zu viel Freude, zu viel Ehre für mich. Leben Sie wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin! Sie hatte noch zwo Stieftöchter bey sich, davon die eine eine Hofdame, die andere eine Stiftsdame war, auch gute Frauenzimmer.

Die Comtessin Hatzfeld aus Schlesien mag das Kleeblatt



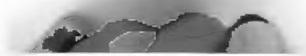
Digitized by Google

voll machen. Sie war eine Canonissin, und war ihrem Bruder, dem Fürsten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verständige, ernsthafte und belesene Dame, auch sehr für mich eingenommen. Sie war weder die Harrach, noch die Trautmannsdorf, und doch war sie eine der besten Personen im ganzen Bade, von der Gräfin Bitzthum und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften versprechen müssen, weil sie ins Reich in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger, aber kränklicher Herr, voll Bescheidenheit und guter Kenntnisse. Hier fällt mir der Prinz von Zweybrücken ein. Er ging durch Carlsbad und speisete Mittags bey der Gräfin Uhlefeld; er hatte von mir gehört und wollte mich gern sprechen. Die Gräfin Uhlefeld weiß nicht, wie sie es anfangen soll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie schickt also zur Gräfin Werther, und läßt sie bitten, mich zu überreden, daß ich sie, die Uhlefeld, nach der Tafel besuchen möchte, sie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich ging also hin und fand den Prinzen von Zweybrücken. — Herr Professor, fing er an, mein jüngster Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade gewesen wären und ich Sie nicht gesprochen hätte. Wenn er des Tags über fleißig und folgsam gewesen, so darf er zur Belohnung eine Stunde in Ihren Schriften lesen. Er wird sich sehr freuen, wenn Sie ihn grüßen und Ihrer Freundschaft versichern lassen. — Darum bitte ich Ihro Durchlaucht ehrerbietigst und zugleich, daß Sie den Prinzen versichern wollen, wie ich noch weit bessere Belohnungen für seinen Fleiß wüßte, als meine Schriften. — Er sagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden und ziemlich stillschweigend anhörte. Bey dem Abschiede dankte ich ihm noch für den Schutz, den er meinem Vaterlande geleistet hätte. — Er ist halter nicht sonderlich gewesen, Herr

Digitized by Google

Professor, sondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch sollen.

Dieß sind denn wieder die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthaltes im Carlsbade. Sie sind sehr unvollkommen und trocken; aber Sie werden es auch an der Schrift sehen, liebe Freundin, daß sie mit kranker Hand aufgesetzet sind und nur für Sie. Den zweyten dieses Monats sind wir aus dem Carlsbade gegangen, heute ist der fünfte, und ich habe seit dieser Zeit auf der Reise und hier in Bonau, wo ich dieses schreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demüthiget mich Gott, damit der eingesogene Beyfall von Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit, wenn Andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich desto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die sie nicht wissen noch wissen können. Der Beyfall der Menschen ist, wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken sollen; aber wie leicht überlassen wir ihm unser Herz zum abgöttischen Altare. — Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beschließen. Ich habe diesesmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannspersonen, im Bade kennen lernen. Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange seyn, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die, die sich von ihren Geschäften oder von den Sorgen des Hauses losgerissen haben, fühlen ihre Freyheit und werden biegsamer, gefälliger; die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidner; die Meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, ihre Rollen mit Beyfall zu spielen, und leben wie gute Menschen; viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Cur befiehlt und weil die Furcht der Krankheit sie immer überredet; die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und



Digitized by Google

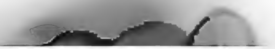
verdrießliches Wesen, um die Gesunden nicht von sich weg zu seufzen — und so macht das Bad auf einige Wochen gesellige, nachgebende, bescheidne, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen und läßt unter Hunderten kaum etliche schlechte Seelen übrig. Ich habe also immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforschet. — Die Damen erweisen mir fast durchgängig mehr Vertrauen und Achtung, als die Mannspersonen, und ich verstehe die Ursache nicht. Vielleicht bin ich gegen die ersten ohne mein Wissen freundlicher und gesprächiger, als gegen die andern. — Die meisten Menschen haben mich für einen angenehmen Gesellschafter gehalten, und warum? weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich sie achtsam angehöret, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und selten von mir und meinen Schriften gesprochen habe.

Noch ein Wort von dem Präsident Lindemann. Ich habe diesen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgeritten und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegessen. Zu Hause war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Aber seine Verdienste habe ich den Menschen im Carlsbade oft bekannt gemacht. Seine Frau ist die beste Frau von der Welt, ist ganz Unschuld und Freundschaft, und ihre Schwester, die Schillingin, ganz Munterkeit und Beredsamkeit. Der Madame Roß und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath Lischinsky (alles Eine Gesellschaft) bin ich auch sehr gut gewesen. Mit Schillingen und Lindemannen habe ich noch in Meißen studirt. — Meine alte Magd im Carlsbade habe ich nicht sprechen können, ob ich gleich nach ihr gegangen bin. So viel wenigstens auf heute, den fünften August.

Digitized by Google

Den 7. August.

Die Frau von Zetwitz, welche diesen Brief gelesen hat, spricht, ich sollte ihn noch nicht schließen, ich hätte Vieles vergessen, und sie wollte mich mit allerhand Supplementen bereichern. Aber diese Supplemente, liebe Mademoiselle, beziehen sich fast alle auf Ehrenbezeugungen und Lobsprüche, die man mir gemacht, die ich am wenigsten selbst erzählen darf, und die ich nicht einmal gern leise denken mag. Ich will Ihnen lieber ein Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet ist, das mich sehr beunruhiget hat und zeitlebens beunruhigen muß. Ich litt bald anfangs durch das brennende Wasser, das man zu ganzen Stunden trinket, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es so weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren) den zum Sprechen nothwendigsten obern Vorderzahn einbüßte, dessen beide Nachbaren schon lange waren verloren gegangen. Ich glaube, ich mag über diesen Verlust wohl geweinet haben. Das Grausamste war, daß mir der Doctor anmuthete, selbst Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht so weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, sagte er, es ist ein geschickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einsetzt, und Sie sind wegen Ihres Amtes verbunden, seine Hülfe zu gebrauchen. Ich schickte traurig nach ihm. Er versprach mir Alles, und kam den andern Morgen, marterte mich mit Instrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderisch ein. Ich duldete alles, ging unter vielen Schmerzen zur Gräfin zu Tische und konnte mit den neuen Zähnen weder reden noch essen, noch schlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreyen und mir kein Wort weiter von künstlichen Zähnen sagen sollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für Ihre Mühe — und Sauer, nehme



Digitized by Google

er diese Zähne zu sich, bis ich sie ihm wieder abfordern werde. Also hatte ich einen unentbehrlichen Zahn und drey Ducaten und einen ganzen Tag elend und unter Zittern und Zagen verloren, Vormittags (der Doctor und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünschungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über diesen meinen Verlust noch niedergeschlagen am Fenster stand, sahe ich einen alten ehrwürdigen Juden, wenn es solche giebt, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt und der vierzig Meilen hinter Warschau herbey gekommen war, von seiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey schleichen, und dachte: Bist du nicht viel glücklicher, als dieser Mann? Du kannst noch gehn und reden; das kann er nicht. Sey nicht undankbar! Aber die elendeste Person unter allen Kranken war eine Jungfer aus Dresden, eines Fleischers Tochter, die durch das Schrecken des Bombardements am ganzen Leibe gelähmt und durch das langwierige Lager jämmerlich verwundet war. Ich hörte dem Dr. Springsfeld, so oft er von ihrem Elende sprach und ihre Geduld erzählte, achtsam zu, um Mitleiden und Geduld zu üben. Einen andern Kranken, den herzogl. Leib-Chirurgus aus Schwerin, auch vom Schlage gelähmt, habe ich oft besucht und getröstet. Er wünschte nichts, als bey seinen Vätern zu sterben, und ich hoffe, Gott wird ihm den Wunsch gewähren. Eben zu der Stunde, da wir in Carlsbad ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Esterhazy, einen Badegast und ehemaligen Gesandten an unserm Hofe, der krank aus Wien abgereiset war, seine Genesung sicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, sechs Becher Prudel begierig getrunken, darauf wohl geschlafen, den andern Tag wieder getrunken und den dritten sein Leben geendiget hatte. Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen! mit diesem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr

vom Carlsbade, kein Wort mehr, als: Gott sey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoiselle, es sind schon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch binnen dieser Zeit mit Ihrem ganzen Hause gesund und zufrieden gelebet? Das hoffe ich und erwarte ich bald von Ihnen zu hören. Die Gräfin und der Präsident Lindemann, beyde versuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reisen. Die Churfürstin, sagte der Präsident, würde mirs sehr danken. Sobald ich gesund bin, versetzte ich, will ich der Churfürstin vor allen Fürstinnen auf Erden zuerst aufwarten, itzt aber meinen felsigten Weg über Annaberg und Chemnitz nach Bonau und Leipzig nehmen. Ich dächte, Mademoiselle, Sie besuchten die Frau Geh. Cammer=Räthin Wagner und überbrächten ihr und ihrem Gemahle in meinem Namen die herzlichsten Versicherungen meiner Hochachtung und Freundschaft und tausendfache Glückwünsche. Endlich bitte ich eben dieses gegen Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter, Ihre Jgfr. Schwester, Ihren Herrn Bruder und Herrn Zeisen und seine Frau Liebste zu thun. Und nun leben Sie wohl.

Gellert.

Die Frau von Zetwiz empfiehlt sich Ihnen bestens.

Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird. Als ich in den ersten Tagen einmal bey dem Neubrunnen vorbeyritt, kam ein Herr auf mich zugelaufen und hielt mein Pferd sehr freundlich an. Vergeben Sie mir eine unbescheidne Frage, Herr Professor: ich bin der Baron Stentsch aus Schlesien; Ihre Schecke kömmt mir so bekannt vor und ich möchte wohl gern wissen, ob Sie das Pferd schon lange hätten. Wie lange ichs habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht so genau sagen — schon übers Jahr — Vielleicht wollen Sie lieber wissen,

wo ichs her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrich von Preußen. — O nun weiß ich alles. Sein Generaladjutant Kalkreuter hat es von mir für den Prinzen gekauft. Er hat es immer auf dem Marsche geritten! O wie freut michs, daß die Schecke in Ihren Händen ist. Ich habe Sie, Herr Professor, so lieb, und es ist ein sehr gutes Pferd, das ich selbst zugeritten habe. Nun, das ist ein sehr unerwartetes Vergnügen für mich. — — Ich dankte ihm herzlich, bat, daß er ja sein erstes Recht auf das Pferd nicht erneuern möchte, gieng nachher zu ihm in sein Quartier und küßte ihn dankbar für seine Freude über meinen Besitz seines gewesenen Pferdes. Es war ein rechtschaffener Mann und wir wurden gleich gute Freunde.

P. S. Heute Nachmittags um 4 Uhr habe ich Ihren lieben Brief erhalten, für den ich Ihnen itzt nur danke. Grüssen Sie den guten Hofrath Krebel ja von mir.

---

311. (85.)

[An Herrn von Rochow.]

Bonau d. 10. Aug. 1764.

So irrig denkt der Mensch! Ich glaubte, daß Gott den seligen Bosen, wegen seiner Geschicklichkeit, Frömmigkeit und Arbeitsamkeit bestimmt habe, das Glück vieler Menschen auf Erden zu befördern. Ich gab ihm also ein langes Leben und dachte nicht an seinen Tod; und siehe, er ist plötzlich erfolgt, und hat meine ganze Seele niedergeschlagen. Aber so war es beschlossen. Der Herr hat ihn der Welt gegeben, der Herr hat ihn früh zu sich genommen; der Name des Herrn (auch so müssen wir unter unsern Thränen sagen) sey gelobet! Auch so, theuerster Freund, werden Sie bey dem Ver-

Digitized by Google

luste Ihres besten Vaters sagen, und sich beruhigen. Wir leben, um zu sterben, um ewig glücklich zu werden. Das ist der Glaube und der Trost des Christen. Niemand hat mehr Ursache, täglich des Todes zu gedenken, als ich, der ich seine Vorboten seit so vielen Jahren, und itzt noch alle Tage näher sehe. Ich bin wieder, Dank sey es Gott! aus dem Carlsbade zurück gekommen, aber nicht gesünder, weit kraftloser. — Doch das sollte mich nicht beunruhigen, sondern nur wachsamer und getroster machen. — — So viel. Leben Sie mit Ihrer liebsten Gemahlinn wohl.

G.

312.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 4. Oct. 1764.

Ich bin seit zwölf Tagen am Husten und Hüftschmerz krank, sonst würde ich Euern letzten Brief eher beantwortet haben. Sie ist also ihrem Vater bald nachgefolget, die gute Capellaninn. Nun, sie ist selig, und der Gedanke an einen Seligen, den wir nur auf kurze Zeit verloren haben, sollte uns mehr ein froher, als ein trauriger Gedanke seyn. Wer wird nun aus unserm Geschlechte das erste nach ihr seyn? — Herr, bin ichs? Ach Gott! lehre du uns täglich bedenken, daß wir sterben müssen, damit wir bereit seyen, wenn du uns rufest! Von meiner Krankheit will ich Euch nichts weiter schreiben. Genug, zwölf Tage und Nächte habe ich durch die Güte Gottes überstanden, und durch eben diese Hülfe werde ich auch die, die noch übrig sind, überstehen und Geduld erlangen und üben können. — — Lebt wohl.

G.

313.

An Caroline Lucius.

L. d. 1. Nov. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Es mag leider wohl sehr lange seyn, daß ich nicht an Sie geschrieben habe.*) Aber leider bin ich auch drey Wochen krank und seit der Messe mit vielen Arbeiten und Sorgen beschweret gewesen. Dieses Geständniß wird mich bey Ihnen hinlänglich entschuldigen, wenn es auch eine Saumseligkeit bey mir selbst nicht ganz rechtfertigen kann. Heute, liebe Mademoiselle, sollen Sie nun zwar nichts weiter sehen, als meinen guten Willen an Sie zu schreiben; aber nächstens, hoffe ich, sollen Sie auch die Erfüllung desselben sehen. Indessen bitte ich, daß Sie mir bald schreiben, sich aller meiner Hochachtung und Freundschaft versichert halten, und mich Ihrem Herrn Vater und Ihrem ganzen Hause auf das Beste empfehlen.

Gellert.

314.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 14. Nov. 1764.

Theuerster Herr Professor!

Ob ich gleich, wie Sie sagen, aus Ihrem letzten Briefe nur Ihren guten Willen an mich zu schreiben, und nichts weiter, sehen soll, so ist mir doch dieser Ihr Wille und die theuern Versi-

*) (Der letzte, hier nicht aufgenommene, kurze Brief Gellerts war v. 8. Sept.; s. Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 111.)

cherungen, die Sie Ihrem Briefchen beygefüget, und die gütige Aufmunterung, Ihnen bald zu schreiben, so höchst schätzbar, daß Sie mir eine ausnehmende Freude damit gemacht haben, und ich schäme mich nur, daß ich mir diese letztere nicht eher zu Nutze gemacht habe, welches Sie vielleicht, wenn Sie nicht so sehr gütig wären, auf die Gedanken hätte bringen können, als ob ich dieselbe weniger hochhielte, als ich sollte. In der That habe ich, liebster Herr Professor, seither immer gewünscht und darauf gedacht, Ihnen zu schreiben; allein jede Materie, die mir einfiel, schien mir nicht werth, Sie damit zu unterhalten. Und endlich, was mir in Ansehung meiner von der größten Wichtigkeit ist, Sie von meiner Ehrerbietung, Dankbarkeit und von meinem Attachement (lassen Sie immer hier das fremde Wort zu, das ich wohl gern einmal recht gut ins Deutsche übersetzt sehen möchte) zu versichern, das ist mir wieder, in Betrachtung Ihrer, von keiner, und überhaupt finde ichs ziemlich überflüßig, Sie von Empfindungen zu versichern, zu denen Sie sich so besonders und unstreitig berechtigt haben, daß Sie dieselben niemals in Zweifel ziehen können, ohne mich von einem Charakter vorauszusetzen, der durchaus Ihrer Hochachtung und Freundschaft unwürdig seyn müßte. Indessen, so wahr auch alles dieses seyn mag, wollte ich doch nicht dafür stehen, daß Sie nicht auch noch einige Briefe von dieser Materie, von mir erhalten könnten; denn es ist nun einmal, die Sache mag auf gewisse Weise von noch so geringer Wichtigkeit und noch so unnöthig seyn, etwas so höchst angenehmes, von den Empfindungen seines Herzens, über die man sich selbst Beyfall giebt, zu reden, und sie denen Personen zu erklären, für die man sie hegt, daß ichs für eine sehr unzeitige Strenge halte, sich ein so unschuldiges Vergnügen zu versagen. Voritzt aber will ich mir kein Vergnügen machen. Ich will vielmehr nur suchen, eine Sorge, die mich beunruhigt, dadurch zu erleichtern, daß ich sie Ihnen entdecke.

Ich kenne einen jungen Menschen, von dem ich Ihnen viel Gutes sagen kann. Seine Seele ist gottesfürchtig, sein Wandel und seine Sitten sind rein, gewissenhaft und unschuldig, seine Moral ist fast streng, er hat einen größern Antheil von Bescheidenheit und Sittsamkeit, als viele Frauenzimmer, die man deswegen nicht für unbescheiden oder unsittsam hält, sein Herz ist voll Menschenliebe und das redlichste, das nur zu finden ist, und seinen Freunden ist er ein aufrichtiger, eifriger und dienstfertiger Freund. Er steht in einem Amte, das er sorgfältig in Acht nimmt; er liebt das Vergnügen, aber er setzt jedes Vergnügen seiner Pflicht nach, und ist mit einem Worte, wie ich glaube, von einem Charakter, den man allen jungen Leuten wünschen möchte, und der ihm die größte Fähigkeit gäbe, ein Christ, nach dem vollen Nachdrucke des Worts, zu seyn, wenn er nicht auf eine höchst unglückliche Weise über einige der Hauptwahrheiten der christlichen Religion in Zweifel und dann in Irrthum gerathen wäre.

Ich kann über jeden Bösewicht bekümmert seyn, den ich dem Verderben zueilen sehe; aber es scheint in der That noch melancholischer, noch ängstlicher zu seyn, wenn man die Seele eines frommen und tugendhaften Menschen in Gefahr gerathen sieht. Ich muß Ihnen aber sagen, liebster Herr Professor, was mir eigentlich von dem Anfange seines Unglücks bekannt ist. Ich fürchte immer, der Emil hat auch mit Schuld daran; wenigstens weiß ich, daß er ihn mit ziemlichem Beyfall gelesen. Itzt aber macht er nichts mehr daraus; denn er spricht: Rousseau wisse selbst nicht, was er wolle. Vielleicht wäre er noch glücklich, wenn es beym Emil geblieben wäre. Allein er brachte mir (und ich weiß nicht, wie es zugeht, daß er mir in dieser Sache alle seine Geheimnisse vertraut, denn ich bin wenig mit ihm umgegangen und sehe ihn noch selten) ein Buch, unter dem Titel: Lettres sur la religion essentielle à l'homme, distinguée

de ce qui n'en est que l'accessoire *). Er sagte mir, daß er ganz der Meynung dieses Autors wäre, daß er sich alle seine Schriften schaffen wollte, und bat mich, ich möchte ihm den Gefallen erweisen und sie lesen. Ich wagte es auch, (und Sie werden es vielleicht sehr verwegen finden) und las es. Ich weiß nicht, ob man ein gefährlicheres Buch finden kann; aber das weiß ich, daß es ihn verführt hat. Es stehen ganz vortreffliche Sachen darinnen; aber diese sind mit einer Menge von Irrthümern, auf eine unbeschreiblich künstliche Art durch so feine Sophistereyen verflochten, daß ich wünschte, ja, daß es höchst nöthig ist (aber es würde auch ausserordentlich schwer seyn), daß auf eine bündige und vernünftige Art darwider geschrieben würde. Allein das gehört nicht hierher.

Die Religion dieses unglücklichen Autors ist nun die Religion des jungen Menschen geworden, von dem ich rede. Sie wird ihn nicht zu einem bösen Menschen machen; allein sie wird ihn in Stunden der Anfechtung ohne Trost lassen, und das Andenken aller seiner eignen Tugend wird ihm den Trost der Erlösung nicht geben, dem er freywillig und nach Grundsätzen entsagt. Er hat sichs in den Kopf gesetzt, für alle Dinge, die wir glauben sollen, eine Evidenz zu fordern, die der menschlichen Vernunft genug thut. Dieses macht, daß er hauptsächlich darinnen von der Religion der Christen abweicht (denn es ist zu weitläuftig, Ihnen alle seine besondern Meynungen zu erzählen), daß er nicht einen dreyeinigen, sondern einen einigen Gott glaubt, und sein ewiges Heil nicht der zugerechneten Gerechtigkeit und der Genugthuung des Erlösers, sondern seiner eignen Bemühung, seiner Lehre zu gehorchen und sein Beyspiel nachzuahmen, schuldig seyn will. Den Herrn Jesum glaubt er nur in die Welt

*) Lond., 1739, 12. 2 Bde. Auch ib., 1756, 12. 5 Theile in 3 Bden.

von Gott gesandt zu seyn, den ersten reinen Gottesdienst und Religion wieder herzustellen, und den Menschen ein Beyspiel zu geben, wie sie wandeln sollen. Indessen hält er den Heiland nicht für einen bloßen und nur unsündlichen Menschen. Er glaubt, es sey derselbe das höchste Wesen, das Gott hervorgebracht, sein besonderer Liebling, dem er sich auf eine eigentlichere Art als allen übrigen Wesen, mittheile, dem er die Enden der Welt zum Erbtheil gegeben, und den er aus besonderer Huld seinen Menschen zum Bruder, Lehrer, Richter und Haupt geschenkt habe. Weil das Geheimniß der Dreyeinigkeit ein so sehr hohes ist, und alle Kräfte des menschlichen Verstandes übersteigt, weil viele Stellen der Schrift, besonders viele Reden des Heilandes (wenn man sich nämlich nicht darum bekümmert, sie mit andern Stellen zu vereinigen, welche dieser junge Mensch, von dem die Rede ist, ganz besonders zu erklären gelernt hat), diese Meynung von seiner Person zu begünstigen scheinen, so gestehe ichs, dieser Irrthum erschreckt mich noch nicht so sehr als der andre, und es kann vielleicht nicht unmöglich seyn, für denselben Vergebung zu erhalten. Es ist eine Unternehmung über meinen Verstand und Kräfte, ihm den Ungrund des Buches, das ihn verführt hat, zu zeigen. Doch möchte ich gern etwas für ihn thun; ich weiß aber nicht, wie ichs anfangen soll. Ich kenne hier niemanden, dem ich seine Situation mit Nutzen, und ohne die Discretion zu verletzen, die er von mir, wie ich glaube, erwarten und fordern kann, entdecken möchte. Aber, liebster Herr Professor, können Sie mir nicht etwan ein Buch vorschlagen, das ihn zurecht zu führen fähig wäre? Ich bin seinetwegen sehr bekümmert. Ich gab ihm, als ich eben das Buch las (es wird ein halbes Jahr seyn), einige Anmerkungen, die ich über die irrigen Begriffe, die der Autor von dem Endzwecke der Sendung des Erlösers in die Welt giebt, aufgesetzt hatte, und von denen ich hoffte, er würde sie gründlicher finden als die Meynungen

wider die ich sie schrieb; allein er hat mir nie darauf geantwortet, und weil ich ihn selten und niemals allein sprach, so habe ich auch nicht das Herz davon zu reden, theils weil ich Widerwillen empfinde, das Vertrauen, das er in mich setzt, zu verrathen, wenn er gleich niemals Verschwiegenheit von mir verlangt hat; theils weil ich mich fürchte, die andern Anwesenden möchten ein Aergerniß daran nehmen oder auch in Zweifel gerathen.

Beten Sie, liebster Herr Professor, für den armen jungen Menschen. Ich habe Hoffnung, Gott wird seine unschuldige und aufrichtige Seele erleuchten und gewiß machen. Das will ich noch thun; ich will ihn, sobald ich Gelegenheit habe (und die kann ich mir vielleicht durch ein Buch, les moeurs, machen, das er mir itzt zu lesen gegeben hat) bitten, seinen Eifer, tugendhaft zu leben, nie schwach werden zu lassen, sich so viel als möglich von allen Vorurtheilen zu befreien, und eine lange Zeit kein anderes Buch als die Bibel zu lesen und mit einer solchen Gemüthsbeschaffenheit zu lesen, als ob er erst anfinge sich von der Religion unterrichten zu wollen. Aber ich fürchte nur, er wird meinem Rathe nicht folgen, wenn er ihm nicht gar kindisch vorkömmt.

Ich habe auch vor einigen Wochen einen Brief von der Jgfr. Kirchhof erhalten und ihr eine sehr lange Antwort zugeschickt; denn ich bin einmal dazu versehn, daß ich lange Briefe schreiben muß.

Die Frau Gräfin Vitzthum wird wohl bald wieder nach Dresden kommen. Wenigstens hat mirs Herr Weise, der Fräulein Musikmeister, gesagt. Aber der Herr Oberpostcommissär von dem sehe und höre ich in der Welt doch gar nichts mehr.

Meine Eltern, bester Herr Professor, und meine Geschwister empfehlen sich Ihnen ehrerbietigst. Ich brauche nichts mehr,

um vergnügt zu seyn, als zu hören, daß Sie nicht krank sind und daß Sie noch lieben

Ihre gehorsamste und ewig ergebene
Dienerin
C. C. Lucius.

315.

An Caroline Lucius.

L. d. 21. Nov. 1764.

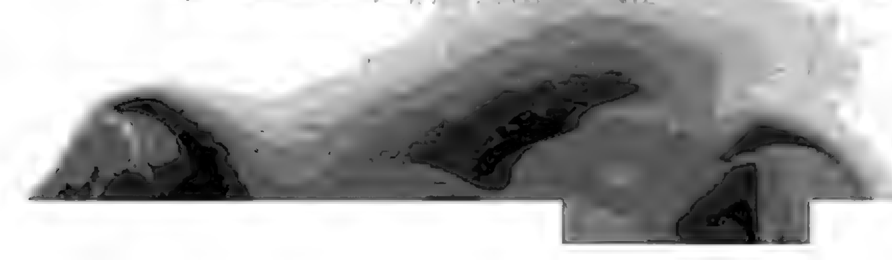
Liebste Mademoiselle!

Da der gute Jüngling, von dem Sie reden, durch ein gefährliches Buch zum Irrglauben ist verführet worden, so hoffe ich aus Liebe zu ihm und aus Vertrauen zu seinem unverderbten Herzen und seinem forschenden Verstande, daß er sich auch durch ein gutes Buch wird wieder zurückbringen lassen. Der beste Rath ist unstreitig derjenige, den Sie ihm schon gegeben haben. Bitten Sie ihn also (und das können Sie auch in meinem Namen thun), daß er das Neue Testament, das er für göttlich hält, mit derjenigen Achtsamkeit des Verstandes und mit aller der Ehrfurcht, Demuth und Willigkeit des Herzens, die wir einem göttlichen Buche schuldig sind, oft und viel lesen und sich von dem wahren Sinne desselben in Ansehung der Gottheit unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi und der Erlösung des menschlichen Geschlechtes durch ihn, zu überzeugen suchen wolle. Der Gott, dem er so gern durch einen aufrichtigen Gehorsam gefallen will und der ihm beides, das Licht der Vernunft und das Licht der Offenbarung, gegeben hat, wird ihn bey der Erkenntniß der wichtigsten Wahrheit der christlichen Religion nicht

in Ungewißheit lassen, wenn er aufrichtig zu Werke geht. Will er die Gemüthsverfassung, mit welcher er in der heil. Schrift forschen soll, genau und von Gott bestimmt, wissen, so darf er nur folgende Stelle lesen *): „Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben, und neige dein Ohr mit Fleiß dazu. Denn so du mit Fleiß darnach rufest und darum betest, so du sie suchest wie Silber und forschest sie wie die Schätze, alsdann wirst du die Furcht des Herrn vernehmen und Gottes Erkenntniß finden, denn der Herr giebt Weisheit und aus seinem Munde kömmt Erkenntniß und Verstand. Er läßt es den Aufrichtigen gelingen.“ Aufrichtige Forscher aber in dem göttlichen Worte sind diejenigen, die seine Aussprüche annehmen, wie sie solche finden, und Wahrheiten, welche die Vernunft nicht einsehen kann, glauben, weil sie Gott offenbaret hat, und weil es der Pflicht eines Geschöpfs gegen seinen Schöpfer gemäß ist, ihm auch mit der Unterwerfung unsers Verstandes in seine unendliche Weisheit zu gehorchen.

Kurz, liebste Mademoiselle, ich hoffe von dem Jünglinge, dessen Irrglaube nicht aus einem unartigen Herzen, sondern aus großer Vernunftliebe herfließt, das Beste. Eben der Verstand, sagt ein gewisser Schriftsteller, der da macht, daß ein Scribent vortrefflich ist, macht auch, daß er zweifelt, ob er jemals gut geschrieben hat. Und eben der Verstand, denke ich gegentheils, der da macht, daß unser Jüngling die Wahrheit in seinem Buche gefunden zu haben glaubt, wird auch bald machen, daß er zweifelt, ob er nicht einen witzigen Traum für Wahrheit gehalten habe. Nein, Gott wird ihn bald wieder zur Erkenntniß unsers heiligstens Glaubens an unsern Erlöser mit Furcht und Zittern gelangen lassen; das hoffe ich und darum bete ich, daß er noch einer der würdigsten, eifrigsten und glückseligsten Christen werden

*) Sprüche Sal. 2, 2—7.



möge. — Grüßen Sie ihn in meinem Namen aufrichtigst und liebreichst.

Unter den vielen Schriften der Gottesgelehrten, aus denen sich dieser Ungenannte belehren könnte, weiß ich kaum eine Wahl zu treffen. Wollte er etwas Kurzes von einem tiefdenkenden und sehr frommen Theoologen lesen, so würde ich D. Crusius Erläuterung des vernünftigen Gottesdienstes in zwölf Predigten, und unter denselben vornehmlich die erste von der Gerechtigkeit Gottes über die Sünden mit dem Verstande, die zwote von der Weisheit des göttlichen Rathschlusses, daß uns der Glaube zur Seligkeit helfen soll, und endlich die achte, daß die rechte Annehmung Christi zur Ehre Gottes gereiche, vorschlagen. So wünschte ich auch, daß er Leland's Abriß der deistischen Schriften (aus dem Engl. übers. Hannover, 1755, 8.), ein herrliches Buch, mit lesen möchte. Will er den Glauben der Christen von der Versöhnung nach den Lehren der Schrift vorgetragen sehen, so könnte ich ihm Wichman's Betrachtungen über den Glauben der Christen (Hamburg, 1763, 8.) nennen, und vielleicht dürfte er nur bis zur fünften Betrachtung lesen S. 347, und wenn ihm noch Zweifel oder Schwierigkeiten im Lesen einfielen, sie gleich und kurz auf ein Papier setzen. Sie sollen ihm beantwortet werden. — Eine umständliche Ausführung der Wahrheit von der Gottheit Christi kann er in Canz fortgesetzten Betrachtungen des sel. Reinbecks über die Augspurgische Confession finden, und zwar im 5. Th. Betr. 47, S. 56. Es fallen mir hier ein paar kleine Bücher ein, die zwar nicht unmittelbar für unsern jungen Menschen gehören, die aber überhaupt den jungen und alten Zweiflern zu empfehlen sind, ich meyne Pontoppidan's Kraft der Wahrheit in verschiedenen Beyspielen der Religionsspötter ꝛc., (Copenhagen, 1759, 8.) und D. Samuel Squire strafbare Gleichgültigkeit in der Religion ꝛc. (aus dem Engl. Leipzig, 1764, 8.) Alle diese Schriften, die Reinbeckischen

Betrachtungen ausgenommen, werden etwan drey oder vier Thaler kosten. Noch ein Wort: Wenn dem ungenannten Herrn die Lutherische Uebersetzung des N. Testaments etwa zu geläufig ist, so bitten Sie ihn, daß er die Heumannische, oder im Französischen die von Lenfant und Beausobre nimmt. Und hiermit leben Sie wohl, liebe Mademoiselle, und danken Sie Gott, daß Sie so glücklich sind, sich um die Wohlfahrt einer Seele verdient machen zu wollen und auch zu können.

Gellert.

316.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 28. Nov. 1764.

Theuerster Herr!

Ich habe heute die unvermuthete Freude gehabt, den Herrn Oberpostcommissär zu sehen, aber er will schon morgen früh wieder fort. Wenn es nicht früher geschieht, als ich zu ihm schicken kann, wird er mir vielleicht dieses Briefchen selbst mitnehmen, welches ich Ihnen, liebster Herr Professor, nur schreibe, um Ihnen für Ihren letzten gütigen Brief zu danken, und für den Antheil, den Sie an der unglücklichen Verfassung des irrenden Jünglings nehmen. Ich will Sorge tragen, mich alles dessen, was Sie vorschlagen, zu bedienen. Ich studire noch darauf, wie ichs anfangen will; denn es ist gewiß ein Vierteljahr, daß er nicht in unser Haus gekommen ist; er schickt mir nur immer ein Buch nach dem andern zu lesen. Itzt habe ich Dittons Beweis der Religion aus der Auferstehung Christi von ihm angefangen. Dieses Buch empfahl ihm vor einiger Zeit in meiner Gegenwart, ein junger Theolog. Nach dem aber, was ich dar-

innen gelesen habe, halte ichs doch nicht recht von der Art Büchern zu seyn, wie er sie eigentlich nöthig hat.

Ich will indessen, liebster Herr Professor, mit Ihnen das Beste hoffen und in der That, wenn ich nur allein an den jungen Menschen denke, so wird es mir gar nicht schwer, es zu thun. Fällt mir aber das Buch ein, das ihn verführt, und die mannichfaltigen Fallstricke, wodurch er in Irrthum gezogen worden, und denke ich an die Menge listiger Hindernisse, die es dem Eingange der Wahrheit und selbst der Autorität der heiligen Schrift entgegen setzt, so vermehren sich meine Sorgen. Sollten die gütigen Bemühungen, die Sie, bester Herr Professor, für ihn angewandt haben, einen Erfolg zuwege bringen, wie wir ihn wünschen, so werde ich gewiß Ihnen und mir die Freude machen, Ihnen davon Nachricht zu geben. . . . .
Leben Sie recht wohl, theuerster Herr Professor. Ich habe die Ehre zu seyn

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

317.

An Caroline Lucius.

L. d. 4. Dec. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Ich weiß nicht, warum ich nicht eher auf ein sehr dienliches Buch für den Ungenannten, das ich selbst besitze und mehr als einmal gelesen habe, warum ich, sage ich, nicht eher darauf gefallen bin, als bis mich ein Freund daran erinnert hat. Hier

ist der Titel: D. Joseph Buttlers, Bischoffs zu Durham, Bestätigung der natürlichen und geoffenbarten Religion aus ihrer Gleichförmigkeit mit der Einrichtung und dem ordentlichen Laufe der Natur. Aus dem Englischen. Leipzig, 1756, 8. Sowohl die Neuheit als die Gründlichkeit des geführten Beweises muß auf einen aufmerksamen Leser viel Eindruck machen. Anstatt Ihres Dittons würde ich lieber eines englischen Edelmanns, Gilbert West, Anmerkungen und Betrachtungen über die Auferstehung Jesu Christi und derselben Zeugnisse (Berlin, 1748, gr. 8.) vorschlagen. Wenigstens würde ich es dem Ungenannten nicht vergeben, wenn er sich nicht überwinden könnte, von S. 202 bis zu Ende S. 288 zu lesen. So wünschte ich auch, daß er sich mit Jacob Bernards, ehemal. Professors der Philosophie und Mathematik zu Leiden, Abhandlung von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion, bekannt machen möchte, wenn ihm anders die Religion am Herzen liegt. Die deutsche Uebersetzung dieses Buchs, wenn er es nicht lieber im Französischen lesen will, ist gut (Rostock, 1754, 8. mit einer Vorrede von dem seligen D. Baumgarten). Sie aber, liebste Mademoiselle, bitte ich als Ihr Freund, sich das Lesen solcher Werke, wie die religion essentielle ist, von dem Sie selbst gestehen, daß es schwer zu widerlegen sey, nicht oft und nicht zu sicher zu erlauben. Ich denke von Ihrem Verstande und Ihrem Herzen sehr gut, das können Sie gewiß glauben. Aber wenn ich auch noch so gesund und munter wäre, so würde ich doch, selbst mit dem besten Präservative versehn, nicht gern ohne Beruf in ein Lazareth gehn. Ich will die Bücher nicht gern auf die Post geben, sonst schickte ich den Buttler und West mit. Vielleicht hat sie der Herr Geh. Cammerrath Wagner. Mein Bruder ist glücklich hier angekommen und empfiehlt sich Ihnen bestens. Leben Sie wohl, liebe Freundin.

Gellert.

Digitized by Google

Noch ein Buch:

Défense du christianisme. Préservatif contre un ouvrage intitulé: Lettres sur la religion essentielle à l'homme, par François de *Roches*, Pasteur de l'église de Genève. Lausanne et Genève, 1740, 8. 2 Voll.

Die Religion essentielle ist von der Mademoiselle Huber zu Lyon.

Nur noch ein Wort. Streichen Sie unter den angezeigten Büchern Wichmanns Betrachtungen aus. Ich fürchte, sie sind zu weitschweifig und hin und wieder zu seicht geschrieben, als daß sie einem Zweifler gefallen oder genug thun sollten. Vielleicht finde ich ein besseres Buch. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, das ich ergebenst grüße.

318.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Dec. 1764.

Theuerster Herr Professor!

Nur einige wenige Zeilen, um Ihnen gehorsamst für die viele und gütige Vorsorge zu danken, von der ich wünsche, daß mein Ungenannter dahin gebracht werden möge, sie selbst mit dem Danke, den sie verdient, zu erkennen und zu verehren. Aber ich werde sie ihm nicht eher bekannt machen, als bis ich sehe, daß er geneigt ist, es zu thun, und daß ers eifrigst wünscht. Und wenn er so unglücklich bleiben sollte, daß ich dieses nicht von ihm erwarten dürfte, so will ich ihn wenigstens von der Sünde erretten, die Vorsorge des besten und gütigsten Mannes wissentlich mit strafbarer, halsstarriger Undankbarkeit von sich gewiesen zu

haben. Itzt aber will ich immer noch bessere Hoffnungen von ihm fassen.

Buttlers Uebereinstimmung der natürlichen und geoffenbarten Religion hat er selbst. Ich denke, daß er sich dieses Werk nur erst angeschafft hat, wenigstens hörte ich ihn niemals davon reden. Diese Woche aber bot er mirs in einem Briefe an, jedoch ohne seine Meinung davon anzuzeigen; nur der bloße Titel, unter mehr als einem Dutzend andrer Bücher, von denen er nichts mehr als den bloßen Titel geschrieben hatte. Auf den Sonntag will er zu mir kommen; vielleicht kann ich da mit ihm sprechen. Dafür, dächte ich, wollte ich stehen, daß er den Bernard und alle Bücher, die ich ihm vorschlagen werde, lesen wird. Bernards Vortrefflichkeit der Religion habe ich vor vielen Jahren deutsch gelesen, ich kann mich aber nicht mehr besinnen, wer mirs gab. Ich will aber schon sehen, wie ichs ihm schaffe, wie auch den West. Ich habe mirs ohnedem vorgenommen, der Frau Geh. Cammeräthin Wagner die nächste Woche aufzuwarten. Vielleicht finde ich dort Gelegenheit, davon zu reden und sie vom Geh. Cammerrath zu bekommen, wenn er sie hat. Liebster Herr Professor, verlassen Sie sich darauf, daß ich die Unvorsichtigkeit, die ich in Ansehung der religion essentielle begieng, nicht wieder begehen werde. Ich fühle die Nothwendigkeit, Ihrem Rathe hierinnen zu folgen, und ich will es hier so gern und willig als in jeder andern Sache thun. Auch habe ich mirs vorgesetzt, niemals auf das bloße Wort andrer, wenn ich sie nicht recht genau kenne, eine Schrift zu loben und anzupreisen. Glauben Sie, theuerster Herr Professor, daß ich die Wohlthat, die Sie dem Ihnen ganz unbekannten Menschen zu erweisen sich bemühen, nicht stärker empfinden könnte, als wenn Sie Ihre Hand ausstreckten, mich selbst aus dem Verderben zu retten.

Meine Eltern und Geschwister empfehlen sich Ihnen und dem Herrn Oberpostcommissär nebst mir ganz gehorsamst. Ich und

mein Bruder und meine Schwester haben den Abend bey Herrn Zeis zugebracht. Er bat mich, weil er hörte, daß ich Ihnen noch einige Zeilen zu schreiben gedächte, Ihnen seine Ehrerbietung zu bezeugen.

Bleiben Sie, liebster Herr Professor, von der meinigen fest versichert; ich werde niemals aufhören zu seyn

Ihre

ehrerbietigste und gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

319.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 7. Dec. 1764.

Seyd nicht unruhig wegen meiner Gesundheit, sondern danket Gott mit mir; denn ich bin wieder so leidlich, daß ich täglich drey Stunden lesen kann. Freylich mangelt mir nach meinen Gedanken viel, ach sehr viel, liebe Schwester; aber unsre Gedanken sind nicht Gottes Gedanken, und unsre Wege nicht seine Wege. Wir sollen diese ihm befehlen, ihm überlassen und auf ihn hoffen; er wirds wohl machen.

Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

In der That hatte mich der Aufwand im Carlsbade, der Mangel der Einnahme, da ich im vorigen Sommer keine Collegia gelesen habe, und die jetzigen erst zu Ostern künftigen Jahres bezahlt bekomme, und die gewöhnlichen Ausgaben beständig fortgehen; alles dieses, sage ich, hatte mich ziemlich vom Gelde entblößt. Aber, Dank sey es Gott! ich habe, weil die Pensionen

jetzt nicht bezahlt werden können, zweyhundert Thaler als eine Gratification von der guten Churfürstinn durch die Herren Lindemann und Wagner aus der Kammer erhalten. — — Gott lasse Euch und unsere Freunde in Haynichen alle das alte Jahr glücklich beschließen und das neue selig anfangen!

G.

---

320. (105.)

1764.

Liebster Herr Pastor,

Die Schuld, die ich Ihnen heute abtrage, ist sehr alt, ist noch aus dem verfloßnen Jahre, und ich weis kaum, was ich zu meiner Entschuldigung sagen soll. Vermuthlich habe ich mich von Zeit zu Zeit darauf verlassen, Sie mündlich zu sprechen, und Ihren Brief zu beantworten. Indessen kann ich Sie doch aufrichtig versichern, daß ich den Auftrag Ihres Briefs gleich in den ersten Wochen, nachdem ich ihn erhalten, ausgerichtet habe. Auch glücklich? — Das will ich nicht ganz sagen. Genug, der Herr von ** will Ihnen sehr wohl, ob er gleich Bedenklichkeiten findet, Sie künftig nach ** zu berufen. Seyn Sie indessen ruhig, liebster Herr Pastor. Ist es Gottes Wille, daß Sie ihm an dieser Gemeine dienen sollen; so wird sich Ihnen der Weg dahin, ohne Ihre großen Bemühungen, öffnen. Itzt ist es Beruhigung genug für Sie, daß Ihre Gemeine in ** Sie liebt, gern hört, und sich willig von Ihnen leiten läßt, wie mir verschiedne Freunde zu meiner großen Freude gesagt haben und noch sagen. Daß Ihre Gemeine die unausgearbeiteten Predigten, zum Exempel die Leichenreden, höher schätzet, als diejenigen, die Sie mit aller Sorgfalt niedergeschrieben haben, das nimmt bey Ihnen mich nicht so sehr Wunder. Vielleicht reden Sie, indem Sie

nicht von dem Gedächtnisse gefesselt werden, lebhafter, freyer und eindringender. Auch ist es nichts seltnes, wenn man einmal seine Materie gehörig überdacht hat, und ihrer mächtig ist, daß uns die Feyerlichkeit des Ortes, die Achtsamkeit der Zuhörer, und die eigne Empfindung, in die uns die Wahrheit, die wir vortragen, oft plötzlich versetzet, daß sie uns, sage ich, wenigstens stellenweise mit einer Beredsamkeit begeistert, die wir bey dem Nachdenken und der ruhigen Ausführung der Rede weniger zu finden im Stande sind. Endlich, liebster Freund, müssen Sie auch wissen, daß ich Ihnen oft den Vorwurf gemacht habe, daß Ihre Reden, wie Ihre Gedichte, zu viel Mühe und Kunst verrathen; und in so weit können Ihre sorgfältigst niedergeschriebenen und treu nach dem Concepte gehaltenen Predigten oft weniger Wirkung thun. Nicht, als ob es nicht sicherer, nicht die Regel und Pflicht des Redners wäre, seinen gutgedachten Entwurf vollkommen auszuarbeiten, sondern weil Mühe und ängstliche Sorgfalt, insonderheit in Ansehung der Wahl des Ausdrucks, oft eine gewisse Dunkelheit in unsre Reden bringen, und dem Verstande der Zuhörer zu viele und zu schwere Arbeit auflegen. Leben Sie wohl, und führen Sie Ihr Amt zur Ehre Gottes und zur Wohlfahrt Ihrer Zuhörer, mit allem Eifer und aller Treue, die Ihnen möglich ist: so wird Gott diese Treue und diesen Eifer auch vorzüglich segnen, und Ihre Belohnung groß seyn lassen. Ich bin

G.

---

321. (106.)

1764.

Liebster Herr L**.

Wenn Ihnen meine Lieder den Dienst geleistet, den Sie ihnen zuschreiben: so habe ich große Ursache, Gott dafür zu preisen.

Digitized by Google

Gehen Sie, aller Schwierigkeit ungeachtet, standhaft auf dem Wege der Religion fort. Sie werden finden, daß er der einzige Weg ist, der zur wahren Zufriedenheit im Leben und Tode führet; daß es einerley ist, die Pflicht des Christen und sein eignes Glück behaupten. Gott selbst (er hat es verheißen) wird Sie stärken, und Sie zum tugendhaften, nützlichen und glücklichen Manne erwachsen lassen. Kommen Sie vielleicht einmal nach Leipzig, so bitte ich, daß Sie mich besuchen, damit ich Sie persönlich kennen lerne, und Sie mündlich aller meiner Hochachtung und Liebe versichern könne, wie ich itzt schriftlich thue.

G.

322.

Aus einem Briefe von Caroline Lucius an Gellert.

L. d. 6. Jan. 1765.

. . . .

Buttlers Bestätigung habe ich nun gelesen. Ich hoffe der junge Mensch, von dem Sie wissen, soll, wenn er in seinen Nachforschungen so aufrichtig ist, als er sich stellt, doch diesen Nutzen davon haben, daß die Offenbarung bey ihm wieder ihr voriges Ansehen erhalten wird, wenn sie davon verloren haben sollte, und daß er (welches vielleicht das Schwerste ist) in den Umfang menschlicher Einsichten ein bescheidenes Mißtrauen setzen und ihre Unzulänglichkeit, Einschränkung und Betrüglichkeit empfinden und begreifen wird. Aus diesem Grunde schmeichle ich mir, er werde die Lehre von der Genugthuung annehmen, welche in der H. Schrift deutlich ausgedrückt ist, ob es aber in Ansehung der persönlichen Gottheit des Erlösers gleichfalls zu erwarten ist, davon, denke ich, kann man nichts sagen. Ich habe ihm Ihre Anweisung nach der aus den Sprüchwörtern Salomonis ange-

führten Stelle die Schrift zu lesen gegeben und ihm gerathen, dasjenige, was ihm darinnen dunkel und unauflöslich vorkömmt, lieber den Erleuchtungen eines künftigen Zustandes zu überlassen, als sich durch eigenmächtige Erklärungen irre zu führen, welches auch Buttler haben will. Dieses habe ich auch schriftlich gethan, denn ich kann von solchen Materien nicht mit ihm sprechen, weil immer zu viel andere Leute dabey sind. Letzthin wurde doch einmal diese Streitfrage vorgebracht. Es war aber einer zugegen, der zwar auf der Seite der Orthodoxen ist, aber in alles, was er sagte, soviel Griechisches und fremde Kunstwörter brachte, daß ich wenig verstund und lieber gar nichts sagte. Ueberhaupt mag ich nicht gern disputiren, ob ich wohl nie etwas behaupte, davon ich nicht Gründe hätte, die wenigstens für mich überzeugend wären. Aber ich weiß es schon, ich bin so leicht aus der Sache zu bringen und verirrt zu machen, zumal wenn die Andern nicht genau dabey bleiben, und ich getraue mir nicht, von so wichtigen Materien so zu sprechen, als geschehen muß, und vielleicht gehört eine Kenntniß dazu, die ich nicht besitze, und eine Kunst Schlüsse zu machen, die ich nicht verstehe.

Lelands Abriß habe ich gestern erhalten und ich will es ihm zu lesen geben. D. Crusius Erläuterung werde ich bald bekommen. Unterdessen habe ich ihm einen andern Band Abhandlungen von diesem Gottesgelehrten gegeben, die ihm vielleicht nützen können. Zwey Predigten, die ich darinnen las, brachten mich auf den Gedanken; es waren die erste von den ungläubigen und lehrbegierigen Fragen, und eine andre von der Beschämung des Unglaubens durchs göttl. Wort. Ich habe sonst nie etwas von diesem Autor gelesen oder zu lesen gewünscht, weil man mir ihn, als dunkel, schwer und unverständlich beschrieben. Vielleicht aber mag er das nur in seiner Philosophie seyn, denn in den Predigten finde ich seinen Vortrag gründlich und sehr deutlich, ich lese ihn recht gern.

Das Buch Défense du christianisme soll nicht gut gerathen seyn. Das haben mir durchgehends Leute gesagt, die für und wider die Religion essentielle sind.

323.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 15. u. 16. Jan. 1765.

Liebster Herr Professor!

Ich habe vor einigen Tagen eine Erklärung von meinem Irrgläubigen erhalten, die mir von seiner Gemüthsbeschaffenheit bey seinen Zweifeln, oder, wenn man will, Irrthümern, einen solchen Begriff giebt, daß ich nunmehro weniger Ursache zu finden glaube, seinetwegen beunruhiget zu seyn, als ich zuvor dachte. Erlauben Sie mir, liebster Herr Professor, daß ich mir einen langweiligen Abend damit angenehm mache, daß ich Ihnen einen kleinen Abriß davon gebe. Vielleicht sagen Sie mir alsdann, ob ich wirklich Grund zu denken habe, daß seine Seele wirklich in einem solchen Zustande ist, in welchem sie von Gott die Gnade erwarten kann, von demjenigen, was eigentlich Wahrheit ist, auf eine ungezweifelte Art überzeugt zu werden. Ich sollte es meynen, er scheint mir so aufrichtig; et une ame sincère, parcequ'elle sait douter, mérite qu'il l'éclaire. Er glaubt, es sey seine Pflicht zu untersuchen. Diese Untersuchung hat ihn zur Kenntniß verschiedener Meynungen geführt. Eine davon muß Recht haben. „Wer, fragt er, soll den Ausspruch thun, nachdem die ganze Welt Partey geworden? Wo sollen wir den Richter suchen? In der Schrift? Ja; aber so sagen wir alle, und doch ist die Uneinigkeit dadurch nichts weniger als gehoben. Alle wählen einen und eben denselben Richter. Jeder behauptet,

daß dieser gemeinschaftliche Richter besonders für ihn den Ausspruch gethan habe, und jeder macht dem andern solche Widersprüche, daß wir, zum zweytenmale einstimmig, einen andern Richter zu wünschen uns nicht entbrechen würden, wenn nicht der erste versichert hätte, daß dieser Wunsch Verwegenheit sey. Und welchen Schluß soll wohl der dritte Mann in dieser Uneinigkeit fassen? Ich stelle mir unter dem dritten Manne einen solchen vor, der eben so unpartheyisch, als von der unumgänglichen Nothwendigkeit, einen Schluß zu fassen, überzeugt ist. Soll er blindlings die erste Partey verstärken? sie wird ihm im Vertrauen sagen, die letztern wären alle Betrüger. Oder soll er nicht vielmehr der letztern Beyfall geben, die ihn mit Beweisen von den Fehlern der ersten übertäuben wird?" u. s. w. „Wenigstens, fährt er fort, kann ich mich zur Zeit noch zu Keinem von beiden entschließen. Alles zu wissen, ist mein Verlangen; alles zu prüfen, meine Bemühung; alles Gute zu behalten, mein Vorsatz; und fertig zu seyn, Antwort zu geben jedermann, der Grund fordert von der Hoffnung, die in mich gelegt ist, mein sehnlich gewünschter Endzweck. Ob hierzu meine Kräfte zu unvermögend und meine Jahre zu bestimmt seyn werden, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß, so uns unser Herz nicht verdammt, wir schon eine Freudigkeit zu Gott haben. Wenn wir alles gethan haben, was wir zu thun schuldig waren, ja, was wir, meiner Einbildung nach, in unsern Zeiten und Umständen, gar zu thun nicht unterlassen konnten, gesetzt wir blieben noch ziemlich unnütze Knechte, so bleiben wir doch nach Vermögen, ob schon in Wenigem, treu." (Mich dünkt, man könnte das so auslegen, als ob ers fürs Beste hielt, lieber auf dem Wege einer aufrichtigen Nachforschung der Wahrheit in einen Irrthum zu gerathen oder im Zweifel zu bleiben, als eine Wahrheit blindlings und ohne Untersuchung anzunehmen.) Er sagt ferner: „daß er die unvollkommenste Erkenntniß gegen eine träge Un-

Digitized by Google

wissenheit nicht vertauschen wollte, und daß er sich vorwerfen würde, an sich selbst untreu gehandelt zu haben, wenn er bey aller Wahrscheinlichkeit, daß seine Erkenntniß wirklich einer Verbesserung und Wachsthums bis ins ewige Leben fähig sey, derselben mit Willen und Vorsatz Gränzen gesetzt hätte." Dieses alles sagt er mir nur in der Absicht, mir von seiner Denkungsart in diesem Stücke Rechenschaft zu geben. Er spricht: „er gäbe allen Menschen zu dem Entschlusse, die Entscheidung ihrer Zweifel in der Schrift zu suchen, seinen vollkommensten Beyfall, und (Gott wüßte es) aus mehreren Ursachen, als weil dieses ein Vorsatz sey, zu dessen Ausführung er seit verschiedenen Jahren alle nur zu ersparende Zeit angewandt habe." Er sagt mir aber: „es sey mehr Schwierigkeit dabey zu erwarten, als ich mir wohl vorstellte." Er thut zwey Wünsche für alle, die sich hierauf einlassen. Entweder sie sollen „alle die Schwierigkeiten vermeiden, über deren Auflösung er öfters lange Zeit sehr bekümmert gewesen, oder sie sollten in dieser Verlegenheit selbst alle die Beruhigung finden, welche ihm die Fortsetzung seiner Bemühungen täglich angenehmer machte."

Crusius Erläuterung des vernünftigen Gottesdienstes will er lesen, auch Gilbert West. (Ich werde, wenn der Geh. Cammerrath Wagner wiederkommen wird, hingehen und ihn bitten, wenn er dieses Buch hat, es mir zu leihen.) Den Leland will er auch lesen, wenn ich denke, daß er ihm gut ist. Ich habe nur erst angefangen, darinnen zu lesen. Es steht viel Schönes darinnen, aber mein Freund gehört wohl nicht in die Classe der Deisten, zum wenigsten nicht ganz. Einer von seinen Freunden, von dem ich Ihnen, liebster Herr Professor, gesagt habe, daß er mir zu griechisch disputirt, übernahm es, ihm Beweise aus der H. Schrift für die persönliche Gottheit unsers Erlösers zu geben. Er gab mir sie, weil ich sie verlangte, und fügte einige von seinen Beweisen für das Gegentheil hinzu, um

sich wenigstens, sagt er, aus dem Verdachte zu retten, als wollte er wider allen Dank und aus einer Art von Eigensinne andrer Meynung seyn.

Unser Wissen ist nur Stückwerk. Vielleicht ist seines noch unvollkommener, als vieler andern Menschen ihres; aber sollte ihn dieses von der Fähigkeit ausschließen, nach dem Tode in Erkenntniß zu wachsen? Vielleicht wäre das Glücklichste, was ihm begegnen könnte, der Tod, wo alle äußerlichen Hindernisse hinwegfallen und seinem aufgeklärtern Verstande das wahre Geheimniß der Gottheit eröffnet werden würde. Ich gestehe es, liebster Herr Professor, ich denke, daß ein Irrthum dieser Art nichts schaden kann. Es wäre ein großes Unglück, wenn dieses nicht so seyn sollte; denn ich sehe gar nicht, wie hier etwas zu thun ist. Die Sache, worüber gestritten wird, ist keiner Demonstration fähig. Man muß sich schlechterdings auf eine Offenbarung berufen, und da glaubt man schon viel gewonnen zu haben, wenn ein Zweifler ihre Autorität zugesteht und ihre Aussprüche anzunehmen geneigt ist. Wenn nun aber ein solcher Zweifler selbst in dieser Offenbarung dasjenige erklärt zu sehn glaubt, was ihm der andere als Irrthum beweisen will, thäte er da nicht Unrecht, wenn er wider seine Einsicht (nehmlich so lange ihm seine Begriffe in der Schrift gerechtfertiget scheinen, gesetzt er verstünde sie unrecht) andre Begriffe (und wenn es auch die wahren wären) annähme, deren Grund er einzusehen nicht fähig ist? Ich denke, daß die Menschen nach ihren Absichten und Zwecken, und bey den Mitteln dazu, nach ihrer Erkenntniß, gerichtet werden sollen. Freylich mag bey den Mitteln zu den meisten Endzwecken viel auf die Moralität der erstern mit ankommen, wenn auch die letzten unstreitig lobenswürdig sind. Aber hier, bey dem Endzwecke, wovon wir reden, habe ich kaum einen Begriff davon, wie bey den Mitteln dazu Moralität statt finden könnte. . . . .

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich mache mir die größte Ehre daraus, zeitlebens zu seyn

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

324.

Dieselbe an denselben.

Dresden, d. 16. März 1765.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bin itzt gleich in einer solchen Verfassung, daß ich mich nach einer Art von Vergnügen sehne, welches ich in keiner andern Beschäftigung anzutreffen weiß, als wenn ich mir die Freyheit nehme, an Sie zu schreiben. Es ist wahr, Sie haben mich wohl seit drey Monaten und länger mit keinem Briefe beehrt, und dieß sollte mich vielleicht furchtsam machen; aber ich denke nicht, daß ich mein Privilegium zu schreiben verliere, wenn Sie mir gleich meine Pension schuldig bleiben, und ich würde nicht zu entschuldigen seyn, wenn ich an Ihrer Gütigkeit zweifeln könnte, und mich nicht täglich durch die großen Beweise, die Sie mir davon gegeben haben, zur Dankbarkeit und Liebe gegen meinen theuersten Herrn Professor aufmuntern ließe. Ich habe seit der Zeit, als ich unmittelbar von Ihnen selbst etwas zu hören nicht die Freude gehabt, doch die Frau Gräfin Vitzthum und einmal die Frau Geh. Cammerräthin Wagner gesprochen, und von Ihrer Gesundheit wenigstens keine traurige Nachrichten gehört.

Ich bin besorgt gewesen, ob wohl mein letzter Brief Sie ver-

drüßlich gemacht haben möchte. Aber, liebster Herr Professor, Sie sollen mit keinem von der Art mehr beunruhiget werden. Ich habe meine Ueberlegungen gemacht und ich verlasse die Unternehmung, einem Irrenden die Wahrheit zu lehren, vornehmlich seitdem ich dafür halte, daß sein Zustand ihm keine Gefahr droht. Lockens christianisme raisonable, welches ich kürzlich gelesen und um soviel zuversichtlicher gelesen, da D. Leland in seinem Abrisse sich öfters darauf beruft und sonst keine Warnung darwider anbringt, hat mich in dieser meiner Meynung und überhaupt in meiner Liebe zur Toleranz noch mehr bestärkt und ich bin mit dieser Lectüre sehr zufrieden gewesen. Unser Irrender nun hat eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit, welches ich wenigstens hoffe, und Christus und seine Apostel, dieselbigen mögen ihn lehren. Zwar weiß ich, und Locke sagt es auch, es ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen, daß er sich bemühe, die Wahrheit von allem dem, was er von Gott geoffenbaret zu seyn glaubt, einem Andern auch erweislich zu machen; aber ich finde, daß mir das nöthige Maaß von Weisheit hierzu nicht gegeben ist. Er besitzt eine Stärke des Raisonnements, die ich nicht habe, und ich halte es für weit besser, gute Gründe gar nicht, als schlecht zu vertheidigen. Ja, wer weiß, wenn mir ein solcher Versuch ein oder mehrmal mißglückte, ob ich nicht verleitet werden möchte, von der Gewißheit und Richtigkeit meiner Sache zweifelhafte Gedanken zu fassen. Dieß hindert mich indessen nicht, ihm alle die guten Bücher zu empfehlen und zu verschaffen, die Sie, gütigster Herr Professor, vorgeschlagen haben (itzo hat er den Crusius); aber ich will es vermeiden, ihn um seine Meynung darüber zu befragen oder mich über eines derselben mit ihm einzulassen. Ich werde mich freuen, wenn diese Partey, die ich ergriffen habe, Ihren Beyfall erhält.

Ich weiß nicht, ob ichs Ihnen schon gesagt habe, daß ich

Digitized by Google

und meine Schwester itzt die englische Sprache studiren, doch ohne Lehrmeister, und nur um soviel zu lernen, als wir zu unserm Vergnügen, zum Lesen, brauchen; weiter geht unsre Absicht nicht. Wir kommen besser damit fort, als ich mirs vorstellte. Der Herr Hofrath Krebel hat uns zum Anfange einige Bücher geliehen, die wir mit Hülfe unsrer Grammatik und Wörterbuchs, diesen Winter durchlesen haben. Wenn wir nun täglich etwas Englisches lesen, (denn auf andre Art können wir uns ohnedem nicht üben) hoffen wir schon noch unsern vorgesetzten Endzweck zu erlangen.

Die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Fräulein sahe ich zuletzt am verwichenen Dienstage. Sie sagten, sie fingen nun schon wieder an auf ihre Abreise zu denken. . . . .

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor, und glauben Sie, daß ich mit ehrerbietigster, ewigdauernder Ergebenheit bin

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

325.

An Caroline Lucius.

L. d. 21. März 1765.

Liebste Mademoiselle!

Es giebt Leute, die ihre Lieblingsmeynungen, wenn man sie ihnen streitig machen will, um desto fester halten, und die solche hingegen, wenn sie Niemand bestreitet, satt werden und oft mit bessern vertauschen. Ich hoffe, Ihr Ungenannter soll unter diese Classe gehören. Wenigstens denke ich, wenn die Menschen sein System zu dem ihrigen machten, er würde es nicht mehr so schön

finden und aus Liebe zum Neuen und zur größern Scharfsichtigkeit bald ein andres ergreifen. Uebrigens hat er ohne unsre Widerlegung Hülfsmittel genug, sich eines Bessern zu belehren, wenn dieses sein Wunsch ist; denn er kann ja die besten Bücher in mehr als einer Sprache um Rath fragen. Und wenn ihn diese, von so großen und gottseligen Männern geschrieben, nicht überzeugen, was können wir von unsern flüchtigen Widerlegungen hoffen, die seine Einsicht, sobald er uns Recht geben wollte, unter die unsrige setzten? So lange es ihm leicht wird, zu glauben, daß soviel wackere Leute sich bey den Grundwahrheiten der Religion geirret haben, und hingegen schwer zu glauben, daß er sich bey seinem erwählten Systeme irren könne, so hat er keine große Ursache auf uns zu hören, und wir thun genug, wenn wir ihn auf ein gutes Buch weisen und an die Wichtigkeit der Sache erinnern. Weiter glaube ich nicht, daß meine Pflicht in diesem Falle geht. Trage die Irrenden mit Sanftmuth, und siehe zu, wenn du stehest, daß du nicht fallest, und denke daran, daß ein jeder für sich Gott wird Rechenschaft geben müssen von seinem Glauben und seinem Leben.

Daß ich meinen Briefwechsel mit Ihnen, liebe Mademoiselle, so lange habe ruhen lassen, die Schläfrigkeit, so groß sie auch zu seyn scheint, würden Sie mir gern vergeben, wenn Sie nur acht Tage ein Zeuge von den Umständen seyn könnten, in welchen ich seit einem halben Jahre stehe. Ich würde sie Ihnen beschreiben, wenn ich mich nicht vor dem Fehler der Krankheit und der Eigenliebe, vor dem Fehler des Klagens, fürchtete.

Die gute Beschäfftigung, die Sie diesen Winter über mit Ihrer Jgfr. Schwester zugleich getrieben haben, wird Sie beide für Ihre Mühe reichlich belohnen. Indessen wünschte ich doch, daß Sie wenigstens einen Monat lang einen Lehrmeister zu Hülfe genommen und das Verdienst der überwundenen Schwierigkeit nicht so theuer erkauft hätten. Der liebe Hofrath Krebel, der

Digitized by Google

selbst die englische Sprache wohl versteht und die besten Bücher darinne kennt, auch zum Theil selbst hat, wird Ihnen, zum glücklichen Fortgange in dieser Sprache die besten Rathschläge geben können. Wüßte ich ein recht schönes, leichtes und doch nicht großes englisches Werk, so würde ich Ihnen rathen, es zu übersetzen, und Herr Krebeln um die gelegentliche Durchsicht Bogenweise zu ersuchen. — Nach der guten Gräfin Vitzthum und ihrer Tochter, die ich so lange nicht gesehen habe, sehne ich mich täglich und zähle immer, wie viel ich noch Collegia bis Ostern zu lesen habe.

Leben Sie wohl, gute Mademoiselle, und empfehlen Sie mich Ihrem geehrtesten Hause und Herrn Zeis aufs ergebenste und beste.

Gellert.

326.

Aus einem Brief von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 1. Apr. 1765.

. . . .

Es ist mir mehr als angenehm, es ist mir recht tröstlich, daß Sie meine Entschließung in der Sache, welche den Inhalt meiner letzten Briefe ausgemacht, dadurch zu billigen scheinen, daß Sie dieselbe noch mit mehrern Gründen unterstützen. Ich erkenne diese Ihre Güte mit der größten Dankbarkeit, und ich wage es nur noch zwo Bitten an Sie zu thun. Die eine, daß Sie, wenn Ihnen ein gutes Buch, welches in diesem Falle nützlich seyn könnte, bekannt wird, mir dasselbe nennen, und die andre, daß Sie, um die Freyheit zu entschuldigen, deren ich mich hierbey bedienet habe und die mir immer größer vorkömmt, jemehr ich dar-

an denke, sich der Bewegungsgründe erinnern wollen, die mich veranlasset haben.

Zuerst bewog mich eine Empfindung des Mitleidens und der christlichen Liebe, irgendwo in einer Sache Rath zu suchen, von welcher ich glaubte, daß Rath darinnen nöthig sey, und mein unumschränktes Vertrauen nicht weniger auf Ihre Gütigkeit und Menschenliebe als auf Ihre Einsicht und richtige und billige Denkungsart in einem jeden Falle ließen mich denselben am besten von Ihnen hoffen. Ich besorge auch, wenn ich die Irrthümer dieses Jünglings hier Jemanden entdecken wollte, so könnten dieselben aus Zufall oder Indiscretion weiter bekannt werden, und, wie solches in manchen Fällen geschehen kann, seinem zeitlichen Glück dadurch geschadet oder, was noch schlimmer wäre, ein Heuchler aus ihm werden. Und ein Heuchler ist das ärgste Wesen in der Natur, wenigstens wird ein solcher stufenweise zu allem Bösen fähig. Diese Ursachen bestärken mich in meiner Verschwiegenheit, ohne daß ich dadurch zu verstehen geben will, als ob ich zu meinen hiesigen Freunden gar kein Zutrauen fassen könnte; aber es ist nicht nöthig, hier weiter von der Sache zu reden, nachdem ich alles, was ich darinnen gewünscht, mit der größten Sicherheit und Ueberzeugung, daß es gut sey, von Ihnen erlanget habe. Und im Grunde habe ich doch auch wirklich keinen theurern Freund, als meinen besten Herrn Professor; keinen, in welchem ich mehr gütige Bereitwilligkeit, mehr Einsicht, mehr Freyheit von Vorurtheilen und mehr Nachsicht gegen Irrende voraussetzen könnte. Wir können ja selbst unsern Gott mit unserm Vertrauen ehren: warum sollte man nicht auch seine vorzüglichsten Freunde damit ehren? Oder besser, warum sollte man nicht vornehmlich ihnen die Ehrenbezeugungen seines Vertrauens besonders vorbehalten? Und sollte ich nicht, wenn sich keine wichtigern Vorfälle darbieten, die gemeinern Gelegenheiten, so wie sie sind, dazu anwenden dürfen?

Digitized by Google

Bleiben Sie indessen, bester Herr Professor, von meinen dankbarsten Empfindungen für den an dieser Sache gütigst genommenen Antheil von mir versichert. Vielleicht erweißt Gott dem Irrenden die Gnade, die Wirkungen desselben zu seinem Besten zu erfahren, und mir die Freude, mit ihm zugleich denjenigen zu segnen, der sich seiner angenommen. Ewig müsse der Himmel alle diejenigen beglückseligen, die Ihnen ähnlich sind, theuerster Herr Professor.

C. C. Lucius.

327.

An Caroline Lucius.

L. d. 4. Mai 1765.

Liebste Mademoiselle!

Der Herr Hofrath Jahn, dessen Bekanntschaft ich diese Messe erlanget und den ich sehr lieb gewonnen habe, erbietet sich mir Briefe nach Dresden mit zu nehmen. Ich weiß nicht, ob er den Ihrigen selbst überbringen wird. Sollte er es aber thun, so wird ers auf eine Art thun, die Ihnen nicht beschwerlich fallen kann. Vielleicht erzählt er Ihnen, daß er mich vor dem Churfürsten hat lesen*) und mich von ihm loben hören, und schon dieses wird Ihnen lieb seyn. Vielleicht erzählt er Ihnen, wie gesund oder krank ich bin, und auch dieses wird Ihnen keine gleichgültige Nachricht seyn. Also hoffe ich kurz und gut, sein Besuch wird Ihnen nicht zur Last fallen.

Leben Sie wohl, und haben Sie Dank für Ihren letzten und langen Brief. Die Fr. Gräfin grüßt Sie ergebenst, und ich grüße Ihr ganzes Haus verbindlichst.

Gellert.

*) (Von der Beschaffenheit, dem Umfange u. dem Nutzen der Moral. S. Th. 5, S. 141.)

328.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 4. Juni 1765.

Theuerster Herr Professor!

Am Sonntage früh bin ich von meiner großen Reise wieder unter dem väterlichen Dache angelangt, und habe ein wenig Zahnschmerzen und ein sehr fröhliches Herz mitgebracht. Die erstern werden mich nicht schlafen lassen und das andere wird mich munter erhalten, Ihnen zu schreiben. Ich bin voller Briefe, das heißt, ich habe fünf unterschiedene Briefe an fünf Personen im Kopfe, die ich gern alle zugleich schriebe. Aber Sie, bester Herr Professor, Sie sind der Erste in meiner Achtung, also muß auch der erste Brief nach der großen Epoche meiner Reise an Sie gerichtet seyn.

Haben Sie tausendfachen Dank für alle die Güte, mit welcher Sie mich empfangen haben, für alle die Augenblicke, die Sie uns geschenkt haben und für die vorzügliche Gewogenheit, uns Ihre Rede von der Moral selbst zu lesen (deren ich mich mit ewiger Erkenntlichkeit erinnern werde) und endlich für die gütige Empfindung, mit welcher Sie uns zuletzt verließen. — Dieses, mein bester Herr Professor, ist ein Theil von dem Danke, den ich Ihnen für Ihre eigne Rechnung schuldig bin. Und nun, da ich ohne Sie und Ihre Freundschaft für mich nimmermehr einen Wunsch nach Leipzig empfunden hätte und nimmermehr nach Leipzig gekommen und keinem Menschen daselbst bekannt geworden wäre, so danke ich Ihnen auch noch alle die vergnügten Stunden, die ich durch diese Gelegenheit auf meiner Reise genossen und besonders für die Freundschaft, welche das so gute Doles'ische Haus mir ganz freywillig geschenket, und

welche ich zu verdienen, weder Zeit noch Gelegenheit gehabt habe, und die ich blos dem günstigen Vorurtheile zuschreiben kann, welches Ihre gute Meynung für mich ihnen eingeflößet haben mag. Vornehmlich die gute Frau Doles — in der That, ich hätte Jahre lang mich um ihre Freundschaft bemühen und dennoch Ursache haben können, mit dem halbem Antheile von demjenigen, was sie mir geschenkt hat, zufrieden zu seyn.

Liebster Herr Professor, Sie wissen nicht, wie zärtlich sie viermal von mir Abschied genommen (ich habe auf meiner Reise die Anmerkung gemacht, daß das Abschiednehmen eben nicht die angenehmste Beschäftigung und daß es eine Art von Schmerz ist, zu lieben und geliebt zu werden, wo der Augenblick der Trennung so nahe steht, daß man ihn nie aus dem Gesichte verliert). Sie wissen vielleicht nicht, wie sehr sie gewünscht und wie viel sie sich Mühe gegeben, mich nur noch drey Tage bis zum Donnerstage bey sich zu behalten, und wie viel kleine Pläne zu meinem Vergnügen sie schon entworfen hatte. Und ich muß es Ihnen nur gestehen, ich wünschte auch recht herzlich noch diese drey Tage in Leipzig zu bleiben. Unter andern Vergnügen, die ich mir versprach, hoffte ich auch vornehmlich, meinen liebsten Herrn Professor noch ein oder zweymal recht ungezwungen und in Freyheit zu sprechen. Ja ich hatte ein großes Verlangen, Sie zu bitten, daß, wenn Ihnen irgend etwas an mir mißfallen hätte, Sie mir die Wohlthat erzeigen und es mir entdecken möchten, damit ich mich bessern könnte. Doch hoffe ich, Sie werden mir diese Gewogenheit in Ihren nächsten Briefen nicht versagen. Indessen machten vielerley Betrachtungen, daß ich mich entschloß, meinem Wunsche zuwider mit nach Lemnitz zu reisen, und die kleine Ueberwindung, die es mich kostete, ist mir durch die Freude, die Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer ganzen Familie, wider alle meine Erwartung, verschiedenemal zu sehen und zu sprechen, reichlich belohnt worden. Ueberhaupt

bin ich im buschmannischen Hause*), in einem sehr guten Hause, gewesen, in welchem ich sehr freundschaftlich aufgenommen worden bin, und für welches ich viele und wahre Hochachtung gefaßt habe. Auch habe ich daselbst den würdigen M. Heyer kennen gelernet, und eine liebe junge Freundin an dem jüngsten Fräulein Schönfeld erlanget, die ich zwar so wenig kenne, daß sie gute Eigenschaften besitzen kann, ohne daß ich es weiß; davon bin ich aber überzeugt, daß sie ein zärtliches, empfindungsvolles Herz hat; und das Geschenk ihrer Freundschaft ist mir eben so unerwartet und unverdient, als die der Frau Doles.

Kurz, ich bin in Lemnitz sehr vergnügt gewesen, habe auch nirgends besser geschlafen, als da. Ja, liebster Herr Professor, ich bin auch wohl nirgends zu einer unvermuthetern und ausgesuchtern Freude aufgewacht, als eben da. Wer, denken Sie wohl, war es, den ich am letzten Donnerstage in Lemnitz, als ich zuerst aufwachte, an meinem Bette erblickte? — Die liebe Frau Doles — Aber das wird sie Ihnen wohl schon selbst erzählt haben, oder sie mag es noch thun; denn es war ein Vergnügen von ihrer eignen Erfindung, das sie mir machte, und ganz von ihrem freundschaftlichen Herzen, das ich ewig schätzen werde, eingegeben.

Sie, theuerster Herr Professor, sind keine neue Bekanntschaft von mir. Ich habe Sie schon lange gekannt, an Ihnen war mir gar nichts fremd. Wie seltsam klänge es auch, so lange mein Freund, und nun erst mein Bekannter! — Aber bin ich nicht recht glücklich, in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit soviel neue schätzbare Bekanntschaften gemacht zu haben? Die Frau Doles ist ganz unstreitig meine Freundin, und auf gewisse Weise werde ich vielleicht wenig wagen, wenn ich ihren

*) (Buschmann, Prediger in Lemnitz, einem Vitzthum'schen Gute.)

rechtschaffenen Mann, ihren guten Bruder und ihren eben so guten Sohn ziemlich zuversichtlich mit zu meinen Freunden rechne. Selbst Herr Creuziger*) ist voll guter Meynung für mich, und er hat sich ein eignes Werk daraus macht, mich auf hunderterley Art zu verbinden, und ich darf sicher schließen, daß wenn er auch für sich selbst nicht eigentlich mein Freund wäre, er es doch unter meinen Freunden seyn wird.

Bemerken Sie also, wie angenehm es für mich zu denken seyn müsse, daß ich nach einem so kurzen Aufenthalte, eine Gesellschaft von sechs Personen (ich rechne Herrn Seydel und Herrn Creuziger mit dazu) auf der Thomasschule zurückgelassen, davon eine jede das Beste von mir zu denken und zu sprechen bereit ist. Urtheilen Sie, wie beruhigend es für mich seyn müsse, gewiß zu seyn, daß mein Gutes und meine Fehler in ihren vertraulichen Gesprächen, wenn sie solche zuweilen auf mich lenken werden, vor dem nachsichtsvollen Richterstuhle der Freundschaft abgewogen werden, und zu wissen, daß keiner von ihnen einen Fehler angeben kann, ohne daß sich nicht der andre bemühen sollte, die Entschuldigung dafür aufzusuchen, oder irgend etwas Gutes, als ein Gegengewicht, an mir ausfindig zu machen. Und das Schmeichelhafte und Sonderbare der Sache mag darinnen bestehen, daß ich dieses von sechs Personen erwarten darf, die ich alle, den einzigen Seydel ausgenommen, vorher niemals gesehen oder gekannt habe.

Meine Eltern und mein Geschwister nehmen den lebhaftesten Antheil an meinen Vergnügungen sowohl als an meiner Dankbegierde für alle Ihre Gütigkeiten. Ich hatte kaum an Sonntage mit meinen Eltern gefrühstückt, so schickte uns Herr Zeis,

*) (Creuziger, damals Amtsactuarius in Leipzig, ward 1774 Hofrath in Dresden, wo er d. 10. März 1801 als geh. Cabinetsecret. starb. S. d. Anm. zu No. 76 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

dem ich nächst Ihnen alle Freuden der letzten vierzehn Tage zu danken habe, das Packet, welches er von Ihnen in Dresden fand. Wir lasen es sogleich ganz durch. Urtheilen Sie selbst, mit welchem Vergnügen! Ich wünschte wohl hundertmal, daß Sie doch anstatt meines Vaters da sitzen und selbst lesen möchten.

Noch ein Wort, bester Herr Professor! Darf ich mir etwas von Ihnen ausbitten? Schlagen Sie mirs ab, wenn meine Bitte unbescheiden ist. Ich habe meinen Eltern und meiner Schwester von dem Briefe erzählt, den Sie am ersten Feyertage der Frau Doles vorlasen*) Aber ich habe nur das Wenigste davon wiederholen können. Wollten Sie wohl die Gewogenheit haben und mir ihn schicken? Ja, wollten Sie mir ihn wohl überlassen? Ich denke immer, es ist nicht ganz Recht, daß ich einen Brief nicht habe, den Sie doch eigentlich für mich geschrieben hatten. Aber wie Sie denken, liebster Herr Professor, ich überlasse es Ihnen ganz.

Und nun leben Sie recht wohl und gesund. Uebers Jahr will ich wieder nach Leipzig kommen und sehen, wie Sie sich befinden. Mein ganzes Haus wünscht Ihnen alles ersinnliche Gute und meine Schwester küßt Ihnen die Hand für Ihr so gütiges Geschenk. Morgen, fürchte ich, wird man es diesem Briefe noch ansehen, daß er in der Nacht und bey Zahnschmerzen geschrieben worden. Wie hätte ich sie aber besser hinbringen wollen, und was wird mir zu jeder Zeit leichter zu thun, als Sie um Ihre Gewogenheit zu bitten und Ihnen zu sagen, daß ich lebenslang bin

Ihre
ergebenste und gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

*) (Der Brief, den Gellert an Dem. Lucius am 15. Aug. 1761 geschrieben, aber nicht abgesendet hatte. S. No. 230.)

329.

An Caroline Lucius.

L. d. 17. Juni 1765.

Liebste Mademoiselle!

Ich freue mich mit Ihnen über Ihre so glückliche Reise, und verdanke es allen den guten Menschen, die Ihnen Ihren Aufenthalt in Leipzig und Lemnitz angenehm zu machen gesucht und gewußt haben. Aber ich bin wohl leider derjenige, der das Wenigste zu Ihrem Vergnügen hat thun können, das ist wahr; und doch denke ich nicht, daß es meine Schuld ist, und weiß auch, daß Sie es nicht denken. Genug, daß ich die Freude erlebt habe, Sie von Person zu kennen, wenn ich auch diese Freude nur mit dem Herzen eines Kranken genossen habe. Den Brief, den Sie verlangen, schicke ich Ihnen ohne Bedenken. Leben Sie wohl; Grüssen Sie Herrn Zeisen und seine liebe Frau sowohl als Ihr ganzes Haus ergebenst von mir.

(Mit ziemlich kranker Hand)

Gellert.

330.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 4. Juli 1765.

Liebster Herr Professor!

Ihrem Briefe nach sind Sie krank. Das betrübt mich; denn wer sieht nicht gern seine Wünsche erfüllt? Und wer kann

*) (In dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius (No. 128) irrig vom 14. Juli datirt.)

Ihnen mehr und öfterer und herzlicher Gesundheit wünschen, als ichs thue? Möchten Sie doch itzt sich wohl genug befinden, um einen Brief von mir, Ihrer sehr überflüßigen Correspondentin, ohne Ermüdung und Ueberdruß zu lesen; denn ich habe sehr große Lust, an Sie zu schreiben. Ein Zufall, der mir oft wiederfährt.

Sie müssen nicht sagen, theuerster Herr Professor, daß Sie den wenigsten Antheil an meinem Vergnügen in Leipzig gehabt hätten. Sie können sichs nicht vorstellen, wie außerordentlich lieb mir der Gedanke noch itzt ist und immer seyn wird, an dem Orte gewesen zu seyn, wo Sie wohnen, und Sie gesehen und gehört (besonders lesen gehört) zu haben. Und die Freunde, die ich in Leipzig gefunden habe, bin ich die nicht Ihnen schuldig? Und sind sie nicht auch zugleich die Ihrigen? Und ist es nicht dieses alles, was meiner Reise die größte Annehmlichkeit gegeben hat? Noch immer beschäftigt mich das Andenken daran. Herr Winzer kam ausdrücklich deswegen zu mir, mich zu fragen, wie ich Sie gesehen und gefunden hätte, und ich erzähle recht gern davon, und die Frau Geh. Cammeräthin Wagner und der Herr Hofrath Krebel, mit welchem ich vorige Woche einen Abend bey Herrn Zeis zugebracht habe, hörten mir auch recht gern zu.

Und damit Sie alles Vergnügen wissen, das ich Ihnen, als der einzigen Veranlassung und Bewegungsursache meiner Reise, zu danken habe, will ich Ihnen noch (und vielleicht ist es auch auf gewisse Weise eine Pflicht) von einem mir angenehmen Erfolge Nachricht geben, den sie nach sich gezogen und dessen ich mich noch lange erfreuen will. Sie hat mir Gelegenheit gegeben, von meinen Eltern die Freyheit zu erhalten, mit Herr Seydeln Briefe zu wechseln, und durch dieses Mittel meine älteste und erste Freundschaft fortzusetzen, und ich habe mir recht ernstlich und unverbrüchlich vorgenommen, dieses durch mein ganzes Leben zu thun. Es ist etwas so besonders Angenehmes

Digitized by Google

in dem Gedanken und es bringt einem von der Beschaffenheit seines eignen Herzens und von der Zuverlässigkeit und Richtigkeit seines Charakters eine so gute Meynung bey, wenn man sich fähig findet, seine eignen Empfindungen und Zuneigungen so wahr und dauerhaft zu machen. Und in dem Vergnügen, das daraus entstehen muß, werde ichs sehr weit gebracht haben, wenn es mir gelingt, diese unsre Freundschaft durch alle Jahre und Zeiten, die wir noch leben mögen, und durch alle darinnen vorkommende Veränderungen unverletzt zu unterhalten, ohne daß ihr die Entfernung der Orte unsers Aufenthalts schaden mag; denn es ist leicht möglich, daß wir uns letzthin in Leipzig, für dieses Leben, zum letztenmale gesehen haben.

Mir fiel vor einigen Tagen Ihr Brief vom 10. November 1761 in die Hände und als ich ihn durchlas, nahm ich mirs gleich vor, Ihnen von meiner mit Herr Seybeln erneuerten Freundschaft Rechenschaft zu geben, und es ist gewiß, daß ich mir Ihren Beyfall dazu wünsche, und ich hoffe auch in der That, ihn zu erlangen.

Wenn ich Ihnen zwar werde gesagt haben, daß Seybel zur Zeit meiner ersten Jugend, als ich noch nicht ganz aufgehört hatte, ein Kind zu seyn, als mir außer meinen Eltern und Geschwistern in der Welt noch Niemand lieb war, und ich überhaupt von keiner Empfindung wußte, welche die Natur nicht eingeflößt oder die Pflicht befohlen hätte, von meinem Bruder, als sein Mitschüler, öfters in unser Haus gebracht wurde; daß ich damals gar keinen Umgang hatte, ausgenommen mit einigen Mädchen von meinem Alter, der aber zu selten und zu gezwungen war, als daß er zur Freundschaft hätte werden können; dennoch aber Ideen und Empfindungen von Freundschaft in meinem Herzen fand und Verlangen hatte, sie auch bey andern für mich anzutreffen; wenn ich meinen Bruder Seybeln seinen Freund nennen hörte; wenn ich ihren Umgang viel zärtlicher

vertraulicher und vergnügter fand, als den meinigen mit meinen Freundinnen; daß ich sie mit einander von ihren andern Freunden reden hörte, und dabey dachte, sie wären glücklicher als ich, weil sie sagen könnten, daß sie Freunde hätten; daß ichs gern sah, wie mir Seydel zu gefallen suchte; daß mir die Stunden in seiner Gesellschaft sehr schnell verstrichen und ich mich an dem Gedanken vergnügte, daß er wohl eben so gut mein Freund, als meines Bruders Freund, seyn könnte: so mögen Sie, liebster Herr Professor, vielleicht wohl an den Bruyère denken. Aber das ist gewiß; wir dachten nicht an ihn. Wir wußten nichts von ihm, und bey unserm unerfahrnen und leichtsinnigen Alter war es nicht möglich, aus eigner Einsicht und Ueberlegung so weit zu denken. Noch itzt sollte es mir schwer werden, unsre damaligen Empfindungen richtig zu bestimmen; es ist zu viel Zeit seitdem verstrichen. Doch getraue ich mir, zu behaupten, daß unsre Zuneigung höchst unschuldig gewesen; denn sie hat mir nie die geringste Unruhe gemacht, und ich habe mich derselben stets mit Zufriedenheit erinnert. Und nun, ohne daß ich mirs herausnehmen wollte, den eigentlichen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft festzusetzen oder zu bestimmen, wie weit eine jede dieser Empfindungen gehen dürfte, um das zu bleiben, was sie heißt, ja ohne selbst dieses recht zu verstehen, getraue ich mir doch zu sagen, daß ichs beständig in meiner Gewalt haben werde, meine Empfindungen für meinen Freund auf bloße Freundschaft einzuschränken. Ich will nicht mehr versichern, als ich zuverlässig weiß. Ich bin nicht so ganz gewiß in meinem Urtheile von der Natur seiner Zuneigung. Das habe ich allemal bemerkt, daß er seine Freunde, auch die von seinem eigenen Geschlechte, mit einer Art von Leidenschaft liebt. Und endlich kann wohl der Dank und die Freude, über mein ihm durch eine sehr lange Abwesenheit erhaltenes freundschaftliches Andenken, wozu er alle Hoffnung aufgegeben hatte, seinem Herzen eine

empfindlichere Zärtlichkeit geben, als es sonst nicht haben würde. Vielleicht beschreibe ich sie richtig, wenn ich sie mit der Zuneigung vergleiche, welche die Frau von Sevigné für ihren Vetter hatte, von der sie in einem Briefe sagt: Ce que je sens pour Vous, est plus tendre que l'amitié, mais moins ardent et moins inconstant que l'amour.

Doch dem sey wie ihm wolle. Habe ich denn, bester Herr Professor, nöthig, das alles so genau zu untersuchen, da weder die erlaubten Gefälligkeiten der Freundschaft, noch der Dienst des Umgangs (welcher bey uns gar nicht statt haben kann) für uns von einiger Folge seyn können? Denn wenn nun Seydel Tugend und Rechtschaffenheit in einem sehr empfindlichen Herzen hat, wenn Güte und Bescheidenheit seinen Charakter ausmachen, wenn er mehr und länger Ergebenheit für mich hat, als wohl Jemand in der Welt, wenn er durch Alles dieses meiner Freundschaft werth ist, und sich nichts mehr, als meine Freundschaft wünscht: soll ich sie ihm da wohl aus Vorurtheil und eingebildeter Furcht versagen? Ich denke, daß er sich alsdann mit Recht über mich zu beklagen hätte, und Ursache, über mich zu klagen, möchte ich ihm doch nicht gern geben. Er ist gegen mich auch sehr gewissenhaft, und ich weiß gewiß, er wird mir keine Gelegenheit geben, ihm Vorwürfe zu machen. Wenigstens wird er mich nicht ein halbes Jahr lang ohne Antwort lassen, wenn er weiß, daß ich sie mit Verlangen erwarte, wie meine Kirchhofin thut. Sie hat mir nichts von der Verheirathung ihrer Freundin, von ihrer Trennung u. s. w. geschrieben, und erst hat sie doch gemacht, daß ich vielen Antheil daran nahm und mit Verlangen darauf wartete, und überdieß wären es so hübsche Materien zu Briefen an eine Freundin gewesen. Vor einiger Zeit meldete ich ihr meine Leipziger Reise nur mit zwey Worten ganz obenhin; aber sie ist nicht einmal neugierig und fragt mich nicht, was ich dort gesehen und gehört habe. Ja, liebster Herr Pro-

fessor, ich kanns gar nicht begreifen, und ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Ich werde recht unruhig darüber, bald bilde ich mir ein, daß sie ihre Freundin nach Berlin begleitet hat, bald befürchte ich gar, daß sie krank oder todt seyn möchte, und ich weiß gar keinen Weg, wie ich etwas von ihr erfahren kann. Aber nichts mehr hiervon. Vielleicht schreibt sie bald; alsdann will ich ihr alle meine Ungeduld und das Böse, das ich manchmal von ihr denke, recht herzlich abbitten.

Durch Stillschweigen mache ich meine Freunde, so lange ich Augen und Hände habe, nicht ungeduldig; dafür bin ich zeitlebens sicher. Aber vielleicht durch Schreiben. — Ich bin mit dem Sprüchworte recht wohl zufrieden, daß alle Menschen ihre Fehler haben müssen. Es tröstet mich zuweilen über mich selbst und macht mich wieder mit den Andern zufrieden. Wenn ichs nur so weit bringen könnte, daß Sie immer zufrieden bleiben mit

Ihrer

gehorsamsten und ergebensten Dienerin
C. E. Lucius.

N. S. Itzt gleich denke ich daran, daß heute Ihr Geburtstag ist. Der Tag, an welchem sich Ihr vielen so theures Leben angefangen und nun erneuert, sey mit den auserlesensten Segnungen des Himmels beglückseligt! Viele rechtschaffene Menschen werden diesen Tag wissen und mit Gebeten für Sie feyern. Möchten doch alle diese vereinigten Wünsche Gesundheit und Freude, neue Kräfte und ein verlängertes, weit hinaus gesetztes Ziel des Lebens auf Sie herab bringen! Meine Familie hat Theil an diesem Wunsche und Herr Zeis gewiß auch im Herzen. Er befindet sich seit gestern mit seinem Hause in Maxen, kommt aber auf den Abend wieder.

Digitized by Google

331.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 21. Juli 1765.

Mein Geburtstag, so feyerlich ihn auch einige meiner Freunde zu machen suchten, ist für mich, wie die übrigen Tage meines jetzigen Lebens, ein trüber kranker Tag gewesen. Aber gelobet und gepriesen sey Gott, der nach seiner Gnade mich funfzig Jahre erhalten und bis hieher gebracht hat. Er leite mich ferner nach seinem Rathe barmherzig bis an mein Grab. Auch verlaß mich nicht, o Gott! im Alter, wenn ich schwach werde! Ja! ich bin sehr schwach, liebe Schwester, und leide auch seit acht Tagen an Hüftschmerzen, die aber doch, Gott sey Dank, nicht sehr heftig sind. — Hier schicke ich Euch auf den Monat Julius das Gewöhnliche. Lebt wohl mit Gott, lebt alle wohl.

G.

332.

An Caroline Lucius.

L. d. 22. Sept. 1765.

Liebste Mademoiselle!

Da Sie meine Umstände kennen, so darf Sie meine späte und kurze Antwort auf Ihre beiden langen und lieben Briefe nicht befremden *). Genug, daß ich Ihr Freund bin, wenn ich auch Ihr unfleißigster Correspondent wäre. Der erneuerte und

*) (In dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius gehen drei Briefe der letzteren diesem voraus, zwei längere vom 4. Juli (s. oben No. 330) und 18. Sept., ein kürzerer v. 25. Juli.)

Digitized by Google

von Ihren Eltern gebilligte Briefwechsel mit Herrn Seydel kann mir nicht anders als angenehm seyn, so wie er für diesen gewiß vortheilhaft seyn muß. Indessen erschrecke ich doch über die Menge Ihrer Correspondenten, welche das gute Fräulein Schönfeld noch vermehrt hat*). Wenn Sie verheirathet wären, würden Ihnen freylich die Geschäfte des Hauses den Briefwechsel schwer machen; aber nun sind Sie es itzt noch nicht, und also genießen Sie das Privilegium, Ihre freyen Stunden zum Schreiben anzuwenden, in so fern Ihre Mama es billiget und Ihr künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau Doles ist Ihre sehr große Freundin, davon bin ich ein Zeuge, so wie sie überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und Mutter ist. Ich bin zween Tage in Bedra bey dem Grafen Brühl gewesen; aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich streite, und die rauhe Witterung haben mich wenig Vergnügen da genießen lassen. Ich eilte also zurück, als gehörte ich nicht mehr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoiselle und versichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Gellert.

*) („Sie kennen wohl das jüngste Fräulein Schönfeld in Lemnitz nicht! Sie ist eine Freundinn, liebster Herr Professor, die mir meine Reise zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie wissen, wie ihr Herz redet, so lesen Sie nur dieses Briefchen von ihr." C. Lucius an Gellert, 18. Sept., No. 130 des Briefw.)

333.

An den Freiherrn von Craussen.

L. d. 1. Dec. 1765.

O wie hart, theuerster Herr und Freund, wie hart ist das Schicksal, das Sie trift! *) und wer als ein Mann, der in dem Geiste der Religion denkt und zu handeln gewohnt ist, kann es gelassen tragen? Ich beklage Sie von Herzen; aber ich preise Sie auch glücklich, daß Sie unschuldig und mit Rücksicht auf die unerforschlichen Wege Gottes leiden. Die uns unrecht thun, bleiben zwar immer strafbar; aber eben das Unrecht, das wir unverschuldet, und nach dem Willen Gottes leiden, wird doch Glück und Wohlthat für uns, in so fern es unsre Tugend übt, und eine große Belohnung zu hoffen hat. Auch vor der Welt wird unsre Unschuld, die gewiß an den Tag kömmt, noch unsre Ehre, und das Mitleiden, und die Hülfe unsrer Freunde giebt unserm guten Gewissen auch Muth und unsrer Geduld Stärke. Der Unschuldige, sagt die Schrift, muß viel leiden; traurige Wahrheit! aber der Herr hilft ihm aus dem allen; herrlicher Trost! Diesen Trost, theuerster Herr, werden auch Sie, bald oder spät erfahren, und Ihr rühmliches Beyspiel, das Sie in Ihrem Unglücke, durch Geduld, Edelmuth und Ergebung in das göttliche Verhängniß, andern gegeben, wird viel Gutes stiften. Gott gebe Ihnen bald eine völlige Beruhigung, und lasse Ihr übriges Leben desto mehr Zufriedenheit für Sie seyn. Ihre Frau Schwester hat mich vor einigen Wochen mit ihrem Besuche,

*) (Der Freiherr v. Craussen war im J. 1765 beschuldigt worden, einen seiner Bedienten ermordet zu haben, und deshalb in Untersuchung und ins Gefängniß gekommen. „Es dauerte sehr lange Zeit ehe die Justiz von seiner Unschuld überzeugt werden konnte." S. den Vorbericht zu der bei No. 12 angeführten Sammlung, die mit dem vorliegenden Briefe schließt.)

und von Zeit zu Zeit mit ihren Briefen beehrt. Möchte ich doch die Dankbarkeit, die ich Ihnen, mein Freund und Gönner, schuldig bin, dieser Ihrer würdigen Schwester abstatten können! Aber ach, wie wenig kann ich das, da mich nicht allein mein Unvermögen, sondern auch die zunehmende Kränklichkeit zu tausend Pflichten der Freundschaft ungeschickt macht.

Sr. Excellenz, dem Herrn Minister von Massow, habe ich nach Ihrem Verlangen einen Hofmeister zu verschaffen gesucht, aber keinen gefunden, der dem Bilde in Ihrem Briefe ganz ähnlich gewesen wäre. Der letzte, den ich ihm vorschlug, hieß Weiße, und hatte viel gute Eigenschaften. Da mir aber der Herr Minister auf keinen meiner beiden Briefe Antwort ertheilen lassen: so schließe ich, daß ihm entweder keiner von beyden vorgeschlagenen Candidaten gefallen hat, oder daß er schon, welches ich herzlich wünschen wollte, mit einem guten Manne versehen ist. An Sie, Theuerster, hatte ich bereits im October eine Antwort aufzusetzen angefangen, die ich aber, weil ich immer noch auf Briefe aus Berlin hofte, unvollendet habe liegen lassen. Ich schließe mit dem aufrichtigen Wunsche für alles, was zu Ihrer und Ihrer würdigen Frau Gemahlin Ruhe, Leben und Wohlfahrt heilsam seyn kann, und verharre zeitlebens mit Ehrerbietung, Dankbarkeit und Liebe

Ihr

ergebenster und verbundenster

Gellert.

334.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 11. Dec. 1765.

Gott segne Euch und unser ganzes Haus mit aller geistlichen und leiblichen Wohlfarth auch in dem Jahre, das wir bald an-

Digitized by Google

fangen werden, und Dank und Preis sey ihm für die Wohlthaten, die er uns in dem zurückgelegten aus Gnade erzeigt hat. — — Der junge Höpner hat an mich geschrieben; ich habe seinen Brief D. Heinen lesen lassen, und er meynt, daß seine Beschwerung, die er für Hypochondrie hält, wohl durch einen übertriebenen und ängstlichen Fleiß könnte seyn verursacht worden. Indessen glaubt er nicht, daß ein ordentliches gemäßigtes Studiren seiner Gesundheit schaden werde. Dieses saget ihm, und wenn er nach seinem Gewissen und im Vertrauen zu Gott, und in der Absicht, ein desto besserer und nützlicherer Mensch zu werden, sich noch geneigt findet, die Mühe des Studirens zu übernehmen, nun so kann er in Gottes Namen kommen. Jetzt aber soll er mir seinen französischen und lateinischen Brief, den ich nicht mehr bey der Hand habe, aus seinem Concepte abschreiben, und nichts ändern, als daß er anstatt grand Patron bloß Monsieur setzet; und diese Abschrift soll er mir künftige Woche schicken. — Giebt mir Gott das Leben, so sehe ich Euch vielleicht auf den Frühling in Haynichen. Lebt wohl, grüßt Eure Kinder, und alle die Unsrigen herzlich, und betet für mich.

G.

---

335. (107.)

1765.

Mademoisell,

Es ist ein großer Lobspruch für mich, daß Sie meine Schriften mit so vielem Vergnügen lesen. Möchten sie Ihnen doch eben so viel Nutzen bringen! Beunruhigen Sie sich indessen nicht, daß Ihnen Ihre häuslichen Verrichtungen so wenig Zeit zum Lesen erlauben. Die wahre Weisheit besteht nicht in vielem Lesen des Guten, sondern in vielem Thun; und eine Person Ihres

Digitized by Google

Geschlechts, die, mit ihren häuslichen Pflichten beschäfftiget, täglich auch nur Eine Stunde zur Bildung ihres Verstandes und Herzens liest, liest mehr, als die, welche unbeschäfftiget den ganzen Tag die besten Schriften zum Zeitvertreibe, oder aus Eitelkeit, liest. Die erste wird eine gute Ehegattinn, eine verständige Mutter und eine sorgfältige Haushälterinn werden, wenn sie ihr Stand dazu beruft; aber wie schwerlich die andere! Fahren Sie also fort, liebe Mademoisell, bloß die Stunden, die Ihnen Ihre Geschäffte übrig lassen, auf das Lesen eines guten Buches anzuwenden. Die Schriften der Frau Beaumont, des Zuschauers, die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer von dem Herrn Wilkes, und andre diesen ähnliche Werke, ergötzen eine aufmerksame Leserinn eben so sehr, als sie ihr nützen. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenst, Mademoisell, für Ihren beredten und mir so angenehmen Brief, und bin mit besonderer Hochachtung

G.

336. (108.)

1765.

Liebster und bester Graf,

So sehr ich Sie beklage, daß Ihr Aufenthalt in ** nicht angenehmer für Sie ist: so weis ich dennoch, daß Sie sich ihn durch Ihre Wißbegierde, durch Ihren Fleiß und Ihr gutes Herz bald erträglich und gewiß nützlich machen werden. Dieses tröstet mich; und dieses muß auch Sie trösten. Finden Sie wenig Umgang mit guten Menschen: so sind Sie doch vor tausend Andern glücklich, daß Sie viel gute Bücher kennen, haben, und zu nützen wissen. Unter diesen Ihren lieben Büchern, guter Graf, und unter den Bemühungen, die nöthigen Kenntnisse, um derentwil-

len Sie sich itzt in ** aufhalten, zu erlangen, werden Sie die Unannehmlichkeiten des Ortes vergessen, den beschwerlichen und frostigen Umgang ertragen, und die Fehler der großen Welt, deren Last Sie fühlen, desto gewisser vermeiden lernen. Diese Fehler gelassen tragen zu können, bitten Sie mich um Regeln. Aber, liebster Graf, welche Weisheit wüßte ich hierüber, die Sie nicht auch wüßten? Was würden Sie dem Freunde antworten, der diese Regeln von Ihnen begehrte? „Denken sie, würden Sie sagen, um Nachsicht und Geduld mit den Fehlern der Andern zu haben, oft und täglich an ihre eignen, auch die geheimsten Fehler, und hingegen an die guten Eigenschaften, die Andre bey ihren Fehlern noch besitzen, und sie vielleicht nicht. Können sie die Fehler und Schwachheiten derselben durch Klugheit verbessern, so ist es ihr Glück, wie es ihre Pflicht ist. Tragen sie dieselben mit Geduld, so haben sie weniger Verdruß. Sind es Thorheiten, so lernen sie Weisheit aus der Thorheit der Andern, und hüten sie sich desto vorsichtiger vor den Schritten, die zu ihr führen. Sind es offenbare Laster, so verabscheuen sie das Laster; bedauern sie den Menschen, der sich dadurch entehrt; lehren sie ihn durch ein tugendhaftes Beyspiel das Gegentheil; beten sie für ihn.“ Dieses, liebster Graf, was Sie Ihren Freund lehren würden, sagen Sie sich selbst. Wir leben in einer unvollkommenen Welt, und müssen entweder mit Andern Nachsicht haben, oder Einsiedler und bittre Menschenfeinde werden. Duldet Gott die täglichen Fehler und Gebrechen unsrer Nebenmenschen; wie viel mehr ist dieß unsre Pflicht! Wem gar Niemand gefiele, der würde unglücklicher seyn, als der, der Niemanden gefiele. Getrost, mein lieber Graf. Dieser Ihr erster Auftritt in der größern Welt wird nicht lange währen, wird bald mit bessern abwechseln, wird Sie in der Gelassenheit und Geduld üben, einer Tugend, deren unser ganzes Leben bis an unsern letzten Augenblick bedarf, und die, nebst der Demuth, den Geist

und die Kraft der Religion am sichersten beweiset. Die Vorschriften der Religion, die Sie lieben, werden überall und in allen Umständen Ihre besten Rathgeber seyn, und Sie vor den Gefahren, die Ihrer Tugend drohen, und noch oft drohen werden, gewiß in Sicherheit setzen. Bete, wache, thue deine Pflicht, und beschäfftige dich nützlich; und das thue täglich, und auch täglich prüfe dich hierüber! Dieß ist die wahre und höchste Weisheit. Leben Sie wohl, bester Graf, den ich liebe, und wegen seiner Tugend lieben muß. So wie Sie unter den vielen Jünglingen, die ich gekannt, einer der besten und ruhmwürdigsten, und für mein Herz einer der liebsten gewesen sind; so suchen Sie mit den Jahren des Mannes einer der rechtschaffensten, gewissenhaftesten und nützlichsten, und also auch glücklichsten Männer zu werden. Der Herr segne Sie und behüte Sie!

G.

---

337. (104.)

An Herrn B°°°.

1765.

Sie erinnern sich meiner in den Briefen an Ihren Herrn Bruder so oft, und mit so vieler Liebe, daß ich nicht weis wie ich Ihnen genug dafür danken, noch wie ich dieses Andenken verdienen soll. Dieses aber, werthester Herr Pastor, kann ich Ihnen theuer versichern, daß die Freundschaft, die Sie mir schenken, und der Beyfall, mit dem Sie meine geistlichen Lieder beehren, mir mehr ist, als die Gunst der Großen und der Lobspruch vieler Kunstrichter. Meine Lieder würden Ihr edles und gottseliges Herz nicht rühren, wenn Sie weniger zur Erbauung geschickt wären. Und o wie glücklich bin ich Unwürdiger, wenn

Gott diese Lieder bey vielen zur Verherrlichung einer Religion, über welche der Witz unsrer Tage bald verdeckt, bald offenbar spottet, gereichen läßt! Der berühmte Mann in Ihren Gegenden fährt immer fort, die Angriffe seines Spottes zu verdoppeln; aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer. Er wird seine Wahrheit schützen, wenn auch noch mehr Spötter aufstehen; und die Religion wird selbst in den Gegenden, wo sie von vielen Voltairen lächerlich gemacht wird, von noch mehr B*** ehrwürdig erhalten werden. Gott segne Sie, liebster Mann, mit Gesundheit und langem Leben! Ich empfehle mich Ihrer Liebe und Ihrem Gebete, und bin zeitlebens

G.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Zehnter Theil.

Mit einem Facsimile.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
und
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1839.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Briefe vom J. 1766 bis 1769 u. undatirte Briefe .	1—160
Nachtrag	161—174
Gellerts Leben von J. A. Cramer	175—311
Uebersicht der Briefe	312
Nachwort des Herausgebers	315

Anhang

Digitized by Google

Briefe.

1766—1769

und undatirte Briefe.

Digitized by Google

338.

An Caroline Lucius.

Leipzig, d. 3. Jan. 1766.

Liebste Mademoiselle!

Wenn Ihr Entschluß, Leipzig künftigen Sommer wieder zu besuchen, der doch mit vieler Beschwerlichkeit auf Ihrer Seite verknüpft bleibt, dennoch für Sie so angenehm ist, wie sehr muß ers für uns seyn, da wir nichts zu thun haben, als das Vergnügen anzunehmen, das Sie uns entgegenbringen. Kurz, hinge die Ausführung dieses guten Gedankens bloß von Ihrer Standhaftigkeit ab, so würden ich, die Frau Doles und alle Ihre Leipziger Freunde Sie bey Ihrem Worte halten und es als eine Beleidigung ansehen, wenn Sie es nicht erfüllten. Doch wer weiß, was wider unser Vermuthen sich für günstige Umstände vereinigen, diese Reise gewiß und Ihren und unsern Wunsch, wenn wir leben, wahr zu machen. Indessen danke ich Ihnen auch schon für die bloße Hoffnung und zugleich für alles das Gute, das Sie mir, weit über mein Verdienst, zum neuen Jahre wünschen. Gott lasse es Ihnen und Ihrem ganzen Hause auf immerdar und alle Weise wohlgehen.

Gellert.

Digitized by Google

339.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 20. Jan. 1766.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich bin Ihnen recht sehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet schuldig. Sollte sich Gelegenheit zeigen, meinen Wunsch, Sie, meinen theuersten Herrn Professor, noch einmal zu sehn, zu erfüllen, so giebt es mir ein Recht, diesem so guten Wunsche nachzusehen; und wird mir derselbe noch lange verzögert oder wohl gar vereitelt, so bleibt mir doch immer der Trost und die Freude, zu wissen, daß Sie mir die Erfüllung desselben selbst gewünschet haben. Und sind wir nicht, so zu sagen, halb in dem Besitze desjenigen Guten, welches uns unsre Freunde gönnen, oder gern verschaffen würden, wenn sie könnten? Und ist nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen und die Erkenntlichkeit unsers Herzens dafür so rührend und so süß, als der Besitz und Genuß des Guten selbst? Dieses habe ich schon oft erfahren und über verunglückte Projecte habe ich mich auch schon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieses in der Welt sehr gewohnt. Die geringsten und gewöhnlichsten Dinge sind zuweilen in der Ausführung so schwer, als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Lust in diesem Winter irgend ein gutes Schauspiel zu lernen und zu unserm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war schwer, weil wir keine Mannsperson dazu nehmen und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle spielen wollten. Wir blieben endlich bey der Betschwester; aber auch da ereignen sich Schwierigkeiten und weder die Betschwester noch sonst ein Stück wird aufgeführt werden.

Herr Seydel hat mir einmal gesagt, Sie wären der Meynung, daß die Betschwester nicht mehr sollte gespielet werden.

Ich habe sie nie gesehen, ich verstehe auch nichts von Schauspielen, aber ich dächte, es wäre ein sehr gutes Stück, und die Charaktere sehr wahr und natürlich. Dafür bin ich zwar nicht, daß man es oft spiele. Es ist nicht so gar nützlich, weil es eben nicht viel Betschwestern giebt und weil die rechten Betschwestern nicht in die Komödie gehen, weil es sechs oder acht Groschen kostet, auch keine Komödie lesen, sondern lieber Geld zählen und mechanisch ein Lied dazu singen, ohne dabey etwas zu denken oder zu empfinden. Die zärtlichen Schwestern sind mir am liebsten. Ich wollte, daß sie ins Französische übersetzt und hier gespielt würden, weil wir keine deutschen Komödianten haben. Was mir an den itzigen Schauspielen gefällt, die am meisten gespielt werden, ist, daß ihre Satyre hauptsächlich das Leere, Frivole, Empfindungslose und Nichtsbedeutende trifft, das in den Gesellschaften und überhaupt in dem Leben der Leute nach der Mode herrscht, und daß ihre Moral darauf abzielt, an die Stelle dieser Nichtswürdigkeiten und der verächtlichen Coquetterie, Wahrheit und Empfindung zu setzen. Und in der That hier ist nichts nöthiger. Zwar sehe ich wenig Gesellschaften, aber man braucht nur drey Personen von der Art eine halbe Stunde zu hören, so weiß man genug, und ich muß sagen, daß ich unter jungen Personen von meinem Stande und von meiner Lebensart mehr Richtiges, Wahres, Moralisches, mehr Herz und Verstand gefunden habe, als wenn ich Gelegenheit gehabt, vornehmere, ältere, verheirathete Personen reden zu hören, die entweder selbst zur großen Welt zu rechnen sind oder doch mit ihr umgehen. Ich dächte, die meisten Logen des ersten und zweyten Stockwerks müßten über einander bey solchen Schauspielen lachen und viele sich selbst höchst nichtsbedeutend vorkommen.

Die Jgfr. Kirchhof hat mir kürzlich geschrieben, und mich gebeten, ihr Nachricht von Ihnen zu geben, welches ich auch gethan habe. Aus Bescheidenheit schreibt sie nicht an Sie selbst.

Digitized by Google

Sie mag in dieser Tugend wohl viel stärker seyn, als ich. — Wer kann sich helfen? Sie haben deswegen doch Geduld mit mir, das weiß ich und bitte auch darum; denn, lieber Herr Professor, die Freyheit, Ihnen zu schreiben, gehört nun einmal zu meinem Vergnügen, und meinem Vergnügen sind Sie nicht zuwider; dazu sind Sie viel zu gütig. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

340.

An Borchward.

L. d. 18. Febr. 1766.

Ihr Gesangbuch hat allerdings viel Gutes; allein viele Aendrungen und Besserungen kann ich doch nicht billigen. Warum sollten alle Lehrlieder von Kirchengesängen ausgeschlossen werden? Und hört darum ein solch Lied auf, ein Lehrlied zu seyn, weil wir zu Anfange und zu Ende Gott anreden? Schickt sich denn das Uebrige zur Unterredung mit Gott, oder nur bloß mit Menschen? Die Anredung an seine Seele würde oft mehr statt finden. — Ihre drey Lieder, liebster frommer Borchward, insonderheit aber die beyden: Was ist mein Leben ꝛc. und: Zur Arbeit, nicht zum Müßiggang ꝛc. haben mir außerordentlich wohl gefallen, und ich dächte, Sie könnten Ihre Poesie nicht herrlicher anwenden. — Zur Dankbarkeit überschicke ich Ihnen eine sehr unvollkommene, von dem Dresdener Hofe an den Bayerschen gekommene, und daselbst ohne mein Wissen gedruckte Schrift, die voller wichtigen Fehler war, und

die ich deswegen hier anders abdrucken zu lassen, so unfähig ich auch zu aller Autorarbeit, wie Gott weiß, bin, nicht wohl habe Umgang nehmen können*). Einen Auszug aus der ganzen Moral binnen einer halben Stunde, einem jungen Prinzen, im Beyseyn vieler des Hofes, aller Professoren und Studenten, vortragen, dieß war zu viel gefordert — und wenn ich nicht aus meinen Manuscripten über die Moral glücklicher Weise einzelne Stücke hätte nutzen können: so würde ich dem Churfürstlichen Befehle nicht haben gehorchen können. Gott lasse das Wahre und Gute, so viel desselben in dieser Schrift ist, zum Nutzen des Lesers gereichen, das Mangelhafte niemanden schaden, und meine Fehler nicht mit Spott und Bitterkeit mir gesagt werden. Wenn ich todt bin, liebster Freund, kann man von mir drucken, was den Händen meiner Freunde soll überliefert werden, besonders verschiedene moralische Vorlesungen. Aber so lange ich lebe, bester Mann (also bitten Sie mich nicht mehr), wird nichts von mir in den Druck gegeben; und ich weiß sicher, wenn Sie die Ursachen und meine gegenwärtigen Gemüthskräfte kennten, Sie würden diesen Entschluß nicht bloß billigen, sondern für Pflicht halten. — Die Stelle in dem Leben Ihres seeligen Freundes?**) ja es wird wohl die französische Stelle gewesen seyn. Ich habe das Exemplar gleich in der ersten Woche an einen lieben Freund nach Dresden geschickt, und es nicht wieder zurück bekommen.

*) (Die Vorlesung von der Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral. L. 1766. (S. Th. 5, S. 141.) auf die sich auch die nächsten Briefe beziehen. Sie war vorher in den „Bayerischen Sammlungen und Auszügen zum Unterricht und Vergnügen" abgedruckt worden.)

**) (Vermuthlich des Hofrath Bergius; Borchward hatte 1765 zu Berlin drucken lassen: Das Denkmal der Freundschaft und des wohlgeführten Lebens des Herrn Hofrath Bergius.)

Digitized by Google

Gott beglücke und segne Sie und Ihr gutes Weib. Ich umarme Sie und bin der Ihrige

G.

---

341. (110.)

C. L. von Hagedorn an Gellert.

Dresden, d. 24. Febr. 1766.

Kein Geschenke konnte mir angenehmer seyn, als Ihre Vorlesung aus Ihren eignen Händen. Ohne den verbindlichsten Dank darf ich es nicht annehmen; und aus dem Danke wird ein Brief. Ich bin diese Aufmerksamkeit nicht allein Ihnen, sondern auch meinem Herzen schuldig. Für das Herz ist ja der ganze Aufsatz gemacht; und ich habe diesen Währmann bey Lesung Ihrer schönen Schrift gespürt. Von dem allgemeinen Beyfalle schreibe ich Ihnen kein Wort. Nein, mein liebster Herr Professor; aber von dem allgemeinen Nutzen, von der Erfüllung Ihrer Absichten möchte ich Ihnen recht viel und oft schreiben. Dann werde ich Sie nicht, wie itzt, um Vergebung bitten, daß ich Ihre nützlichern Beschäftigungen durch Briefe unterbreche. Anstatt der Antwort, die ich aus eben dieser Ursache durchaus verbitte, lassen Sie mich nur zuweilen durch gute Freunde wissen, daß Sie recht gesund sind. Wie sehr habe ich mich gefreuet, als ich kürzlich hiervon eine angenehme Nachricht erhielt! Ich weis, Sie sind von meiner Hochachtung und Ergebenheit längst versichert, und ich darf mich nur, nach allen Gesinnungen der Freundschaft, unterschreiben

Ihren

C. L. v. Hagedorn.

---

342. (111.)

An C. L. von Hagedorn.

1766.

Theuerster Herr von Hagedorn,

Sie haben mich Ihrer Gewogenheit und Freundschaft auf die gütigste und überzeugendste Art versichert; dafür danke ich Ihnen heute als für eine große Wohlthat, und versichre Sie zugleich auf meiner Seite, daß ich Sie schon so lange verehre und liebe, als ich Ihren Namen und Ihre Verdienste kenne, und dieses ist sehr lange. Daß Sie ferner in Ihrem gütigen und mir schätzbaren Briefe meine Vorlesung für eine dem Publico nützliche Schrift erklären, dieses ist für mich der größte Lobspruch; und ich will mich von nun an bemühen, dem Ausspruche einsichtsvoller Männer in diesem Stücke mehr zu glauben, als meinem furchtsamen und betrüglichen Herzen. Uebrigens empfehle ich mich Ihrer fernern Liebe, wünsche Ihnen Leben, Gesundheit und alle Wohlfahrt, die man nur verdienten Männern wünschen kann, und bin, so lange ich lebe, mit einem Herzen voll Hochachtung und Ergebenheit

G.

343.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 15. März 1766.

Sie haben mich mit Ihrer moralischen Vorlesung durch den Herrn Geh. Cammerrath Wagner beschenkt. Sie wissen, daß mir alles theuer ist und seyn muß, was mir von Ihnen kommt. In der That, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen sehr aufrichtig für diese Gewogenheit danke; die nehmliche Gewo-

genheit, die ich mir gleich in meinem ersten Briefe von Ihnen auszubitten wagte.

Und wie gütig haben Sie nicht meiner guten Schwester durch Ihr Geschenk Freude gemacht! Ich soll ihr ein ganz kleines Plätzchen in meinem Briefe lassen, damit sie ihren Dank dafür mit ihrem eignen Namen unterschreiben könnte. Das habe ich ihr auch versprochen. Aber, liebster Herr Professor, es ist hier noch soviel Platz, daß ich Sie wohl bitten möchte, mir zu erlauben noch ein wenig bey Ihnen zu bleiben. Ich wünschte ohnedem Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich neulich gehabt habe, und einmal bey Gelegenheit Ihre Meynung davon zu erfahren.

Es ist eine bekannte Pflicht, daß man bemüht seyn soll, die Jahre seines Lebens so nützlich zu erfüllen als möglich, und zuweilen frage ich mich selbst, warum ich lebe und was ich eigentlich in der Welt nütze, und wünsche mir ein Mittel aussindig zu machen, dadurch ich nützlich werden könnte, ohne genöthigt zu seyn, eine von meinen gegenwärtigen Pflichten aufzugeben.

Mein Bruder ist durch Erziehung und eignen Fleiß in den Stand gesetzt, viele und, wie ich hoffen will, nützliche Geschäfte zu übernehmen, die auch seinen Fleiß belohnen und meine Eltern von der Sorge für den größten Theil seines Unterhalts befreyen.

Meine Schwester lernt seit einem Jahre Zeichnen und wird sich vermuthlich der Malerey widmen, theils weil es ihr eignes Talent ist und weil es undankbar wäre, die Gaben der Natur nicht anzuwenden, theils aber auch mit in der Absicht, daß sie, wenn sich keine oder eine nicht hinlängliche Versorgung für sie finden sollte, sie in ihrem Genie und der erlernten Kunst eine Zuflucht finden möchte.

Da dieses Studium eine anhaltende Uebung verlangt und ihr viel Zeit raubt, so kann sie itzt wenig von den Geschäften des Hauses übernehmen, die ich meiner Mutter verrichten helfe. Es

bleibt mir aber dennoch einige Zeit übrig, die ich, wenn ich meiner Neigung folgen dürfte, am liebsten dazu anwendete, daß ich einigen wenigen jungen Frauenzimmern in der französischen Sprache, die ich sehr liebe, und, wenn sie Lust hätten, auch allenfalls bey Gelegenheit in einigen nützlichen Frauenzimmerarbeiten Unterricht gäbe.

Es ist dieses freylich weder der Weg berühmt noch reich zu werden; und das ist auch meine Absicht nicht. Vielleicht aber ist es der einzige Weg, durch welchen ich außer dem engen Kreise unsers Hauses nützlich werden kann. Ich schmeichle mir doch wohl nicht zu viel, wenn ich das hoffe? Soviel ist gewiß, junge Kinder, die von ihren Eltern verkehrt erzogen werden oder sich von ihnen lauter eigensinnigen und gebieterischen Widerspruch vermuthen, nehmen oft williger die Lehre oder den Rath einer fremden Person an, von der sie wissen, daß sie sich selbst und ihr eignes Ansehen nicht mit dabey in Gedanken haben, und keine Herrschaft über sie zu behaupten verlangen kann. Auch macht oft ein Unterricht, der mit einem freundlichen Lächeln begleitet und nicht im stolzen Tone des Befehls ausgesprochen wird, mehr Eindruck auf ein junges Herz, als das Beste, was eine sonst kluge Mutter oder Hofmeisterin sagen kann, welche der Ernst des Alters und die Gewalt und die Gewohnheit zu befehlen und zu strafen schon unangenehm machen. Und wie viele Erziehungen sind nicht so beschaffen, daß es für eine junge Person schon ein großer Vortheil heißt, wenn sie nur täglich eine Stunde in einer Gesellschaft zubringen kann, wo sie etwas Gutes hören oder lesen und auf eine unschuldige Art ruhig und vergnügt seyn darf! — Dieses war der Einfall, liebster Herr Professor, von dem ich noch keinem Menschen, außer meiner Schwester, ein Wort gesagt habe. Es giebt Vorurtheile, seltsame Vorurtheile, in denen gar nichts Wahres ist, die man doch wider recht gute Sachen gelten läßt, und die einen aufhalten, ob sie das gleich

nicht thun sollten. Eben deswegen giebt es auch viele Dinge, die weder unanständig noch der wahren Ehre zuwider, oft löblich sind, und von denen man doch nicht einmal mit allen rechtschaffenen Leuten reden kann. Nur solchen kann man alles sagen, deren Denkungsart so richtig, so delicat und zugleich so simpel ist, als die Ihrige; und diese weiß ich nirgends so sicher zu finden, als bey Ihnen. Verzeihen Sie mir also, theuerster Herr Professor, wenn ich Sie bitte, mir einmal nach Ihrem Gefallen zu sagen, was Sie ungefähr dazu denken; ob ich wohl meinem Vater einen solchen Vorschlag thun könnte?

Ich vermuthe mir einigen Widerspruch. Deswegen wünsche ich durch Ihren Rath dazu aufgemuntert oder davon zurückgehalten zu werden. Mein Vater versorgt mich mit allem, was ich brauche, und er wird es gewiß, so lange ers im Stande ist, mit Freuden thun. Indessen wäre mirs ein unschuldiges und wahres Vergnügen, wenn ich ihm einen Theil dieser Sorgen abnehmen könnte. Vielleicht wäre es sogar vorsichtig, wenn ich, gleich meinem Geschwister, ein Hülfsmittel auf die Zukunft festsetzte, damit ich, wenn es Gott gefallen sollte, uns unsern Vater, der zwar, ihm sey Preis und Dank dafür! itzt noch gesund und munter, aber doch schon acht und funfzig Jahr alt ist, hinwegzunehmen, ich nicht erst in die Verlegenheit käme zu wählen, was ich thun sollte.

Sie, bester Herr Professor, kennen übrigens meine Gedanken von der Geringschätzigkeit der Umstände dieses Lebens in Absicht auf zeitliches Glück und Ehre. Sie wissen, aus was für sichern Gründen ich mit Allem zufrieden bin, was hier mein Loos seyn kann. Da ein viel Weiserer als ich, derjenige, dessen Werk ich bin, mein Schicksal ordnet und bestimmt hat, so weiß ich, daß ich nichts zu thun habe, als seinen Beystand anzurufen, daß ich den Plan seiner Weisheit nicht durch das, was ich thue oder werde, verunstalten, sondern vielmehr dasjenige thun und bleiben

möge, was er will, das ich thun und seyn soll. Das macht mich ruhiger, fröhlicher und heiterer, als viele Menschen, die ich kenne, weil ihnen zum Theil die nöthige Bereitwilligkeit fehlt, dem Winke der göttlichen Vorsehung zu folgen und denselben ohne Ausnahme für gut zu erkennen. Ich bin freylich auch immer glücklich gewesen. Selten ist meine Hoffnung hintergangen worden, weil ich wenig gewünscht habe, und selbst zu befürchtende Dinge befürchte ich nicht, weil ich meiner Pflicht, der göttlichen Hülfe zu vertrauen, keine Grenzen setze, die, wie Young sagt, auch durch einen Sturm erretten kann.

Aber, bin ich von mir selbst so weise geworden? Nein, liebster Herr Professor, das maaße ich mir nicht an, und das würden Sie mir auch nicht glauben.

Leute, die viel gelitten haben, mögen vielleicht durch mehr als natürlichen Trost oder durch die höhere Weisheit, die sie aus ihren ausgestandenen Prüfungen als einen Gewinn und Lohn davontragen, oder auch, wenn es die Schwachheit der Natur erfordert, durch die Abwechselung einiger glücklichen Begebenheiten aufgerichtet und gestärket werden müssen. Eben so nöthig mag es seyn, die vereinigte Jugend, Gesundheit und Fröhlichkeit, die keinen Schmerz oder Leiden kennt, die der Zerstreuung, Thorheit oder Gedankenlosigkeit so leicht begegnet und sich damit verbindet, durch einen plötzlichen Unfall oder einen empfindlichen Schmerz, von dieser gefährlichen Gesellschaft zu trennen und dem heilsamen Kummer zu überliefern, der sie mit der Ernsthaftigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung ihrer selbst, bekannt machen soll. Ich erinnere mich und schäme mich einer unglückseligen Zeit in meinem Leben, wo es mir Mühe kostete, einen ernsthaften Gedanken zu finden und mich dabey aufzuhalten.

Das Unglück des Kriegs, auf gewisse Weise; der Kummer andrer Menschen, den ich sah, und solcher, die mir sehr lieb und nahe waren; noch mehr aber ein doppelter Verlust, den ich in

der Freundschaft erlitt, brachten mich wieder zu mir selbst. Muß ich nicht die göttliche Erbarmung preisen, die mich gewürdigt hat, mich zurück aus der Welt in mich selbst und in die Zukunft zu führen, und mir Lehrer zur Tugend zu geben, die ich so nöthig hatte? — Youngs Nachtgedanken waren mir wohl vorher schon bekannt, aber ich konnte sie nicht lesen; ich verstund sie so wenig, als eine fremde Sprache. Nun aber konnte ich sie lesen, sie verstehen und empfinden. Mit welcher Begierde und mit welcher Theilnehmung las ich sie damals nicht! Dieses Buch hat mir unschätzbare Dienste geleistet. Gott belohne den gesegneten Verfasser auch dafür in alle Ewigkeit! Es verwandelte meine Thränen in Freude und meinen Schmerz in Weisheit und Muth. Meine besten und richtigsten Grundsätze habe ich von dieser Zeit her. Ich bin viel glücklicher, als ich sonst war. Meine ehemalige Ruhe war Abwesenheit und Unwissenheit des Uebels; meine gegenwärtige ist tiefeingedrückte, aus Erfahrung herfließende Kenntniß und Ueberzeugung von der Unzuverlässigkeit, Vergänglichkeit und Eile der Freuden, der Leiden und der Tage dieses Lebens, und eine gläubige Erwartung des Zukünftigen.

Ich bin also in einer Art von Sicherheit gegen die Zufälle des Lebens. Der Traum, den ich gelebt habe, hat mir Unterricht von dem Werthe desjenigen gegeben, den ich vielleicht noch leben soll. Welcher König kann seine Krone theurer achten, als ich die Freunde, die ich verlor? Und wie unsicher sind Kronen und Freunde! — Es ist höchst traurig, daß unendliche Seelen sich durch vergängliche Freuden entzücken, durch endlichen Schmerz niederschlagen lassen. Alles Endliche ist nichts gegen die Unendlichkeit.

Aber soll denn der trostreiche Contrast der Vergänglichkeit und Unendlichkeit die heilige Flamme der Freundschaft in unsrer Brust auslöschen, weil sie uns hier in der Welt nur Freuden gewährt, die unterbrochen und verdunkelt werden können? —

Digitized by Google

Das sey ferne! Er soll nur unsere Trübsal erleichtern; denn dieser ist die Unendlichkeit versagt, weil sie dem Frommen nicht über das Grab hinaus folgen darf. Ein Vorrecht, welches nur die Freude behauptet! Mit der unsterblichen Freude aber, mit den Freuden der Freundschaft, die bestimmt sind, unsern gegenwärtigen und künftigen Zustand zu beseligen, mag sich unser Herz immer aufs zärtlichste verbinden. Sie sind nicht verloren, und wenn wir der Menschlichkeit die ihr gehörigen Thränen bezahlt haben, dann lernen wir, welch ein Trost, welch eine Aufmunterung es ist, in eine Ewigkeit übergehen zu können, wo wir sie wieder finden und ihrer ungestört genießen.

Mit solchen Aussichten liebe ich Sie, theuerster Herr Professor. Ist es wohl möglich, daß ich jemals aufhören könnte, es zu thun?

C. C. Lucius.

Erlauben Sie mir, theuerster Herr Professor, daß ich Ihnen mit eigner Hand, für das unerwartete und so schätzbare Geschenk danke, das Sie mir gemacht haben. Womit habe ich mir Ihre Gütigkeit verdient? und womit kann ich die dankbaren Regungen ausdrücken, die sie in mir erweckt hat?

Auguste Friederike Lucius.

344.

An Caroline Lucius.

L. d. 20. März 1766.

Liebste Mademoiselle!

Ihr Einfall oder vielmehr der Wunsch Ihres Herzens, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe entdecken, ist in meinen Augen

allerdings löblich und vortrefflich, und wenn ich mir vorstelle, daß Sie Gelegenheit hätten, in dem Hause Ihrer lieben Eltern einige Ihnen anvertraute Kinder, gleich einer Beaumont, zu unterrichten und zu bilden, so wüßte ich nichts, was Sie für sich und die Welt Rühmlicheres und Nützlicheres thun könnten; denn daß Sie zu diesem wichtigen Geschäfte vor tausend andern Personen Ihres Geschlechts Geschicklichkeiten und Naturgaben besitzen, davon bin ich völlig überzeugt. Aber, liebe Mademoiselle, die Hauptsache bleibt doch stets die Einwilligung Ihrer Eltern. Ehe also Ihr Herr Vater diesen Gedanken nicht weiß und gut heißt, so dürfen Sie ihn, so gut er auch für sich betrachtet ist, dennoch nicht fortsetzen. Endlich ist die Frage: Wollen Sie blos einigen Kindern aus guten Familien, die täglich zu Ihnen kommen, Unterricht in Sprachen und weiblichen Geschicklichkeiten ertheilen? Oder wollen Sie ein und das andere Kind zu sich ins Haus nehmen und seine ganze Erziehung besorgen? Welches wäre Ihnen lieber? Und welches nach den Umständen Ihres Hauses thunlicher? Und in welchem Falle könnten Sie sich am ersten versprechen, Schülerinnen zu bekommen? Denn daß Sie ganz und gar in ein fremdes Haus treten und die Erziehung daselbst übernehmen sollten, dieß wird Ihr Herr Vater nicht zugeben und ich billige es überhaupt auch nicht. Kurz wenn Ihr Herr Vater seine Einwilligung dazu giebt, so bin ichs herzlich zufrieden, daß Sie das Amt einer Beaumont auf einige Zeit übernehmen, aber in Ihrem eignen Hause. Wenigstens könnten Sie mit Einem Kinde einen Versuch machen, und auch Herrn Zeisen, der Ihre Umstände besser kennt, als ich, um Rath fragen; vielleicht auch die Frau Geh. Cammeräthin Wagner oder die Frau Gräfin Vitzthum. Dieß mag also genug seyn auf heute, meine liebe Freundin. Ich grüße Ihre gute Jgfr. Schwester und Ihr ganzes Haus ergebenst.

Gellert.

Digitized by Google

345. (112.)

An Chr. G. Heyne.

L. d. 31. März 1766.

Sie haben zu günstig von meiner kleinen Schrift geurtheilet, aber ich will Ihnen auch nicht sowohl für den Lobspruch selbst, als für die liebreiche Art danken, mit der Sie ihn mir ertheilet haben. Wollte Gott, ich wäre ganz der gute Mann, der ich in Ihren Augen bin! Indessen bitte ich nichts desto weniger um Ihre fernere Liebe und Freundschaft, und versichere Sie der meinigen und aller meiner Hochschätzung mit dem aufrichtigsten Herzen. Professor Heynen, so sage ich oft unter meinen Freunden, auch laut vor meinen Zuhörern, ach, den hätten wir bey uns behalten sollen! und ich habe noch vor wenig Tagen diesen Wunsch gedacht und gefühlt, da ich Ihre vortreffliche und bescheidne Vorrede zu dem zweyten Bande des Auszugs der Allgemeinen Welthistorie las. Gott lasse es Ihnen, theuerster Freund, in einem langen, der Welt nützlichen und für Sie zufriednen Leben wohlgehen. Mit diesem Wunsche umarme ich Sie, und bin zeitlebens

G.

346.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 4. Apr. 1766.

Ihr braucht doch wohl in Eurer Haushaltung Geld; also will ich Euch Euern Antheil auf den Monat May und Junius immer voraus schicken. Habt Ihr mehr nöthig, oder leidet Friedrich Mangel; nun so schreibt mirs eilig, ich kann und

will Euch mehr schicken und so viel als Ihr braucht. Auch folgt ein Thaler für Arme. — Ich weis Euch jetzt nicht viel zu sagen; denn klagen, ach das ist oft Unzufriedenheit und Undankbarkeit. Was ists mehr, ob unsere Noth groß oder klein ist; genug, wenn uns Gott Kraft und Geduld verleiht sie zu tragen. Durch Stilleseyn und Hoffen sollen wir stark werden. Gott erhalte und beglücke Euch und Eure Kinder und Kindeskind. Grüßt unsre ganze Freundschaft herzlich von mir. Lebt wohl.

G.

347.

An Caroline Lucius.

L. d. 13. Apr. 1766.

Liebste Mademoiselle!

Also werden Sie, wenn Sie Gelegenheit finden, das Amt Kinder zu guten und nützlichen Menschen zu bilden, dieses wichtige Amt, mit Einwilligung Ihres Herrn Vaters, wirklich übernehmen?*) Nun, so wünsche ich Ihnen denn im Voraus Glück und von Herzen den göttlichen Segen dazu. Bleiben Sie bey diesem Vorsatze, wenn er auch anfangs mit vielen Schwierigkeiten verbunden seyn sollte, und denken Sie, daß Gutes thun allerdings Mühe kostet, aber für unser Herz auch die natürlichste Freude und durch sich selbst schon die größte Belohnung sey, und wenn wir nicht allein aus Neigung, sondern auch aus Religion, das Gute unternehmen und ausführen, wie glücklich dürfen wir uns alsdann schätzen! Getrost also! — Ihr Brief an die nun-

*) (S. die Briefe v. 25. März und 5. April: No. 138 u. 139 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.

mehrige Gräfin Bünau*) ist nicht nur bestellt, sondern die Gräfin Vitzthum will ihn, es sind ihre eignen Worte, entweder bald schriftlich oder doch binnen drey Wochen in Dresden mündlich beantworten. Ich habe die neue Frau den Tag nach ihrer Vermählung, die in der äußersten Stille zu Welkau vollzogen worden (den 8. April), besucht, sie gelassen und bey aller Kränklichkeit zufrieden und an der Hand eines sehr würdigen Mannes gefunden. Vielleicht soll ich dieses Glück auch bald von Ihnen hören und sagen können.

Leben Sie wohl.

Gellert.

---

348. (183.)

Heyne an Gellert.

Göttingen, d. 11. Mai 1766.

Mein theuerster Herr Professor,

Wie gütig ist es von Ihnen, daß Sie eine Handlung von meiner Seite, die ganz in der Ordnung war, und ganz keine Aufmerksamkeit verdiente, zu einer Veranlassung machen, mir eine schätzbare Versicherung von Ihrer Achtung und Freundschaft zu geben! So stumpf und fühllos mich eine gewisse Erfahrung gegen den gelehrten Ruhm gemacht hat: so empfindlich bin ich gleichwohl bey dem Beyfall erechtschaffner und verdienstvoller Männer. Allein bey der Zufriedenheit, die Sie mit mir bezeugen, mein liebster Herr Professor, empfinde ich mehr als bey dem kahlen Lobe einer ganzen Welt; denn mein Herz wird dabey beruhiget, und mit innerer Selbstzufriedenheit erfüllt. Eifrig werde ich mich mein ganzes Leben durch bestreben, diese Zufriedenheit mir

*) (Vorher Fräulein Schönfeld.)

zu erhalten, sie mehr zu verdienen, und mir auch dann einmal Ihren Beyfall zu erwerben, wann verklärtere Einsichten in einer andern Welt mich beurtheilen werden. Mein Vaterland hatte keinen Winkel für mich, wo ich in einem geringern Maaße von Unbequemlichkeiten mein Leben im Verborgnen hätte hinwallen können. So abgeneigt als ich auch für den Stand eines Gelehrten von Beruf, und für das Leben auf einer Akademie war, so hatte mich doch die Vorsehung dazu bestimmt. Meine Unterwerfung hat mich viel gekostet, doch die Erfahrung hat mich auch hierinnen gelehret, daß ihre Wege Liebe sind. Mein Leben ist so einfach, so unschuldig, so ruhig, als ich es in Dresden nie hoffen konnte. Dieß wird Sie erfreuen, mein bester Herr Professor; deswegen spreche ich zuversichtlicher, als ich es sonst bey der Ungewißheit und dem Unstäten der menschlichen Dinge zu thun wage. Gott erhalte Sie gesund, und lasse Sie noch lange Tugend und Religion einer Jugend einpflanzen, die auf unsern Akademien sonst leider auf Gelehrsamkeit fast allein angeführet wird. Alle Ihre Freunde grüßen Sie, Niemand aber mit innigerer Hochachtung als meine Frau. Ich bin zeitlebens

Ihr

ergebenster Freund und Diener

Heyne.

349.

An Caroline Lucius.

L. d. 23. Juni 1766.

Liebste Freundin!

Also ist es schon ein Jahr, daß Sie uns in Leipzig besucht haben? Flüchtiges Jahr! Nun so danke ich Ihnen denn

heute noch einmal für die unerwartete Freude, die Sie uns um diese Zeit des vorigen Jahres gemacht haben, und wünsche, daß die Erinnerung derselben auch eine beständige Freude für Sie bleiben mag. Könnten Sie doch nur auch Ihre Freundin in Cotbus*) in diesem Jahre so unvermuthet überfallen! Wünschen Sie ihr in meinem Namen die zufriedenste Ehe, und denken Sie bey dem Beyspiele Ihrer Freundin an die Pflichten, Freuden und Unfälle dieses Standes, der wahrscheinlicher Weise auch Ihr Stand bald werden kann. Schon habe ich mich wieder ausgeschrieben, so kraftlos bin ich. Doch ein kurzer Brief von einem Manne, dem das Schreiben herzlich sauer wird, ist wenigstens ein Beweis, daß er gern an Sie schreibt. Leben Sie wohl mit den lieben Ihrigen.

Gellert.

---

350. (86.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 12. Aug. 1766.

Ein Tuchmachergeselle aus meiner Vaterstadt, mit Namen Höpner, schon zwey und zwanzig Jahr alt, kam vor einigen Wochen nebst seinem Vater zu mir, sagte, daß er ein Anliegen hätte, welches er mir aus Blödigkeit nicht wohl mündlich entdecken könnte, und übergab mir darauf den französischen und lateinischen Brief, den ich Ihnen hier beylege. Aus denselben, liebster R**, werden Sie sehen, daß der Mensch, nachdem er in der Jugend den Donat einigermaßen gefaßt, nachher bey seinem Handwerke, ohne allen mündlichen Unterricht, durch Hülfe

*) (Dem. Kirchhof, die sich am 26. Mai mit Dr. Gülde, Bürgerm. in Cottbus, verheirathete.)

Digitized by Google

der Grammatik das Lateinische und Französische, meistens in der Nacht, getrieben, und bis zum Lesen und leidlichen Schreiben gebracht hat. Dieser Mensch, der eine gute Miene hat, bescheiden und vernünftig spricht, möchte gern noch studieren. Ich ließ ihn mit der Antwort von mir, daß, wenn ich ihm einen Tisch im Convictorio auf drey Jahre binnen hier und Michaelis auswirken könnte, er in Gottes Namen studieren sollte. Diesen Tisch habe ich. Nunmehr suche ich für diesen armen Menschen sechs Gönner, die ihm auf drey Jahre jährlich mit zwölf Thalern bey seinem Studiren unterstützen sollen, und einer von diesen Gönnern, gutthätiger R**, sollen Sie seyn. Dieses ist meine demüthige Bitte im Namen Höpners; und ich weis, Sie gewähren mir dieselbe gern. Von Michaelis an soll er hier studiren, und, wenn es möglich ist, in meinem Hause wohnen.

Den französischen Brief schicken Sie mir unbeschwert bald wieder zurück.

Ich umarme Sie und bin zeitlebens der Ihrige, so wie der Verehrer und Freund Ihrer guten Gemahlinn.

G.

351.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 25. Aug. 1766.

Theuerster Herr Professor!

Herr Tachselt*) wünscht, Ihnen bey seinem ersten Besuche nach seiner Dresdner Reise einen Brief von mir zu überreichen.

*) (Tachselt war verlobt mit Friederike Auguste Lucius, Carolinens Schwester; s. No. 129 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

Ich kann ihm seinen Wunsch unmöglich versagen; ich finde zu viel Ursachen in meinem Herzen, diese Gefälligkeit für ihn zu haben. Und auch ohne alle diese Ursachen wäre es werth, daß ich ihm ein jedes Vergnügen machte, das nur in meiner Gewalt steht. Er ist so ganz der Freund unsers ganzen Hauses und auch mein eigner Freund geworden. Ich glaube kaum, daß ich recht daran thue, wenn ich meine ältern Freunde viel mehr lieben wollte, als ihn; denn er verdient gewiß meine ganze Freundschaft und mein ganzes Vertrauen, er, der Allen, die ich liebe, so theuer ist! — Die sieben Wochen, die er hier zugebracht hat, sind sehr reich an Freuden und Glück für unsre Herzen gewesen. Wie süß ist mir der Gedanke, liebster Herr Professor, daß Sie itzt, da Sie diesen Brief lesen werden, einen Menschen gesehen und gesprochen haben, dem Sie schon müssen angesehen haben, daß er mit uns, seinen hiesigen Freunden, sehr zufrieden ist, daß er alles liebt und schätzt, was Ihrer Caroline angehört und ihr lieb ist, und daß er seinen hiesigen Aufenthalt ungern verlassen und die Zeit, die er hier zugebracht hat, nicht bereuet, sondern für eine der glücklichsten und vergnügtesten seines Lebens hält und dieses durch die unschuldigen Freuden, die wir mit unserm Seydel (denn diesem sind wir eigentlich die genaue Bekanntschaft des guten lieben Tachselt schuldig) gemeinschaftlich genossen haben. Wie oft, bester Herr Professor, sind Sie mitten unter uns gewesen! Ja, oft haben Sie unsre Freude beseelt. Herr Tachselt spielte uns oft auf dem Claviere vor. Er spielt die meisten Bachischen Melodien Ihrer Lieder. Er lehrte mich einige singen, welches nach seinem Claviere leichter ist, als nach meines Seydels Flöte, ob ich sie wohl da lieber höre. Einmal, es war Sonntags, hatte mir Seydel einen rührenden Brief geschrieben, der sich mit der letzten Strophe Ihres schönen Gedichts von der Freundschaft schloß. Er hatte mich bis zu Thränen gerührt. Abends waren wir alle beysam-

men. Unser Tachselt spielte: Sey ohne Freund ꝛc. Stellen Sie sich vor, daß über der Commode, wo das Clavier stand, Ihr Portrait hängt und der Kopf davon über dem aufgemachten Clavier-Deckel hervorsah, auf Tachselt sah, welcher spielte. Zur Linken stand mein Fritzchen, die voll Empfindung zuhörte, zur Rechten neben Tachselt ich, Seydel hinter uns und hielt meine rechte Hand. Wir dreye sangen. Meine Mutter saß dicht bey uns vergnügt und still. Bey der letzten Strophe dachte ich an Seydels Brief; ich wandte mein Gesicht nach ihm um, indem ich seine Hand ein wenig drückte. Er riß sich schnell los voll Bewegung und vergoß einige Thränen der Freude. Bald darauf kam er wieder zu mir, zeigte auf Ihr Bild und sagte: „O könnte er Zeuge unsrer Empfindungen und unsrer Freuden seyn: welche Belohnung für sein Herz!“ — So hat uns Ihr Bild oft zugesehen. Wären Sie es doch selbst gewesen! Nicht Eine Empfindung, nicht Ein Gedanke ist in allen unsern vereinigten Herzen, den Sie zu billigen sich bedenken würden und gewiß, oft, recht oft wären wir Ihrer Gegenwart werth.

Heute ist ein Gallatag, unsers Xavier's Geburtstag. Wir haben ihn gefeyert. Wir sind gleich um vier Uhr aufgestanden, sind mit unserm Seydel in den Plauischen Grund gegangen, und haben uns da einen der vergnügtesten Morgen unsers Lebens gemacht, für den sich's, wie eben Seydel auf dem Rückwege sagte, auf den Abend Gott recht herzlich wird danken lassen. Unser Tachselt war uns immer gegenwärtig; denn wir waren auch vor einigen Wochen an einem so schönen Morgen mit ihm da gewesen, und nur noch vorgestern früh brachten wir einige glückliche Stunden mit ihm im großen Garten zu, begleiteten ihn hernach auf seine Stube, blieben eine kleine halbe Stunde bey ihm und bald darauf gieng er mit der Post nach Frey-

Digitized by Google

berg, und ließ uns die stärksten Versicherungen seiner Freundschaft zurück.

Mein liebster, bester Herr Professor, da Sie oft so kränklich und so schwach sind, daß auch eine kleine Lectüre Ihnen zur Arbeit und zur Beschwerde werden kann, so sollte michs vielleicht reuen, daß ich Ihnen einen so entbehrlichen Brief geschrieben habe. Aber ich weiß nicht, es ist mir immer, als obs Ihnen keine Arbeit seyn würde, wenn Sie sich denselben von Herrn Gödicken vorlesen ließen; als ob Sie an meinen Freuden sogar einigen vergnügten Antheil nehmen würden. Und ich, ich bilde mir ein, durch diesen Brief meine Freuden auf gewisse Weise mit Ihnen, meinem theuersten, verehrungswürdigsten Freunde, getheilt und sie mir dadurch noch feyerlicher und doppelt rührend gemacht zu haben. Vielleicht denke ich auch, daß die wahre, herzliche und gewiß unaufhörliche Freundschaft dieses schätzbaren Mannes, den Sie lieben, für unser ganzes Haus und mich, uns Ihnen noch werther machen könne, und daß Sie darinnen einen neuen Bewegungsgrund finden werden, uns zu lieben. Ich werde Sie aus den wichtigsten und dringendsten Bewegungsgründen zeitlebens verehren und lieben, und das wird mit mir unser ganzes Haus thun.

C. C. Lucius.

Unser lieber Herr Zeis hat seine Familie vor vier Wochen durch einen kleinen lieben Sohn vermehrt gesehn, und zu seiner desto größern Freude befinden sich die Mutter und der Sohn vollkommen wohl. Doch vielleicht hat er Ihnen schon selbst davon Nachricht gegeben.

352.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 29. Aug. 1766.

Nur ein Paar Worte. Sagt doch Martin, daß er, wenn er nach Leipzig kömmt, zu mir schickt. — — Ich leide seit ein Paar Wochen an Husten und Hüftschmerz; doch sind sie, Gott Lob, nicht anhaltend, und ich kann noch dabey das Meinige verrichten. Getrost; das Leiden, so bitter es ist, ist auch Wohlthat für uns; und Gott giebt uns ja weit mehr Gutes, als wir verdienen, und weit weniger Uebel, als wir verschuldet haben. Es folgt ein Thaler für Arme. Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euern Kindern. Ich grüße alle unsre Freunde herzlich.

G.

353.

An Caroline Lucius.

L. d. 9. Sept. 1766.

Liebste Freundin!

Wenn ich Ihnen sage, daß ich an den Freuden Ihres Hauses und der Freunde desselben herzlichen Antheil nehme, so habe ich Ihnen zugleich gesagt, daß mir Ihre drey letzten Briefe *) vorzüglich angenehm gewesen seyn müssen, da sie voll von lauter frohen Nachrichten, Sie und Ihre liebe Schwester und Ihre Freunde betreffend, voll von glücklichen Vorbedeutungen waren. Nun für diese frohen Nachrichten will ich Ihnen heute und noch

*) (In dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius sind es nur zwei: der eine No. 144, vom 22. und 23. Juli, der andre vom 25. Aug. No. 145, hier unter No. 351 mitgetheilt.)

oft danken. Herr Tachselt war noch ganz in Ihrem Hause, als er mir Ihren Brief mit einigen mündlichen Supplementen brachte, und ich, ich war noch ganz krank und hörte ihn dennoch gern an. Ja, liebe Mademoiselle, auch heute noch, und da ich dieses schreibe, fühle ich alle meine Beschwerlichkeiten und lege die Feder schon nieder. Genug, daß ich ein paar Worte habe mit Ihnen reden können. Also will ich nicht klagen, sondern Gott danken, daß ich nicht ganz darnieder liege. Ich grüße und segne Ihr ganzes liebes Haus und empfehle mich Herrn Seydeln bestens.

Gellert.

354.

An dieselbe.*)

L. d. 2. Dec. 1766.

Meine liebe Freundin!

Ihr langer Brief oder vielmehr Ihre beredte Geschichte zweyer jugendlicher Herzen, die einander lieben und verdienen, hat mir sowohl wegen der unschuldigen Liebe, als der Schreibart und des Vertrauens wegen, das Sie mir dadurch bezeugen, nothwendig interessant seyn müssen, und wie natürlich ist der Wunsch für mein Herz, daß ein günstiger Ausgang diese Liebe beglücken möge! Gott lasse ihn bald erfolgen, wenn es seiner Weisheit gefällt! Hoffen Sie beide das Beste bey Tugend und

*) Der Brief, auf welchen der obige eine Antwort ist, war nicht zur Mittheilung geeignet, und ist von Fr. Pastor Schlegel zurückbehalten worden. Sein Inhalt bezieht sich auf ein nahes Verhältniß zwischen Gellerts Correspondentin und dem oft erwähnten Herrn Seydel. Ebert.

Klugheit und im Vertrauen auf den Stifter der Ehen. Hätte ich Vermögen, so würde ich bitten, daß Sie mich für Ihre Ausstattung sorgen ließen. Aber getrost! An dem, was wahrhaft glücklich macht, läßt Gott es Keinem fehlen. Und Ihr Lotteriegewinnst ist ja auch ein Beweis der göttlichen Vorsorge. Ich leide seit etlichen Tagen an meinem Husten und Hüftweh, aber ich leide sehr erträgliche Schmerzen; das sey Gott gedanket. Grüßen Sie Ihr ganzes Haus, Ihre liebe Schwester, Ihren Herrn Bruder und den guten Seydel bestens von mir.

Gellert.

---

355. (87.)

[An Herrn v. Rochow.]

L. d. 5. Dec. 1776.

Sie sind so gütig gewesen, und haben mir zum Besten des guten Höpners drey Louisdore überschickt. Seyn Sie nun auch so gütig und hören Sie die kurze Geschichte seines Studirens an. Er kam die Woche vor der letzten Messe zu mir, ward gleich in den ersten Tagen hypochondrisch krank, trank das bittre Wasser, blieb krank, und die Aerzte thaten den Ausspruch, daß er nicht studiren, sondern zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens bey dem Handwerke bleiben solle. Er gieng also nach vier Wochen gelassen und getrost wieder nach Hause, und sagte: „Nun sehe ich, und weis es, daß es Gott nicht haben will, daß ich studiren soll; was kann ich mehr verlangen?“ Ich wandte fünf Thaler von Ihrem Gelde zu Büchern für ihn an, und zehn Thaler von dem Zuschusse eines andern Gönners gab ich ihm, daß er dafür Bürger und Meister in Haynichen

werden sollte. In der That, liebster N**, es ist ein sehr guter Mensch, voll gesundem richtigen Verstand, voller Liebe zur Religion, und zu allem, was edel und anständig ist, voller Fähigkeit und Wißbegierde, und zugleich voller Bescheidenheit und Demuth, der seinem niedrigen Stande Ehre macht, und einst zu Haynichen ein brauchbarer und für seine Vaterstadt nützlicher Mann seyn wird. Aber nun, theuerster Freund, was soll ich mit dem Reste Ihrer Wohlthat, die nunmehr aufgehöret hat, Wohlthat zu seyn, was soll ich mit den noch übrigen zehn Thalern anfangen? Disponiren Sie selbst über Ihr Eigenthum, und erlassen Sie mir die Pflicht, es zu verwahren. Genug, der junger Höpner braucht nunmehr dieses Geld nicht, und hat auch schon durch Ihre Freygebigkeit Bücher. Indessen danke ich Ihnen, guter N**, nebst meinem Landsmanne mit einem Herzen voller Liebe und guten Wünschen für Ihre und Ihrer theuersten, besten Gattinn beständige Wohlfahrt und Zufriedenheit. Gott segne und erhalte Sie beide! Lieben Sie mich und schreiben Sie bald an mich.

G.

356.

An Caroline Lucius.

L. d. 9. Dec. 1766.

Liebste Mademoiselle!

Allerdings wird es Ihre Pflicht und eine Beruhigung für Ihr Herz seyn, wenn Sie dieses Ihr Herz bey einer glücklichen Stunde Ihren lieben Eltern entdecken. In dieser Absicht sende ich Ihnen Ihren Brief, der mir das Geheimniß entdecket hat, und zwar durch die Hand des guten Tachselt's, der es kaum

Digitized by Google

verbergen kann, wie gern er in das Luciußische Haus eilet. Also bekommen Sie nunmehr wieder einen Freund näher und mit ihm viele Freuden, die ich Ihnen und Ihrer Jgfr. Schwester und Ihrem ganzen Hause gönne.

Gellert.

---

357. (114.)

An den Herrn von R***.

1766.

Ihr letzten Brief habe ich sehr spät bekommen. Allein so spät ich ihn auch bekam, so ist er mir doch außerordentlich angenehm gewesen, nicht allein wegen der guten, natürlich schönen Schreibart, in der Sie trefflich zugenommen haben, sondern auch wegen seines Innhalts, der nichts als gutes Herz, nichts als Liebe für mich, Ihren Freund, und Wünsche für meine Wohlfahrt redt und enthält. Möchte ich doch nunmehr bald einen Brief von Ihnen bekommen, der nichts als gute und frohe Nachrichten von Ihrem Glücke enthielte, das sich Ihnen itzt nur noch in der Entfernung zeigt! Doch getrost, liebster Herr von R**! Fahren Sie fort, wie Sie rühmlich thun, im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die Sie bisher so wunderbar geleitet hat, für die Verdienste zum Amte zu sorgen und zu arbeiten; für das Amt selbst wird die Vorsehung sorgen. Und welch Glück für Sie ist nicht schon Ihre itzige Verfassung, da Sie in derselben so gute Gelegenheit haben, sich in dem praktischen Theile der Rechtsgelehrsamkeit fester zu setzen! — Sey tugendhaft und arbeitsam, und das Uebrige überlasse Gott! — Dieses ist der sicherste Weg zu unserm Glücke, der sicherste zu unsrer Ruhe — die kürzeste und richtigste Moral. Mit den aufrichtigsten Wün-

schen für Ihre, Ihrer würdigen frommen Mutter und aller Ihrer theuern Angehörigen Wohlfahrt, und mit wahrer Liebe und Hochachtung bin ich zeitlebens

G.

---

358. (88.)

[An Herrn v. Rochow.]

L. d. 13. Jan. 1767.

„Wir sind wohl auf, vergnügt, und dieses in einer glücklichen Eingezogenheit." Dieß ist mit Ihren eignen Worten, liebster R**, die Geschichte Ihres gegenwärtigen Lebens, und, ohne daß Sie vielleicht daran gedacht haben, die vollständigste Beschreibung des ruhigsten und besten Lebens auf Erden. Was könnte ich Ihnen nach aller meiner Liebe, und was könnte sich Ihr christlich genügsames Herz mehr wünschen, als was sie haben, und nicht nur haben, sondern mit einer so guten Gattinn zu genießen wünschen? Gott sey für dieses Glück meines Freundes gedanket.

Warum unsre Herzen, wenn sie eine gewisse stille Traurigkeit fühlen, sie so gern in der Poesie ausdrücken; dieses, guter R**, weis ich so wenig, als Sie. Aber anstatt, daß Sie diese Frage in Ihrem Briefe aufgeworfen haben, wünschte ich lieber, Sie hätten mir dafür einige von Ihren Gedichten beygelegt. — So sind Sie auch zu strenge, wenn Sie glauben, daß Verdienste und Tugend sich fast ganz in den bürgerlichen Stand zurückgezogen. Nein, mein Freund, es giebt in Ihrem Stande noch viel edle und große Seelen; ich selbst kenne derselben viele; und ich denke, Sie mögen es nun zugeben oder nicht, Sie und Ihre tugendhafte Gattinn mit in dieser Zahl. Für diese Ihre theuerste Gemahlinn lege ich hier mein Bildniß, von Bausen, einem

noch jungen, aber schon großen Künstler, gestochen, bey. Wenn ich nicht gefürchtet hätte, dem Künstler einen erlaubten Gewinn zu entziehen: so würde ich nie in diesen Kupferstich gewilliget haben; denn mich selbst zu sehen, auch wenn ich völlig getroffen wäre, ist meine Eitelkeit nicht. — Bey dem lieben Rammler, zu dessen Bekanntschaft ich Ihnen Glück wünsche, fällt mir ein junger Poet in Görlitz, ein Schüler von siebenzehen Jahren, ein, von dem mir der dasige Conrektor, ein sehr rechtschaffner Schulmann, unlängst einige Proben zugeschickt hat. Diese sende ich Ihnen. Erhalten sie Ihren Beyfall, nun so schicken Sie einen Ducaten in die Collecte für den jungen K°°, oder schicken Sie ihn selbst an den Conrektor, wenn Sie mit ihm zum Besten des Jünglings correspondiren wollen.

Ich bin zeitlebens

G.

359.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 28. Febr. 1767.

Ja, der Bruder ist wieder zu Hause, und seine Hochzeit ist in Sangerhausen vollzogen. So viel ich seine Frau kenne, glaube ich zuversichtlich, daß er eine fromme und verständige Frau gewählet hat. Meine Gesundheitsumstände werden täglich schwerer, insonderheit wird mein Kopf hart angegriffen; aber Geduld ist euch noth, daß ihr den Willen Gottes thut, und leidet, was er auflegt; denn er thut uns nicht zu viel; und welch Leiden haben wir nicht tausendmal verdienet. So viel. Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euern Kindern.

G.

---

360. (123.)

An Herrn F°°.*)

L. d. 12. März 1767.

Wie groß ist Ihr Verlust, liebster Freund, und wie herzlich beklage ich Sie! Aber wie groß und christlich ist auch Ihre Gelassenheit und Ergebung in den göttlichen Willen, und wie sehr liebe und bewundere ich Sie deswegen! Herr G[arve] hat mir nämlich Ihren Brief an ihn vorgelesen, und so wie mich der Anfang desselben außerordentlich betrübt hat, so hat mich auch das Ende dieses Briefes wieder gestärket und getröstet. Wie glücklich sind Sie bey Ihrem christlichen Herzen, und bey der Hoffnung des Himmels! Gott beruhige Ihre Seele ferner, theurer Freund, und lasse Sie das Glück lebhaft empfinden, der Vater einer so frommen und liebenswürdigen Tochter zu seyn, die der Herr früh von der Erde in den Himmel rief. Ach Herr, lehre uns täglich bedenken, daß wir zu der Absicht leben, um selig zu sterben! Ich umarme Sie mit Liebe und Hochachtung und bin zeitlebens der Ihrige.

G.

---

361. (124.)

An denselben.

L. d. 6. April 1767.

Sie finden, wie Sie in Ihrem Briefe klagen, bey Ihrem schwerem Verluste, die Gelassenheit und Ergebung in Ihrem

*) (Dieser u. der folgende Brief vermuthlich an den Oberamtssecretair Förster in Breslau, Christian Garves Oheim.)

Herzen nicht, die Sie wünschen und haben sollten. Aber ich finde sie, diese willige Ergebung, selbst in Ihrer wehmüthigen Klage über den Mangel derselben; in dem herzlichen Kummer, daß Sie solche bey sich nicht gewahr werden; in dem Kampfe, Ihren Willen gern dem Willen des Allmächtigen zu unterwerfen, und seine Güte, Weisheit und Gerechtigkeit, auch in den härtesten Schickungen und Trübsalen, zu verehren und anzubeten. Der Geist ist willig! Getrost also, mein Freund, wenn gleich das Fleisch schwach ist, wenn gleich Ihr Herz die Größe seines Verlustes mit Bangigkeit fühlet, und in Klagen und Thränen übergeht. Auch unser göttlicher Erlöser wünschte unter der Angst seiner Seele: Ists möglich, mein Vater, so gehe dieser Kelch vorüber! und dennoch trank er ihn willig, und dennoch sagte er: Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Das Wesen der Ungeduld besteht nicht in den schmerzhaften Empfindungen unserer Seele über das Elend, das uns drückt; nicht in dem Wunsche nach Minderung desselben und Befreyung von unserm Jammer, wenn es Gott gefiele; nicht in Klagen und Thränen, die der Mensch weint, sondern in den harten und argen Gedanken, mit denen das Herz sich an seinem Gott unter der Last der Trübsale vergreift, und bald seine Güte, bald seine Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit entehret und in Zweifel zieht. — Getrost also, theuerster Mann, Ihr Geist, Ihr Herz ist willig, Gott bey dem Verluste, den Sie erlitten, durch eine völlige Ergebung zu ehren; und nur Ihr Fleisch, nur der Mensch ist schwach. Aber er, der das Wollen der Pflicht in uns wirket, wirket auch nach seiner Gnade das Vollbringen, wenn dieses gleich nicht auf einmal, nicht ohne starken Widerstand, und oft nur im geringen Maaße erfolgt. Der Herr hat Geduld mit unsrer Schwachheit; dieß ist der selige Trost unsrer Religion. Und so lange wir wachen, beten und kämpfen, so thun wir seinen Willen, und Er sieht das Herz und nicht das Werk an.

Gott beruhige, tröste und stärke Ihre ihm theure Seele, daß endlich seine auch rauhen und kummervollen Wege Ihren Augen wohlgefallen! Ich liebe Sie; denn wie könnte ich Ihr gutes und christlich gesinntes Herz zu lieben aufhören? Ich liebe Sie, so lange ich lebe, und bitte, daß Sie mir, auch wenn Ihr lieber Vetter nicht mehr um mich ist, Ihren Briefwechsel erhalten, so wie Sie mir Ihre Gewogenheit gewiß ganz erhalten werden, ob ich gleich die gute Meynung, die Sie von mir haben, lange nicht verdiene; denn ach welch ein elender und schwacher Mensch bin ich, der ich Ihren Augen so stark vorkomme! Beten Sie für mich und lieben Sie mich.

G.

---

362. (119.)

An Kästner.

L. d. 13. Apr. 1767.

Theuerster Kästner,

Ich umarme Sie mit einem Herzen voller Liebe und Hochachtung, und danke Ihnen für den heitern Brief, mit dem Sie mich in Ihrem Prorectorat erfreut haben, und für den Commentarium über eine Stelle des Varro, mit dem Sie mich nicht bloß erfreut, sondern meisterlich unterrichtet haben. Zugleich empfehle ich Ihnen einen meiner zeitherigen Zuhörer, einen Dänen, mit Namen Schönheiter, der ein Jahr in Göttingen studiren wird, und der sowohl seines Fleißes, als seiner Geschicklichkeit und seines guten Charakters wegen, Ihrer Gewogenheit und Fürsorge nicht unwerth ist. Außer der theologischen Literatur, die sein Hauptwerk ist, liebt er auch die Mathematik und schönen Wissenschaften, und wird, wie ich sicher hoffe, Ih-

rer Akademie dadurch Ehre machen, daß er gründlich studiret.

Herr Wolkens ist heute nach Dresden gereiset, um dem Grafen von F** vorgestellt zu werden, der einen Hofmeister, und zwar einen mathematischen Kopf, für seinen Sohn von funfzehn Jahren sucht.

Ich liebe diesen Wolkens, und ich hoffe, der Graf, dem ich ihn nachdrücklich und gewissenhaft empfohlen, wird ihn wählen. Die Stelle wird für ihn von allen Seiten, oder doch von vielen, günstig seyn, wenn er sie erhält. Und hiermit leben Sie wohl, guter Kästner, und lieben Sie ohne Aufhören Ihren alten, kranken und redlichen Freund,

G.

Es wird noch ein Däne zu Ihnen kommen, der Mourier heißt, und Lieutenant unter der Dänischen Miliz ist; auch ein sehr guter fleißiger junger Gelehrter, den ich Ihnen ebenfalls bestens empfehle, und der sich Ihnen selbst zu empfehlen wissen wird. Mich aber empfehlen Sie dem lieben Professor Heyne, dem guten Herrn D. Miller und Professor Diezen ergebenst und freundschaftlich.

363.

An Caroline Lucius.

L. d. 17. Apr. 1767.

Liebste Mademoiselle!

Ich billige Herrn Seydels Entschluß*) vollkommen und hoffe, daß er in seinem Suchen glücklich seyn und daß dieses

*) (Um ein Amt, die Postmeisterstelle in Sorau anzuhalten; s.

Glück der Weg zu Ihrer beiderseitigen beständigen Zufriedenheit werden wird. Wohl zehnmal habe ich Ihnen dieses sagen wollen, und ich begreife es selbst nicht, wie ich mich so oft habe können daran verhindern lassen. Aber Ihres Freundes Sache hat dadurch nichts verloren, sondern ich weiß vielmehr, daß mein Bruder binnen dieser Zeit einen für ihn sehr günstigen Bericht erstattet hat und er konnte auch nach allen Umständen nicht anders ausfallen. Freilich wird der Herr von Kessel eine so frühe Heirath, wenn er sie vermuthet, nicht billigen; aber bey einer billigen und guten Sache müssen wir uns das widrige Urtheil, auch selbst verdienter Männer, nicht irren lassen. Ich für meine Person wünsche die Erfüllung Ihres Planes bedachtsam und herzlich, und hoffe, daß Ihre Verbindung nach Gottes gnädigem Willen und nach seiner gnädigen und weisen Regierung beschlossen war. Er lasse Sie, wenn sie dieses ist (und sie ist es gewiß), auf alle Weise beglückt und gesegnet seyn! Mir soll ihre Gewißheit eine der erfreulichsten Nachrichten werden; denn ich weiß, daß Sie einander beyde nicht nur lieben, sondern auch verdienen, und Ihre Ehe durch Liebe, Religion und Verstand zur guten und besten Ehe machen werden. Grüßen Sie Ihren Freund und Ihr ganzes liebes Haus ergebenst von mir.

Gellert.

No. 151 des Briefw. Gs. mit Dem. Luc., u. den hier unter No. 375 folgenden. Der Herr v. Kessel, in dessen Dienst Seydel stand, war Oberhofküchenmeister.

364. (125.)

An Madame G[arve].*)

L. d. 23. Mai 1768.

Ich überliefere Ihnen endlich Ihren lieben Sohn, den ich gern noch länger behalten hätte, da ich ihn vorzüglich liebe, hochschätze, und an seinen Umgang gewohnt bin. Allein es würde eine Ungerechtigkeit seyn, diesen guten Sohn seiner würdigen und besten Mutter auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich heiße ihn also gehen, so ungern ich ihn auch verliere, und begleite ihn mit meiner Liebe und mit väterlichem Segen in Ihre mütterlichen Arme. Ist es seine Bestimmung, daß er in seinem Vaterlande, und vor Ihren Augen versorgt werden soll: so lasse Sie Gott diese Freude bald erleben, und lange, lange genießen. In der That wünscht er wohl nach Leipzig zurück zu kehren, aber unter der Bedingung, daß Sie ihm dahin folgten. Er scheint auch zum akademischen Leben bestimmt und gebohren zu seyn; allein ich weis auch, daß die Wege der Vorsehung oft anders sind und führen, als die Gedanken, selbst die für sich guten und richtigen Gedanken der Menschen. Ich will also durch mein Urtheil nichts von dem Plane des Schicksals Ihres theuersten Sohnes zu entscheiden suchen, sondern wünschen und beten, daß Gott diesen Ihren Sohn, dem er ein gutes und frommes Herz, große Talente, und eine sorgfältige Erziehung geschenket hat, in seinem ganzen Leben mit seiner Weisheit und Gnade regieren, und ihn in denjenigen Stand und in das Amt setzen wolle, worinne er das meiste Gute stiften, die Ehre des Herrn am meisten verherrlichen, und also am glücklichsten seyn kann,

*) (An Anna Katharina Garve, geb. Förster, in Breslau, Christian Garves Mutter; vergl. über Gellerts Verhältniß zu Garve Schlichtegrolls Nekrolog auf d. J. 1798, 2. Bd., S. 248 ff.)

wenn auch dieses Amt nicht ganz unsern Wünschen und Einsichten gemäß scheinen sollte. Wohl der Mutter, die Freude an ihren Kindern erlebt! Wohl also Ihnen, theuerste Freundinn, die an ihrem einzigen Sohne die Freude über viel Kinder erlebt; und Dank und Preis sey Gott, der Ihnen diesen Sohn gegeben, und seinen Fleiß und Ihre Erziehung vorzüglich gesegnet hat! Mir dürfen Sie nicht danken: ich habe wenig und lange nicht so viel gethan, als ich gesollt. Ich bin mit allen guten Wünschen für Ihre beständige Wohlfahrt und mit der vollkommensten Hochachtung

G.

---

365. (120.)

Kästner an Gellert.

Göttingen d. 27. Mai 1767.

Mein liebster Gellert,

Diese Ostern habe ich über funfzig Antworten geschrieben, die ich zum Theil länger als ein Jahr schuldig war; und Ihren Brief beantworte ich so bald, weil ich den Werth eines Briefes von Ihnen erkenne. Und doch werde ich Sie sogleich bitten, wenn Sie etwa Lust haben, bald wieder nach Göttingen zu schreiben, nicht an mich, sondern an jemand anders zu schreiben. Dieß hängt so zusammen: Ich steckte Ihren Brief zu mir, die Complimente auszurichten. Im Vorbeygehen: Einer Ihrer Freunde heißt darinne der Liebe, der andere der Gute, und der dritte? der ist der dritte schlechtweg. Hatten Sie denn kein Beywort für ihn? Ich wüßte wohl eins, darauf er stolz seyn könnte, weil es ihm eine Aehnlichkeit mit Ihnen gäbe, und das ich doch nicht haben mag: der Hypochondrische. Nun also,

wie ich Ihren Brief bey mir trug, gab ich ihn der Frau Prof. Heyninn zu lesen, die mir dazu sehr viel Glück wünschte, und meynte, was es für ein Lob für mich wäre, daß ich Sie unterrichtet hätte, wie Ihr Brief sagt; und als ich antwortete: das wäre ein Compliment; sagte sie: Gellert machte keine Complimente. Die einfältige Frau! Nun also, weil sie so eine Freude darüber hatte, so sagte ich ihr, wenn ich wieder an Gellerten schriebe, so wollte ich ihn bitten, daß er einmal an sie schriebe, und weil man Gellerten so viel Achtung schuldig wäre, daß man ihm nicht zumuthen müßte, so gar viel Briefe zu schreiben, so sollte er lieber alsdann an mich nicht schreiben. Sehen Sie, so gehe ich mit Ihrem nächstkünftigen Briefe um, daß ich ihn schon jemand anders abtrete, als wenn ich schon wüßte, daß ich selbst einen würde bekommen haben. — Sie sind gegen Herr Wolkens sehr gütig gewesen. So viel ich ihn kenne, verdient er es, wegen seines sehr guten Herzens.

Was meynen Sie denn von*) — — — — — — Sie können zwischen dem ersten Absatze meines Briefs, und dem nächstvorhergehenden, einen Widerspruch finden, weil ich Ihre Gedanken zu wissen verlange: Aber wie oft stellt sich nicht der Poet, als verlangte er des Kunstrichters Gedanken zu wissen, nur damit er seine eignen dem Kunstrichter vorlesen kann. Leben Sie wohl, und behalten Sie einen Freund in gutem An=

*) Ein damals neues Buch, über das Gellert seine Meynung mir nicht geschrieben hat. Was ich ihm darüber geschrieben habe, müßte, wenn es gedruckt werden sollte, mehr aus einander gesetzt und unterstützt werden, als in einem Briefe, wo ich eben über meine Gedanken eines Freundes Urtheil verlangte, nöthig war. Ich habe daher diese Stelle unterdrückt, als die Herren Herausgeber, mit einer Billigkeit, derentwegen ich ihnen danke, mir verstatteten zu bestimmen, wie dieser Brief öffentlich erscheinen sollte. Kästner.

denken, der allemal suchen wird, Ihrer Freundschaft werth zu seyn.

Abraham Gotthelf Kästner.

---

366. (126.)

[Christian Garve an Gellert.] *)

B[reslau] d. 3. Juni 1767.

Theuerster Herr Professor,

Bey allem dem Vergnügen, das ich empfinde, eine zärtliche Mutter, einen gütigen Onkel, und eine Menge von rechtschaffnen Freunden wieder zu sehn, höre ich doch noch nicht auf, den Verlust zu fühlen, den ich durch die Trennung von meinem zweyten Vater leide. Erlauben Sie mir immer, daß ich Ihnen einen Namen gebe, zu dem Sie mir selbst durch Ihre außerordentliche Güte ein Recht verschafft haben, und mit dem mein Herz und meine Gesinnung so genau übereinstimmen. Ich habe es beständig als eine der größten Wohlthaten von Gott erkannt, daß er mich in Ihr Haus und in Ihre Bekanntschaft gebracht hat. Nicht bloß Ihr Unterricht, Ihr Rath, Ihre Fürsorge für mein Glück, sondern noch vielmehr der starke und beständige Antrieb, den ich zur Ausübung meiner Pflichten, in dem Wunsche und in der Hoffnung, Ihre Gewogenheit und Ihren Beyfall zu erhalten, gefunden habe, und immer finden werde: dieses ist ein Geschenk der Vorsicht, die meine schwache Tugend dadurch unterstützen und befestigen wollte. Ich erinnere mich niemals der Stunden, die ich bey Ihnen zubrachte, ohne Gott dafür, als für die glücklichsten meines Lebens, zu danken. Dieses Andenken wird, so lange ich das Glück entbehre, Sie wieder zu

*) (S. d. Anm. zu No. 364.)

Google

sehn, einen Theil meiner Vergnügungen ausmachen. In Wahrheit, das Herz und die Gesinnungen eines vortrefflichen Mannes, haben einen gewissen geheimen Einfluß auf die, die das Glück haben, mit ihm umzugehn; und auch ohne seine Lehren ist schon die Hochachtung, die sie für ihn haben, und sein Beyspiel stark genug, sie ihnen einzuflößen. Ja, theuerster Herr Professor, wenn ich jemals so unglücklich wäre, den Gedanken einer schlechten und unedlen Handlung zu haben, so würde die Erinnerung an Ihre Freundschaft die Tugend augenblicklich wieder in mein Herz zurückrufen. So bin ich Ihnen nicht nur die Ausbildung meines Verstandes, sondern auch die Verbesserung meines Herzens schuldig. Möchte Sie doch Gott dadurch belohnen, daß er Ihnen noch viele Gelegenheiten schenke, ähnliche Wohlthaten zu erzeigen! Meine Mutter ist gütig genug, mir die Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurück zu kehren, gleich bey meiner Ankunft zu versichern. — Ich bin

C. G[arve].

367.

An Meinhard.*)

L. d. 5. Juni 1767.

Theuerster und bester Meinhard,

Lesen Sie doch den beygelegten Brief. Wäre die darinnen enthaltene Stelle nicht vielleicht eine Sache für Sie! Wenigstens wären Sie nach meinen Gedanken in ganz Deutschland der beste Mann nicht nur für diesen Prinzen, sondern auch für den regierenden Fürsten, der ein liebenswürdiger Herr ist, Niemanden

*) (Aus dem Original mitgetheilt durch Hrn. Dr. W. Crusius auf Sahlis u. Rüdigsdorf. Vgl. d. Anm. zu No. 291.)

lieber um sich hat, als einen gelehrten und rechtschaffnen Mann; der so herablaßend ist, daß er mich so oft besucht, als er in Leipzig ist; der Sie schon durch Ihre Ital. Dichter kennt und so sehr für England eingenommen ist, als Sie es sind. Ich glaube, ich wollte es bey ihm dahin bringen, daß er Ihnen ausser den bestimmten 400 Thlrn. noch jährlich hundert Thaler aus seiner eignen Chatoulle gäbe. Aber, werden Sie sagen, ich bin nicht gesund, nicht für den Hof (aber dieser Hof ist klein und ordentlich) gemacht, und bin des Hofmeisterns satt. Nun, liebster Freund, so schreiben Sie mir wenigstens dieses, damit ich mich bey dem Dessauischen Hofe legitimiren kann, daß ich den besten Hofmeister, den ich kenne, vergebens angesprochen habe.

Ich umarme Sie, bitte Sie um baldige Antwort und bin zeitlebens der Ihrige,

Gellert.

in Eil und krank.

Ich grüsse Hrn. Nicolai u. s. Fr. Liebste ergebenst.

---

368. (127.)

An G[arve].

L. d. 6. Juni 1767.

Liebster G[arve].

Ein gutes Herz ist auch gern das dankbarste Herz: dieses sehe ich an dem Ihrigen; denn wie sehr danken Sie mir nicht für das Wenige, was ich zu Ihrem Besten habe thun können! Aber ein dankbares Herz ist auch immer das beredteste Herz: dieß sehe ich an der Wirkung Ihres Briefes; denn wie sehr hat er mich nicht gerührt und erfreut! Möchte ich doch viel solche

dankbare, beredte und in den Wissenschaften geübte Schüler haben! Wie viel Belohnung und Ehre würde mir dieses seyn! Doch ich will Sie itzt nicht loben, ob gleich das Lob auch eine Pflicht des Lehrers und Vaters ist; ich will Sie bloß meiner Liebe aufrichtigst versichern, und Ihnen zugleich melden, daß der Antrag wegen des Grafen ** vergebens ist, weil ihn sein Herr Vater noch vor Michael zurückrufen wird. Aber es ist darum nichts verloren. Da Sie einmal die Einwilligung Ihrer theuern Mutter haben, wieder zu uns zu kommen, so hoffe ich, soll sich bald eine schickliche und für Sie günstige Stelle finden. Seyn Sie also getrost, mein lieber G[arve], und leben Sie itzt mehr für die Beruhigung Ihrer guten Mutter und Ihres guten Onkels, als für die Wissenschaften. Gott, den Sie fürchten, lasse es Ihnen mit Ihrer ganzen Familie wohl gehn, und Sie die Freude Ihrer Mutter, und bald auch das Glück der Jugend, insonderheit der studirenden, werden! Ich bin, so lange ich lebe,

G.

---

369. (121.)

An Madame Henninn.

L. d. 10. Juni 1767.

Herr Professor Kästner verlanget in seinem letzten Briefe von mir, ich sollte, anstatt ihm zu antworten, nur an Sie schreiben. In der That weis ich nicht, was der gute Mann bey diesem Auftrage sucht, ob er mir wirklich eine Wohlthat erweisen will, deren er mir seit dreyßig Jahren eben nicht viele erwiesen hat; oder ob er nur meinen Briefwechsel los seyn, und Sie dagegen mit demselben belästigen will. Doch wenn auch

seine Absichten nicht die besten seyn sollten, so danke ich ihm doch sehr für seinen Muthwillen, und wende seine Veranlassung auf die Seite, wo sie Freude und Pflicht für mich wird. Ich versichre Sie also meiner besondern Hochachtung, Ergebenheit und Freundschaft aufrichtigst, und bin überzeugt, daß Ihnen diese schriftliche Versichrung nicht gleichgültig seyn wird. Wenn ich Ihnen endlich sage, daß ich vor wenig Wochen so glücklich gewesen bin, Ihre beste Freundinn persönlich hier in Leipzig kennen zu lernen, und mich mit ihr und ihrem theuersten Gemahle oft und viel, bald auf meiner Stube, bald im Rosenthale, bald auf ihrem Zimmer zu unterhalten, wenn ich Ihnen dieses sage und wie sehr ich Beide, ihn und sie, ehre und hochschätze, und wie oft und herzlich die Frau von Sch** an Sie gedacht hat: so weis ich, daß Ihnen mein Brief wichtig und schätzbar werden muß. Ja, liebste Madame, dieses Glück also, Ihre beste Sch** fast eine ganze Woche zu sehn und zu sprechen, habe ich gehabt, und es, so sehr ich sonst neue Bekanntschaften fliehe, eifrig gesucht, und, ungeachtet meiner Kränklichkeit, behauptet. O freun Sie sich dieser würdigen Freundinn mit mir, die Ihnen und Ihrem Geschlechte Ehre macht; und die Gott nebst ihrem vortrefflichen Manne immerdar beglücken wolle! Nunmehr weis ich Ihnen weiter nichts zu sagen, als daß Sie, meine Freundinn, Ihren guten Heynen in meinem Namen küssen und ihn aller meiner Liebe versichern wollen.

G.

Digitized by Google

370.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 3. Juli 1767.

Theuerster Herr Professor!

Nun bin ich wieder hier bey meinen guten Eltern und habe mit meinen Geschwistern eine sehr angenehme und glückliche Reise zu Ende gebracht, welche uns die vergnügtesten Erinnerungen und Gespräche darüber verkürzen halfen. Die Ihrige nach Störmthal, in Begleitung einer Ihrer würdigsten Freundinnen nach dem von Ihnen geliebten Hause der Gräfin Vitzthum ist, wie ich hoffe, für Sie erfreulich und angenehm gewesen. Mein Herz hat Sie dahin begleitet, und ich habe das schöne Wetter an diesem Tage, das unserm lieben Wirth zu einer Spazierfahrt nach Raschwitz mit uns Lust machte, doppelt genossen, wenn ich dachte, daß auch Sie auf dem Lande, in gewählter Gesellschaft und an einem schönen Orte spazieren gehen würden.

Eins betrübt mich, daß ich fast ohne Abschied von Ihnen aus Leipzig gegangen bin. Ob ich Sie wohl jemals wieder sehen werde? — Sie wissen nicht, was bald geschehen wäre. Meine Doles und ihr guter Mann wollten mich nicht reisen lassen; ich sollte noch vier Wochen bey ihnen bleiben und dann sollte mich Herr Creuziger nach Dresden bringen. Herr Creuziger war willig es zu thun und gab sein Wort von sich. Morgen ist nun Ihr Geburtstag, der Festtag aller derer, die Sie lieben, so sehr als Ihr eigner. Den hätte ich in Leipzig gefeyert. So hätte ich ihn feyern wollen: Ich wäre in die Kirche gegangen, in der Sie Gott Ihr frommes Dankopfer vor der Versammlung derer, die ihm dienen, dargebracht hätten. Da hätte ich mit Ihnen zugleich meinen gerührtesten Dank für Ihr Leben, für jedes Gute, das Ihnen widerfahren, für jedes Lei-

den, das Sie überstanden, für jeden Segen, den Gott durch Sie so vielen Menschen geschickt hat, dem Herrn geopfert und für Ihr Leben, Ihre Gesundheit, Ihre Zufriedenheit und Ruhe gebetet. Dann wäre ich vielleicht auch noch ein wenig zu Ihnen gekommen, hätte Sie gebeten, mich Ihre liebe Hand küssen zu lassen; — aber ich bin hier, weit, weit von Ihnen, doch nicht so weit, daß ich nicht das Meiste und Beste von Allem diesen auch hier thun könnte. — Leben Sie noch lange und glücklich! Ich bin sehr gerührt, wenn ich an die in Leipzig zugebrachten neun Tage zurückdenke. Meine Freunde in Leipzig sind es wohl werth, daß ich sie mit meinem ganzen Herzen liebe, denn sie lieben mich nicht weniger. Ich war kaum vom Wagen gestiegen, so empfand ich schon wieder eine Freude, die ich Ihrer Liebe danke. Herr Creuziger, der junge Herr Doles, Herr Trummer schrieben mir jeder einen freundschaftlichen Brief, und die liebe Doles begleitete den Brief ihres Sohnes selbst mit einigen Zeilen voll zärtlicher Betrübniß über meine Abreise und voll Verlangen, mich bald wieder zu sehen, und diese Briefe waren noch vor uns in Dresden angelangt, und ich hielt sie für das beste Geschenk, für die angenehmste Ueberraschung, die mir meine Frennde hätten zubereiten können.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor, Sie, dem ich alles danke, was ich in Leipzig liebe, Sie, den ich unter allen meinen Freunden am längsten, am ehrerbietigsten, aber nicht mit weniger Vertrauen liebe; denn ich liebe Sie am kindlichsten. Leben Sie recht wohl! Fahren Sie fort mit der gütigen, väterlichen Liebe gegen mich, und nehmen Sie die aufrichtigsten und besten Wünsche und die Versicherungen der vollkommensten Ehrerbietung an, von den Eltern und dem Bruder und der Schwester

Ihrer

ewig dankbaren
C. C. Lucius.

371.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 5. Juli 1767.

Gott sey gelobet für die Gnade und Barmherzigkeit, nach welcher er mich mitten unter meinen Leiden dennoch bis ins dreyundfunfzigste Jahr erhalten und väterlich getragen hat. Ich bin viel zu geringe aller der Barmherzigkeit und Treue, die er an mir gethan hat. Danket Gott mit mir! Er wird uns ferner helfen und auch im Alter nicht verlassen, wenn wir schwach werden, und Euch und mich unter der Last, die wir tragen, kräftiglich stärken. — — Grüsset alle die Unsrigen herzlich, und lebt immerfort wohl mit ihnen.

G.

---

372. *)

L. d. 23. Juli 1767.

Liebster Herr Magister,

Die Grafen Revenklau und der Doctor sind Ihre großen Freunde und schätzen Ihr Genie und Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit — sehr hoch; und dennoch muß ich Ihnen sagen, daß sie von Ihnen abgehen werden, wenn Sie in Ihrer zeitherigen Lebensart fortfahren. Ich bitte Sie also, als Ihr Freund, bey Ihrer eignen Wohlfahrt, bey Ihrer Gesundheit, bey Ihrem Leben, bey Gott und seiner Gnade, entsagen Sie dem Trunke. Ich weiß alles, was irgend zu Ihrer Entschuldigung dienen

*) (Aus einer Abschrift des Originals mitgetheilt durch Hrn. Dr. W. Crusius auf Sahlis und Rüdigsdorf. Ungenau gedruckt in der Sammlung von 1774: Gs. Werke Th. 8, No. 118.)

kann; aber liebster Rudolph, es bleibt doch ewig Ihre Pflicht, von dieser verderblichen Gewohnheit abzustehen, so schwer es Ihnen auch ankommen mag. Was bey dem Menschen unmöglich ist, das ist bey und mit Gott möglich. Daran erinnere ich Sie brüderlich mit aller Liebe, die ich Ihnen schuldig bin.

Glrt.

373.

An Caroline Lucius.

L. d. 24. Juli 1767.

Liebste Mademoiselle!

Unter allen Briefen, die ich zu meinem Geburtstage erhalten, hat mich keiner so erfreut und gerührt, als der Ihrige und der Brief des Vaters Ihrer Doles. Nun für diesen Ihren lieben Brief danke ich Ihnen herzlich, so wie ein guter Vater der besten Tochter. Aber, liebste Mademoiselle, ich habe Ihre neuntägige Anwesenheit in Leipzig wohl zu wenig, durch meine Schuld vielleicht, genossen und habe zu wenig zu Ihrem Vergnügen gethan und thun können. Dieses kränkt mich. Aber dafür haben meine Freunde Ihre Anwesenheit desto mehr genossen, und haben zu Ihrem Vergnügen desto mehr gethan und thun wollen; dieses beruhigt mich. — Leben Sie wohl mit allen den Ihrigen, die ich ergebenst und freundschaftlichst grüße so wie Ihren lieben Seydel.

Gellert.

374.

An Caroline Lucius.

L. d. 23. Oct. 1767.

Liebste Mademoiselle!

Freuen Sie sich mit mir, daß die beschwerliche, eitle, für meine Gesundheit und meine Gemüthsruhe gefährliche Messe überstanden und, Gott sey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich überstanden ist. Daß ich zwo Vorlesungen vor unserm guten Churfürsten, eine öffentlich, und die andere auf seinem Zimmer*), im Beyseyn der Churfürstin habe halten müssen, dieses werden Sie wohl schon durch meine Freunde wissen. Aber daß unser junger Fürst mit eigner Hand und den liebreichsten und gnädigsten Ausdrücken mir sein Porträt und eine Schreibtafel gegeben hat, dieses werden Sie wohl noch nicht wissen oder doch gern von mir selbst hören wollen. Das Geschenk, und wenn es ein Rittergut werth wäre, rührt mich wenig; destomehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollsten Fürsten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiste und Leibe segnen und also unser Vaterland in ihm vom neuen beglücken wolle!

Der Baron Kessel hat sehr gütig und väterlich von Ihrem Seydel gesprochen, und mich versichert, daß er den Administrator mündlich um sein Glück angehen würde, ohne daß er es, wenn ich mich recht erinnere, bereits schon gethan hätte.

Freuen Sie sich also auch über diese Nachricht und leben Sie wohl, liebe Freundin.

Gellert.

*) (Die öffentliche Vorlesung: Von den Ursachen rc. s. Th. 5, S. 181 ff. Die auf dem Zimmer des Churfürsten gehaltene ist wohl die von Ebert in dem Anhang zum Briefw. Gs. mit Dem. Lucius als bisher ungedruckt mitgetheilte, im Wesentlichen mit der zweiten der moral. Vorlesungen (Th. 6, S. 25 ff.) übereinstimmende, über den Satz: Daß die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe.)

375.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 31. Oct. 1767.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Wie gütig eilen Sie nicht, mich an allem demjenigen Theil nehmen zu lassen, was Ihnen Freude und Ehre ist! Sie, mein theuerster Freund, der Sie aus liebreicher Zuneigung mich auffordern, mich mit Ihnen zu freuen, weil Ihnen an meinem Vergnügen gelegen ist und Sie mir gern angenehme Empfindungen mittheilen wollen, Sie würden gewiß, das hoffe ich, aus eben dem Grunde der Gewogenheit und des Zutrauens zu der Beschaffenheit meines Herzens, mit Ihrem Kummer zu mir eilen und mich auffordern, mit Ihnen zu trauern, wenn sich irgend ein Unfall ereignen sollte, in welchem die bereitwillige Theilnehmung einer aufrichtigen und empfindlichen Seele Trost oder Linderung für Sie wäre, oder von welchem Sie vorhersähen, daß desselben Mitempfindung mich vorsichtiger und demüthiger, auch williger und muthiger gegen die Leiden machen könnte, die ich vielleicht auf meinem eignen Wege antreffen werde. Ich fühle den ganzen Beweis Ihrer Freundschaft für mich, der hierinnen liegt, die Ehre, die Sie dadurch meinem Herzen erzeigen und bin mehr davon gerührt, als ich Ihnen sagen kann.

Ihrer Ruhe und Gesundheit wegen war mir für die Messe sehr bange. Von Herrn Creuziger erfuhr ichs bald, daß Sie lesen würden. Trummer, der Ihre öffentliche Vorlesung mit angehöret, beschrieb mir dieselbe und seine eignen Empfindungen dabey sehr umständlich, wodurch er sich bey mir vielen Dank verdiente und mich auch in den Stand setzte, Herr Zeisen mit dieser Nachricht zu verbinden. Bald darnach ließ mir der Herr Geh. Kriegsrath von Vieth durch meinen Vater sagen, wie

Sie vom Churfürsten mit seinem Portrait und einer Schreibtafel wären beschenkt worden, mit dem Zusatze, daß mir dieses lieb zu hören seyn würde. Er irrte sich nicht, der Herr von Vieth. Ich hatte den Churfürsten so lieb dafür, ich freute mich so sehr, daß er Sie liebt und Ihnen Freude gemacht hatte, und wollte Ihnen dazu Glück wünschen, und stund nur noch an, weil ich doch von der Sache noch nicht ganz gewiß war, und hier immer sehr vielerley mit eben so viel Wahrscheinlichkeit, als wenig Grunde, erzählt wird. Nun aber wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück zu den süßen Empfindungen der Freude und des Dankes, die unser Fürst in Ihnen erregt hat. Möchte er sich doch aller der Segnungen würdig machen, die Ihre frommen Gebete auf ihn herabbringen können! Und möchten Sie doch noch lange ein Zeuge seiner beglückten und ehrenvollen Regierung seyn! —

Ich sah ihn gestern über die Brücke fahren. Gleich fiel mirs ein, daß er Sie vorzüglich liebt. Ich glaube, ich neigte mich tiefer gegen ihn, als sonst, und es war mir gar nicht recht, daß er sich nicht gegen mich neigte, wie die Churfürstin that, die neben ihm saß. Ich tröstete mich aber damit, daß ers gewiß gethan haben würde, wenn er wüßte, daß ich am Sonntage einen Brief von Ihnen erhalten hätte, in welchem so viel Gutes von ihm stund.

Daß der Herr Baron Kessel Zufriedenheit über Seydeln und Gewogenheit für ihn bezeugt, erfreut mich in der That. Eine Stunde, nachdem ich Ihren Brief erhalten hatte, kam Seydel zu mir. „Ich habe einen Brief von unserm lieben Professor,“ sagte ich, „aber Ihr Herr muß sich sehr unzufrieden über Sie bezeigt, er muß sehr über Sie geklagt haben“ — und reichte ihm den Brief. „„Mein Herr?““ sprach er und nahm den Brief aus meinen Händen, mit großer Ruhe in seinem Wesen. — „„Mein Herr kann nichts von mir gesagt haben; denn

mein Herr wird keine Unwahrheit sagen"" und so las er den Brief laut und mit Zuversicht und lächelte ein wenig, wie er auf die Stelle von seinem Herrn kam, und that, als ob er es erwartet hätte, und das gefiel mir von ihm.

Es ist auch gewiß, daß der Herr Baron mit dem Administrator seiner Angelegenheit halber noch vor der Messe gesprochen und sein Bitten empfohlen hat. Seydel sucht nämlich um eine Signatur vom Administrator an, daß die Postmeisterstelle in Sorau im Erledigungsfalle, ihm ertheilet werde. Denn ob er dessen von Seiten der Cammer und des Oberpostamts wohl ziemlich versichert ist, so wünscht er es doch noch von Seiten des Prinzen zu seyn, weil sehr öfters abgedankte Officiere um dergleichen Plätze ansuchen und Kraft der Signatur des Prinzen sie vor allen andern erhalten. Gestern (denn das Memorial ist bisher noch nicht in den Vortrag gekommen) ist Seydel bey dem Minister, Baron von Ende gewesen, und hat auch von ihm die Versicherung erhalten, daß er sich der Sache annehmen will. Heute kömmt der Baron Kessel von Kalkreuth zurück und da wird er ihn nun wohl noch einmal um seinen Vorspruch bey dem Minister bitten.

Da der jetzige Postmeister in Sorau noch viele Jahre leben kann und es Sünde ist, eines andern Schaden zu suchen, oder seinen Tod zu wünschen, und gewiß bey solchen Planen kein Segen oder Beystand des Himmels zu hoffen, ja nicht einmal ohne Sünde zu bitten ist, so habe ich, nachdem einmal kein billiger Vergleich möglich zu machen war, eben nicht gewünscht, daß die Sache weiter getrieben würde. Denn obwohl in der That hieraus für den alten Postmeister nichts Nachtheiliges entsteht, so ist es doch allemal für unser Glück eben so wenig hoffnungsvoll, als gefährlich für unsre innerliche Tugend, uns in solchen Umständen zu befinden, in welchen unser Glück und unsre angenehmsten Hoffnungen von dem Tode oder dem Schaden eines

andern abhängen. Seydel hat gewiß eines von den besten und menschenfreundlichsten Herzen. Ich weiß auch, daß er sein Etablissement mit der größten Gleichgültigkeit erwarten, es vielleicht gar vernachlässigen würde, wenn nicht die Wünsche seiner Liebe und das Verlangen, etwas für mich zu thun und mein Glück zu machen, damit verbunden wären. Aber eben deswegen traue ich seinem Herzen in Erwartung dieser Versorgung die gehörige Gelassenheit nicht zu und bin in Sorgen, daß ihm nicht in geheim ein unrechtmäßiger und sündlicher Wunsch entfahren möge. Denn die Liebe kann dem Herzen einen gewissen Eigennutz geben, der ihm sonst nicht natürlich ist, und die allgemeine Liebe vielleicht durch die besondere eingeschränkt werden, welches immer bey mir ein Argument wider die Liebe gewesen. — Indessen hat dieser Plan auch viel Gutes und Bequemes, und wenn wir dessen Ausführung nur mit einer frommen Ergebung dem Willen der Vorsehung überlassen, so hoffe ich gewiß, daß noch alles gut gehen kann. Es kann wohl seyn, daß viele Personen, auch wohl von meinen Freunden, es an mir als einen Mangel der Klugheit tadeln, daß ich mich ohne Aussichten in eine Verbindung eingelassen. Ich weiß alles, was man für und wider dergleichen Verbindung sagen kann, und habe auch vorher an alles gedacht und es leicht herausgebracht, daß dieses keine Materie für das Nachdenken eines hierbey uninteressirten und nicht mit jedem Umstande bekannten Verstandes ist; und ich kann es einem Jeden vergeben, der mich tadelt, auch wohl seine Gründe billigen, ohne deswegen mich selbst zu tadeln, oder aufzuhören, mein Verhalten und meine Entschließung für rechtschaffen, klug und anständig und für eine Art von Pflicht gegen Seydeln und mich selbst anzusehen.

Heute vor acht Tagen war ich bey der Frau Präsidentin von Globig und fand sie sehr munter und dem Ansehen nach gesünder als sonst. Sie sagte mir damals, Sie, theuerster Herr Pro=

fessor, wären in Störmthal auf vierzehen Tage. Ihr Brief aber sagt nichts davon. Haben Sie die theure Gräfin Vitzthum und ihre würdige Tochter in dieser Messe gesehen? Wie wünsche ich ihr einmal wieder meine Ehrerbietung zu bezeugen! Aber sie werden wohl diesen Winter wieder nicht nach Dresden kommen. — So oft ich Ihr Bildniß ansehe, erinnere ich mich auch des Dankes, den Ihnen mein Herz ewig erhalten wird. Und so oft ich meine Gedanken auf etwas richte, das mir lieb, zum Guten aufmunternd oder rührend und mit meinem Herzen nahe verbunden ist, finde ich Sie als die nahe oder entfernte Ursache, der ichs zu danken habe oder um deren willen es mir doppelt lieb und schätzbar ist.

So geht es mir unter andern mit meiner Freundin in Cottbus. Sie schenkten mir sie, und mein Herz will sichs nicht überreden lassen, daß es sie jemals wieder verlieren könnte. Ich habe ihr heute geschrieben. Ohne ihr Vorwürfe zu machen, habe ich sie an mich erinnert, ihr kurz die Geschichte meines letzten frohen Sommers beschrieben, und sie um Nachrichten von sich gebeten. Wie gütig sind Sie, bester Herr Professor, daß Sie mir welche von Ihnen geben, ohne daß ich erst darum bitte, und mich Ihrer Liebe und Gewogenheit versichern, die ich zeitlebens mit einem von Dank und kindlicher Ehrerbietung durchdrungenen Herzen empfinden und verehren werde als

Ihre gehorsamste und ergebenste
C. C. Lucius.

376.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 31. Oct. u. 1. Nov. 1767.

Ich habe einige Hüftschmerzen; aber ich will es doch versuchen, ob ich Euch ein Paar Zeilen schreiben kann. Ich melde Euch, daß ich diese Messe zwey Vorlesungen vor unserm lieben, theuersten und hoffnungsvollen Churfürsten, eine öffentliche auf der Universitätsbibliothek, und die andere auf Dero Zimmer, im Beyseyn der Churfürstinn, habe halten müssen — wie ich denn auch die letzte den guten Prinzessinnen Christina und Elisabeth auf ihrem Zimmer lesen mußte. Gott sey Dank, daß es überstanden ist, und daß ich (welches auf der Universitätsbibliothek gewiß geschehen seyn würde, wenn ichs nicht gewagt hätte, einige Augenblicke ins Freye zu gehen), daß ich, sage ich, nicht krank geworden bin; denn indem die Reihe zu reden an mich kommen sollte, drang ich mich mit Gefahr noch durch eine große Menge Menschen hindurch, um an die freye Luft zu kommen; und kaum war ich da, als ich eine große Erleichterung empfand. Ich eilte froh zurück, und hielt beherzt und mit starker Stimme meine Vorlesung. — Aber unser guter Churfürst hat mich bey Gelegenheit der Vorlesung auf seinem Zimmer auch sehr gnädig und liebreich mit einer kostbaren Schreibtafel, in der sein Portrait ist, eigenhändig und mit einem verbindlichen Complimente beschenkt. O wie viel Liebe und Gnade läßt Gott mich Elenden und Unwürdigen bey Hohen und Niedrigen, besonders guten Menschen finden! Um die Eitelkeit und Eigenliebe zu ersticken, ersticke ich leider oft die Dankbarkeit, die ich Gott für diese Wohlthat schuldig bin, weil ich nicht oft daran denken will. Daß mich das Geschenke des guten und lieben Churfürsten gerührt hat, das weis ich; aber seine Gnade und Liebe für mich muß mir allerdings schätzbar seyn. An diesem Briefe schreibe ich schon

zwey Tage; denn ich leide wirklich an meinen Hüftschmerzen; aber doch, Gott sey Dank! noch sind sie nicht so heftig, als ehedem. Betet für mich und preiset Gott mit mir für alle seine Güte und Barmherzigkeit. — — Lebt wohl, liebe Schwester.

G.

377.

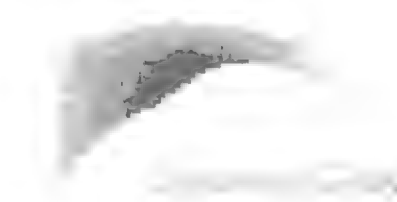
An Caroline Lucius.

L. d. 20. Nov. 1767.

Liebste Mademoiselle!

Herr Tachselt geht wieder zu Ihnen und verlangt seinen Geleitsbrief oder Salvum conductum, und wie könnte ich ihm diesen ohne meinen eignen Schaden versagen? Freylich wird der Brief sehr kurz werden, wie leider fast alle meine Briefe nur lakonisch sind. Aber ich weiß auch, daß Sie meine Briefe nicht nach der Länge, sondern nach dem guten Willen, mit dem ich sie gern länger schriebe, wenn ich könnte, schätzen. Mit Ihrem System, liebe Freundin, das Sie sich in Ansehung des Herrn Seydels und seines künftigen Glücks und der Art, es zu suchen, gemacht haben, bin ich vollkommen zufrieden. Es ist eine Selbstverläugnung darinnen, die Ihrer Liebe und Ihrem Herzen Ehre macht. Um desto mehr hoffe ich, daß diese wichtige Angelegenheit einen glücklichen Ausgang für Sie und Ihr Haus gewinnen werde. Das gebe Gott! Ja, ich hoffe die Erfüllung Ihres Wunsches noch als eine für mich bestimmte Freude der Freundschaft zu erleben, so wie ich eben diese Freude durch Tachselts Glück für mein Herz mir verspreche. Ich grüße Ihr ganzes Haus ergebenst

Gellert.



378.

An Borchward.

L. d. 13. Dec. 1767.

Der junge Legationssecretair Ferber, ein Bürgerlicher, dessen Vater Hofrath in Dresden, und ein sehr rechtschaffener und verdienstvoller Mann war, ist ein gutes Kind, dem Sie sicher einigen Zutritt verstatten können, ob ich gleich nicht sagen mag, daß er sich seiner Jugend wegen zu einem freundschaftlichen Umgange für Sie schicken werde.

Die schlechten Wirkungen Ihrer angeführten Arzeneymittel kenne ich beynahe alle aus eigener trauriger Erfahrung, und ich glaube fest, daß Sie wohl thun, liebster Borchward, wenn Sie sich derselben gänzlich enthalten; es wäre denn, daß Ihnen das Aderlassen, wegen der unordentlichen goldenen Ader, von Ihrem Medico vorgeschrieben würde. Ich brauche seit vielen Jahren bey allen meinen Uebeln fast gar keine Medicin, als Diät, Bewegung (nur keine heftige), Geduld, Gebet und Arbeit. Ich esse die einfältigsten Speisen, ohne alle Würze: täglich, Sommers und Winters, gekochten Spinat und getrocknete Pflaumen, mehr Brodt als Fleisch, und weil ich am Magen und Zähnen leide, stets weichbereitete Speisen. Ich trinke Mittags ein Glas Burgunder, Abends ein Glas Moslerwein, und Wasser. Ich trinke keinen Tropfen Coffee mehr, den ich durchaus nicht vertragen kann, sondern früh um sechs Uhr etliche Tassen Hallerischen Kräuterthee, oder Alpenthee, und eine Stunde darauf meine Gesundheitschocolade, die aus nichts, als Cacao, und ein wenig China und Zucker besteht. Ich reite täglich eine Stunde, auch im Winter eine halbe; habe ein stilles und gutes Pferd aus dem Stalle Ihres lieben Prinzen Heinrichs, habe nie reiten gelernt, scheue keine Witterung, nicht Regen noch Schnee, nur den Wind, der mir Husten und Hüftweh verursachet. Im

Sommer trinke ich früh um fünf Uhr (denn ich wache früh auf) statt des balsamischen Kräuterthee ein oder zwey Gläser Spaawasser, ohne eine Cur daraus zu machen, und alsdenn nehme ich meine Chocolade, die niemanden sehr, als mir, schmecken dürfte, und eine Pfeife Tabak, die mich beyde öffnen. Selten brauche ich etwas Abführendes, ja ich fürchte mich mit Recht davor, weil ich ohne Kräfte und Säfte bin. Ich werde wahrscheinlicher Weise nie weder Brunnen, noch Bad, als Medicin brauchen, sondern bey guter Lebensordnung mich dem Willen Gottes überlassen.

Ihnen aber, mein Freund, rathe ich künftiges Frühjahr das Carlsbad, wenn es Gott gefällt, Sie länger leiden zu lassen, getrost an. Folgen Sie mir. Mir hat es die beyden letztenmale nichts geholfen, sondern gewiß geschadet; dennoch rathe ichs Ihnen. — Und hiermit befehle ich, Ihr kranker und sehr schwacher Freund, Sie Gott und seiner Gnade, bete für Ihre Ruhe und Gesundheit, grüße Ihre theuerste Gattin ehrerbietigst, und bin ewig der Ihrige

G.

---

379. (116.)

1767.

Theuerster Herr Doctor,

Womit verdiene ich doch alle die Liebe, die Sie für mich haben; die brüderliche Liebe, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mit einer Beredsamkeit erklären, deren nur wenig Herzen fähig sind; eine Liebe, die ich nicht aufrichtiger, edler und frommer denken und wünschen kann? Doch muß man denn ein Geschenk verdienen, um es annehmen und sich seiner erfreuen zu können? Genug, daß ich den ganzen Werth Ihrer Freundschaft und Liebe

empfinde, schätze und durch Gegenliebe und Dankbarkeit für Ihre Güte zu verdienen herzlich wünsche. Dieses, theuerster Freund, kann ich mit Wahrheit von mir sagen; und möchte ichs Ihnen doch in diesem Augenblicke durch Umarmungen und Thränen der Freude persönlich sagen können! Ich habe Sie also, nach Ihrem gütigen Geständnisse, durch meinen letzten Brief nicht wenig beruhiget und getröstet? O dafür sey Gott gedanket, der mir diesen Sinn gegeben, und meine Worte gesegnet hat! Er erhalte Sie ferner bey Ihrem getrosten Muthe, und gebe Ihnen die Ruhe und Zufriedenheit einer Seele, die ihm vertraut, in allen Fällen Ihres Lebens. Er beglücke Sie mit alle den Ihrigen in einem langen Leben, und segne Ihre eifrigen Bemühungen für die Erhaltung und Wohlfahrt der Menschen. — Die Exemplare Ihrer gelehrten Schrift habe ich einem geschickten Medico gegeben, und sie durch ihn den Männern überreichen lassen, für die sie bestimmt waren. Billigen sie Ihr neues System nicht ganz (und welche neue Methode findet sogleich einen allgemeinen Beyfall?) so schätzen sie doch die Verdienste des Erfinders. Leben Sie wohl, bester Mann; denn ich habe Ihnen nun so viel gesagt, als ein kranker Freund, dem bey dem besten Willen doch das Schreiben sauer wird, seinem Freunde auf einmal sagen kann. Grüßen Sie Ihre theuerste Frau und lieben Kinder herzlichst von mir, und schenken Sie mir ferner Ihre Liebe und Ihr Gebet, den Segen christlicher Freundschaft. Ich bin, so lange ich lebe 2c.

G.

---

380. (117.)

1767.

Gnädige Frau,

Einer meiner ersten Gedanken, als ich heute früh erwachte, waren Sie und Ihre Abreise. Nun, dachte ich, wird sie mit

ihrem lieben Gemahle schon auf dem Wege seyn; und so nahm ich in Gedanken Abschied von Ihnen, und begleitete Sie mit meinen guten Wünschen. Aber eben izt höre ich, daß Sie noch da sind; und also kann ich ja noch schriftlich von Ihnen Abschied nehmen.

So gehe denn, o Freundinn, die ich ehre,
Durch deren Umgang ich mehr, als ich sagen kann,
Zehn ganze Jahre lang gewann,
Mit der ich nun von heut auch mehr entbehre,
Mehr, leider, als ich sagen kann.
Geh mit dem Muthe frommer Seelen,
Geh froh von hier an Deines ** Hand;
Du stehst in dem für Dich durch Gott bestimmten Stand;
In diesem Stande kann das Glück Dir niemals fehlen,
Das Gott an Tugend und Verstand,
An Lieb' und Freundschaft hier verband.
Geh froh; der Mutter frommer Segen,
Ihr lehrreich Beyspiel, ihr Gebet,
Begleiten Dich auf allen Deinen Wegen,
Gleich guten Engeln, früh und spät.
Geh froh; die Wünsche frommer Armen,
Die Du beglückt hast, gehn voran,
Und bitten: „Wie Sie aus Erbarmen
„Uns oft in Nöthen wohlgethan;
„So nimm dich, Gott, auch Ihrer an!"
Geh froh, und laß Dein Herz das Glück mit Dank empfinden,
Jedwedem werth zu seyn, der nur entfernt Dich kennt;
Denn Niemand ist in unsrer Stadt zu finden,
Der Dich nicht rühmt und Dir nicht Gutes gönnt.
Geh froh; Du gehst an Deines ** Seite,
Sein Herz, sein Ruhm, sein Glück ist Dein;

Und seiner Kinder Glück, das ihn so sehr erfreute,
Wird, wenn Du leidest, Trost Dir seyn;
Denn nicht nur Glück, auch Leiden, Dich zu üben,
Erwarten Dich und sind schon da.
Doch unverzagt; denn denen, die Gott lieben,
Ist seine Hülfe täglich nah.

G.

---

381. (122.)

An Herrn Hofrath von B°°.

1767.

Der arme W°° verlangt, daß ich mich mit ihm zu einerley Pflicht vereinigen, und Ihnen für die besonders gnädige Vorsorge danken soll, deren Sie ihn zeither gewürdiget haben. Mit einem Herzen also, theuerster Herr Hofrath, das Sie schon lange verehret und liebet, so lange schon als mein Freund Cramer der Ihrige ist, danke ich Ihnen auf das verbindlichste für die seltne Großmuth, mit der Sie sich eines der unglücklichsten und sonderbarsten Menschen auf Erden nun schon so lange angenommen haben, ohne zu ermüden. In der That sehe ich die ihm erzeigten Wohlthaten, als mir selbst erzeigt, und mich als Ihren Schuldner an, als den Schuldner des besten Mannes, den Gott mit seinem ganzen Hause segnen und der Welt lange erhalten wolle. Daß W°° wieder nach Amerika zu gehen gedenkt, gefällt mir nicht; die Ruhe wohnt weder in Europa noch in Amerika, sollte er zu sich sagen, sondern in der Gnade Gottes, die du bey Fleiß und Pflicht und Gebet geduldig und demüthig erwarten mußt. Uebrigens bitte ich noch um Dero mir schätzbare Liebe, und bin, so lange ich lebe rc.

G.

382.

An Caroline Lucius.

L. d. 7. Jan. 1768.

Liebste Mademoiselle!

Anstatt des verlangten Briefs *) folgt leider nur die Versichrung, daß ich ihn lange in der Kälte gesucht aber nicht gefunden habe. Beruhigen Sie indessen Ihren Freund. Der Brief soll ihm noch werden, und bis dahin soll er mir auf mein Wort glauben, daß er für ihn sehr vortheilhaft und für seine Braut auf alle Weise rühmlich ist. Vielleicht, liebe Correspondentin, erwarten Sie, daß ich Ihnen wenigstens statt des Briefs ein Bausisches Kupfer von mir schicken würde; aber auch dieses folgt, leider, nicht. Erstlich ist es eine große Frage, ob ich getroffen bin; dann kommt es mir eitel vor, sich selbst zu verschicken; endlich habe ich von sechs Exemplaren auch keines mehr, und eins für einen Gulden zu kaufen, möchte wohl für uns beyde Sünde seyn. Von diesem Gelde kann sich ein Armes itzt eine ganze Woche hindurch wärmen. Wollen Sie das Kupfer ja sehen, so gehen Sie zur Frau Geh. Cammerräthin Wagner. Und hiermit leben Sie wohl, wertheste Freundin, gesund und zufrieden mit Ihrem ganzen Hause. Dieses Glück gebe Ihnen Gott in dem angetretenen Jahre und in Ihrem ganzen Leben.

Gellert.

Ich grüße Herrn Tachselt und Herrn Seydel ergebenst.

*) (Der Brief No. 375, den Seydel zu lesen gewünscht hatte, ist gemeint.)

383. (128.)

[An Christian Garve.]

L. d. 14. Jan. 1768.

Was muß der gute G[arve] machen? — so habe ich schon etliche Wochen bey mir in Gedanken gefragt, nun aber will ich den Mann selbst fragen. Was machen Sie also, mein lieber G[arve]? Das heißt nicht: was studiren Sie? denn ich weis, daß Sie mehr thun, als Andre Ihres Alters, und vielleicht mehr, als ich von einem fleißigen Freunde wünsche. Nein, es ist eine bloße Frage des Herzens und der Liebe, und heißt nicht mehr, als: Ob Sie gesund, mit Ihren Umständen und in dem Schooße Ihrer Vaterstadt zufrieden leben, die Freude und Ruhe Ihrer theuern Mutter vermehren, Ihren lieben Onkel oft sehen und aufheitern, und fleißig den Umgang des trefflichen Tr[alles] suchen und genießen; und endlich: Ob Sie oft an mich, nicht an mich Ihren Lehrer, sondern an mich Ihren Freund, denken? Dieses, glaube ich, mag der Innhalt meiner Frage gewesen seyn; und nun erwarte ich die Antwort auf meine reichhaltige Frage, und setze geschwind noch eine hinzu, nämlich: Wird Sie auch Ihre Frau Mutter diesen Sommer ohne Kummer von sich lassen, und wollen Sie noch gewiß zu uns kommen? Ich wünsche es nicht nur, sondern ich veranstalte es auch, wenn es Gott will. Itzt habe ich freylich noch keine Gewißheit vor mir; aber das Beste erfolgt ja oft unvermuthet und ungesucht. Herr W[eiße] war vorgestern bey mir, redte von Ihnen mit großer Achtung und Liebe, und fragte mich, ob Sie nicht bald kämen? Er wird kommen, sprach ich, und künftig bey der Akademie thun, was ich kranker und schwacher Mann nicht mehr thun kann, auch wohl nicht recht gut gethan habe. — Und so viel, mein lieber G[arve] auf heute, vielleicht bald ein mehrers. Leben Sie wohl.

Gott leite Sie auf die besten Wege, und beglücke und segne Sie, und Ihre Mutter und meine Freunde.

G.

---

384. (129.)

[Christiana Katharina Garve an Gellert.]*)

B[reslau], d. 20. Jan. 1768.

Theuerster Herr Professor,

Ob ich meinen Sohn ohne Kummer von mir lassen würde? Diese Frage muß ich selbst beantworten. Wie vollkommen kennen Sie doch das Herz einer Mutter, und wie gütig nehmen Sie Antheil an ihren Empfindungen! Aber wie unschätzbar muß mir die Wohlthat des Himmels seyn, daß Gott meinem Sohne einen so rechtschaffnen und tugendhaften Freund zugeführt, der mit der wahrhaften Treue eines Vaters für sein Bestes sorget! Dieses Glück macht mir die Beantwortung der Frage leicht. Es ist wahr, ich fürchte mich vor der Stunde des Abschiedes. So schwer er mir aber auch ankommen möchte, so vollkommen beruhige ich mich doch durch Ihre großmüthige Liebe. Ihre Gütigkeit verwandelt eine Menge meiner Sorgen in Hoffnung und Zuversicht. Und also müßte ich meinen Sohn nicht so sehr lieben, als ich ihn wirklich liebe, wenn ich ihn nicht mit Freuden zu seinem besten Lehrer zurück sendete. Ach, theuerster Herr Professor, könnte er das Glück genießen, stets nahe um Sie zu seyn, und durch Ihre Erfahrung und Ihren Rath geleitet zu werden; wie getrost würde ich ihn von mir lassen! Ich wüßte ihn in noch bessern Händen, als in den meinigen. Sie würden alsdann ihm

*) (S. d. Anm. zu No. 364.)

bald eine Mutter nachkommen sehen, der Sie ihr Alter durch Ihre seltne Güte frohlich gemacht hätten. Doch alle diese Wünsche überlasse ich der Vorsehung Gottes; der ordne die Schicksale meines Sohnes nach seinem Wohlgefallen, und mache ihn zu einem tugendhaften Manne und thätigen Christen, und schenke ihn mir ewig wieder. Gott erhalte Sie für uns und die Welt noch lange! Ich bin unaufhörlich mit der größten Hochachtung

Ihre

gehorsamste Dienerinn,
G[arve.]

385.

An Borchward.

L. d. 3. Febr. 1768.

Allerdings, liebster Borchward, sind die Neanderschen geistlichen Lieder, die kein Journal nennt, schön, größtentheils recht schön; und der junge Verfasser, der etwan 23 Jahre alt seyn soll, hat alle Anlage, ein großer Liederdichter zu werden, verdienet Aufmunterung und Critik des Kenners, und kann, wenn er den guten Ton beybehält, ausgebildet, und stets durch ein frommes Herz belebt, mich und viele andre hinter sich zurück lassen. Ich habe schon in einem practischen Collegio etliche dieser Lieder meinen Zuhörern vorgelesen, beurtheilet und gelobt. Ich danke Ihnen für die Bekanntmachung.

China in Pulvern kann ich nicht nehmen, sie macht mir großen Krampf im Schlunde, aber im Extracte, ja, da kann ich sie Löffelweise vor Tische vertragen. Den Hallerischen Thee werden Sie erhalten haben. Hat Ihnen Herr Ferber nicht das Bausische Kupfer von mir gewiesen? So viel! Gott stärke und

erhalte Sie, verleihe uns Geduld und Ergebung in seinen heiligen Willen; die beste Arzeney des Christen! der Ihrige.

G.

386.

An Caroline Lucius.

L. d. 1. März 1768.

Liebste Mademoiselle!

Zur Vergeltung für Ihren lieben langen und beredten Brief *) schicke ich Ihnen den schon so oft versprochenen und von Herrn Seydeln gewünschten Brief, und zur Belohnung für Ihr richtiges Urtheil über Neanders Lieder, diese Lieder selbst. In der That ist ihr Charakter die kräftige erbauliche Simplicität, die Sprache der Schrift und der Andacht, so wie er der Charakter aller geistlichen Lieder seyn sollte. Ich lasse diese Lieder, die Niemand gekannt oder gerühmt hat, itzt recensiren. Herr Weiße will es in seiner Bibliothek thun und D. Ernesti in der seinigen auch. Ich hoffe sie werden diesem jungen Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn er soll erst etliche zwanzig Jahre alt seyn.

Nunmehr habe ich Ihnen das Nothwendige gesagt. Wegen Ihres Schicksals, o da seyn Sie ruhig und überlassen Sie seinen baldigen oder spätern Ausgang getrost, wie Sie stets gethan haben, also auch ferner der göttlichen Regierung. Der Verzug unsrer Wünsche kann uns wohl zuweilen niederbeugen, aber die Hoffnung soll uns wieder aufrichten und die Religion uns trösten. Leben Sie also wohl und zufrieden mit Ihrem ganzen werthen Hause und grüßen Sie den guten kranken Herrn Zeis herzlich von mir.

Gellert.

*) (V. 13. Febr.: No. 164 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

387.

Caroline Lucius an Gellert.

Berggießhübel, den 3. Julius 1768.
Sonntags Abends um 9 Uhr.

Hier bin ich nun, liebster, bester Herr Professor, seit vierzehn Tagen mit Mama und Schwester im Bade, wie Sie vor vier und fünf Jahren. Aber ich weis Ihnen nichts von uns zu erzählen. Vielleicht verdiente die hiesige Gegend, welche Carlsbad und Töplitz übertreffen soll, Ihnen geschildert zu werden. Allein in der That dazu brauchte ich eine poetische Feder oder einen Pinsel; denn unsre blumenvollen Thäler, in welchen sich unversteckt und zwischen Weiden und andern Sträuchern ernsthaft murmelnde oder spielend schwatzende Bäche schlängeln, unsre grasigen oder bebüschten oder besäeten Hügel und Berge, der unaufhörlich abwechselnde Gesang der Waldvögel und Lerche, die natürlich bedeckten, schattenreichen Gänge und hohen Alleen und die bäurischen Gärten, aus welchen unter den nützlichen Gewächsen sparsam, aber desto anmuthiger, manche frische Rose hervorglänzt, Heumacher, die Blumen auf den Hüten tragen und ein Schäfer, der verborgen im Gebüsche auf seiner Flöte oder Pfeife (wie man es nennen will) einsam und vergnügt, vielleicht gar zärtlich, sein Stückchen spielt, dieß alles zusammen macht eine sehr poetische Gegend aus und noch nirgends habe ich ein so ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier.

Mit der Beschreibung der Landschaft möchte ich wohl nicht glücklich seyn und die Badegäste sind in geringer Anzahl, Leute, die ich wenig kenne und — Leute wie wir selbst, von denen sich nichts Merkwürdiges sagen läßt. Dennoch habe ich mir einen kleinen Liebling unter ihnen erwählt, einen Knaben von 3 Jahren und etwas darüber, das sanfteste, liebenswürdigste, freund-

lichste Kind, das ich noch gesehen habe, das ich Ihnen tausendmal lieber abmalen möchte, als die ganze schöne Gegend; für welches mein Herz aufrichtige Wünsche thut, solche nehmlich, daß es einen Lehrer und Führer finden möge, der seine Seele so schön bilden helfe, als sein Körper regelmäßig und seine kindischen Sitten einnehmend gebildet sind, einen Lehrer, der das an ihm thun möge, was Sie, gütigster Herr Professor, an ihm gethan haben würden, wenn er zwanzig Jahre früher geboren und in Ihre liebreichen Hände gekommen wäre. Es muß ein Schmerz seyn und viel Ueberwindung dazu gehören (habe ich heute gedacht), gegen ein solches Kind Schärfe zu gebrauchen, um gewisse unvermeidliche Unarten auszurotten, die das liebenswürdige Geschöpf dereinst verstellen könnten. Ich lockte den Kleinen heute in unsre Stube, weil mein Vater hübsche Kinder gern sieht (er hat uns heute früh mit Bruder Carln ganz unvermuthet überrascht und ist nun schon um sechs wieder fort, der arme Papa!). Er nahm es auf den Arm und küßte und klopfte es. Sein eigner Vater aber hat es, wie mir seine älteste Schwester hernach erzählte, noch in seinem Leben nicht auf die Arme genommen. Es giebt doch seltsame Väter!

Wir leben hier einsam, ruhig und sehr ordentlich. Wir baden gleich früh um sechs Uhr, essen meistens Grünkraut, Gartengewächse, Sallat, Erdbeeren und alle Abende Milch, gehen sehr viel spazieren und befinden uns wohl dabey. Bey so wenig Zerstreuung und Geschäften, denke ich unaufhörlich an alles, was mir lieb ist und woran mein Herz einen zärtlichen und vergnügten Antheil nehmen kann; denn zu traurigen und unangenehmen Gedanken darf man es, wie Sie wissen, im Bade nicht kommen lassen. Sollte ich nun da nicht an Ihren morgenden feyerlichen Tag gedacht haben, liebster, theuerster Herr Professor? Gott nicht für das Geschenk dieses zu Ihrem segensvollen Leben hinzugefügten Jahres gedankt haben? Morgen wenn

ich erwache — und ich erwache hier früh — soll es mein erstes vorsetzliches Geschäft seyn, Gott für Sie um Segen für Ihr künftiges Leben, um Gesundheit, um Heiterkeit Ihres Gemüths, um Vermehrung Ihrer Tage und um Beystand zu jeder Ihrer edlen und frommen Absichten zu bitten. Voll Zuversicht und Vertrauen auf die Uebereinstimmung des göttlichen Willens mit meinem Gebete will ich mit Freuden in die verfloßne Reihe von Jahren zurücksehen, seitdem Sie, bester Herr Professor, angefangen haben, Antheil an mir zu nehmen, und dann, erfüllt mit dem glücklichen Bilde und mit der gleichen Empfindung der Freude, weit hinaus in die künftige Zeit denken, in welcher ich noch Ihrer unschätzbaren Freundschaft genießen, noch im Besitz des Glücks seyn werde, Ihnen die aufrichtigsten, ehrfurchtsvollsten, zärtlichsten Empfindungen meines Herzens für Sie erklären zu dürfen. Frohe und rührende Viertelstunden werden es seyn, die ich auf solche Art Ihnen zu verdanken haben werde. Auch dafür wolle Sie Gott durch Ihr ganzes Leben segnen!

C. C. Lucius.

Herr Zeis hat mir vom 1. July geschrieben, daß er sich fertig machte, noch selbigen Tag mit seiner Frau und Mutter nach Zabel zu seiner Schwester Christel zu reisen, die einige Tage zuvor die Familie mit ihrem ersten Töchterchen vermehrt und ihre Mutter und Mad. Zeis zu Gevattern gebeten hat.

Herr Tachselt ist seit dem 29. Juni auf einer Reise ins Gebirge. Er hat durch Freyberg angefangen.

388.

An Caroline Lucius.

L. d. 8. Aug. 1768.

Liebste Mademoiselle!

Herr Creuziger reißt morgen nach Dresden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich ihm nicht einen Brief an meine beste Correspondentin mitgäbe. Doch nein, nicht einen Brief, sondern nur ein Paar Zeilen — so weit ist es leider mit mir, der ich sonst so gern schrieb, so gern an die Jgfr. Lucius schrieb, gekommen. Beides in Ihrem letzten Briefe, liebe Freundin, sowohl die Beschreibung von Berggießhübel, das ich kaum den Namen nach gekannt habe, als auch die Geschichte von Ihrem Aufenthalte daselbst hat mich sehr unterhalten und da ich auf Ihren feyerlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstage kam, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, theils wegen seines frommen Inhalts, theils weil ich fühlte, wie viel mir fehlte, wenn ich alles des Guten, das Sie mir erbitten, werth seyn sollte. Gott wolle es Ihnen itzt und nach mir lassen so wohl gehen, als es zum Glücke eines guten Herzens dienlich ist. Ich grüße Ihr ganzes Haus und Herrn Zeisen und sein Haus ergebenst.

Gellert.

389.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, Sonnabends Abends den
17. Sept. 1768.

Mit einem sehr gerührten Herzen komme ich zu Ihnen, bester, liebster Herr Professor, mit einem Herzen voll angenehm trau-

riger Empfindungen. Der ganze heutige Tag ist mir so still dahin geschlichen, ganz einförmig, in Ruhe, Heiterkeit und anhaltendem Fleiße. Itzt gedachte ich, um gleichsam davon auszuruhen, ich wollte Fritzchen aufsuchen und ihr vorschlagen, eine Partie Picket mit mir zu spielen; ich verließ aber sogleich diesen Einfall wieder. Die Einsamkeit um mich, das schwache Licht, so nur das Tischchen vor mir erleuchtet und den übrigen Theil des Zimmers halb in Dunkelheit läßt, das Zimmer an sich selbst, in welchem ich vielleicht den größesten Theil meiner glücklichsten Stunden zugebracht, in welchem ich alles gesehen habe, was meinem Herzen jemals sehr theuer gewesen (nur Sie fehlen, und noch zwo Personen), in welchem auch Ihr Bildniß hängt, endlich, der nicht entfernte Schall feyerlicher Trauergesänge, die eben jetzt vor der Wohnung des seligen Grafen Rex abgesungen werden, alles dieses machte, daß ich mir eine ehrwürdige Gesellschaft und eine interessante Beschäftigung wünschte, und goß eine Art von sanfter Traurigkeit in meine Seele, ohne dennoch mich betrübt zu machen. Ich weiß auch nicht, warum meine Augen voll Thränen waren, als ich den Brief hier anfieng. Sie kamen, glaube ich, von einer zärtlichen Aufwallung der Freude, daß ich mich noch Ihnen nähern, mich noch mit Ihnen unterhalten kann. Die Freunde des Grafen Rex (er muß gewiß Freunde gehabt haben, er ist ein viel zu rechtschaffener Mann gewesen) die Freunde des Grafen Rex können es nicht mehr. Seine verwaißte Tochter kann es nicht mehr. Die arme junge Gräfin! Mein Vater sah sie, als man vor einigen Monaten in der Kirche ein öffentliches Dankgebet für die vermeintliche Genesung ihres Vaters verrichtete, mit welcher feurigen Andacht sie auf ihren Knien das Opfer eines kindlichen Herzens mit dem Danke der Gemeine darbrachte und sich doch in der gemeinschaftlichen Handlung unterschied und die Tochter an sich erkennen ließ. Wie weit wird jene fromme Freude

itzt von ihrem Herzen geflohen seyn! Und ist es nicht selbst für unsern jungen Fürsten betrübt, am ersten Tage seiner Regierung den Verlust eines so würdigen Mannes zu leiden, den er vielleicht liebte und der ihm noch viele wichtige Dienste könnte geleistet haben? Wenn wir darauf achten, so finden wir, daß unser ganzes Leben und alle zeitliche Freude desselben in einem beständigen Untergange besteht! Selbst was wir die Fortdauer unsers Vergnügens nennen, ist der immerwährende Fortgang seiner Abnahme; jeder vorbeystreichende frohe Augenblick begräbt seine eigenthümliche Freude und verringert die Zahl dererjenigen, so uns vorgezählt sind. Auch ich hatte Freunde, die ich nicht mehr unterhalten, deren ich mich nur erinnern, die ich nur beweinen kann. In eilf Tagen wird es um die itzige Stunde neun Jahr. — Aber nichts hiervon! Ich bin dennoch glücklicher, als Viele. Meine geliebten Eltern, den theuern Freund, an den ich schreibe, mein Geschwister und viele mir ergebene gute Personen, die besitze ich noch alle. Durch diese genieße ich mehr Glückseligkeit und Freude, als ich zu genießen werth bin. Herr Creutziger machte uns nur kürzlich eine sehr frohe Woche. Vielleicht hat er Ihnen etwas davon erzählt. Er war vergnügt unter uns und wird herzlich von uns geliebt. Er brachte mir einen unerwarteten sehr lieben Brief von Ihnen, für welchen Ihnen mein ganzes Herz dankt, und mit einer so hübschen Art, daß ich wohl wünschte, ihm einen dafür an Sie mitzugeben, wenn er ihn vielleicht auch so hübsch überreicht hätte. Aber die sechs Tage seines Hierseyns entflohen mir so geschwind. Größtentheils brachten wir sie in seiner Gesellschaft zu und die Zeit, in der er nicht um uns war, wandte ich an, einige kleine Sorgen aus meinem Gemüthe zu verbannen, damit sie es in seiner Gegenwart nicht umwölken möchten.

Sie, bester Herr Professor, können es vielleicht von dem Herrn Oberpostcommissär gehöret haben, wie meines Seydels

Anschläge für sein künftiges Etablissement auf eine fürchterliche Art bedrohet worden. Dieses beunruhigte mich eben damals ein wenig seinetwegen. Nun hat sichs aufgeklärt, daß es abermals eine vergebliche Unruhe gewesen, wie die meisten menschlichen Unruhen sind, weil sie doch allemal am Ende zu nichts helfen. Sie hat vielmehr eine gute Wirkung gehabt, sie hat unsern Seydel auf acht Tage hierher geführt, und darüber, ob es nun gleich unnöthig ist, wird doch keines von uns unzufrieden seyn. Seitdem wir aus dem Bade nach Hause sind, ist meine Mutter noch nie so heiter und aufgeräumt gewesen, als sie itzt bey Seydels Besuch geworden. Und in der That, liebsten Herr Professor, ich habe oft gedacht, es würde selbst Ihnen manchmal bey uns gefallen haben, zumal wenn eines von uns Ihr Sohn oder Ihre Tochter gewesen wäre. Da hätten Sie vielleicht unsern süßen vertraulichen Geschwätzen zugehört, wie ihnen meine Mutter zuhörte, wenn wir uns in die ersten Zeiten unsrer Bekanntschaft zurücksetzten, uns an die oft wiederholte Geschichte des Anfangs und Fortgangs unserer jugendlichen Liebe, an ihre schmeichelnden Freuden, an die kleinen Thorheiten, die sie uns begehen ließ, erinnerten, nun weiser und ernsthafter, obgleich mit einer Art von geheimen Gutheißen, sie verlachten, bald unsrer Mama davon erzählten, die sich mit gefälliger Güte alle die kleinen nichtsbedeutenden Umstände als Dinge von Wichtigkeit vorsagen ließ. Solche Zurückerinnerungen sind sehr angenehm und interessant, sie bringen uns auf die Hauptangelegenheiten unsers Lebens zurück. Denn unsre pflichtmäßigen und tugendhaften Zuneigungen und Verhältnisse sind das Einzige, was unserm Leben einen Zusammenhang und ein wesentliches und festes Andenken giebt. Die andern Umstände des Lebens und des Glücks, die Sitten, der Umgang, die Beschäftigungen und die Lebensart, alles ändert oft ab und verschwindet wie ein Traum, von neuern Dingen dieser Art verdrängt, dem Ge-

dächtnisse. Allein das Verhältniß, in welches uns Gott mit ihm selbst zu setzen uns gewürdiget hat, und dann die heiligen Bande, mit welchen er uns an Seelen von gleicher Natur und gleicher Bestimmung verknüpft, machen ein ununterbrochenes Ganze, das stets durch alle abwechselnde Scenen des Lebens dasselbe bleibt und durch alle Ewigkeit ungehindert und immer vollkommener mit uns fortdauert. Diejenige Zuneigung, die meine und Seydels Seele mit einander vereinigt, ist besonders, wie Sie, liebster Herr Professor, wissen, ganz eigentlich von dieser Art, da durch sie mit unsern ersten denkenden Jahren unsere Herzen angefangen haben, sich selbst zu empfinden.

Montags den 19. Sept. früh.

So weit schrieb ich vorgestern Abends. Heute bin ich fröhlicher. Ich denke, ich würde heute hübscher schreiben, als jemals, wenn ich mich nur recht darauf einrichten könnte, aber ich habe leider sonst so viel zu thun. Es ist ein heiterer schöner Morgen, so schön, daß meine Mama, die sich sonst nicht leicht zum Spazierengehen entschließt, mit Fritzchen spazieren gegangen ist. Bey mir hier ists auch recht hübsch. Ich bin wieder ganz allein, aber von lauter Sonnenschein umgeben. Alles ist Licht und Leben um mich. Wie mögen Sie sich denn itzt befinden, theuerster Herr Professor? Wie mag es bey Ihnen seyn? Auf die Messe werden Herr Tachselt und Seydel nach Leipzig kommen und mir, Gott gebe! erwünschte Nachrichten von Ihnen mitbringen. Wenn nur der Verdruß, den Sie über die unordentliche Aufführung einiger Studirenden*) empfunden, nicht noch Ihrer Gesundheit schadet!

*) (Bezieht sich auf die Studentenunruhen, die im September des J. 1768 in Leipzig stattfanden, deren auch Goethe in Dichtung und Wahrheit (Werke 1829. Bd. 25, S. 191) gedenkt. Die Anrede, die Gellert an die Studierenden bei dieser Gelegenheit hielt, s. in Gellerts Leben von Cramer.)

Abends.

Ich bin sehr böse auf Ihre Studenten und habe immer mit dem Papa und dem Bruder zu streiten, die auf ihrer Seite sind. Ich sollte auch nicht böse seyn! Ihnen machen Sie Sorge und Verdruß, und dem armen Creutziger soviel Arbeit, daß er an seinen Freund nicht schreiben kann und die hübsche müßige Woche bey uns sehr theuer bezahlen muß. Im Kleinen aber geht es bey uns auch wild genug zu, und um desto trauriger, da einige Personen, weil sie ihrer Vernunft nicht ganz mächtig sind, Unordnungen angerichtet haben. Heut Mittags z. E. lief ein armer Jude Gefahr, von einem alten halb rasenden Kuppler todtgeschlagen oder aufgehangen zu werden. Er hatte ihn von der Gasse in sein Haus gerufen, solches hinter ihm verschlossen und ihn, glaube ich, nöthigen wollen, eine Schriftstelle zu erklären und einem Bilde des gekreuzigten Heilandes eine Ehrenbezeugung zu erweisen. Auf das entsetzliche Geschrey des Juden, dem er schon wirklich einen Strick um den Hals gemacht, hat man Wache geholt und die Hausthüre aufgeschlagen. Es ist nahe in Herrn Zeisens Nachbarschaft geschehen, der uns diesen Abend besuchte, und uns noch eine traurigere aber ärgerliche Geschichte aus Waldheim erzählte. Seine Gesundheit und gute Disposition macht uns itzt viel Freude, das tägliche oder doch öftere Reiten thut ihm sehr gut.

Könnte ich Ihnen doch, liebster Herr Professor, noch zum Schlusse etwas so Angenehmes sagen, das meinen Brief gut machen könnte, der so lang und vielleicht leer ist! Mein Herz ist nicht leer. Es ist voll gerührten Danks für Ihre mir so lange fortgesetzte unschätzbare Gewogenheit, voll eifriger Wünsche für Ihre Gesundheit und Ruhe und voll heißen Verlangens, Sie lebenslang zu verehren und zu lieben.

C. C. Lucius.

390.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 24. Sept. 1768.

Die beiden jungen Dänischen Grafen von Revenklau, und ihr Hofmeister D. Wend werden Dienstags als den 27sten, oder auch Mittwochs von Lichtenwalde, wohin sie morgen früh zu Pferde abgehen, über Haynichen und Waldheim zurück nach Leipzig kehren, und Euch wahrscheinlicher Weise besuchen, ohne sich aufzuhalten. Kalte oder warme Milch, Eyerkuchen, Obst, schwarzes Brod, sind ihre Leibspeisen. — Aber ich glaube nicht, daß sie etwas bey Euch essen werden. Laßt es sogleich dem guten Stadtschreiber melden, den ich herzlich grüsse. Es sind sehr gute Kinder, und D. Wend ist ein Mann, den ich liebe und ehre.

G.

391.

An Caroline Lucius.

L. d. 4. Nov. 1768.

Liebste Freundin!

Lassen Sie sich erzählen, was mir armen Manne zeither begegnet ist. Man veranstaltet hier eine neue Auflage meiner Schriften in etlichen Bänden, eine Sache, die mir seit anderthalb Jahren (denn so lange hat Herr Reich schon davon gesprochen) bald gleichgültig, bald beschwerlich gewesen ist, und bei der ich mich, wegen meiner Kränklichkeit in gar nichts habe einlassen wollen. Endlich, da ich höre, daß es Ernst wird, lasse ich mir die ersten und letzten Stücke meiner Schriften aus dem

Laden holen, um sie durchzusehen, einige Kleinigkeiten der Grammatik zu berichtigen und etwa ein paar kleine Aenderungen im Durchlesen zu wagen. Ich sitze acht Tage, werde jeden Tag ängstlicher, erreiche meine Absichten wenig, der Druck kömmt, ich werde noch ängstlicher, will mit Göbicken die Kleinigkeiten abthun u. s. w. Hierüber verliere ich meinen Schlaf, erst Stundenweise und dann in voriger Woche zwo ganze traurige Nächte. Nach der ersten schlaflosen Nacht, ließ ich früh meinen Dr. Heine kommen, erzählte ihm mein Schicksal und hatte den ersten Correcturbogen vor mir liegen. Gut, fieng er an, diesen Bogen lesen Sie noch, ich will so lange warten und ihn selbst mit lesen; alsdann bitte ich Sie, wenn Sie Ihr Leben lieben, denken Sie weiter an keine Durchsicht, an keine Verbesserung, an keine Correctur und werfen Sie den Augenblick alles von sich. Ich ließ also den Kreissteuereinnehmer Weiße und Göbicken rufen, übergab ihnen die Correctur und bat, mir, außer der äußersten Noth, kein Wort vom Drucke vorzusagen. Mein Schlaf kam freylich noch nicht wieder und meine Nerven waren und blieben geschwächt. Gott vergebe mirs! Ich dachte, ich würde in Einem oder ein Paar Tagen das thun können, was ich in Gedanken hatte, und ich hatte albern gedacht. Ob ich nunmehr ganz ruhig bin? — Nein, liebste Mademoiselle, dieses ist nicht zu erwarten; aber Gott sey gelobt, daß ich wieder schlafe und meine gewöhnlichen Collegia lese. Weg mit dem Autor, den ich lange schon nicht mehr habe leiden und ausstehen können! Gott lasse das Gute in meinen Schriften nützlich werden für viele, und das Uebrige unschädlich bleiben. Ich empfehle mich Ihrem ganzen Hause. Grüßen Sie Herrn Seydeln und Herrn Zeisen ergebenst von mir und hoffen Sie das Beste und wünschen Sie mir, Ihrem kranken Freunde, das Beste.

Gellert.

392.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 23. Nov. 1768.

Ich danke Euch sehr für Euern langen Brief, und alle die guten Nachrichten, die darin enthalten sind. Zuvörderst grüsse ich das doppelte neue Ehepaar und wünsche ihnen Wohlfarth und Segen von Gott auf ein langes gutes Leben. — Also ist wieder bald ein flüchtiges Jahr zurück gelegt. Gelobet sey der Name und die Güte des Herrn, die uns erhalten hat und täglich neu über uns gewesen ist. — — Die beiden jungen Grafen und D. Wend grüssen Euch und Eure Kinder vielmal. Sie werden gegen Ostern noch einmal ins Gebirge und alsdenn von uns und auf Reisen gehen. Auch der Herr von Hardenberg und Gervinus denken oft an Euch und grüssen Euch. — —

G.

---

393. (132.)

L. d. 22. Dec. 1768.

Gnädige Frau,

Itzt heiße ich Sie nur schriftlich in ** willkommen, bald aber denke ich auch persönlich dieses Glück zu haben. — — — Daß meine Schecke vorigen Donnerstag gestorben ist, darf ich Ihnen das sagen? O ja! denn es ist für mich ein sehr wichtiger Verlust, den ich schwerlich werde ersetzen können. Das Sonderbare dabey war, daß die Mittwoche vorher mein Churfürstlich Pferd ankam. Wie dieses aussieht, wollen Sie wissen? Lichtbraun mit schwarzen Extremitäten und schwarzem Strieme über das Kreuz — ferner sieht es still und freundlich aus, und

auch nicht ganz still und freundlich. Kurz, es läßt sich besser sehen als beschreiben. Ich werde es also mit seinem goldnen Zaume, mit seinem blausammetnen Sattel und der nur gar zu schönen Schabracke, kurz so, wie mir es der Churfürstliche Stallknecht vorige Mittwoche Nachmittags in meinen Hof, unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten, brachte, in den Hof nach ** schicken. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach! so sorgfältig der gute, gnädige Churfürst auch bey der Wahl dieses Geschenkes gewesen seyn mag, so fürchte ich mich doch vor dieser Wohlthat; denn ein kranker alter Professor und ein gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen. Wie vielmal der liebe Churfürst das Pferd auf dem Schloßplatze hat probiren lassen; wie er selber aus dem Fenster gerufen, daß man sich in einer weißen Wildschur darauf setzen sollte, um zu wissen, ob es sich etwan davor scheute; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug im Stalle öffentlich gezeigt worden — alles dieses brachte der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, mit in das Compliment des Herrn Oberstallmeisters hinein. So viel von der Geschichte des Pferdes!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich küsse Ihnen ehrerbietigst die Hand und empfehle mich Ihrem Herrn Gemahle zu Gnaden.

G.

394.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 23. Dec. 1768.

Ich muß Euch ein Vergnügen melden, daß mir unser guter Churfürst diese Woche gemacht hat. Er hatte nämlich gehört, daß mein Pferd krank wäre. Darauf befiehlt er seinem Ober-

stallmeister, er solle mir das ruhigste und sanfteste Pferd aus dem Churfürstlichen Stalle aussuchen und mit Sattel und Zeug zuschicken. Er ist noch weiter in seiner Vorsorge gegangen, hat sich das Pferd auf dem Schloßhofe lassen vorreiten, hat aus dem Fenster herunter gerufen, man solle eine weisse Wildschur umnehmen und sich damit auf das Pferd setzen, um zu sehen, ob es sich etwa davor scheue. Kurz der theure junge Fürst, den Gott erhalten und segnen wolle, hat mir das Pferd am Dienstage durch einen Churfürstlichen Stallknecht mit einem blausammtnen Sattel und einer solchen Chabrake, mit Gold besetzt, zugeschickt. O wie viel Gnade und Liebe läßt Gott mich Unwürdigen bey Hohen und Niedrigen finden. — Herr! wer bin ich; und was ist mein Haus, daß du mich Elenden bis hierher gebracht hast? Geritten habe ich das Pferd noch nicht. Ich fürchte mich auch im Herzen davor, weil ich es doch noch nicht kenne. Meine Schecke war wie ein Lamm, war alt und machte mir nicht die geringste Sorge. Nun so lebt denn wohl, gute Schwester, mit Euern Kindern.

G.

395.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 26. Dec. 1768.

Liebster Herr Professor!

Gute Freunde sind immer gewohnt, Feyertags zusammen zu kommen und das ist hübsch. In der Kindheit schon werden uns die Feyertage so lieb, weil man nicht in die Schule gehen, weil man spielen, Visiten geben, seine besten Kleider anziehen, spazieren gehen darf. Kleine kindische Ursachen, die mit der Zeit verschwinden, in dem Gemüthe aber einen frohen Eindruck hin-

terlassen, der es, wenn diese Tage wiederkommen, zur Lust und Freude besonders fähig macht. Hierzu gesellen sich in reifern Jahren die großen und wichtigen Ursachen der Freude, die das ganze menschliche Geschlecht angehen und jeden einzelnen Menschen von der ernsten Absicht Gottes für ihn, ihn ewig glückselig zu machen, überzeugen; welche gnädige Absicht ihm zugleich ein Unterpfand ist, daß es ein so gütiger Gott seinen Menschen an keinem wahren Guten je werde fehlen lassen.

Dieses tröstende Gefühl der allgemeinen Liebe Gottes, mit dem aus unserer Kindheit zurückgebliebenen frohen Eindrucke vereinigt, nebst der ruhigen Sammlung unserer Gedanken und Entfernung von zerstreuenden und ermüdenden Geschäften, machen unsre Herzen offener, fröhlicher, leichter, unsern Verstand freyer und uns zur gesellschaftlichen Freude und zur Belebung des Umganges geschickter, und ich erkläre mirs aus diesem Grunde, daß an solchen Tagen Bekannte und Freunde sich unter einander zu vergnügen suchen, welches an sich sehr erlaubt seyn kann, obgleich auch hierbey, wie bey vielen guten Dingen, sehr strafbare Mißbräuche eingerissen sind. Nun, bald werde ich ein Tractätlein über die Feyertagsbesuche schreiben. Wenigstens ist es ein sehr weitschweifiger Eingang, um Ihnen, bester Herr Professor, zu sagen, daß ich heute keinen Besuch gebe, auch keinen erwarte, als unsern gewöhnlichen Abendbesuch, unsern Tachselt, und um Sie zu bitten, daß Sie mir erlauben, nur auf eine sehr kurze Zeit (denn schon ist es bald Abend) ein wenig zu Ihnen zu kommen.

Vielleicht finde ich meine Freundin, meine Gülden, bey Ihnen. Ich meyne, ihren letzten Brief an mich, den ich neulich Herrn Creuziger zugeschickt und ihn gebeten habe, Ihnen selbigen mitzutheilen. Es kann seyn, daß Sie ihn nun schon gelesen, Mitleiden für die liebe Kranke empfunden und zu Gott für sie gebetet haben. Es müßte ihr in ihren itzigen Umständen

eine mächtige Unterstützung seyn, wenn sie so glücklich wäre, Ihres Zuspruchs und Trostes zu genießen. Es zeigt sich einige Niedergeschlagenheit in ihrem Briefe, aber auch viel Geduld, viel Ergebung und viel liebreiche und edle Bekümmerniß für die Ruhe ihrer Freunde, die sie ohne ihre Schuld unterbricht. Sie muß eine sehr gute Person seyn — fromm und gut und meine Freundin, meine wahre Freundin, und Ihr Geschenk, bester Herr Professor! Nächst Ihrer eigenen Gewogenheit das Theuerste und Liebste von Ihren Händen! Ich kann es weder ihr noch Ihnen sagen, wie herzlich ich sie liebe und ehre, wie sehr ihr letzter Brief mich gerührt hat und mit welcher Bewegung ich einige Stellen in meiner Antwort darauf geschrieben habe.

Ich habe es kaum seit einem Jahre recht lebendig verstehen und empfinden lernen, welch eine unschätzbare Wohlthat Gottes die Gesundheit ist. Vorigen Winter war ich krank oder doch auf dem Wege es zu werden. Man vermuthete, ich würde in eine auszehrende Schleichkrankheit fallen und ich dachte es selbst. Mein Gemüth litt von dem Verfalle meiner Gesundheit, und die Mühe, die es mich kostete, um aufgeräumt zu seyn wie sonst, und die ich doch größtentheils verlor, vermehrte das Uebel und machte mich trauriger und unzufrieden und unwillig mit mir selbst. Ich schreibe etwas hiervon dem langen und strengen Winter zu, der uns zu sehr ins Zimmer verschloß; denn sobald die Witterung sanft ward und ich wieder anfing auszugehen, empfing ich gleichsam ein neues Leben, und etliche wenige Mittel und Diät-Regeln, die unser Medicus mir vorschrieb, machten alles wieder gut. Hierzu kam unser sechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande, der schöne Herbst und nun der noch immer nicht unangenehme Winter. Wir drey Geschwister sind gestern noch spazieren gewesen und ich befinde mich sehr wohl dabey, und danke Gott aus dem Innersten meines Herzens dafür. Möchte die gute Gülden zum Troste ihres Mannes und ihrer

Mutter itzt nicht schlimmer seyn, als ich vor dem Jahre war, und mit dem Frühlinge so gesund werden, als ichs geworden bin! Gesundheit ist vielleicht das Einzige, was ihr fehlt; sonst wäre sie glücklich. Ihre liebsten Wünsche sind ihr erfüllt. Ich kann nicht zweifeln, daß ihre Ehe nicht sehr zufrieden sey. Nun hat ihr Gott ihre Gesundheit und mit derselben alle Fühlbarkeit für die Freuden dieses Lebens hinweggenommen! Es sey nun, daß er sie durch ein kurzes vorübergehendes Leiden prüfen, oder sie unter Schmerzen und Krankheit zu einem höhern Alter hinaufsteigen, oder bald die Kräfte ihres Lebens sich gänzlich verzehren lassen wolle, so muß er weise und gütige Absichten dabey haben. Wir verstehen oft nicht, was wir wünschen.

Trau Gott, nicht deinen Schlüssen
Die Wahl des Besten zu.
Sprich: Wer wirds besser wissen,
Dein Schöpfer, oder Du?

Itzt am Schlusse des Jahres will auch ich die geliebte Freundin diesem allweisen Schöpfer übergeben, wie ich alles, was mir das Theuerste ist, wie ich Sie, bester Freund, ihm empfehle! Und ich sollte wegen eines von denen, die ich liebe, bekümmert seyn? Sind sie nicht alle unter der Aufsicht und in der Hand des ewigen Vaters im Himmel? Er erhalte Sie, liebster, theuerster Herr Professor! Er segne Sie! Er weihe Sie mit dem neuen Jahre zu nachfolgenden Jahren, eines langen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen Lebens ein!

Der Herr, Herr, dem ich Dich befehle,
Der segne und behüte Dich! Amen!

C. C. Lucius.

---

396. (194.) °)

— 28. Dec. 1768.

Mein liebster Gellert,

Eine Gewissensrüge an Sie? — Die war mir in der That sehr unerwartet. Und wem sollte sie es nicht seyn, da eine sorgfältige Gewissenhaftigkeit, eine durchgängige Ehrerbietung gegen Religion und Tugend, ein so unstreitiger, so vorzüglicher Ruhm Ihrer Schriften ist? Armer Freund, wie dauern Sie mich! Da Sie ohnedieß hypochondrisch genug sind, muß sich von allen Seiten her alles vereinigen, Sie noch hypochondrischer zu machen. Ein Ungenannter, der außerdem Ihren Schriften das gebührende Lob ertheilt, will dennoch nicht wenig moralische Schwächen darinnen entdeckt haben, und fordert Sie in einem Briefe auf, „bey einer neuen Ausgabe denselben abzuhelfen, in allen auch nur anstößig scheinenden Stellen die strengsten moralischen Verbesserungen ja nicht zu verabsäumen; und das zwar zur Ehre des Gewissens und der Religion.“ Wie sehr Sie besonders itzt, da Ihre sämmtlichen Schriften gerade von Ihren Verlegern in eine Sammlung zusammen gedruckt werden, dadurch haben beunruhigt werden müssen; das habe ich mir leicht vorstellen können. Sie haben ja nur erst jüngsthin gegen mich geklaget, daß Sie sich schon seit geraumer Zeit wegen der Ihnen mangelnden Heiterkeit des Geistes ungeschickt fühlen, diejenigen Aenderungen zu unternehmen, die Sie, vornehmlich in Ihren Lustspielen und Briefen, zu machen gewünscht hätten.

Ich habe sein mir überschicktes Schreiben gelesen und wieder gelesen, und sorgfältig geprüft. Sie verlangen mein unpartheyisches Urtheil davon zu wissen. Hier ist es. Aber Sie werden, so wenig Sie bey Ihren gegenwärtigen Gesundheitsumstän-

°) (Dieser und der folgende Brief ist wohl von einem der beiden Herausgeber der Sammlung von 1774 geschrieben.)

den dazu aufgelegt sind, Geduld haben müssen, viel zu lesen; denn der Brief des Ungenannten ist lang; die Beantwortung eines Innhalts wird also auch nicht kurz ausfallen können.

Der Verfasser zeigt in seinem Briefe allerdings, wie er mehrmals von sich versichert, einen brennenden Eifer für Tugend und Religion. Aber ist es auch ein durch richtige Einsichten aufgeklärter Eifer? Darauf möchte er wohl keinen Anspruch machen können. Bey einem wahrhaft frommen Herzen verräth er doch überall viel Schwäche des Verstandes, und es wird schwer halten, bey der Widerlegung seiner Zweifel und Einwendungen in einem so ernsthaften Tone zu bleiben, als er bey seinen redlichen Gesinnungen wirklich verdient. Seine Grundsätze sind theils ganz falsch, theils nur zur Hälfte wahr. Oder wo auch gegen die Richtigkeit der Grundsätze nichts einzuwenden ist, da leitet er aus diesen richtigen Grundsätzen sehr unrichtige Folgerungen her. Doch es ist nicht genug, daß ich das sage; ich muß es auch beweisen. Lassen Sie uns denn zur Zergliederung seiner Sätze kommen.

Sein erster Satz betrifft die lachende und beißende Bestrafung der Laster. In Ansehung derselben, „glaubt er durch moralische Gründe überzeugt zu seyn, daß man das Laster niemals possierlich, wohl aber thöricht und abgeschmackt vorstellen könne, weil sich bey dem Possierlichen leicht der Begriff des Angenehmen uns unvermerkt mit einmischt, welches besonders bey der Wollust zu besorgen ist.“ Der Satz ist scheinbar; aber zu einer so strengen Richtigkeit, als bey einer Regel der Prüfung nöthig ist, möchte er wohl eine genauere Bestimmung nöthig haben. Was versteht der Verfasser unter Laster? Was unter possierlich vorstellen? Und wie mischt sich bey dem Possierlichen unvermekt der Begriff des Angenehmen ein?

Aus dem Laster soll ich niemals einen bloßen Spaß, niemals

das, was man eine Schekerey nennt, machen. Das würde der Leichtsinn sehr geschwind ergreifen. Es ist nicht zu läugnen, daß solches von manchen alten und neuen Dichtern geschehen sey; besonders in Absicht auf die Ausschweifungen der Wollust. Oder warum wollten wir ihrer schonen? Lassen Sie sie uns bey ihrem eigentlichen Namen Laster der Unzucht nennen. Schwerlich wird dergleichen Verfahren jemand, der die Ehre der schönen Künste aufrecht erhalten will, vertheidigen. Auch der Verfasser führet hier zur Erläuterung die Wollust an; aber er bestimmt nicht, ob er damit ihre wirklichen Ausschweifungen, oder nur ein verliebtes Temperament meyne. Wenn er die erstern dabey im Sinne gehabt haben sollte; wie käme er zu dieser Bemerkung bey Ihren Schriften?

Was ist denn also dem Verfasser Laster? Nimmt er das Wort im bürgerlichen Verstande für die gröbern Laster? Da hat er freylich Recht. Wer wird Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Spitzbüberey, Todtschlag, Meuchelmord weiter nichts, als lächerlich machen wollen? Sie verdienen Abscheu. Ihre Namen empören. Sie müssen nie anders vorgestellt werden, als Abscheu zu erwecken; und, das zu thun, wird noch keine sehr warme Liebe zur Tugend erfodert. Nimmt aber der Verfasser das Laster im theologischen Verstande, der auch, genau genommen, der moralische ist; welche böse Neigung, wenn sie in der Seele herscht, wenn sie Leidenschaft ist, wird da nicht darunter begriffen seyn? Und dann möchte der Verfasser sich wohl nicht auf dem rechten Wege befinden, und noch weniger, wenn er vielleicht gar die Anlage und den Hang dazu, ehe sich noch daraus das Laster ausgebildet, kurz, alles, was dazu führen kann, mit darunter zusammenfassen sollte. Denn was heißt bey ihm possierlich vorstellen? Soll es überhaupt nur so viel sagen, als lächerlich machen; nicht eine besondere Art, etwas lächerlich zu machen, anzeigen; so ist gar viel dawider einzu=

wenden. Alle Thorheit machet, als Thorheit, lächerlich; und das Laster als thöricht vorzustellen, das hält ja der Verfasser des Briefs selber für erlaubt. Ja es ist noch mehr als erlaubt; es ist der Tugend so gar zuträglich, wenn die Gebrechen der menschlichen Seele auf mehr, als eine Art, angegriffen werden. In vielen Fällen ist es sehr heilsam, wenn man auf die Thoren, auch vor der Welt, ein Lächerliches wirft; denn das fühlen sie noch am ersten, da nicht selten den ernstern Gründen aller Zugang ganz verbaut ist. Um auf das von dem Verfasser angeführte Beyspiel der Wollust zurückzukehren; was sollte denn wohl hindern, solche Gecken, die gleich in jede weibliche Gestalt sich verlieben, durch Satyren dem Gelächter bloß zu stellen? Vielleicht daß wenigstens einer oder der andere das Unanständige davon empfindet, und sich schämen lernet. Eine wahre und sittliche Besserung wird durch alle Werke des Witzes und Geschmacks nicht bewirket werden. Das gebe ich gern zu. Aber philosophische Abhandlungen werden das eben so wenig ausrichten, und denen wird es doch Niemand zum Vorwurfe machen, daß sie nicht die Kraft der geoffenbarten Religion haben. Denn deren Werk allein ists, den Menschen moralisch zu bessern. Es sey denn bloß eine bürgerliche Besserung, welche eine lachende und beißende Satyre hervorbringt. Auch dadurch ist nicht wenig gewonnen. Da sie manche Hindernisse aus dem Wege räumet; so wird durch sie der moralischen vorgearbeitet. — Vielleicht führet die Satyre den Thoren auch nicht einmal bis dahin, sondern macht ihn bloß schüchtern, daß er mit seinen Thorheiten mehr zurück hält. Und so wird der Nutzen davon der seyn, daß sie weniger ansteckend sind. — Doch ich will offenherzig gestehen, daß man nicht einmal das sich allezeit versprechen dürfe. Selten haben Thoren so viel Anlage zur Selbsterkenntniß, daß sie in dem vorgehaltenen Spiegel ihr eignes Bild erblicken. Weit öfter werden sie dabey auf ihren Nachbar weisen. Wer kann indessen

dafür, daß sie gemeiniglich unheilbar sind? Und auf sie und ihre Besserung haben auch Komödien und Satyren, es sey in Lehrgedichten oder in Erzählungen, nicht ihr eigentliches Absehen. Sie sind vielmehr eine Art des Prangers. Der Pranger wird den, der bis dahin verfallen ist, daß er daran gestellt werden müssen, schwerlich bekehren. Aber er warnet und schrecket doch den, der etwan einst in die Versuchung kommen könnte, sich des Prangers würdig zu machen; und ist das nicht Wohlthat für die Welt? Meine Feder läuft, wie ich sehe, schnell fort, weil sie in ein Feld geräth, dem so oft eine schiefe Aussicht in dasselbe ein ganz falsches Ansehen giebt. Ich muß einlenken; denn es könnte seyn, daß hier meine Antworten den Verfasser des Briefs nur seitwärts träfen. Erlauben Sie mir also nur, lieber Freund, über das Possierliche noch ein paar Worte hinzuzufügen.

Selbst das Possierliche, wenigstens eine gewisse Gattung desselben, würde ich von der Bestrafung der nicht bürgerlichen, sondern bloß moralischen Laster, wenn zumal der Lasterhafte durch sie nicht sowohl Andern, als sich selbst schadet, nicht ganz ausschließen. Der Geiz ist unstreitig ein solches Laster; und Molierens Geizhals ist gleichwohl voll von possierlichen Zügen. Wer wird es nicht z. E. possierlich finden, wenn der Geizhals, weil er zween Lichter auf Einem Zimmer für unnütze Verschwendung hält, das eine davon sorgfältig auslöscht, dieß, so oft es verstohlen wieder angezündet worden, zu wiederholen nicht müde wird, und zuletzt sein Licht, um es zu retten, in die Hosentasche steckt? Eben so possierlich ist es, wenn der Geizhals in des Goldoni wahrem Freunde die eingekauften Eyer durch einen Ring mißt, ob sie nicht zu klein sind. Man wird sich des Lachens, und folglich auch einer angenehmen Empfindung nicht dabey enthalten können; denn Lachen ist eben so der natürliche Ausdruck von der Empfindung einer starken in die Augen springenden Ungereimtheit, wie es Seufzer und Thrä-

nen von einem heftigen Schmerze sind. Und sollten die possierlichen Vorstellungen wirklich der Tugend schaden? Wenn von Molierens Lustspielen nicht zu läugnen ist, daß sie viele moralische Fehler an sich haben; so gehören doch dergleichen Züge gewiß nicht mit darunter.

Aber wenn etwas possierlich vorgestellt wird, mischt sich, uns unvermerkt, gar zu leicht der Begrif des Angenehmen ein. Das klingt gründlich und tief gedacht; und ist es doch nicht. Wie und wo mischt sich der Begriff des Angenehmen ein? In die Empfindung des Ungereimten, die in dem Zuschauer erweckt wird? Oder in die Vorstellung, die man sich aus so treffenden Zügen von der Kunst des Dichters macht? Oder endlich, in den Begriff des vorgestellten Lasters? Das wird wohl Niemand behaupten wollen. Das Laster des Geizes wird durch solche possierliche Vorstellungen gewiß nicht reizend; ja nicht einmal um das mindeste erträglicher. Kein Zuschauer, selbst kein Geizhals, oder der noch bloß eine Anlage zum Geize hat, wird dabey in die Versuchung gerathen, dergleichen nachzuthun. Sein erster Gedanke wird vielmehr der Vorsatz seyn, daß er sich wohl hüten will, sich selbst so lächerlch zu machen. Ist aber das erstere, daß sich in die Empfindung des Ungereimten, oder in die Vorstellung von der Kunst des Dichters eine angenehme Empfindung einmischt: wer kann daraus schlimme Folgen befürchten? Wer wird hier etwas Unmoralisches finden? Ich würde also das Wort possierlich gegen das Wort drollicht vertauschen, und den Satz also ausdrücken: Drollicht dürfen wirkliche Laster niemals vorgestellt werden, sondern bloß menschliche Schwachheiten, als wunderliche Launen der Denkungsart, Fehler eines guten Herzens, Arten des Uebelstandes. Grobe Laster müssen in der Vorstelung nie anders, als verabscheuungs-

würdig, erscheinen, und auch die andern Laster muß man nicht bloß lächerlich machen wollen, sondern gleichfalls mit ernstern Waffen bestreiten.

Aber nun bleibt noch immer die Frage übrig: Wozu diese Bemerkung hier? Sie muß ja wohl ein Tadel, der auch Ihre Schriften treffe, seyn sollen; da sie in einem Briefe steht, der Sie zu moralischen Verbesserungen Ihrer Schriften auffordert. Der Verfasser desselben hat kein Beyspiel zum Beweise beygebracht, wie doch billig von ihm hätte geschehen sollen. Eine andre Stelle seines Briefs macht es mir mehr als bloß wahrscheinlich, daß er damit auf Lisetten, in dem ersten Bande Ihrer Fabeln und Erzählungen*), ziele. Diese Erzählung hat, ich gestehe es Ihnen, meine vorzügliche Liebe nicht, und, wenn Sie dieselbe seiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit aufopfern wollen, habe ich nichts dagegen. Aber ich kann doch das nicht darinnen sehen, was er darinnen sieht. Ich habe sie wieder zu verschiednenmalen mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Ich finde in dem Manne, welcher in das wohlgebildete Lorchen, die zur Wärterinn seiner, an den Blattern kranken, Frau erlesen worden, sich verliebt, und, da die Frau an den Blattern blind liegt, durch die Gelegenheit sich verführen läßt, seiner Leidenschaft nachzuhängen und sie frey ausbrechen zu lassen, nichts als eine getreue Schilderung nach der Natur. Die geschilderte Sache ist nicht selten, denn wie manche ungetreuen Ehegatten giebt es nicht, die gleichwohl Treue heucheln? Es kann auch nicht verwerflich, oder ohne Nutzen seyn, dergleichen Schilderungen zu machen. Menschliche Leidenschaften in besondern ihnen günstigen Lagen, oder in ihnen schnell aufstoßenden Verlegenheiten schildern, und es durch das Individuelle des Gemäldes gleichsam vor die Augen bringen, wie sie darinnen handeln, wie sie jene günstige Lagen ohne Anstand nützen, und oft aus diesen

*) Gellerts sämmtliche Schriften Th. 1. S. 106 (123).

Verlegenheiten, wenn sie auch Lügen zu Hülfe nehmen, und offenbar der Tugend spotten sollten, sich glücklich herauswickeln; das erweitert die Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, und vertritt gewissermaßen die Stelle der Erfahrung, die man sich sonst nicht selten mit eignem Schaden erkaufen muß. Dieß ist, im Vorbeygehen zu erinnern, einer von den großen Vortheilen, welche die von der Seite der Moralität so oft mit Unrecht bestrittne Komödie schaffet. Ich will itzt des moralischen Nutzens dieser Erzählung nicht erwähnen, daß sie zeigt, wie gefährlich dem verderbten Herzen die Gelegenheit zum Laster werde; wie leicht ein familiärer Umgang zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts weiter führen könne, als sie zuvor wohl selbst gedacht; und wie thöricht der handle, wie vielen Versuchungen er sich auf die Zukunft aussetze, der bey der Ehe, diesem so ernsten Schritte, in seiner Wahl bloß auf Schönheit, einen vom Zufalle so leicht entrißnen Vorzug, sieht. Das alles sind Beobachtungen, auf welche die Erzählung natürlicher Weise leitet. Ich will mich bloß an die Hauptsache der Erzählung halten. Eine Schilderung des Lasters ist ja, das wird jeder zugeben müssen, keine Empfehlung des Lasters. Es kömmt bey einer solchen Schilderung, in Ansehung ihrer Moralität, alles auf ihre Beschaffenheit an; alles darauf, ob sie nicht etwan durch Schlüpfrigkeit schädlich wird, oder ob sie nichts durch die Wendung, die ihr gegeben ist, und durch die eingestreuten Züge auf die Seite des Lasters neigt, und für dasselbe einnimmt. Keine von beiden Beschuldigungen wird man Ihnen, wer nur einigermaßen billig denkt, und wenn er ein noch so strenger Moralist wäre, bey dieser Erzählung machen wollen. Wie hier einer strafbaren Liebe kein reizender Schleyer umgeworfen wird; so erklärt sich auch der Dichter nicht für den ungetreuen Mann und sein Lorchen; weder auf offenbare, noch auf verdeckte Weise. Er erzählet bloß, ohne Parthey zu nehmen, ohne durch etwas den Leser

auf jener Seite zu neigen. Hier ist keine Bewunderung von Lorchens schnellem Witze, durch den es ihr gelingt, die Entdeckung ihrer strafbaren Liebe zu verhüten; kein Triumph, kein Händeklatschen der Liebesgötter darüber. Ich will nicht in Abrede seyn, daß es nicht vielleicht manchen Leser kützeln könne, die arme blinde Frau durch Lorchen also betrogen zu sehen. Aber wird das nicht von der Fassung abhangen, mit der er liest? Wenn also ein moralischer Schade aus dem Lesen dieser Erzählung entspringt; so ist er von der Art derjenigen Aergernisse, die nicht wohl verhütet werden können; nicht die Schuld des Schriftstellers, sondern des Lesers; denn das Lesen derselben schadet ihm, nicht weil er ungeübt ist, sondern weil er ein verderbtes Herz hat, und für dasselbe überall Nahrung suchet. Bey reinern Gesinnungen wird es einem andern Leser eben so natürlich seyn, mit der Frau, der unter so traurigen Umständen eine so unedle Beleidigung widerfährt, Mitleiden zu fassen, und am Schlusse der Erzählung bey Ihren Worten:

Ach lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben;

zu denken: Der unwürdige Mann! Wie wenig verdient er diesen Trost! Ach wenn die arme Frau wüßte, daß er vielleicht itzt gerade das Gegentheil von dem wünschet, was nach ihrer Meynung ihn trösten soll! Welch Glück ist es zuweilen, sein Unglück nicht zu wissen! Diese Gedanken können in dem Leser desto natürlicher entstehen, da Sie ihn selbst durch den eingestreuten Zug darauf leiten:

Ach arme kranke Frau! Es ist dein großes Glücke,
Das du nicht sehen kannst.

Damit will ich nicht sagen, daß es nicht dieser Erzählung noch zuträglicher gewesen seyn würde, wenn ihr eine andre Wendung

gegeben, und dadurch auch einem so gesuchten Mißbrauche vorgebauet worden wäre. Ich bin versichert, Sie würden vorgebaut haben, wenn Sie bey ihrer Verfertigung hätten vermuthen können, daß dieselbe jemals in einem so falschen Lichte betrachtet werden würde. Ich weis es, theuerster Freund, von alter Zeit, und selber der ungenannte Urheber des Briefs erkennets, daß die Rechte der Tugend Ihnen bey Ihren Arbeiten viel zu ehrwürdig gewesen, als daß Sie zu einer leichtsinnigen Behandlung derselben jemals, dem Witze zu Ehren, auch nur einen entfernten Anlaß geben wollen. Sie können indessen noch itzt einer allzugrübelnden Gewissenhaftigkeit ein überflüßiges Opfer thun, und das mit leichter Mühe. Ich setze freylich voraus, was sehr zweifelhaft ist, daß nicht etwan dieser Bogen in der neuen Sammlung schon abgedruckt worden; desgleichen, daß Sie nicht etwan Ihre itzige kränkliche Gesundheit zu noch so leichten Aenderungen unfähig macht; und nicht weniger das ernste Verbot Ihres Arztes, von welchem Sie mir letzthin schrieben, sich mit dieser neuen Ausgabe auf keine Weise selbst zu beschäfftigen, keinen Nachlaß findet. Viele Voraussetzungen, die es mir selber nicht wahrscheinlich machen, daß Ihnen mein Rath werde nützen können. Indessen will ich Ihnen doch denselben mittheilen. Es kömmt bey dieser Erzählung nur auf einen kleinen Eingang von etlichen Versen an, der den Leser sogleich auf den richtigen Gesichtspunkt hilft, so daß das Lächerliche nothwendig auf den Mann fallen muß. Etwan ein satyrischer Ausfall auf die Männer in zweyerley Gestalten, die, von den Frauen gesehen, in Zärtlichkeit zerfließen, und, wenn sie von deren Auge nicht mehr beobachtet werden können, selbst in ihrer Anwesenheit es wagen würden, bis zur Untreue auszuschweifen. Sie sind, wie ich weis, den Eingängen nicht sehr günstig. Hier sehen Sie, wozu sie zuweilen nützen können,

Ich eile zu einer andern Classe der moralischen Schwächen,

welche der Verfasser des Briefs in Ihren Schriften entdeckt haben will, und zwar zu derjenigen, welche der ersten am nächsten verwandt ist. „Wenn, sagt er, bey ernsthaften und ehrwürdigen Dingen lächerliche Nebenbegriffe angebracht werden; so muß man sich Gewalt anthun, derselben los zu werden, wenn man nun wirklich seine Gedanken auf diese ernsthaften Dinge richten will. Es ist gewiß gleichfalls Ihre Meynung, daß man mit ernsthaften Dingen niemals spotten dürfe. Die Blöße der Laster kann auch ohne diesen Spott Freunden des Witzes und der Tugend gezeigt werden."

„Mit ernsthaften Dingen muß man niemals spotten," oder wie es weiter hin heißt: „Die Bibelsprache muß uns allezeit ehrwürdig seyn. Ich glaube, man müsse sich bey scherzhaften Ausdrücken aufs sorgfältigste vor der geringsten Aehnlichkeit mit der Bibelsprache hüten." Schön! Ich und Sie sind beyde erklärte Feinde von Bibelscherzen, und in scherzhaften, ja überhaupt in weltlichen Schriften, können Sie so wenig als ich die mindeste Anspielung auf unsre dem gottesdienstlichen Gebrauche gewidmete Bibelübersetzung, oder irgend einen Scherz über Dinge, die nur einige Verbindung mit dem Gottesdienste haben, dulden. Aber hier vermischt Ihr Unbekannter wieder zweyerley Dinge. Ein anders ist es, *ernsthafte Dinge lächerlich machen*; und wieder ganz ein andres, *die falschen Begriffe davon, eben diesen ernsthaften Dingen zum Dienste, in ihrer Blöße darstellen*. Gleichwohl ist meistens das letztere hier der Fall. Denn was sinds für Exempel, die er aus Ihren Schriften anführt?

Er wünscht, in dem *zärtlichen Manne*, den Ausdruck hinweg:

Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;°)

°) *Gellerts* sämmtliche Schriften Th. 1. S. 66 (91).

und eben so in den Bauern und dem Amtmanne die Worte der Bauern:

Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet.**)

Gleichwohl wird weder in jener die Fürbitte für Kranke, noch in dieser Gottes Wort und der Grundtext lächerlich gemacht. Das erstere schildert bloß die Lage des Mannes, und das in der Welt unter solchen Umständen übliche Verfahren; und zeigt den Ernst seiner Angst, die doch so bald darauf verschwunden ist. Das letztere zu sagen, ist sehr heilsam und nöthig, um ein klägliches Vorurtheil, das der Bibel und der Erbauung so nachtheilig ist, in seiner ganzen Blöße darzustellen.

Gegen den Brief, darinnen Sie von der schlechten Predigt und ihrer Wirkung reden*), wendet er ein: „in einer schlechten höre man wenigstens Sprüche, und denen sey die Wirkung, einen frommen Zuhörer in Schlaf zu bringen, unnatürlich." Sprüche werden ja wohl in einer schlechten Predigt angeführt; oft genug nicht sowohl angeführt, als unehrerbietig gemißhandelt. Freylich haben die nicht die natürliche Eigenschaft einzuschläfern. Aber wie dann, wenn ihnen die Predigt stets entgegen arbeitet, und die schlechte Predigt noch überdieß schlecht gehalten, in einem einförmigen einschläfernden Tone hergesagt wird? Man setze nun einen Zuhörer, der in der Absicht, sich zu erbauen, die Kirche betrat, aber durch den schlechten Vortrag ermüdet, und durch den Wohlstand gehindert wurde, von seinem Sitze aufzustehen, oder umherzugehen. Wer hat es zu verantworten, wenn der Zuhörer, ohnerachtet seiner Mühe, die er sich giebt, munter zu bleiben, dennoch einschläft? Der geist-

*) Gellerts sämmtliche Schriften Th. 1. S. 207 (204).
**) Ebendas. Th. 4. S. 241 (188).

lose Prediger? Oder der von menschlicher Schwachheit überwältigte Zuhörer? Und wer kann von dem, der dergleichen erzählet, auch nur im mindesten argwohnen, daß er, wenn er von der schlechten Predigt sagt, sie habe an ihm ihre natürliche Wirkung gethan, damit den angeführten Schriftstellen die Wirkung beymessen wollen, als ob sie einschläferten? Wer kann ihn beschuldigen, daß er dadurch die Ehrerbietung gegen das göttliche Wort verletzet habe?

Was der Ungenannte über das Wort Betschwester sagt, ist, ich kann es nicht bergen, sehr schwach. Er giebt zu, daß „diejenigen Ihren rühmlichen Charakter verkannt haben, welche behaupten, als hätten Sie dadurch das Gebet überhaupt lächerlich machen wollen.“ Aber er giebt Ihnen zu bedenken, „ob nicht gleich durch das Wort Betschwester der ehrwürdige Begriff des Gebets, als der Rede mit Gott, verunehrt, geschwächt und gemißbraucht werde; denn das Wort Betschwester sey doch ein mit dem Worte beten zusammengesetztes Wort, und werde hier gleichwohl zur Entblößung der Heucheley gemißbraucht.“ Was für ein schwacher Grund! Solchergestalt müßten auch die Wörter göttlich, vergöttern, Götter der Erde, Abgott für einen Mißbrauch des göttlichen Namens gelten; und ist nicht dergleichen von der Schrift selbst geschehen? Ja selbst unsern Heiland würde sein Tadel, wenn er gültig seyn sollte, treffen. Erinnern Sie sich nur des Pharisäers, den er, in seiner Erzählung vom Pharisäer und Zöllner, betend einführt. Mit wie lebendigen Farben schildert das Gebet, das er ihm in den Mund legt, seinen ganzen Charakter! Wie stark giebt es uns das Lächerliche seines Stolzes und seiner Werkheiligkeit zu fühlen! Würde nicht, wenn der Verfasser Recht hätte, durch eine solche Vorstellung das Gebet selbst gleichfalls leiden müssen? Wenn bey dem Worte Bet-

schwester etwas zu verantworten ist; so mögens die verantworten, die es zuerst aufgebracht, und in Gang gesetzt haben. Nun ist das Wort einmal in der Sprache da, und hat seine bestimmte Bedeutung, ohne daß es den Nebenbegriff einer Geringschätzigkeit gegen das Gebet mit sich führte. Ist es denn wohl eine Verunglimpfung der Apostel, wenn man eine Secte des dreyzehnten Jahrhunderts mit dem Namen, den sie sich selbst gegeben, den Apostelorden nennet? Oder haben denn wohl die Kirchenväter, und andre nach ihnen, wenn sie die Novitianer, wie von ihnen selbst geschah, Katharer oder die Reinen nannten, damit der Reinigkeit in Lehre und Leben spotten, oder gar zu erkennen geben wollen, daß die Kirche gar nicht Ursache habe, sich darum zu bestreben? Oder, um ein noch paſsendres Exempel aus unsern Zeiten zu geben; sollte man sich wirklich durch den Gebrauch der Namen Wiedertäufer oder Täufer einer Unehrerbietigkeit gegen das Sacrament der Taufe schuldig machen?

Eben so, wie mit dem Tadel des Worts Betschwester, verhält sichs gleichfalls mit dem Eifer des Verfassers darüber, „wenn der allerheiligste Name Gottes, oder statt desselben das „Wort Himmel lasterhaften Personen in den Mund gelegt wird." Trifft nicht hier wieder sein Tadel den Assaph und David? **Denn wie viele Stellen, wo dergleichen von ihnen geschieht! Der Gottlose spricht in seinem Herzen: Gott hats vergessen. Er hat sein Antlitz verborgen. Er wirds nimmermehr sehen.*) Sie sprechen: Was sollte Gott nach jenen fragen? Was sollte der Höchste ihrer achten?**) Die Gottlosen sagen: Der Herr siehts nicht, und der Gott Jakob achtets nicht.***) Andrer ähnlichen Schriftstellen itzt zu geschweigen. Aber sollte,**

*) Ps. 10, 11. **) Ps. 73, 11. ***) Ps. 94, 7.

Digitized by Google

wer darüber zu urtheilen übernimmt, nicht billig den Unterschied davon empfinden können, wenn der Schriftsteller selbst den Namen Gottes mißbraucht, oder wenn er Personen, die gewiß nicht zur Nachahmung aufgestellt sind, einführet, wie sie eines solchen Mißbrauchs im gemeinen Leben sich häufig schuldig machen?

Der Verfasser, das bin ich überzeugt, würde nicht wenig erschrecken, wenn man ihn beschuldigen wollte, in seinem Schreiben ernsthaft heilige Dinge gemißbraucht zu haben. Gleichwohl ließe sich ihm, wenn man auf gleiche Weise, als er, zu Werke gehen wollte, dergleichen Beschuldigung sehr leicht machen. Noch mehr! Es ist wirklich von ihm geschehen. Denn die feyerliche Beschwörung bey den Wunden des Heilands, da sie bey Dingen gebraucht wird, die meistens Kleinigkeiten betreffen; was ist sie denn wohl anders? Der Verfasser versichert, daß er sich dieser gnadenreichen Wunden nicht schäme. Ich auch nicht. Da sey Gott vor! Aber ich würde zittern, sie anders, als bey den feyerlichsten Gelegenheiten und in ernsten Stunden der Andacht zu nennen; und noch mehr zittern, Andre, wo es nicht auf Leben und Seligkeit ankäme, dabey zu beschwören. Ich will mich wohl hüten, den Verfasser deswegen einer vorsetzlichen Entheiligung der Religion anzuklagen; aber er sieht doch, sowohl, wie es menschlich ist, darinnen zu verstoßen, als auch, daß man durch einen übertriebnen Eifer für die gute Sache wahrhaftig eben so viel Schaden anrichten könne, als durch schlaffe Nachläßigkeit.

Dem Verfasser scheint ferner „der Scherz über das Verbrennen von Arndts wahrem Christenthume schädlich." *) Und

*) Unser sel. Freund hat, um für eine ängstliche Gewissenhaftigkeit schwacher Leser lieber zu viel, als zu wenig zu thun, bey der letzten Ausgabe seiner Werke, diese Stelle hinweggestrichen. Sie steht in den ältern Ausgaben gleich am Schlusse der ersten Scene, und heißt: „Dieses letzte (Gebetbuch) ist, wie sie erzählt, in drey Häusern mit abgebrannt, und doch keinmal

warum? „Deswegen, weil es wirklich geschehen seyn soll, und, wenn es auch nicht glaubwürdig wäre, doch diejenigen Leser ärgerte, die es glauben.“ Wenn das für Gründe gelten soll; so ist aller Aberglaube gesichert; so ist, ihn angreifen, verwerflich und schädlich. Denn wo ist wohl ein Mährchen des Aberglaubens, das nicht wirklich geschehen seyn soll? Und wann wird es nicht die Abergläubischen verdrießen, daß man ihre Vorurtheile bestreitet. Aber ist denn ein solcher darüber gefaßte Verdruß Aergerniß? Auf solche Weise würde man sogar durch jeden Angriff auf Irrthum und Laster sich in Gefahr setzen, Aergerniß zu geben. Ein solcher Verdruß ist vielmehr blinder Eifer für seinen Wahn. Wahres Aergerniß hingegen haben diejenigen gegeben, welche dergleichen unbedeutende Nachrichten als wichtig, als eine Art von Wundern gesammelt haben; denn sie haben dadurch zum Aberglauben verleitet oder darinnen bestärket. Auf der Glaubwürdigkeit der Nachrichten beruht hier gar nichts. Die werden Sie eben so wenig zu bestreiten begehren, als ich. Erbauungsbücher haben oft Clausuren, die sie dicht zusammen pressen. Ists da Wunder, wenn die Flamme das erwähnte Buch, da es zumal etwas stark ist, nicht so leicht gefasset? Und wie viel andre zufällige Ursachen, darinnen das vorgegebene Wunder seinen Grund haben kann! Vielleicht kann manchem sehr profanen Buche eben dergleichen wiederfahren seyn, ohne daß man darauf geachtet hat. Bey solchen Nachrichten ist eigentlich nicht der Mangel an Glaubwürdigkeit Aberglaube. Der an und für sich ist noch weiter nichts, als Leichtgläubigkeit. Der Aberglaube steckt in der Absicht, aus der solche Nachrichten gesammelt werden, und in den daraus gezog-

„verbrannt. Die Schalen sind zwar etwas versehrt worden; „allein dem Drucke hat das Feuer mit aller seiner Macht nichts „anhaben können.“ Ferdinand: „Der Buchbinder“ u. s. w. Die Herausgeber. 1774. (S Th. 3, S. 140.)

nen Folgerungen. Sie sind ein Ueberrest von Mönchsgeschmack. Ist denn dieß in der That sehr schätzbare Buch etwan heiliger, als die Bibel, die doch vermuthlich in den Häusern, wo an Arndts wahrem Christenthume ein solches Wunder der Vorsehung sich ereignet haben soll, auch vorhanden war, und allem Anschein nach, mit verbrannt ist, weil man ja wohl außerdem nicht vergessen haben würde, solches gleichfalls zu bemerken? Sie aber, liebster Freund, hätten bey Bestreitung dieses Aberglaubens nicht behutsamer verfahren können, da Sie für das Buch selbst so viel Achtung haben, es nicht zu nennen; und das Ungereimte davon auf eine solche Art fühlbar machen, daß Sie den Zuhörer von dem Inhalte desselben auf den Druck und Band ablenken, wenn Sie Ihrem Ferdinand in der Betschwester in den Mund legen: „Der Buchbinder muß gewiß „nicht so fromm, als der Buchdrucker, gewesen seyn, weil der „Band nicht im Feuer ausgehalten hat."

Die beträchtlichste Kritik möchte hier wieder die über Lisetten seyn, wiewohl nicht aus dem Grunde, den er angiebt; nicht darum, weil in diesem Gebete des sich ängstlichstellenden Mannes wirklich eine ernsthafte Sache lächerlich vorgestellt ist, sondern weil die Zeilen, auf die er zielt:

Hier sitzt der gute Mann, — —
Und muß — — — — —
— oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn,
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

aus dem Zusammenhange herausgehoben, ein gewisses leichtsinniges Ansehen gewinnen. Im Zusammenhange haben sie es nicht, wenigstens nicht in derselben Maaße. Einem aufmerksamen Leser wird es da nicht in die Gedanken kommen können, als ob Sie überhaupt über das Gebet sich lustig machen, oder

es auch für unmöglich hätten erklären wollen, daß ein Mann für seine Frau, wenn sie nicht mehr schön ist, noch mit Andacht beten könne. Vielmehr helfen im Zusammenhange diese Worte den hier eingeführten Mann genauer charakterisiren. Sie sagen eigentlich weiter nichts, als: Was für ein seltsames Gebet mag das gewesen seyn, das den Neigungen und Gesinnungen eines so sinnlichen Mannes, der an seiner Frau nichts mehr, als die Schönheit, geliebt, geradezu widerstritt! Indessen kann ich nicht bergen, daß ich eine Stelle, wo der rechte Gesichtspunkt doch wohl von manchem verfehlt werden könnte, geändert wünschte; und das (ich setze voraus, daß Sie es noch in Ihrer Gewalt haben, und dieß Stück in der neuen Auflage nicht schon abgedruckt ist) läßt sich sehr leicht thun. Nur die Zeile:

Und gleichwohl war sie nicht mehr schön;

weggestrichen; und an die Zeile:

Ich hätt' ihn mögen beten sehn;

eine kleine Anmerkung angehangen, etwan folgenden Inhalts:

Doch wie viel beten so, daß sie mit Widerwillen
Zum Schein bloß ihre Pflicht erfüllen!
O harter Zwang! Sein Mund sprach seinem Herzen Hohn.
Denn seine Liebe war nun schon
Mit ihrer Schönheit ganz entflohn.

Die folgenden Zeilen, wider welche sich noch, wenn man äußerst strenge seyn wollte, noch am ersten etwas erinnern ließe, ob sie gleich bloß ein spottendes Mitleid ausdrücken:

„Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen.
„Vielleicht besinnt er sich, und thut, was Andre thaten.

fielen damit zugleich hinweg. Ich brauche es Ihnen doch wohl nicht erst zu sagen, daß diese Verse bloß flüchtig hingeworfen sind? Ich mache aber auch keinen Anspruch darauf, daß Sie

sie unter die Ihrigen aufnehmen sollen. Ich glaubte nur, dadurch meine Gedanken Ihnen am deutlichsten machen zu können.

Noch ein Punkt, von welchem dieser rechtschaffne und fromme Mann gar wunderliche Begriffe zu haben scheint, ist die gegenseitige Liebe beider Geschlechter zu einander. Er gesteht Ihren Lustspielen den Ruhm zu, „daß sie unanstößig munter geschrieben sind;" aber dennoch ist er der Meynung, „daß in manchen Stellen derselben noch wirklich die Zärtlichkeit der Liebe für unverheirathete Personen zu einnehmend und schlüpfrig beschrieben sey; besonders bey den zärtlichen Umarmungen." Grundsätze solcher Art haben gerade dieselbe Wirkung, als die Klöster. Indem sie die Keuschheit bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit treiben wollen, überspannen sie dieselbe. Dadurch aber reizen sie in der That zur Unkeuschheit, und machen, was an sich unschuldig war, nun wirklich gefährlich, weil eben der übermäßige Zwang die Einbildungskraft aufwiegelt, und damit zugleich das Herz in Lüsternheit setzet. Es ist um den Trieb, der durch die Keuschheit in Schranken gehalten werden soll, eine eigne Sache. Er gleicht einem raschen Rosse, das schwer zu regieren ist. Läßt man dem den Zügel schießen, so reißt es mit sich fort, wohin es nur will. Zieht man aber den Zügel allzustraff an, so bäumt es sich, und setzt seinen Regierer ab. Eben also verhält es sich mit der eingepflanzten Neigung der beiden Geschlechter zu einander. Ihre Einschränkung fodert Klugheit, daß man darinnen nicht zu wenig und nicht zu viel thue. Ich setze noch hinzu, daß es freylich gegen die Würde der Tugend streiten würde, sie zu einer neumodischen Stutzerinn, oder gar zu einer liebäugelnden Coquette auszukleiden. Die ihr eigenthümliche Schönheit ist sich selbst genug, und jeder zu stolze oder zu gesuchte Putz würde dieselbe mehr schwächen als erheben. Aber auf der andern Seite wird es gleichfalls der Tugend allezeit zum Nachtheil gereichen, wenn man ihr ein, ihr eben so fremdes, altväterisches

Digitized by Google

Gewand umwirft, dessen Schnitt sich nicht aus dem wesentlichen, sondern aus einem bloß willkührlichem längst abgeänderten Wohlstande, vielleicht aus falschen Vorurtheilen, herschrieb. Statt sie dadurch ehrwürdig zu machen, ist man vielmehr Schuld, daß sie mit Steinen geworfen wird.

Doch ich bin itzt müde, länger zu schreiben, und Sie sind ohne Zweifel eben so müde, länger zu lesen. Gleichwohl ist in dem Briefe des Ungenannten noch Ein Punkt, und zwar ein Hauptpunkt, zu beantworten, übrig. Am besten, ich breche itzt ab, und behalte denselben einem zweyten Briefe vor, der bald folgen soll. Möchte doch dieser Sie wiederrecht gesund finden! Ich bin

der Ihrige

°°°°°°

---

397. (195.)

Fortsetzung.

°°Am 30. Dec. 1767.

Liebster Gellert,

Ich habe Ihnen versprochen, einen Einwurf in dem Briefe Ihres Ungenanten, der zuletzt übrig blieb, gleichfalls zu beantworten; und ich eile, mein Versprechen zu erfüllen. Ich vermuthe, daß ich auch dießmal, wenn ich der Sache Genüge thun will, mich nicht sehr kurz werde fassen können. Also lieber keinen Eingang; und gleich zur Sache!

Außer den bereits beantworteten Einwürfen thut Ihr Ungenannter auch auf die Mythologie und den Gebrauch derselben in der Poesie einen ziemlich heftigen Angriff. „Wider die heidnische Götterlehre, so sagt er, habe ich diesen nicht unvernünftigen Zweifel, daß ihr Gebrauch von unserm gemeinschaftlichen Lehrer, Paulus, schlechterdings verboten ist;

indem er behauptet, daß die Heiden, was sie den Göttern geopfert, den Dämonen geopfert hätten. Und was sind Merkur, die Musen, Apoll, Venus, Cupido anders, als Götter der Heiden? über welche Lieblingsgötter mancher christlichen Dichter Paulus dieß göttliche Urtheil zugleich ausgesprochen hat. Heidnische Götter müssen Christen viel zu abscheulich seyn, als daß sie mit denselben ihre Gedichte auch nur zum Scherze ausschmücken sollten; wie ich denn das nicht läugne, daß sie allezeit nur im Scherze gebraucht werden. Aus diesem Grunde tadle ich das Gebet an den Amor und die Liebe, oder andre heidnische Götter, wenn es auch im Scherze gesagt wird. Man kann ja, ohne die Musen einzumischen, statt dessen die Dichtkunst poetisch nach ihren verschiedenen Theilen, als die didaktische, die lyrische, die epische Dichtkunst benennen."

Was für wunderliche Dinge schreibt doch hier der Mann! Wenn ich nicht seine Gewissenhaftigkeit ehrte, würde ich hier kurz abbrechen. Denn eine spöttische Widerlegung würde, bey seinen frommen Gesinnungen, eine Ungerechtigkeit seyn; und eine ernsthafte wird schwer halten. Gleichwohl verdient ers, zurechte gewiesen zu werden, wenn er sich Ihnen etwan näher kund geben sollte. Und da Ihnen bey den itzigen Umständen Ihrer Gesundheit nicht anzusinnen steht, daß Sie dieser Arbeit sich unterziehen sollen; so halte ich mich nach dem Vertrauen, welches Sie mir durch Mittheilung seines Briefes bewiesen haben, für verbunden, darinnen Ihre Stelle zu vertreten. Ich will mich denn also bemühen, in der Beantwortung seiner Einwürfe gegen die Mythologie so ernsthaft, als nur irgend möglich ist, zu bleiben.

Er geht viel weiter, als alle seine Vorgänger, die ich zum Theile für sehr rechtschaffne Männer erkenne. Es befindet sich ein ehrwürdiger Rollin*), dessen Verdienste in der Bildung

*) Rollin Anweisung zu den freien Künsten, II. Th. 26. u. f. S.

so vieler junger Herzen noch stets fortwirken, auch der durch seine Beredsamkeit berühmte Bossuet darunter. Ich bin indessen jederzeit überzeugt gewesen, daß sie bey dieser Streitfrage mehr ihrem Herzen, als ihrem Verstande, Ehre gemacht haben. Vermuthlich hat der Eifer der Kirchenväter gegen den Götzendienst zuerst den ihrigen gegen allen Gebrauch der Mythologie entzündet. Die Kirchenväter hatten Recht, gegen den Götzendienst zu eifern, und Abscheu vor allem, was sich darauf bezog, zu erwecken. Das Bedürfniß ihrer Zeiten brachte es also mit sich. Lebten wir noch itzt unter den abgöttischen Heiden; so würde die Frage, ob der Gebrauch der Mythologie uns erlaubt sey, gar nicht aufgeworfen werden können. Es wäre sonnenklar, daß in Zeiten des Bekenntnisses dergleichen sich nicht gebühre. Doch wenn allerdings itzt gleichfalls Zeiten des Bekenntnisses sind; so sind sie es gewiß nicht von dieser Seite. Kein Gebrauch der Mythologie wird Heiden machen; und eben so wenig wird um desselben willen jemand für einen Heiden gehalten werden. Die Sittenlehre schreibt auch hierinnen Regeln der Klugheit vor; aber das thut sie gleichfalls bey allem, was in Schriften Statt finden soll und darf, wenn man ein gewissenhafter Schriftsteller seyn will. Ich werde nie den Dichtern das Wort reden, die sich in ihrer eignen Person so ganz in das Heidenthum hineindenken, daß es aussieht, als ob es sie dauere, daß es nun abgestellt sey. Aber aus welchem Grunde? Etwan, weil das für ein feyerliches Bekenntniß des Heidenthums angesehen werden möchte? Darum gewiß nicht; sondern weil es das Ansehen eines profanen Wesens giebt, eines Leichtsinns in der Religion, die Christen nicht geziemen.

In seinem Eifer gegen die Mythologie giebt der Ungenannte noch überdieß derselben eine viel zu weite Ausdehnung. Er führet unter den Namen, deren Gebrauch er für unerlaubt hält, den Apoll und die Musen auf; und sodann erklärt er sich

auch wieder Anrufungen an die Liebe. Apoll und Musen, wenn nicht besondre Umstände von ihnen aus der alten Fabellehre angeführet werden, (und seine Erläuterung, die er giebt, zeigt, daß er darauf hier nicht ziele, sondern auf den bloßen Gebrauch der Namen;) sie sind nicht Mythologie, sondern weiter nichts, als Namen, die ein mythologisches Ansehen haben. Die Liebe aber ist das auch nicht einmal, sondern bloß ein abstracter Begriff, von der Poesie personificirt. Solche Ausdrücke, als: Verewigt seinen Ruhm, ihr Musen! Dein edles Herz ist mein Apoll; die können bey dieser Streitfrage gar nicht in Betrachtung kommen. Es sind Redensarten, die ihre bestimmte Bedeutung haben, und die Idee des Heidenthums gar nicht mehr erwecken. Apoll ist die poetische Begeisterung; und die Musen bezeichnen die schönen Künste, zuweilen auch alle Wissenschaften überhaupt. Er hält zwar den Gebrauch dieser Namen für entbehrlich, und thut in Ansehung der Dichtkunst einen Vorschlag, der aber ganz untauglich ist. Er möchte ihn wohl kaum gethan haben, wenn er mit den Regeln der Poesie bekannter wäre. Nicht nur darum kann er nicht Statt finden, weil das Sylbenmaaß solche weitschweifige Umschreibungen nicht vertragen würde, sondern auch, weil sichs die Poesie zum Gesetz machen muß, concreten Vorstellungen vor den abstracten den Vorzug zu geben, ja sie, so viel möglich, zu Individuen zu machen. Werde ich nicht gegen diese Regel verstoßen, wenn ich für Apoll Begeisterung setze? Und was für einen Namen soll ich statt der Musen wählen? Etwan Künste? Oder vielmehr schöne Künste? Aber das erschöpft den Namen noch nicht, denn er zeigt mit Glück und Geschmack bearbeitete schöne Künste an. Und hier wieder welche prosaische Trockenheit! Welche der Poesie entgegenarbeitende Wortschweifigkeit! Noch schwächer urtheilt er, wenn er alle Anreden (warum nennt er sie Gebete?) an die Liebe

verwirft. Nach einer solchen Methode würden sich alle Prosopopöien der Abgötterey beschuldigen lassen.

Aber nicht nur Anreden an den Apoll, die Musen, die Liebe, sind unschuldig; sondern auch der Gebrauch einer eigentlichern Mythologie. Wäre es unrechtmäßig, die Namen der heidnischen Götter, denen ihr mythologischer Begriff mehr geblieben ist, zu nennen; so müßte es gleichfalls unrechtmäßig seyn, Heiden vorzustellen. Folglich weiter kein Stoff mehr zu Epopöen, Trauerspielen, Erzählungen aus der alten Profanhistorie! Denn beides ist genau mit einander verbunden. Kein Leonidas! keine Medea, kein Atreus und Thyest! kein Semnon! denn die eingeführten Personen darf man doch nicht anders, als nach den ihnen eignen Sitten reden lassen. Und wie viel würde die Sittenlehre und Staatskunst eben so, wie die Poesie, dadurch verlieren!

Vorstellungen, die aus der Mythologie entlehnt sind, schaden der wahren Religion gewiß nicht; sie müßten denn in andern moralischen Absichten fehlerhaft seyn. Außerdem werden sie noch nebenher den Nutzen haben, daß sie uns auf eine recht sinnliche Art den Werth unsrer Religion fühlbar machen. Denn obgleich die schönen Künste allen Reiz, den sie geben können, mit vollen Händen an die Ausschmückung der Mythologie verschwendet haben; ernsthaft kann man doch an sie nicht denken, daß sie nicht empören sollte; und, als Religion betrachtet, bleibt sie allezeit eine Schmach und Demüthigung der Menschheit.

Ueberdieß leisten sie in vielen Fällen der Moral trefflichen Nutzen; nämlich wenn ein moralischer Satz, zu dessen Erörterung die Gottheit nöthig ist, von einer solchen Seite in ein vortheilhaftes Licht gesetzet werden soll, wo es gegen die Ehrerbietigkeit streiten würde, den wahren Gott redend und handelnd einzuführen. Ich darf Sie nur an jene Fabel von Jupitern erinnern, wo er einem unzufriednen Bauer die Macht giebt, auf

seinem Felde das Wetter selbst zu machen. Ich erinnere mich, in meinen akademischen Jahren diese Fabel so gar von der Kanzel herab gehört zu haben; und das noch dazu aus dem Munde eines Doctors der Theologie. Das ist nun zwar wohl nicht zu billigen. Alles hat seinen Ort und seine Zeit. Dergleichen streitet wider den Wohlstand der Kanzel. Wenn indessen die Mythologie so sehr wider die Religion stritte, als in dem Briefe des Ungenannten behauptet wird, so besaß derselbe Mann zu viel wahren Geschmack in der Beredsamkeit, und zu viel Klugheit, als daß es von ihm geschehen seyn würde.

Aber die heidnischen Götter sind doch eigentlich nichts als Teufel — Wenn das Grund hätte, so wäre freylich unser Streit auf einmal zu Ende. Wirkliche Teufel müßten uns zu abscheulich seyn, als daß wir sie unter einer reizenden Maske zur Ergetzung einführen wollten. Wir dürften sie niemals anders, als in ihrer eigentlichen Gestalt, in ihrer ganzen teuflischen Häßlichkeit, so wie Klopstock und Milton ihre Teufel, auftreten lassen. Doch, woher mag der Verfasser einen so sonderbaren Satz genommen haben? Und womit will er ihn beweisen? In der heiligen Schrift steht, davon bin ich zu fest überzeugt, dergleichen nirgends. Der Verfasser beruft sich zwar auf Paulum. Dieser soll die Götter der Heiden in jenen Worten offenbar für Teufel erklärt haben: Aber ich sage, daß die Heiden, was sie opfern, den Dämonen und nicht Gott opfern*). Gleichwohl kann das der Sinn seiner Worte unmöglich seyn, weil sonst folgen würde, daß er in wenig Zeilen auf einander sich selbst widersprochen hätte. Denn gleich vorher spricht er: Was soll ich denn nun sagen? Soll ich sagen, daß der Götze etwas sey? Oder daß das Götzenopfer etwas sey?**) Damit verweist er ganz unläugbar

*) 1 Kor. 10, 20. **) Ebendas. v. 19.

Digitized by Google

auf eine Erklärung, die er ein paar Capitel zuvor gethan hatte, zurück: So wissen wir nun von der Speise des Götzenopfers, daß ein Götze nichts in der Welt sey*). Der Apostel hatte den neubekehrten Christen zu Korinth, die sich kein Bedenken machten, den Göttermahlen ihrer heidnischen Verwandten beyzuwohnen, ihren Satz, womit sie ihr Betragen vertheidigten, als wahr, eingestanden. Er erklärt sich auch hier, daß er ihn keineswegés zurücknehmen wolle; und dennoch zeigt er ihnen, daß ihr Betragen so unschuldig nicht sey, als es ihnen dünkte; weil man bey dem Antheile an heidnischen Göttermahlen auf die Begriffe sehen müsse, welche sich die Heiden von ihren Göttern machten. Nun wäre, so stellt er ihnen hier vor, bekannt, daß die Heiden, nach ihren eignen Grundsätzen, ihre Opfer nicht dem höchsten Gotte brächten, sondern den Dämonen, oder den von ihnen angenommenen Mittelgöttern, den vermeyntlichen Internuntiis und Mediatoribus zwischen der Gottheit und den Menschen; und dieß vorausgesetzt, machten ja doch Christen durch ihren Antheil an den Göttermahlen ihrer Abgötterey sich theilhaftig. Ich bin nicht etwan der einzige, der von dieser Stelle also denket. Ich brauche hier aus den Auslegern nur Einen zu nennen, gegen dessen theologische Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit nichts einzuwenden seyn wird, und dessen Stimme bey einer Stelle, welche die alte Dämonenlehre betrifft, um so viel mehr gelten muß, je tiefere Einsichten er in die alte philosophische Geschichte besitzt. Hieran werden Sie sogleich den alten ehrwürdigen Senior Brucker**) erkennen.

Sind die Götter der Heiden Teufel gewesen, nicht bloß moralische Werkzeuge Satans, die Menschen in Aberglauben zu versenken, sondern physisch selber Teufel; was sind denn die Göttin-

*) 1 Kor. 8, 4.

**) Englische Bibelerklärung XV. Th. 360, 361, 540—542 Anmerk.

nen? Giebt es denn Teufel männlichen und weiblichen Geschlechts? Oder woher sonst diese Eintheilung in Götter und Göttinnen?

Aber da der Verfasser christlichen Dichtern aus dem Gebrauche der Mythologie eine Gewissenssache macht, und an sich daran wenig liegen kann, ob man sie gebraucht oder nicht; so möchte vielleicht manchem der Gedanke aufsteigen, daß man ja darinnen zur Ehre der Religion einem schwachen Gewissen gar füglich nachgeben könne, billig solle, aus Pflicht müsse — Ich antworte: Nein! Auf keine Weise! Nicht um ein Haarbreit! Und das selbst als eine Gewissenssache; eben darum, weil die Ehre und der Vortheil der christlichen Religion in unsern Zeiten es nicht gestattet. — Und wie das?

Einmal darum nicht, weil, den ersten Satz zugegeben, der nächste, der ganz natürlich daraus folget, und folgen muß, nun der ist: daß also Schriften, worinnen Teufel auf eine reizende Weise geschildert sind, so daß die Schilderung für sie einnimmt, auf keine Weise gelesen werden dürfen. Welcher Christ wollte sich Teufel zu einem Gegenstande seiner Ergetzung wählen? Itzt finden wir an ihren Reden und Thaten, an der ihnen beygelegten Schönheit, Würde, Vortrefflichkeit, Wohlgefallen; nicht in so fern sie falsche Götter des Heidenthums sind; sondern in so fern sie, als idealische Wesen, als Geschöpfe der Poesie, betrachtet werden. Aber wären es nicht eingebildete, sondern wirkliche Wesen; wären es Teufel; so müßten sie uns allerdings, mit dem Briefe zu reden, viel zu abscheulich seyn, als daß wir an reizenden einnehmenden Vorstellungen derselben Wohlgefallen finden wollten. Alles Vergnügen, was man aus dergleichen Schriften schöpfet, alle Bemühungen, seinen Geschmack daraus zu bilden, wären alsdann sündlich. Damit wären uns denn auf einmal alle griechische und lateinische Autoren aus den Händen gerissen. Dann wieder die Barbarey in ihrer völligen Herrschaft.

Und aus der der blindeste Aberglauben in der Religion. Wer erkennets nicht für den arglistigsten und gefährlichsten Anschlag Julians gegen die christliche Religion, da er den Christen das Lesen der heidnischen Schriftsteller untersagte? Auch habe ich hier einen großen Mann auf meiner Seite, einen Mann, welcher der Religion sehr wichtige Dienste geleistet hat, und in dessen Schriften ich mich erinnere gelesen zu haben, daß man eben aus diesem Grunde heidnische Schriftsteller, ohnerachtet der anstößigen Stellen in ihren Schriften, jungen Leuten dennoch nicht aus den Händen nehmen solle. Wer dieser Mann ist? Kein andrer, als unser trefflicher Luther, der auch darinnen sein scharfsichtiges Auge gezeigt hat. Ich kann die Stelle itzt nicht wieder auffinden; aber ich stehe dafür; und ich habe im Nachsuchen noch manche Stelle gefunden, die seine Hochachtung für die heidnischen Scribenten zeigt. Er will z. E. daß junge Leute den Terenz und verschiedene Komödien des Plautus lesen, ja die Komödien des ersten sogar auswendig lernen sollen*). Er empfiehlt zur Weisheit im weltlichen Regiment das Lesen heidnischer Bücher**). Er glaubt, „Gott habe darum solche heidnische Bücher" (und er nennt unter denselben ausdrücklich den Homer und Virgil), „gegeben und erhalten, daß in ihnen die Heiden gewissermaßen, und in Absicht auf das weltliche Regiment ihre Propheten, Apostel, und Prediger haben sollen; wie denn Paulus der Kretenser Poeten, Epimenides, ihren Propheten nenne***). Wie könnte man," so sagt er bald hernach, „feiner einen Fürsten oder König auf Erden malen, denn die Heiden haben ihren Herkulem gemalet?

*) Im Unterricht der Visitat. Luthers Werke 7. Theil Altenb. Ausg. 21. S.

**) In Auslegung des 101. Ps. Luthers Werke 6. Theil 204. S.

***) Ebendas.

Was sollte man mehr wünschen an einem weltlichen Fürsten, wenn er Herkules Thaten gleich wäre? *)" Endlich preist er es für eine Wunderthat Gottes, der Welt einen Homer und Virgil gegeben zu haben **). Würde wohl Luther also haben reden können, wenn er von der Mythologie gleiche Begriffe gehabt hätte, als Ihr Ungenannter? Was wären da die von ihm gepriesenen Schriftsteller, absonderlich Homer und Virgil, anders gewesen, als Herolde der Teufel, in ihrem Solde? Und der Herkules, den er doch als ein Muster der Fürsten rühmet, was sonst, als selbst ein Teufel?

Den andern Grund, die Befugniß zum Gebrauche der Mythologie nicht aufzugeben, nehme ich aus der Beschaffenheit und dem herrschenden Tone unsers Zeitalters her. Es kann nicht anders, als äußerst gemißbilligt werden, wenn man, um dem Unglauben das Christenthum annehmlicher zu machen, wesentliche Lehren desselben ganz aufopfert, oder doch in eine andre ihnen nicht angemeßne Form umschmilzt. Das heißt, in seinem eignen Gebiete sengen und brennen, um nur nicht besorgen zu dürfen, daß dergleichen durch feindliche Streifereyen geschehen möchte. Indessen hat man sich auch vorzusehen, und das besonders in so kritischen Zeiten, als die unsrigen sind, daß man die

*) Ebendas.

**) Gleichwie Gott in seinem heiligen Volke nicht alle gleich Propheten oder gelehrt macht, noch gleich hoch begabt, so hat er auch unter den Heiden die edeln Steine nicht so gemein gemacht, wie die Kieslinge auf der Gassen, sondern ihnen auch selten einen feinen Helden gegeben, wie er noch immerfort also thut. Denn es ist noch keiner gekommen, Homero oder Alexandro gleich, keiner Virgilio oder Augusto gleich, und so fort an, bleibt auch unter den Heiden solche Wunderthat Gottes, daß nicht ihre Weisheit, sondern lauter Gottes Gabe ist, wo sie etwas sonderlichs gewest oder gethan haben. Ebendas.

Digitized by Google

Forderungen der Religion um keine Linie über das hinaus ausdehne, was sie wirklich enthalten; nicht durch Zumischung unnützer und unnöthiger Hypothesen selber verschulden helfe, daß mit ihnen die Religion zugleich leiden muß. Der Eifer, der uns dabey beseelet, sey noch so wohlgemeynt; er kann uns über die Verspottungen, die wir ihr dadurch zuziehen, nicht rechtfertigen. Das Hohngelächter der Freygeisterey, welchem man sie dadurch Preis giebt, wird viele reizen, dem Geschmacke und Witze zu Ehren ungläubig zu werden; und besonders junge Gemüther. Denn wenn, wie itzt, bey dem Flore der schönen Wissenschaften zugleich Freygeisterey herrschet; so haben diese ohnedieß von der Zuversicht zu ihrer eignen Weisheit, und von einer unmäßigen Geschmacksucht sehr viel zu fürchten, und lassen sich in einem Paroxysmus von Schöngeisterey um so viel leichter von der Religion abtrünnig machen, da sie noch nicht Reife genug haben, den ganzen Werth des Christenthums zu kennen und zu schätzen. Wenn man nun so offenbar falsche, und dabey den schönen Künsten so nachtheilige Vorschriften für Foderungen der Religion ausgiebt; hilft man da nicht Seelen, die noch unentschlossen auf dem Scheidewege stunden, oder noch mit zweifelhaftem Fuße die ersten Schritte zum Unglauben thaten, verderben, und selbst der Freygeisterey in die Arme stoßen? Und das sollte eine geringe Sache seyn? Ich will itzt nicht darauf bestehen, was bey so sonderbaren unstatthaften Grundsätzen aus den bildenden Künsten werden würde; die doch auch für keine Kleinigkeit zu achten sind.

Und auch dießmal wieder, was für ein langer Brief! Doch ich will mich wohl hüten, durch Entschuldigungen, deren Sie mich selbst gern entlassen werden, ihn noch mehr zu verlängern. Ich wünsche nichts mehr, als daß das neue Jahr, das uns bevorsteht, auch Ihre Gesundheit verneuen, Ihren bisher so stark alternden Körper ganz verjüngen, und dadurch Ihrem Geiste

seine vorige Munterkeit und Heiterkeit wiederbringen möge. Ich bin unverändert

der Ihrige

* *

---

398. (130.)

An Herrn *.

1768.

Was Sie in der beschwerlichen Stellung, in der Sie leider! stehn, thun sollen, liebster *? Vor allen Dingen nicht muthlos werden; Geduld lernen und täglich üben (ein Schatz, den wir auf unser ganzes Leben brauchen); Ihre Pflicht, ungeachtet aller Verdrießlichkeiten, beharrlich und treulich beobachten, durch Klugheit den Verdacht und bösen Schein entfernen; so oft es diese befiehlt, nachgeben; die Beschuldigungen, auch die unverdienten, zu Ihrer eignen Vorsichtigkeit und Bemerkung Ihrer Fehler (denn die haben wir alle) anwenden; Ihre Hitze, wenn Sie leiden, zurück halten, und bald durch Nachsicht, bald durch Hoffnung, bald durch Demuth sich in Ihren beschwerlichen Umständen Erleichterung, Hülfe und Muth verschaffen. Sie haben Ihren * * und seinen freundschaftlichen Beystand; welch Glück für Sie! Sie haben den Zutritt zu dem Herrn * *, einem so einsichtsvollen, liebreichen und dienstfertigen Manne; welche Wohlthat für Ihre Jugend und Ihre gegenwärtige Verfassung! Sie haben endlich in Ihrem Berufe ein gutes Gewissen vor Gott und den Menschen; und Sie wollten nicht gelassen und geduldig seyn? Getrost also, mein Freund! Werden Ihre guten Absichten und Dienste verkannt; nun so erinnern Sie sich oft an die herrliche Stelle: „Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet,

und nicht den Menschen; und wisset, was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfahen." — Auch die Menschen, denen Sie bekannt werden, werden Ihr Gutes bemerken, und, ohne daß Sie es denken und wissen, Beförderer Ihres Glücks werden. Können Sie aber das Vertrauen und den Beyfall Ihres Principals gar nicht erhalten: o so steht es Ihnen ja frey, mit Bescheidenheit um Ihre Entlassung zu bitten, und eine andre Stelle zu suchen. In diesem Falle wünschte ich freylich, daß Sie eine in K** vielleicht durch den Dienst des Herrn ** finden, und nicht so bald genöthiget seyn möchten, in Ihr Vaterland, wo Sie nach meinem Sinne hätten bleiben sollen, wieder zurück zu kehren. Itzt weis ich keine Gelegenheit, bey der ich Sie empfehlen könnte; allein das wird zu Ihrer künftigen Empfehlung nöthig seyn, daß man Sie nicht mit Unwillen Ihrer itzigen Stelle entlasse. Und so leben Sie wohl, und vertrauen Sie auf Gott bey allem, was Sie noch so vorsichtig unternehmen. „Verlaß dich nicht auf deinen Verstand; sondern verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen: so wird er dich recht führen." Ein Enkel eines Großvaters, der um des Guten willen eines gewaltsamen Todes starb, muß um des Guten und seiner Pflicht willen die Verdrießlichkeiten seines Berufs nicht achten. Ich bin mit aller Hochachtung und Liebe.

G.

---

399. (131.)

An den Herrn von K**.

1768.

Der gute Mann, so dachte ich, theuerster Freund, als ich Ihren traurigen Brief erbrach, der gute K** hat gewiß sein

Digitized by Google

Kind verloren; und wie sehr wird dieser Verlust ihn, und noch mehr die zärtliche Mutter schmerzen! Aber ach, gebeugter Freund, wie erschrack ich bey der ersten Zeile über einen Verlust, an den ich nicht gedacht hatte! Ja, Sie haben viel — und warum soll ich nicht, alles, sagen? Sie haben Ihr größtes, Ihr ganzes Glück auf Erden, ein Glück, das Gott nur wenig Menschen gewähret, verloren, eine der frömmsten, liebreichsten und besten Frauen. Ich traure und weine mit Ihnen, theuerster Mann, und fühle es, wie unersetzlich Ihr Verlust ist; aber mitten unter meiner Wehmuth erfreue ich mich über Ihre wahrhaftig große Ergebung in den göttlichen Willen, der doch für Ihre Empfindung der schmerzhafteste bleibt. Nein, nein, ein Herz, das so gelassen und demüthig leidet, als das Ihre, hat nicht alles, nicht sein ganzes Glück verloren; es besitzt und fühlet ja den Trost der Religion, der höher ist, denn alle Vernunft, und stärker, als der Schmerz über den größten Verlust. O wie preise ich Ihre Gattinn selig, daß sie selbst durch ihre Liebe und ihr Beyspiel Sie zu dieser Quelle aller Beruhigung im Leben und im Tode geleitet, und Sie, sterbend in Ihren Armen, durch ihren Tod gelehret hat, in welchem Frieden ein Christ durch seine Religion sterben kann! Aber warum ließ Ihnen Gott diese weise, vortreffliche Freundinn, die Sie so innigst liebten und schätzten, nicht länger, nicht wenigstens noch etliche Jahre? Die einzige Antwort auf diese Frage steht in Ihrem Briefe: Wer hat des Herrn Sinn erkannt? Was er thut, ist recht und gut, wenns auch noch so streng und traurig schiene — du wirst es nachmals erfahren. — Gott beruhige und stärke Ihre Seele, gebeugter Freund! Ich liebe und ehre Sie, und bin mit dem aufrichtigsten Herzen 2c.

G.

Digitized by Google

400.

An Caroline Lucius.

L. d. 5. Jan. 1769.

Liebste Mademoiselle!

Ein Schuldner, der von einem großen Capitale nach und nach etwas, wenn gleich wenig, abträgt, ist doch immer noch besser, als der, der gar nichts bezahlt, und ein Correspondent, der auf zween und drey lange Briefe nur mit einer Seite antwortet, immer noch besser, als der sich nur heimlich schämt und darüber gar nicht antwortet. Diese Schutzschrift, mit der ich meine Antwort anfange, wird Sie freylich schon denken lassen, daß diese Antwort einsylbig seyn wird; aber genug, daß ich Ihnen immer noch mehr schreibe, als ich vielen meiner übrigen Freunde nicht schreiben kann. Ich danke Ihnen also zuvörderst für Ihren letzten Brief und die herzlich guten und frommen Wünsche, die Sie für meine Wohlfahrt thun; und wie kann ich dankbar seyn, ohne Ihnen von Gott alles das Gute zu wünschen, was zu Ihrer wahren Zufriedenheit itzt und in Ihrem ganzen Leben und in dem Ihnen bevorstehenden Stande vorzüglich dient? Er beglücke Sie, Ihren Bräutigam und Ihr ganzes Haus.

Ich schicke Ihnen den Brief Ihrer armen kranken Freundin wieder zurück. Möchte sie doch, wenn es Gott gefällt, mit diesem Jahre wieder das Glück eines gesunden Lebens erlangen! Und wer kann und soll dieses Glück dem Freunde herzlicher wünschen, als der, welcher seinen Mangel und die damit verbundenen Leiden selbst empfindet und lange empfunden hat?

Noch eine frohe Nachricht. Diesen Abend ist meines Bruders Frau glücklich und leicht mit einem Sohne entbunden worden. Gott sey Preis und Dank! Daß unser theuerster Churfürst aus Sorgfalt für meine Gesundheit mir ein Pferd aus seinem Stalle

mit Sattel und Zeug durch einen Stallbedienten zugeschickt hat, dieses werden Sie wohl schon gehöret haben. Welche gnädige Gesinnungen setzen ein solches Geschenke, das er vor seinen Augen auf vielfache Weise hat auf die Probe stellen lassen, damit es ja nicht vor etwas scheu seyn möchte, in diesem meinem Fürsten voraus, den uns Gott erhalten und ihn immer mehr mit Weisheit und Kraft zu seiner Regierung begnadigen wolle.

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

401.

An dieselbe.

L. d. 12. Jan. 1769.

Liebste Mademoiselle!

Der Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, der mit an unserm Tische speißt, Herr Langer, und der Sie also durchs Gespräche kennt, geht nach Dresden, und wünscht sich die Ehre, Sie auch persönlich kennen zu lernen. Da er ein guter und bescheidener Mann ist und mir anliegt, ihm einen Brief an Sie mitzugeben, das heißt, ihm den Zutritt in Ihrem Hause zu verschaffen, so kann ich ihm seine Bitte ohne Härte nicht wohl versagen. Erlauben Sie ihm also einen Besuch. Er kann Ihnen wenigstens die Geschichte vom Churfürstlichen Pferde, die er selbst erlebt hat, erzählen, Ihnen sagen, wie die Leute hier diesem Pferde nachlaufen, wie sich der Mann, der es füttert, ein Capital von den Trinkgeldern sammelt, die er täglich erhält, wenn er das Pferd, wenn er Sattel und Zeug, den Zaum von Golde und die Hufeisen von Silber, woraus sie die Erzählung gemacht

hat, vorzeigt. Alles dieses kann er Ihnen sagen und so geht der Besuch vorbey und ich erhalte eine Antwort mehr von Ihnen, und er, Herr Langer, hat seinen Wunsch erreicht und sagt Ihnen am Ende noch, daß ich vor andern Ihr Freund bin.

Gellert.

402.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 24. Jan. Dienstags 1769.

In einer solchen Schuld bin ich wohl noch nie mit Ihnen gewesen, bester Herr Professor. Zween Briefe unbeantwortet? Und zween Briefe voll gütiger Absichten? Der erste, um mich durch zwo angenehme Nachrichten zu erfreuen, und der andre, um mir die Bekanntschaft eines schätzbaren Mannes zu verschaffen, den Sie loben und dem Sie wohlwollen. Für alles dieses empfindet mein Herz die wahreste Dankbarkeit und ich schäme mich, daß ich so lange verzogen habe, Ihnen dieses zu sagen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zu Ihrem kleinen lieben Neveu und Pathen von ganzem Herzen Glück wünsche. Gott segne Sie, Ihren Herrn Bruder, Ihre Frau Schwägerin, deren kleinen Sohn und Ihr ganzes Geschlecht! Möchte das Kind unter Ihren Augen und an der Hand seiner Eltern aufwachsen und seines Namens würdig, ein eben so liebenswürdiger Jüngling und geehrter Mann werden, als viele geworden sind, die Ihre treuen Sorgen mit haben bilden helfen.

Am vorigen Freytage erhielt ich Ihren letzten Brief aus Herr Langers eigner Hand, oder es war doch eben so viel. Ich war einen Gang aus gewesen und traf ihn unten im Hause an. Da wir uns nicht kannten, grüßten wir uns, wie sich Unbekannte

grüßen. Oben an unsrer Thüre fand ich seinen Bedienten mit dem Briefe und ließ ihn bitten, herauf zu kommen. Weil es aber Mittag und in der Wohnstube gedeckt war, mußte ich mit ihm in einem kalten Zimmer sprechen, welches vielleicht seinen Besuch abkürzte. Ich wunderte mich hernach, daß er Ihr Bildniß, welches an der Wand hängt und sonst allen Leuten in die Augen fällt, nicht zu bemerken geschienen. Er that, als ob er Lust hätte, mich noch einmal zu sehen, wenn ihn nicht vielleicht die Zerstreuungen der itzigen Zeit davon abhalten werden. —

Die Geschichte des Churfürstlichen Pferdes, die mir Herr Langer wohl ein wenig ergänzte, ist uns schon sehr lange bekannt und wir hatten viel Sorge darum, als es so lange unterweges war, ob es vielleicht möchte krank geworden seyn. Es war nicht so bald angekommen, so meldete es uns Herr Creuziger, doch sehr lakonisch, und weil wir wissen, daß man von Neuigkeiten durch unsre Leipziger Correspondenten nicht leicht mehr erfährt, als was man ausdrücklich fragt, so machten Bruder Carl und ich 19 Fragstücke zusammen, über die ihn unsre Doles abhören sollte. Anfänglich wollte er nicht daran, weil er unterdessen in einem Briefe viel genug über diese Materie geschrieben hatte, und noch mehr, weil wegen der Zeugengebühren nichts ausgemacht war, endlich aber bequemte er sich und gestern kamen seine Aussagen an, aus welchen wir unter andern den Herrn Zeugen selbst betreffenden Umständen doch so viel wissen, daß das Pferd weder schwarz noch weiß, ganz gewiß von großem, kleinem oder mittlern Schlage sey, sich mit dem Kopf und sonst bescheidentlich geberde, zuweilen einigen Leichtsinn zeige, der Jugend verrathe, zur Zeit keinen Namen habe, sondern in seinem Berufe sich erst einen machen solle, daß es nicht mit Sattel und Zeug angekommen sey, wie die Leute sprächen, sondern Sattel und Zeug mit ihm, indem es nicht wie bey den Menschen wäre die oft mit ihren Kleidern kämen, anstatt daß die Kleider

mit ihnen kommen sollten, und was dergleichen zur Sache Dienliches mehr war.

Alle Welt hat unsern Churfürsten dafür lieb, daß er Ihnen das Geschenk gemacht hat. In der That ist es ein großer Beweis seiner gnädigen und liebevollen Gesinnungen für Sie. Gott lasse ihn einen guten Fürsten seyn und bleiben, und segne alles das Gute, das er je gethan und wozu er noch den Willen und die Gelegenheiten hat, und lasse ihn dafür glücklich und gesegnet werden. Vielleicht geschieht es zum Theil itzt durch die Hand seiner Gemahlin. Ich freue mich auf sie. Heute ist der Churfürst von Trier zur Einsegnung des hohen Brautpaars hier angelangt. Seine beiden Brüder und die Prinzessin Elisabeth sind ihm entgegengeeilt. Die Artillerie der Wälle hat ihn bewillkommt und paradirende Garden und der versammlete Hof in Galla und unter demselben der junge Churfürst selbst unten an der Treppe, haben ihn empfangen. Ich habe von der ganzen Freude nichts gesehen oder gehört, als meinen Vater in einem Sonntagskleide, ein paar Soldaten in weißen Camaschen und etliche Canonenschüsse und doch ist mir der heutige Tag schon halb wie ein Festtag, so daß ich auch nicht gern arbeiten, sondern lieber an Sie, bester Herr Professor, schreiben mag.

Je näher die Ankunft unsrer neuen Fürstin heranrückt, desto fröhlicher scheinen mir die Tage zu werden. Mein Vater, der vierzehn Tage lang krank war und nur seit vier Tagen wieder ausgeht und recht matt und schwach und durch seinen schweren Beruf oft erschöpft und verdrüßlich ward, ist heute wie neubelebt, lustig, leicht. Erstlich spielte er auf dem Clavier, hernach fing er an, für sich allein und recht galant eine Menuet zu tanzen und versprach uns, daß er ehestens in unsrer Tanzexercierstunde mit uns tanzen wollte und darauf ging er vergnügt von uns auf die Canzley, von der er doch, wenn es geht wie alle Tage, vor neun oder halb zehn Uhr nicht zu uns nach Hause kommen

wird. Wäre doch dieser Geist der Fröhlichkeit, der vielleicht in der Nation allgemeiner seyn kann, als ichs nicht weiß, eine Vorbedeutung des ehelichen Glücks der durchlauchtigen Vermählten! Heute haben wir darauf gesonnen, wie wir die hohe Braut wollen ankommen sehen und gestern waren wir drey Geschwister mit Herrn Creutziger in der Opernprobe, die ich immer, trotz aller Kritik, mit Zachariä, meinem guten Papa und Schwester Fritzchen, für ein Land voll süßer Bezauberung halte. Vornehmlich habe ich bey den Schönheiten dieser Oper ein angenehmes Gefühl von einer Art vom Stolze auf den Componisten empfunden, der ein Sachse, in einem sehr benachbarten Dorfe und dunkeln Stande gebohren ist*). — An unsers Churfürsten letztem Geburtstage sahe ich den Hof an der Ceremonientafel, da erhielt seine Mutter die Erlaubniß, dem Fürsten einen von ihr selbst gebackenen Stangenkuchen zum Geschenk zu überreichen. Vielleicht aber habe ich Ihnen dieses schon damals erzählt.

Doch nun etwas Anders, das zwar nicht fröhlich, dennoch aber gut ist. Gott hat sich über die unglückliche Frau des, weil er strafbar ist, noch unglücklichern Accisrath Hoffmann's, erbarmt, und sie nach einem zehenwöchentlichen Krankenlager durch den Tod von allen Leiden dieser Zeit erlößt. Eine für sie höchst erwünschte Begebenheit, für die ich Gott so herzlich danke, als ich, glaube ich, ihm danken werde, wenn er meiner lieben Gülden Gesundheit und Hoffnung zu einem längern gesegneten Leben schenkte. Wie mag es wohl itzt um sie stehen? Wer weiß, wenn ich wieder etwas von ihr hören werde! Krankheit und Gefahr machen die Entfernung und die Seltenheit der Nachrichten doppelt traurig, so wie diese jene doppelt ängstlich und fürchterlich vorstellen. Sollte es besser mit ihr werden, so wird

*) (Der aus Blasewitz bey Dresden gebürtigte Capellmeister Naumann.)

sie unfehlbar eilen, mich durch die frohe Nachricht zu erfreuen. Wenn es aber schlimmer wird, wer wird mirs da sagen? Sie selbst wird es vielleicht nicht können, oder nicht daran denken oder es nicht wollen — ja, sie kann wohl lange todt seyn, ohne daß ichs erfahre. In solchen Fällen ist es recht ängstlich, von seinen Freunden fern zu leben und Niemanden zu haben, durch den man ihr Schicksal erfahren kann. Und dort in Cottbus habe ich nur sie. Es ist, als ob es nicht wohl anginge, daß ich sie, wie ich zuweilen Lust habe, bäte, mir durch hinterbleibende Freunde, das Letzte von sich wissen zu lassen. Ein gewisses, unfehlbar übel verstandenes, Etwas scheint sich dawider zu setzen. Ich habe ihren letzten Brief, nachdem Sie, liebster Herr Professor, ihn mir wieder zurückgesendet haben, nicht zu den andern von ihr gelegt. Ich behalte ihn näher um mich und vor meinen Augen. Ich habe der Ursache nachgesonnen, warum ich ihn so ungern von mir lassen will, ich kann sie aber nicht herausbringen. Gott wird sie wohl erhalten und wieder gesund machen. Hoffen Sie es nicht auch, liebster Herr Professor? Wenigstens wünschen Sie es ihr, und Wünsche des Gerechten sind wie seine Gebete. Sie wenden sich an eben das höchste gütigste Wesen und kommen aus dem gleichen Herzen voll Glauben und Unterwerfung. Auch für mein Wohl thun Sie solche Wünsche! Gott wolle nach seiner Weisheit alle Ihre Wünsche, vornehmlich die Sie für sich selbst thun, in Erfüllung gehen lassen! — Ich küsse Ihre theure Hand und bin

Ihre ewig dankbare
C. C. Lucius.

403.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 13. Febr. 1769.

Ihr seyd krank gewesen; das betrübt mich. Aber Ihr befindet Euch wieder besser; dafür sey Gott Dank. Er erhalte Euch und stärke Euch in Eurem Alter, das schon auf zwey und sechzig steigt. Unser Leben währet siebenzig Jahre, und das meinige, sehr schwache, wird nicht so lange währen. Herr, lehre mich täglich bedenken, daß mein Leben ein Ziel hat, sein nahes Ziel, damit ich weise werde. Läßt uns Gott den Frühling erleben, so denke ich, wenns ihm gefällt, zwischen Ostern und Pfingsten auf ein Paar Tage nach Meißen zu einem Freunde zu reisen, und von da auf kurze Zeit zu Euch. — Der Bruder lebt mit seiner Frau und seinem Sohne gesund und wohl. Ich grüsse alle herzlich, auch Herrn Hartmann, bey dem ich logiren werde. Der Herr von Hardenberg ist von hier fort; und die jungen Grafen gehen nebst dem D. Wend auch in wenig Wochen auf Reisen. — — Lebt wohl.

G.

404.

An dieselbe.

L. d. 22. Mai 1769.

Gott sey gepriesen, ich bin Freytags Abends um acht Uhr glücklich in Leipzig angekommen. Freylich war es eine harte Reise; aber es ist auch die letzte nach Haynichen, und also will ich gerne zufrieden seyn, und Gott danken, daß ich Euch und die übrigen Verwandte und Freunde noch einmal habe sehen können.

Digitized by Google

Ich habe förmlich von meiner Vaterstadt mit Gebet und Thränen Abschied genommen, auch mit besonderer Erinnerung an gewisse Jahre meiner Jugend. Und Euch danke ich für die gute Aufnahme und Bewirthung herzlich, und grüsse alle meine Freunde und den Herrn Pastor Lechla und sein ganzes Haus, bestens und ergebenst. Gott segne Euch und stärke Euch mit Kind und Kindeskind.

G.

405.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 20. Juli 1769.

Bester Herr Professor!

Heute las ich einen von Ihren alten Briefen, in welchem Sie mir auf die gütigste Art von der Welt sagen, daß Sie in acht Wochen keine Nachricht von mir hätten und nun solche täglich erwarteten. Itzt ist es viel länger, daß ich Ihnen nichts von mir gesagt habe, und vielleicht — je nun, vielleicht ists Ihnen nicht ganz unangenehm, einmal wieder von mir zu hören. Von Ihnen höre ich auch sehr wenig. Meine letzte Nachricht ist von Herrn Creutziger, der mir schreibt: Unser lieber Herr Professor befindet sich leidlich. Aber Herr Zachfelt hat gar nicht die Freude gehabt, Sie während seines langen Aufenthalts in Leipzig zu sehen, und was er mir unter andern von Ihnen sagte, daß Sie Ihr neues Pferd nicht brauchen können, erschreckte mich. Was kann diese Veränderung Ihrer täglichen Lebensordnung nicht für Einfluß auf eine so schwache Gesundheit haben, wie die Ihrige ist? Haben es denn Herr Langer oder der junge Graf Lindenau nicht dem Herrn Oberstallmeister

sagen können? Wenn es nur der Churfürst wüßte, der Sie so lieb hat, gewiß er gäbe Ihnen ein frommer Pferd. Warum bin ich nicht reich? Sie sollten Wagen und Pferde haben.

Als Sie Ihre Reise nach Oberau und Ihrer Vaterstadt thaten, freute ich mich sehr über Sie, und dachte, Sie müßten doch mehr als gewöhnlich munter und heiter seyn. Und das sind Sie gewesen, wie mir kurz darauf die Frau Geh. Cammerräthin Wagner im Vorbeygehen gesagt hat. Seitdem schrieb mir meine Doles, daß Sie an Zahnschmerzen viel gelitten hätten, und ich hatte sie für den zärtlich traurigen Ton lieb, in welchem sie mir diese böse Nachricht schrieb. Zuletzt haben Sie nun auch noch Ihren kleinen Neveu verlieren müssen, so wie Ihre liebe Frau Geheimderäthin Globig ihren Sohn. Aber diese Dame soll sich sehr groß, sehr gelassen bey ihrem schmerzlichen Verluste, für sie den ersten in der Art, erwiesen haben.

Vielleicht vergütet mir meine Doles die schlimme Zeitung von Ihren Zahnschmerzen bald mit der erfreulichern von Ihrem Wohlbefinden am vierten Julius; denn an dem feyerlichen Tage wird sie oder ihr Sohn gewiß Ihre theure Hand geküßt haben. Gesegnet müsse der Tag für Sie seyn! Und zahlreich und gesegnet alle, die ihm folgen werden! Ich habe Hoffnung, unsern Creutziger und (wenigstens wünsche ichs) auch Fritzchen Doles diesen Sommer noch zu sehen. Ich sehne mich recht sehr nach meinen abwesenden Freunden; wenn ich nur einen von ihnen sehen sollte! Sie sind mir alle so gleich lieb; sind mir fast alle auf gleiche Weise erlangt. Alle sind mir wie Einer und in Einem sehe ich sie Alle. In der That, liebster Herr Professor, es sind alles liebe gute Menschen die Freunde, von denen ich geliebt bin! Doch scheine ich mir itzt vorzüglich den guten Doles zu wünschen, um seinetwillen wünsche ich ihn. Er soll sehr kränklich seyn. Zerstreuung und Freude könnten seiner Gesundheit vielleicht mit aufhelfen.

Google

Abends gegen 8 Uhr.

Soviel schrieb ich heute gleich nach dem Mittagsessen. Um fünf Uhr wollte ich mich frey machen und wieder schreiben, da ward ich von einem Freunde gehindert, der mich besuchte um mir einen Kupferstich, Les adieux de Calas à sa famille zu zeigen, der vortrefflich ist, den ich und Fritzchen nicht ohne Thränen betrachten konnten und der Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, wenn er Ihnen irgendwo vorkömmt. Und der Freund ist in seiner Art auch gut, wie der Kupferstich in der seinigen. Ein gleichgültiger Zufall brachte uns unvermuthet zusammen; wie es scheint, wird mir ihn sein gutes Herz lange erhalten. Wir sprachen heute viel von den ungewissen Aussichten in unsre zukünftige Schicksale; oft mag er darüber ein wenig ängstlich und beunruhigt seyn. Ich sagte ihm einen schönen französischen Vers her, der zur Ergebung, zum Vertrauen auf die Vorsehung und zur Hoffnung, daß alles gut werden würde, ermuntert. Das nahm er an und mit erfreuter Miene sprach er: „In zwanzig Jahren, wenn wir dann, wie ich sicher hoffe, recht überzeugte, recht bestätigte Freunde seyn werden, dann werden wirs uns wieder sagen können, wie es uns gegangen ist, und gewiß mit Freude und Dank in die Tage unsrer Jugend zurücksehen." Es gefiel mir doch sehr von ihm, daß er auf zwanzig Jahre in unsrer Freundschaft hinausrechnet.

Ich konnte also nicht böse auf ihn seyn, daß er mich vom Schreiben abhielt. Sie, theuerster Herr Professor, waren dennoch unter uns, wenn ich gleich nicht so eigentlich wie itzt, bey Ihnen seyn konnte. Nicht zu rechnen, daß ich ihn immer in der Stube spreche, wo Ihr Bild ist, mache ich ihm auch zuweilen die Freude, ihm einen oder den andern Ihrer lieben Briefe vorzulesen. Heute las ich ihm auch einen, und er küßte mir herzlich dankbar die Hand dafür. Da ich soviel von ihm geredet habe, möchte ich Ihnen wohl seinen Namen nennen. Er

heißt Hunger und hat vom sechzehenden Jahre an fünftehalb Jahr in Leipzig studirt, ist Ihr Verehrer und damals Ihr Zuhörer und mit Ihrem Herrn Göbicke bekannt gewesen. Sein Vater ist ein Pfarrer auf dem Lande und muß einer der besten Väter sein, nach den Lobsprüchen und der außerordentlichen Liebe des Sohnes für ihn zu urtheilen.

Ich schäme mich, daß ich schon drey Seiten beschrieben, Sie schon so lange gelesen haben und vielleicht schon müde sind und ich Ihnen im Grunde doch nur so wenig gesagt habe. In der That habe ich Ihnen nichts Wichtiges zu sagen und sollte ich Ihnen von alltäglichen Kleinigkeiten erzählen, die mich wechselsweise beschäftigen, beunruhigen oder erfreuen, das wäre nur für Sie beschwerlich. Nur das Einzige, daß ich sie liebe, unverändert und ehrerbietigst liebe, das ist es, was ich Ihnen sagen will. Das erfreut mich immer und ist keine Kleinigkeit. Vielmehr ist es eine Sache von großer Wichtigkeit für mich. Diese schöne glückliche Empfindung, die vom ersten Anfange an, als sie sich in meinem Herzen entwickelte, eine so süße Quelle von Vergnügen darinnen aufschloß, die hilft es mit vor jeder niedrigen Unruhe, jeder Unzufriedenheit, jeder Empörung bewahren, wenn irgend etwas, das mich kränkt oder mir Unrecht zuzufügen scheint, mich aufbringen und meinen Frieden stören will. Herz, spreche ich dann, du kannst den frommen, ergebenen, gelassenen Mann lieben und du kannst unzufrieden und schwach seyn! O wie klein und geringschätzig wird mir dann jeder Verdruß gegen das Uebergewicht von Vergnügen und schlechtere, unechtere Freude gegen die reine Glückseligkeit, meinen besten theuersten Freund zu lieben und darneben einige sehr gute, mir sehr ergebene Herzen zu besitzen und zu belohnen.

Das Plätzchen hier ist wohl zu klein, um hübsch und gehörig zu schließen. Sie schmälen doch nicht, wenn ich auf so lange Zeit noch einen Bogen nehme? Was ich ungefähr vor acht Ta-

Digitized by Google

gen, ich denke, es war am Bußtage, gethan habe und Ihnen noch gern erzählen will, das errathen Sie gewiß nicht! Ich hatte lange in einem guten Buche, das ich sehr liebe, gelesen und fing von der Hitze und der Stille an, schläfrig zu werden. Weil ich nun noch immer freywillig genug etwas Gutes thue, so dachte ich, du willst dich nicht zwingen, fortzulesen. Ich stand auf, ging in meinen Schrank, ohne im geringsten zu denken, ergriff ein Packet Briefe, worinnen alle die Ihrigen und Ihres Herrn Bruders seine in Ordnung liegen, fing an den letztern an zu lesen, las sie alle, ward ganz munter, freute mich seiner, fühlte das Glück seiner Freundschaft und meinen unveränderten gegründeten Anspruch darauf, den ich nicht aufgebe. In einem derselben erinnert er mich an die Worte Sirachs, am 14. Vers des 9. Capitels. Ich lächelte selbstzufrieden mit mir: „O, dachte ich, sobald die Rede von meinen Freunden ist, ist mein Herz mein Sirach! Aber Sie, guter Herr Oberpostcommissär mit oder ohne Sirach, haben Sie mich nicht ganz und gar vergessen?" — Recht gern hätte ich ihm einen langen Brief geschrieben, ob ich wohl nicht wußte, wovon. Doch das hätte sich gefunden; habe ich doch oft lang und viel geschrieben, ohne im Anfange nur eine Sylbe davon zu denken. Die Materie war also die Schwierigkeit nicht, sondern der Ton. Ich war sehr aufgeräumt geworden, das Lesen dieser Briefe hatte mich in eine lustige Laune gebracht, die ich oft habe und meistens hatte, wenn ich sonst an ihn schrieb. Wäre er nur bey mir gewesen, er hätte wohl, wenn er mich so voll von dem frischen angenehmen Andenken an seine Freundschaft, so fröhlich und heiter gesehen hätte, als ich damals war, er sollte wohl Freude über mich gehabt haben. Aber dreyzehen Meilen weit von einander kann man kaum wissen, ob man einander gefallen wird, wenn soviel Zeit vergangen ist. Dennoch fing ich wirklich an zu schreiben und es wäre ein Brief fertig geworden, wenn unser guter

Herr Zeis uns nicht zu einem Spaziergange hätte auffordern lassen. Am Ende mochte es sehr gut seyn, daß ich nicht schrieb. Es ist sehr viel Zeit vergangen, seitdem ich nichts vom Herrn Oberpostcommissär gesehen und gehört habe. Es ist ihm vielerley begegnet, er hat sich verheyrathet, ist Vater geworden, hat sein Kind betrauert. Daß die traurige Begebenheit die letzte ist, machte mirs schwer, den rechten Ton zu finden. Vor zwey Jahren sah ich ihn zuletzt und nicht recht sah ich ihn, nicht so wie sonst, zu sehr im Prunke; eine kurze Visite des Ceremoniels! — Werde ich ihn, werde ich Sie wiedersehen? Auch Sie, bester Herr Professor, auch Sie sah ich nicht allemal so, wie ich es gewünscht hätte. Warum konnte ich nicht einmal allein, nicht ungezwungen zu Ihnen gehen? Es ist mir etlichemal eingefallen, selbst unter der Zeit, wenn ich bey Ihnen gewesen bin, und Fritzchen, meine Schwester, hat es auch angemerkt. Ich weiß aber deswegen nicht, ob wir Recht haben, daß bey vielen Besuchen, die Ihnen gemacht werden, etwas nicht recht ist. Die meisten Menschen, die zu Ihnen kommen (ich will aber ganz fremde ausnehmen), scheinen sich einigen Zwang anzuthun und mit Vorsatz ein gewisses gesuchtes, ernstes und feyerliches Wesen an sich zu nehmen und sich selbst und nicht weniger Sie um einen Theil oder Sie um alles Vergnügen ihrer Besuche zu bringen; denn sie geben einer Handlung, die zum Vergnügen, zur Zerstreuung und Aufmunterung bestimmt ist, ein Ansehen von Zwang und Aengstlichkeit. Dadurch bekommen Sie die Menschen nicht verschieden genug, nicht natürlich und frey, wie sie sind, zu sehen, wobey das Vergnügen des Umgangs nothwendig verliert. Und Sie, der beste, liebreichste und empfindsamste Mann, Sie merken es gewiß, daß Ihre Besuche nicht ganz frey und munter sind, und schreiben dann diese Veränderung auf Ihre eigene Rechnung und denken vielleicht, Ihre kranke, traurige Miene verscheucht Leben und Munterkeit aus

Digitized by Google

den Gesichtern und Sitten der Andern, und bilden sich nicht ein, daß es vorsetzlich angenommenes Wesen ist. Ich selbst bin nicht immer so ganz natürlich und frey bey Ihnen gewesen, als ich sonst gewöhnlich bin, und blos durch Gewalt des Beyspiels. Wäre ich nur so glücklich, ein junger Mensch zu seyn, der unter Ihren Augen studirte und Sie oft sehen könnte, gewiß ich dächte, ich wollte wohl hübsch bey Ihnen seyn. Als ein Mädchen ginge das schon so gut nicht an, da wäre ich zu unwissend, um Sie oft, und auch abwechselnd und lebhaft genug zu unterhalten. Leider ist auch mein itziger Brief nicht so, daß er dieses könnte! Möchte er Ihnen wenigstens ein neues Zeugniß von den Empfindungen desjenigen Herzens ablegen, das Sie ewig lieben und verehren wird, in Ihrer

dankbarsten und ergebensten
C. C. Lucius.

406.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 14. Aug. 1769.

Beunruhiget Euch nicht, meine Beschwerungen, so vielfach sie auch sind, sind doch, Gott sey Dank! noch immer erträglich. Ich kann noch ausgehen, auch meine gewöhnlichen Verrichtungen noch abwarten, wenn ich gleich kraftlos bin. — Ach verlaß mich nicht im Alter, wenn ich schwach werde! Dieses Gebet wird Gott nach seiner Gnade erhören und uns nahe seyn mit seiner Hülfe im Leben und im Tode. Er stärke Euch und lasse es allen unsern Angehörigen, allen Menschen wohl gehen, so ergehen wie es uns gut und selig ist.

G.

---

407. (89.)

[An Herrn v. Rochow.]

L. d. 4. Sept. 1769.

Also sind Sie nahe an den Pforten des Todes gewesen, theuerster R°°? Und Gott hat Sie nicht allein in der gefährlichsten Krankheit mächtiglich erhalten, sondern auch nach wenig Wochen, mit neuen Kräften gestärket, wieder ins Leben eintreten lassen? Welche Wohlthat für Sie, für Ihre zärtliche Gemahlin und für mich und alle Ihre Freunde! Gelobet sey der Name des Herrn; und seine Gnade müsse unser Preis, unser Trost und ein ewiger Antrieb seyn, ihn zu lieben und ihm alleine zu gehorchen Nun so lasse Sie denn Gott, mein geretteter Freund, noch ein langes, für Ihre Seele heilsames, für Ihre liebe Gemahlinn, für Ihr ganzes Haus, für Ihre Unterthanen und für das Beste der Welt nützliches und zufriednes Leben führen. Ich will mich, so lange ich noch lebe, mit Ihnen darüber erfreun und daran erbauen. Von mir selbst will ich in diesem Briefe nicht reden. Genug, die Güte Gottes ist, daß ich bey aller meiner Hinfälligkeit noch nicht gar aus bin, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Möchte ich sie doch dankbar genug erkennen, und den preisen, der für uns zur Rechten Gottes bittet! Grüßen Sie Ihre liebe gute Gemahlinn ehrerbietigst von mir, und lieben Sie mich.

G.

408.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 23. Sept 1769.

Was ich mache? Ich habe seit einigen Wochen mit einem neuen Uebel zu streiten gehabt; aber, Gott sey Dank! es ver-

liert sich wieder. Also seyd ruhig, und lasset uns auf Gott vertrauen in allen unsern Anliegen und Nöthen. — — Es kann kommen, daß Euch ein gewisser Herr Scheuchler*), der jetzt in Freyberg ist, und vorher bey einem jungen Herrn von Schönberg durch meine Vermittelung Hofmeister war, besucht. Es ist ein sehr guter Mann, und der Sohn eines frommen trefflichen Vaters. Herr Hartmann, den ich herzlich grüsse, kennt Beide.

— — Es folgen drey Exemplare biblischer Erzählungen; zwey davon sollen den beiden Schulkindern, und eins der guten Wilhelmine. Ist etwa das Schulgeld gefällig? Meldet mirs, und grüsset alle von unserm Hause. Ich befehle Euch, Eure Kinder und Kindeskind Gott und seiner Gnade in Zeit und Ewigkeit.

G.

409.

An Caroline Lucius.

L. d. 28. Sept. 1769.

Liebste Mademoiselle!

Ob ich Sie ganz vergessen habe? Nein, so böse bin ich nicht. Ich denke oft an Sie und wünsche Ihnen und Ihrem Hause Gutes und kränke mich, daß ich Ihnen soviel Antworten schuldig bin. Aber dieß ist es auch alles, liebe Freundin, was

*) (Joh. Friedr. Scheuchler, Sohn eines Predigers, geb. zwischen 1740 u. 1744 zu Küstritz bei Weißenfels, gest. am 4. Nov. 1791 als Sächs. Geh Finanzrath. S. Schlichtegrolls Nekrolog auf d. J. 1791, II, 353, und 1792, II, 311 ff.)

ich thun kann; denn meine Kränklichkeit und die mir immer schwerer werdende Berufsarbeit lassen mich fast zu keinem Briefe kommen, wenn mir ihn nicht eine drängende Pflicht abfordert. Seyn Sie also nicht unruhig über mein Stillschweigen und ahmen Sie es auch nicht nach. Seyn Sie auch nicht unruhig wegen Ihres künftigen Schicksals, sondern befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Der höchste und einzige Trost für uns alle. Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen ergebenst, so wie ich mich zugleich Ihrem ganzen Hause.

Gellert.

410.

Caroline Lucius an Gellert.

L. d. 10. Oct. 1769.

Bester Herr Professor!

Ihren Brief vom 28. Septbr. erhielt ich erst gestern den 9. October und viele, viele Freude mit demselben. Daß Sie mich vergessen hätten — Nein, das habe ich nie gedacht, und schwerlich, glaube ich, würde ich mich darüber getröstet haben, wenn es geschehen wäre. Nein, das thun Sie schon nicht. Sie kennen die aufrichtige — warum habe ich doch keine Worte, die den Charakter meiner Liebe für Sie beschreiben können! Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie glücklich Ihre Freundschaft mich macht; und gewiß, Sie haben Recht; man ist einigermaßen böse, wenn man nicht so viele Herzen glücklich macht, als man glücklich machen kann. Also habe ich nie an Ihrer fortdauernden Gewogenheit für mich gezweifelt; auch habe ich nie gedacht,

Digitized by Google

daß Sie mir Antworten schuldig sind. Doch will ich nicht läugnen, daß nicht vielleicht Ihr Stillschweigen die Ursache des meinigen gewesen seyn kann. Wüßte ich Ihnen nur immer etwas zu sagen, das interessant oder unterhaltend genug für Sie wäre, ich würde, denke ich, nicht so lange geschwiegen haben.

Unser Creuziger hat mich letzthin, als er hier war, von Ihnen gegrüßt, mit einem Tone gleichwohl, bey dem ich dachte, daß Sie es ihm wohl nicht möchten aufgetragen haben, und das machte, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnte. Ueber Ihren Brief freute ich mich viel mehr; denn das sah ich ihm gewiß an, daß Sie ihn geschrieben hatten. Wer könnte, wie Sie, eine so liebreiche aufmunternde Sprache mit mir reden; auch bey Ihrem Stillschweigen will ich nie unruhig seyn, so lange ich noch von meinen Freunden erfahre, daß Sie leben und nicht krank sind. Auch über mein künftiges Schicksal will ich nicht unruhig seyn. Haben Sie etwas von meinem gegenwärtigen erfahren? Durch Herrn Creuzigern könnte es seyn. Ich dachte es wenigstens bey einer Stelle Ihres Briefes, die mir darauf zu zielen schien, und ich weinte einige Thränen des Dankes für die Zärtlichkeit, womit Sie es berühren. Ich setze voraus, daß Sie unterrichtet sind, sonst wollte ich Ihnen meine Begebenheit erzählen. Niemanden, als Ihnen und meiner Freundin in Cotbus erzähle ich so gern, was mir begegnet. Nichts von allem hat mich eine Ueberwindung gekostet, als nur dieses, daß ich gänzlich mit Seydeln habe brechen müssen, und daß ich nun vielleicht in meinem Leben nichts Zuverlässiges mehr von ihm erfahren werde. Wie ich die Sache anfänglich betrachtete, dachte ich: Gut! so werden wir dennoch zeitlebens Freunde seyn! — und die Idee, den Freund meiner ersten Jahre bis ans Ende meines Lebens zu behalten, mit ihm in diesem engen, vielleicht neuen, nicht gewöhnlichen und doch völlig rechtmäßigen Verhältnisse zu stehen, und die Theilnahme seiner Freuden und

Google

seiner Schmerzen; seine Rathgeberin, wo ich könnte, seine Trösterin — mit Einem Worte, seine Freundin zu bleiben und seine eigne Neigung zu mir über alles, was eigennützige Leidenschaft ist, zu erheben. Diese Idee faßte so viel Anziehendes, Zufriedenstellendes und Herzerfüllendes in sich, daß ich kaum zu entscheiden wußte, ob ich nicht vielmehr bey dieser Veränderung gewönne, als verlöre. Meine Freunde aber hießen mich einen andern Weg gehen, der wohl der rechte seyn mag; ich räume es selber ein. Indessen ist es nunmehr sicher, daß ich verloren habe.

Die Hälfte meines Lebens mag ich wohl zurückgelegt haben. Im Ganzen ist es ruhig und glücklich gewesen. Warum sollte ich wegen der andern Hälfte in Furcht seyn? Viel Freuden habe ich genossen; zum Theil können sie nicht wieder kommen, aber andre können ihre Stelle besetzen. Wenn wir aufmerksam sind, finden wir täglich etwas Gutes, dessen wir uns freuen können.

Ich will bey jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel schenkt, mich freun,
Und will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Wir gleichen in unserm Leben dem Besitzer eines Gartens. Itzt sind Hyacinthen und Tulpen seine Freude, ein vergängliches Geschlecht! Bald werden volle Rosen seine Gänge bepurpurpern. Nicht lange darf er ihre Hinfälligkeit bedauern, so wird eine bunte Nelkenflor ihren Verlust ersetzen; und überlebt er den traurigen Winter, kann er wohl noch einmal Hyacinthen sehen. Aber freylich muß er nicht eigensinnig nur Eine Art der Blumen lieben und die andern, an denen er seine Freude haben will, sorgfältig sammeln und pflegen.

Sie wissen es schon sonst, theuerster Herr Professor, wie ich

über die Dinge dieses Lebens denke und das ist gewiß meine wahre und eigenthümliche Denkungsart. Ich habe mich über einen Unfall zufrieden geben müssen, der schwerer war, als dieß. Wäre nur der arme Seydel auch ruhig und glücklich, wie ich! Wenn er tugendhaft ist, muß er es seyn. Auf drey Theile Ruhe und mehr kann doch jeder Mensch sicher in seinem Leben rechnen und in einem so kurzen flüchtigen Leben, in welchem uns unstreitig gewiß alle verdrüßliche Begebenheiten weit schwächer als die Erfreulichen rühren, ist dieses, denke ich, schon sehr viel. Die Kindheit ist eine Zeit des Leichtsinns, der Sorglosigkeit und des Spiels; und der Schlaf durchs ganze Leben eine Zeit der Vergessenheit, der Freyheit, Unabhängigkeit und Ruhe. Itzt bald werde ich zu Bette gehen, zur Freystatt jedes traurigen Gedankens, jeder unruhigen Furcht oder Verlangens. Wenn ich nun auf die nächsten sieben Stunden alles besäße, was Könige besitzen, oder besser, was sich mein Herz, wenn es wünschen wollte, nur wünschen könnte, so würde mirs doch von keinem Nutzen seyn, so wie wenn alles, was ich in der Welt zu befürchten haben kann, geschehen sollte oder bereits geschehen wäre, solches ebenfalls mir auf die nächsten sieben Stunden nicht schaden, ja mir nicht einmal bekannt werden könnte. Und das ist oft, wenn ich mich schlafen gelegt habe, einer meiner angenehmsten Gedanken gewesen, daß auch der unglücklichste Mensch, den ich (vielleicht ohne mein Verdienst) den Tag über an Ruhe und Zufriedenheit so weit übertroffen habe, daß er doch nun in dieser Stunde eben so glücklich seyn wird, als ich. Aber freylich ist der Schlaf ein Sohn der Gesundheit und der innerlichen Ruhe, und Ruhe und Gesundheit sind nur selten die Gefährden des Elends und der Noth. Ruhe und ein erquickender gesunder Schlaf müssen diese Nacht, und alle Nächte Ihres Lebens Ihr Theil seyn.

Digitized by Google

Den 22. Oct. 1769.

Ist denn dieser Brief noch nicht lang genug, daß ich noch Einmal die Feder ergreife, daran zu schreiben? — Mein liebster, bester Herr Professor, wenn ich diesen Winter und künftig mehr und öfterer an Sie schreibe, als seit einiger Zeit geschehen, so müssen Sie nicht böse werden. Es ist gewiß, unsere Freunde haben es immer auf eine oder die andere Art mit zu empfinden, wenn uns etwas Verdrüßliches begegnet. Ich habe meinen Seydel aufgeben müssen. Die süße Beschäftigung an ihn zu schreiben, für ihn zu denken, habe ich zugleich mit verloren. Wenn nun meine Freunde mir nicht erlaubten, durch sie diese Reihe angenehmer Unterhaltungen zu ersetzen, so möchte ich wohl unausgefüllte, leere Augenblicke haben, und es giebt auf Erden nichts Traurigers als Langeweile. Ich nenne Langeweile einen Mangel an Geschäften, der sich aber selten findet, wenn man nur selbst thätig, lebhaft und geschäftig ist, und noch mehr das Unglück einer trägen Gemüthsart, ist beschwerliche Langeweile. Von meiner Gemüthsart, wenn ich so bleibe, habe ich in diesem Stücke nichts zu befürchten. Auch fehlt mirs nie an hundert kleinen Geschäften, die ich immer abwechsle, daß ich keines müde werden kann. Täglich lese ich etwas beym Arbeiten für meinen Verstand oder zum Vergnügen. Auch fangen ich und Fritzchen wieder an Geographie und Historie zu studiren, und fast alle Abende schreibe ich etwas für eins oder das andere von meinen Freunden, oder ich übersetze aus dem Französischen oder Englischen. Itzt habe ich wohl meine Correspondenten nicht mehr so hübsch beysammen wie sonst. Creuziger ist der einzige von allen, mit dem sich nichts verändert hat. Trummer ist in die weite Welt, und man weiß kaum, wie es ihm geht und ob er noch an uns denkt. Meine Gülden in Cotbus muß itzt nothwendig mehr für ihren Mann und für ihr Kind, als für ihre auswärtigen Freunde leben. Vom Fräu-

lein Schönfeld in Kendler erfahre ich wohl in der Welt nichts mehr. — Ja freylich! Die Blumen des Gartens verblühen, ein Geschlecht nach dem andern, und es können Wintermonate kommen, wo gar nichts blüht.

Eins bleibt mir gewiß, das Vergnügen, meine Freunde zu lieben. Diese Freude meines Herzens, Sie, meinen theuersten Freund zu ehren und zu lieben, bleibt gewiß zeitlebens

Ihrer

C. C. Lucius.

411.

An Caroline Lucius.

L. d. 16. Nov. 1769.

Ihre Briefe, gute Mademoiselle, sind mir zwar alle lieb, aber der letzte vom 12. October ist mirs doch vorzüglich gewesen; nicht blos wegen der Beredsamkeit, die darinnen herrscht, sondern noch mehr wegen der großen Gelassenheit, mit der Sie mit mir von einem Schicksale sprechen, das Sie doch mit Recht beunruhigen könnte und das auch die meisten Ihres Geschlechts bey ähnlichen Umständrn außer aller Fassung bringen würde. Eben diesen getrosten Muth lobe und bewundre ich an Ihnen. Danken Sie Gott für diesen Sinn der Religion, der Sie beruhiget. Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, sagt Sirach, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Nun so wird es auch wahr seyn, daß ein tugendhafter und liebenswerther Mann eine edle Gabe ist, und derjenigen auch gegeben wird, di: Gott fürchtet — wenn es ihr gut ist und es der göttlichen Weisheit also gefällt. Ich bin freylich nicht recht mit Seydeln zufrieden; aber nun, ich kann ihn auch nicht richten. Der liebe

Tachselt, der viel gelitten hat, eilet nach Dresden, sich daselbst unter seinen Freunden zu erholen. Ich begleite ihn mit meinen guten Wünschen und segne mit denselben auch Sie und Ihr ganzes Haus.

Gellert.

412.

An dieselbe.

L. d. 4. Dec. 1769.

Liebste Mademoiselle!

Sie melden mir in Ihrem letzten Briefe, daß Sie fast täglich Etwas aus dem Englischen oder Französischen übersetzten. Ich dächte also, Sie schickten mir einige dieser Uebersetzungen, ob ich sie vielleicht in meinen praktischen Stunden zum Vorlesen gebrauchen könnte. Oder haben Sie selbst einige kleine Aufsätze gewagt, so schicken Sie mir auch diese. Sie verbinden sich dadurch Ihren Freund und Diener

In Eile.

Gellert.

413.*)

[An Peter Freiherrn von Hohenthal.**)]

[L. 1769.]

Gnädiger und theuerster Herr Vice-Präsident!

Wenn Sie an die Besetzung der erledigten mathematischen Professur in dem, Ihnen lieben Wittenberg denken, so wünsche ich sehr,

*) (Hesperus, 1825. No. 267. — J. J. Ebert ward 1769 als Prof. der Mathematik von Petersburg, wohin er 1768 gegangen war, nach Wittenberg berufen. J. M. Schröckh kam 1767 ebendahin als Prof. der Poesie, verheirathete sich 1768. S. die Nekrologe im Wittenb. Wochenbl. 1805, No. 13. u. 1808, No. 36.)

**) (Damals Vicepräsident, später Präsident des Oberconsistoriums.)

Digitized by Google

gnädiger Herr Präsident, daß Ihnen der gute Magister Ebert in Petersburg mit beyfallen möchte. Er sehnt sich, weil ihm das nordische Klima nicht bekommen will, wiederum nach Sachsen zurück und er glaubt für seine Reisen genug belohnt zu seyn, daß er den großen Euler, der nun völlig blind ist, hat oft sprechen, und ihm ganze Stunden hat vorlesen können. In der That sind jetzt Petersburg und Paris für einen jungen Mathematiker die größten hohen Schulen, und beyde hat nunmehr Mag. Ebert besucht und genutzt. Die Gabe einer besondern Deutlichkeit und Genauigkeit im Vortrage rühmen nicht nur hier in Leipzig seine verständigsten Schüler an ihm, sondern selbst sein Lehrmeister, Prof. Heinsius, nach welchem er sich gebildet hat. Aber er hat sich außer der Mathematik, der er sich von vielen Jahren her völlig gewidmet, auch in den Humanioribus sehr geübt, ist Ernesti's Schüler gewesen und lange Zeit mein Zuhörer. — Endlich ist er auch ein ordentlicher, arbeitsamer, christlich denkender und verträglicher, nachgebender Mann, der kein Kind mit Willen beleidiget. Ein solchen Mann, gnädiger Herr Präsident, werden Sie gewiß für das gute Wittenberg suchen, und ihn, wo ich nicht sehr irre, an diesem Ebert finden.

Dürfte ich noch eine demüthige Bitte für den armen Professor Schröck hier wagen? Dieser Mann soll in den traurigsten, dürftigsten Umständen, mit seiner aus großer Liebe und Treue gewählten, aber nicht vorsichtig genug gewählten Frau, in Wittenberg leben; von seinen Collegen gering geachtet, von Schuldnern*) geplagt, von Buchführern, die ihm die Manuscripte vermuthlich vorausbezahlen, gepeinigt — — — und gleichwohl ist er der Mann, der, wenn er Bibliotheken, Zeit und Ruhe zum Schreiben hätte, unstreitig der beste deutsche

*) (So steht da, obwohl der Zusammenhang Gläubigern fordert.)

Geschichtschreiber, ein deutscher Bossuet, vielleicht noch mehr als Bossuet, werden könnte. Es ist keine Freundschaft, die aus mir redet; nein, gnädiger Hr. Präsident, ich habe den Mann kaum dreymal in meinem Leben gesprochen; aber ich lese ihn mit Bewundrung und begierigst, und wenn ich ihn damit retten und Deutschland einen Geschichtschreiber erhalten könnte, so wollte ich ihm von meiner Pension jährlich **100** Rthlr. abtreten.

Mit der ersinnlichsten Ehrerbietung verharre ich zeitlebens

Ew. ꝛc.

Gellert.

414.*)

Geehrteste Freundinn.

Sie mögen sagen, was sie wollen, sie können doch nichts mehr sprechen, als daß ich etliche Wochen aufgehöret habe ihnen durch die Feder zu sagen, daß ich ihr Freund bin. Was ist denn dieses? Es ist ein Fehler wider das Ceremoniell. Unter diesem stehe ich und sie nicht, geehrteste Freundin. Wir werden allemal eine edle Zuneigung gegen uns zu erhalten müßen [so], obgleich alles Papier verbrennen und das Geschlechte der Gänse gar aufhören sollte. Gesetzt auch; ich habe gefehlt, daß ich so lange geschwiegen, muß man denn nicht einem Menschen meiner Art was zu gute halten? Ein Mensch, wie ich, von dickem und schwarzen Geblüte und trägen Geistern und geschwächten Gliedern ist nicht allezeit sein eigner Caesar. An Zeit, Papier und Federn habe ich bis heute noch wenig Mangel auf der Welt

*) (Aus dem Original, im Besitz des Herausgebers; undatirt. Eine Madame Roß wird in dem unter No. 310 abgedruckten Briefe Gellerts erwähnt, Th. 9, S. 263.)

gehabt; an Einfällen bin ich auch nie zu arm gewesen. Mein Wille ist auch nicht so gar matt; aber die Ausführung einer Sache ist oft mit mir zu Bette gegangen, ob ich gleich früh einen großen Vorsatz mit auf die Welt gebracht. Ich bin immer so liebreich, daß ich eine Nachläßigkeit mit einer Unmöglichkeit und eine kleine Mühe mit einer beschwehrlichen Arbeit vermenge. Ist mir recht so habe ich ihnen gar ein Neujahrsgedichte verfertigen wollen; aber es nicht anders als im Gedanken zu Stande bekommen. Deutsch zu sagen. Ich vergebe mir immer mehr, als andern Leuten und wenn ich in allen Stücken strenge bin, so hör ich doch gemeiniglich am liebsten bey mir auf. Ich bin wie die Sonne und weise andern ihre Flecken, an mir aber mag ich sie nicht sehen. Ich habe es ihnen schon etlichemal für einen Fehler ausgelegt, daß sie nicht an mich schreiben, mich aber habe ich sehr künstlich bey mir selber entschuldiget, daß ich nicht antworte. Alter und Schwachheiten sind gern in Gesellschaft, und ich gebe von der Wahrheit dieses Satzes einen ziemlich hinlänglichen Beweis ab.

Etwas heimliches. Was haben sie mit Hr. Roßen gemacht. Den andern Tag als er aus Freyberg kam ward er krank. Es war ein Anfall eines hitzigen Fiebers. Er phantasirte und wenn ich ihn fragte, ob er nichts eßen wollte, so sagte er Dorchen. Fragte ich was ihm fehlte so antwortete er: Dorchen. Dieses ist die einzige Antwort, die sich auf alle meine Anfragen in währender Krankheit geschickt hat. Noch nicht genung. Er ward so schwach, daß sein Ende gewißer schien, als seine Genesung. Was geschahe? Er begehrte Dorchen. Wir suchten ihn zu besänftigen. Nichts! Der Arzt rieth, man solle sich, weil er phantasirte, nach seinen Einfällen einrichten und seiner Einbildung zu Hülfe kommen. Ich setzte geschwinde eine gebürgische Kornette auf und zog einen kannefaßnen Schlafpelz an, mit einem Worte ich verwandelte mich bis auf meine ernsthafte

Miene in Dorchen. Nach tausend zärtlichen Versicherungen einer Liebe, die er mit in die unterirdischen Gewölber nehmen wollte, verlangte er, daß ich mich mit ihm sollte trauen laßen. Ich wägerte mich so lange, bis ich eine heftige Erbitterung bey ihm merkte, die zu seiner Hitze im Geblüte mir zu gefährlich schien. Ich sagte ihm, daß ich seiner Zärtlichkeit nicht widerstehen könnte und versprach ihm meine Hand nicht allein, sondern mein Herz und zum Pfande der Treue etliche Ringe, die ich von den Vorhängen abzog, zu geben. Und hiermit waren wir getrauet. Da er nach 24 Stunden wieder zu sich selber kam, hat ihn diese im Fieber vorgenommne Handlung so wenig gereuet, daß es schien, als ob er sie bey munterm Geiste noch bestätigen wollte.

Dorchen macht meinem Freunde viel Unruhe. Es ist gewiß, daß er alles an ihr gefunden, was er zeither gesucht hat. Kurz. Dorchen hat einen völligen Sieg über das Herz eines ehrlichen und sehr zärtlichen Menschen erhalten. Vergnügt sie ein solcher Triumph so sehr, als unsern Roß die kleine Sclaverey, so sind sie beyde glücklich. Ich will keinen Brautwerber und keinen verliebten Götter Bothen abgeben. Der Wahrheit zu gefallen sage ich, daß sich Dorchen nicht den geringsten Kummer machen darf. Sie hat mit einem Menschen zu thun, den ich kenne. Dorchen wär mir viel zu lieb, als daß ich sie nur in der geringsten Gefahr sehn sollte. Ihr Liebhaber gehört unter die Leute, die ich rechtschaffne nenne. Er ist tugendhaft. Er besitzt Wissenschaften, die sein Fleis und sein Geschicke merkwürdig gemacht haben. Er ist zärtlich, und dieses um desto mehr, weil er wenig oder gar nicht geliebt hat und das Schaugerüste der Liebe nur von der guten Seite kennt. Soll ichs recht sagen. Er ist mein Freund und nach unsern Carl der erste, den ich mir zur Ehre lieben kann. Will Dorchen lieben. Gefällt Dorchen ihr Verehrer. Getraut sie sich die kleinen Beschwehrlichkeiten auszustehen, die in der Welt der Zärtlichkeit so wenig außen bleiben,

als in unserer Frost und Kälte; so rathe ich ihr, als ihr Freund und als ihr Bruder in Carls Abwesenheit, daß sie dem Verlangen ihres Liebhabers auf eine redliche Art Gehör giebt.

Wer weis, ob es aller dieser Anleitung bedarf und ob unsere Prinzessin nicht selbst den Lehrmeister in sich trägt, der sie zärtlich gemacht.

Wünschen sie ihr in meinem Namen Glück zu einer ewigen Liebe.

Wird sie so treu, so zärtlich seyn, als ich in meiner Jugend gewesen, so beneide ich meinen Freund.

Die guten Kinder werden lange Zeit brauchen, ehe sie unsere Erfahrung bekommen. Ist es nicht artig, wenn wir die Jugend noch im Thale sehn, da wir schon über den Berg sind.

Wird Dorchen ihrer guten Einsicht, ihren Lehren, meine Freundin, ihrem Liebhaber und einem alten alten Hofmeister, mich meine ich, folgen, so ist es im Ernste nicht zu glauben, daß ihr die Reue, die Tugend eine Liebe verbiethen sollte, die ein groses Theil eines unsäglichen Vergnügens ausmacht, das uns der Schöpfer mit einem gewissen Vorbehalte gönnen will.

Es ist gut, daß der Bogen voll ist, sonst hörte ich noch nicht auf zu schreiben.

Wie viel Zeilen werden sie nicht dieses Jahr von mir lesen müßen, wenn ich lebe. Leben sie wohl, edle Freundin und helfen sie das Reich der Zärtlichkeit, der Tugend, der Weisheit und der Geselligkeit vermehren. Glücke wünsche ich ihnen in diesem Jahre nicht. Das wahre müßen sie sich selber erlangen; das falsche ist auch für meine Feinde noch zu geringe. Leben sie wohl!

Gellert.

Digitized by Google

Schicken sie doch das grose Gedichte zu dem Herrn Berghauptmann und lassen sie ihm ein unterthäniges Compliment machen, der Grose*) hat es ihm versprochen.

---

415. (10.)

An Herrn von **.

Niemand müßte geschickter seyn, als ich, Ihnen Ihre Leiden zu erleichtern, wenn es bloß auf den Willen ankäme. Sie wissen, daß ich kränklicher Mann mit Ihnen beynahe ein gleiches Schicksal habe, und was können Sie anders von mir vermuthen, als das aufrichtigste Mitleiden und den Wunsch, Sie bald von der Last befreyt zu sehn, von der ich selbst so gern frey wäre? Würde es mir nicht ein besondrer Trost in traurigen Stunden seyn, wenn ich zu mir sagen könnte, daß ein unglücklicher Freund durch meine Vermittelung weniger unglücklich wäre? Aber wodurch könnte ich das ausrichten? Sie kennen die Mittel zu unserer Beruhigung und zur Aufheiterung des Geistes so gut, als ich; und es ist mir nichts übrig gelassen, als daß ich Sie, wenn es anders ein Trost ist, mit meinem Beyspiele tröste, und Sie bitte, Ihren Muth nicht sinken zu lassen. Wir sind nicht ohne Beystand, wenn wir ihn gleich nicht allezeit empfinden, und der Herr, der das Gute austheilt, hat mit eben der Liebe das Elend vertheilet. Was kann uns ohne seinen Willen begegnen? Sorget er für alle: so hat er auch für uns gesorget, und wir werden ihn noch preisen, daß er so gern hilft. In je-

*) (Der älteste Bruder Gellerts, Bergcommissionsrath zu Freiberg.)

*) (Bei den von No. 415 bis No. 421 folgenden Briefen fehlt schon in der Sammlung von 1774 (Gs. Schriften Th. 8 u. 9) die Angabe des Datums.)

ner Welt, wenn der Vorhang von unsern Augen fallen wird, alsdann werden wir sehen, wie weise und gnädig die Absichten Gottes auch bey den traurigen Begebenheiten dieses Lebens gewesen sind. Tragen Sie Sorge für Ihre Gesundheit, und das Uebrige überlassen Sie der Vorsehung ruhig Die Aussicht in die Hoffnung der Religion ists allein, die unsern bangen Geist erfreuen kann. Ich weis sehr wohl, daß wir dieses Glück nicht alle Tage und Stunden erlangen können; aber es ist in unserer Schwachheit genug, wenn wir es wünschen und suchen. Wollen Sie noch in das Carlsbad gehen, das ich Ihnen nicht widerrathe, so halten Sie sich zu Herr D. T[illing]. Er ist ein eben so rechtschaffener Mann als erfahrner Arzt. Ich wünsche Ihnen von Herzen den glücklichen Erfolg der Badecur. Nur Muth gefaßt! Gott hat eine besondre Kraft in das Carlsbad gelegt. Bin ich nicht der Beweis, so sind es doch viele Andre und vielleicht sind Sie es in kurzem selbst.

G.

---

416. (55.)

Mein lieber Herr**,

Sie haben nicht Abschied von mir genommen, Sie haben in so langer Zeit nicht an mich geschrieben. Soll ich glauben, daß Sie noch mein Freund sind? Ja, Sie sind es gewiß, und Sie wissen auch, wie sehr ich der Ihrige bin. Gesetzt aber, Sie liebten mich itzt nicht mehr, so weis ich doch gewiß, daß eine Zeit kommen wird, da Sie mich wieder lieben werden; oder ich müßte es gar nicht verdienen, und Sie müßten das gute Herz nicht haben, das Sie doch gewiß haben. — — — Ich kann den Gedanken nicht unterdrücken; — — — ich wollte es thun; aber ich liebe Sie zu sehr, als daß ich schweigen könnte. Man hat mir gesagt — — doch nein, ein Mann, der den Saurin

so gern liest wie Sie, der das Vortreffliche der Menschenliebe, der Tugend so sehr fühlt, wie Sie, der es in jeder guten Schrift fühlt: sollte der kein Freund der Religion seyn? Vielleicht haben Sie sich nur unbehutsam ausgedrückt: vielleicht haben Sie nur zum Scheine die Sprache eines starken Geistes angenommen. Ich bitte Sie, als Ihr bester Freund, ich bitte Sie brüderlich, hören Sie nicht auf, es gut mit Ihrer Ruhe und mit der Weisheit und Tugend zu meynen. Vielleicht sehe ich Sie in meinem Leben nicht mehr; aber allezeit werde ich Antheil an Ihren Schicksalen nehmen, und mich durch Aufrichtigkeit um Sie verdient zu machen suchen; denn wodurch könnte ichs sonst? Ich bin Ihr wahrer Freund.

G.

---

417. (58.)

Liebster Herr Baron,

Ich, der ich Sie so sehr geliebt und hochgeschätzt, und mir und der Welt so viel Gutes und Großes von Ihnen versprochen habe, bin seit geraumer Zeit mit Ihrem ganzen Betragen nicht mehr zufrieden. Dieses, lieber Baron, muß ich Ihnen, aus Pflicht und Freundschaft, schriftlich sagen. Denken Sie nicht, daß ich bloß über Ihre einsiedlerische und ungesellige Lebensart, über die Vernachlässigung Ihrer öffentlichen Lectionen, und über Ihre tumultuarische Art zu studiren unruhig bin. Nein, daran ließe sich bey einem Jünglinge von Ihren Jahren noch vieles entschuldigen, und vieles so gar loben. Aber ich sehe mehr auf die Quellen, aus denen dieses Ihr Betragen fließt, ohne daß Sie es wissen und denken, uud vielleicht auch, ohne daß Sie es gern wissen wollen; denn nichts verbergen wir uns lieber und leichter, als unsre Fehler. Sie wissen es nicht, wie sehr Sie sich von Eigensinn, Eigenwillen, Vertrauen zu sich selbst und Ihren eignen Kräften, und von der

gelehrten Ruhmbegierde leiten und regieren lassen. Dieses sind die geheimen Triebfedern Ihres Verhaltens. Daher nehmen Sie so ungern Rath und Vorschrift an, oder folgen ihr doch nicht; daher studiren Sie, obgleich mit großem Fleiße, dennoch nur nach Ihrem Geschmacke und den Eingebungen Ihrer Ehrbegierde; daher sehen Sie an Ihren Docenten nur Mängel und Fehler, und setzen sich mit Ihrer Einsicht über sie hinweg, und werden des Vortrags derselben in den ersten Wochen schon satt; daher vernachläßigen Sie das Aeußerliche und die Pflichten der Wohlanständigkeit, weil Sie sich keinen Zwang anthun, weil Sie sich nach den eingeführten Meynungen nicht richten mögen, weil Sie Andre durch das Außerordentliche übertreffen wollen, weil Sie Andre gering schätzen, weil Sie sich mehr Einsicht zutrauen, als andern Leuten; daher scheuen Sie allen Umgang und alle Gesellschaft, weil Sie entweder Ihre gelehrte Wißbegierde nicht darinne befriedigen können, oder weil Sie merken, daß Andre Sie an den äußerlichen Manieren übertreffen, oder weil Sie sich nach Jemanden richten müßten.

Diese Quellen, lieber Baron, werden sich künftig in Ihren ganzen Charakter ergießen, und einen Einfluß in Ihr ganzes Leben haben; und eben dieses ist es, was mich am meisten beunruhiget, und woran ich Sie, um Ihrer Wohlfahrt willen, als Freund und Lehrer, am meisten erinnern muß. Sie haben an Michaelis einen Plan Ihres Studirens entworfen, und haben ihn, ungeachtet Ihres Vorsatzes und Versprechens, bald wieder aufgegeben. Diese Hitze und Unbeständigkeit, wenn Sie solche nicht itzt unterdrücken, wird Ihnen in Ihr ganzes Leben folgen. — Ihre Ungeselligkeit und Sorglosigkeit in Ansehung des Aeußerlichen wird Ihnen, bey allen Ihren Talenten, dennoch die Geringschätzung und den Spott der Höhern und Niedern zuziehen; und man spottet schon, ungeachtet meiner Vertheidigung, sehr über Sie. — Indem Sie weiser seyn wol-

len, als alle Andre, werden Sie immer mehr auf das Sonderbare und das paradoxe Verdienst fallen. — Ich habe mit allen meinen Bitten und liebreichen, auch ernsthaften Vorstellungen nicht erhalten können, daß Sie der Frau von ** einen Besuch gegeben hätten; und wer wird denn etwas auf diese Weise von Ihnen wider Ihre Neigung erhalten können, wenn Sie mirs, den Sie gewiß für Ihren wahren und verständigen Freund halten, nicht gewähren? Sie wollen, daß ich diese meine Klage Ihrem Herrn Vater nicht überschreiben soll? Gut! Aber wollen Sie denn, daß ich wider mein Gewissen und wider Ihr Bestes handeln soll? Wenn ich der Einzige wäre, der an Ihnen so viel zu erinnern fände: so würde ich glauben, daß ich Ihnen zu viel thäte, und aus Hypochondrie zu strenge urtheilte. Aber, lieber guter Baron, ich weis, dieß kann ich Ihnen betheuern, keinen verständigen Menschen, der nicht Ihr Verfahren und Ihre Sitten mißbilligte; und das thun die am meisten, die sonst Ihre Vorzüge sehr geschätzet haben. Ich, der ich ein kranker und kraftloser Mann bin, werde Sie durch meine Beredsamkeit gewiß nicht umbilden, aber es war meine Pflicht, Ihnen alles dieses zu sagen, nicht aus Tadelsucht, sondern aus Gewissen und aus Religion — und ich werde es Ihnen nie mehr sagen, wenn Sie sichs nicht auch selbst sagen.

G.

---

418. (60.)

An Herrn **.

Aus der überschickten Probe der französischen Uebersetzung, die Sie veranstalten, kann ich noch nicht völlig urtheilen, mit welchem Glücke Herr ** übersetzet hat. Wenn der Uebersetzer selbst ein Poet ist, und genug Zeit hat, für seinen eignen Ruhm

und die Ehre unsrer Nation zu arbeiten: so kann man sich alles von seiner Uebersetzung versprechen. Er wird das Natürliche, und das Leichte, das Naive, das Lachende, das Dialogische in der Sprache der Erzählung anbringen, ohne matt, ohne niedrig, ohne gezwungen zu werden. Er wird fühlen, daß der Werth des Gedankens oft nicht sowohl in dem Gedanken selbst, als in der Wendung, in dem Schwunge, den man ihm giebt, in der komischen oder lebhaften Stellung bestehet; oft darinn, daß man ihn nur halb sehen, und die andere Hälfte errathen läßt: kurz, in der Feinheit des natürlichsten Ausdrucks. Er wird alles dieß im Uebersetzen sehen und beobachten. Er wird eine Schönheit des Originals, die sich nicht auf eben diese Art in der andern Sprache anbringen läßt, durch diejenige ersetzen, welche die andere Sprache darbietet. Er wird es oft versuchen, bis er sie findet, bis sie recht in das Ganze hineinpaßt, so daß sie nicht eingeschoben, sondern nothwendig da zu seyn scheint. Er wird dem Reime nie etwas von dem Gedanken aufopfern, noch durch die Tyranney des Reims sich zwingen lassen, etwas Ueberflüßiges, Mattes oder Kriechendes zu sagen. Er wird, wenn er alle Treue eines Uebersetzers beobachtet hat, auch die Probe nicht vergessen, daß eine gute Uebersetzung klingen muß, als wäre es keine Uebersetzung. Aber ist nicht dieses alles große Mühe? Ein Uebersetzer, der unter der Last seiner Pflichten nicht erliegen, der sein Original nicht schwächen will, hat beynahe mehr zu thun, als der Autor selbst gehabt hat, und er verdienet weit mehr Ruhm, als man ihm insgemein zu ertheilen pflegt. Wenn ich indessen bedenke, wie unmöglich es beynahe ist, aus Versen in Verse zu übersetzen, wie viel verloren geht, wie viel sich unvermerkt hineinschiebt, so ist mir für den Uebersetzer, aller seiner Mühe und Geschicklichkeit ungeachtet, bange. Ich weis diese Sache aus der Erfahrung. Es verfliegt stets etwas von einem Spiritus, den man aus einem Glase in das andere übergießt; aber es ist auch

wahr, daß man ihn aus einem schlechtern Gefäße zu gleicher Zeit in ein schöneres bringen kann. Empfehlen Sie mich dem Uebersetzer, und bitten Sie ihn, sich nicht zu übereilen.

G.

---

419. (61.)

Liebster Herr Graf,

Die Klage, die Sie in Ihrem letzten Briefe über Ihren Verstand führen; die Klage, daß Sie sich in einer gewissen Verlegenheit finden, Ihre Gedanken zu sammeln, wenn Sie einer etwas wichtigen Materie nachdenken, und den Hauptpunkt nicht durch Nebenwege aus dem Auge verlieren wollen, ist mehr rühmlich als nachtheilig für Sie, und ein Beweis, daß Sie nicht flüchtig, nicht mit Autorliebe denken. Allein die Geschicklichkeit und Fertigkeit selbst, so zu denken, wie Sie verlangen, ist eine Frucht einer fortgesetzten langwierigen und mit Hülfe gewisser Regeln angestellten Uebung. Unser Verstand erlangt seine Reife durch Nachdenken, durch das Lesen guter Schriften, durch Versuche, durch den Umgang und die Kritiken geistreicher und erfahrner Personen beiderley Geschlechts; aber er braucht auch zu seiner Reife gewisse Jahre, die wir oft durch die beste Erziehung nicht anticipiren können. Seyn Sie nicht ungehalten auf sich selbst; ich und viele wackre Männer erfahren das Schicksal, über das Sie sich so aufrichtig beschweren, sehr oft, und bey aller Uebung, die wir angestellt haben, legt uns doch jede Materie, die wir überdenken wollen, neue Arbeit auf, und lehrt uns bey dieser Arbeit nicht selten unser Unvermögen. Wenn auch ebendieselben Regeln im Denken bleiben, so verlanget doch jede neue Materie eine besondere Anwendung dieser Regeln, und diese Kunst ist uns stets bis auf den Augenblick verborgen, da sich die Sache, die Materie, von der wir uns unterrichten wollen, unserm Geiste darstellt. Getrost, lieber guter Graf, Sie denken besser, als tau-

send Ihres Standes, und Ihr Herz und Ihr Eifer sind Ihnen Bürge, daß Sie von Zeit zu Zeit immer noch heller, noch strenger und richtiger werden denken, und Ihre Gedanken ausbilden lernen. Lesen Sie nur fort, und zwar solche gute Schriften, wo der Umfang des Innhalts nicht so groß ist, daß Sie ihn nicht bald sollten übersehen, und sich in Gedanken oder auf dem Papiere einen kleinen Plan, den Hauptheilen oder Hauptgedanken nach, entwerfen können. Nehmen Sie, zum Exempel, den Zuschauer, den Aufseher oder Vormund, den Jüngling; und wenn Sie im Lesen über ein Stück kommen, das Ihnen vorzüglich gefällt: so ergreifen Sie ein Blatt Papier, setzen Sie die Materie, den Satz hin, suchen Sie in der Abhandlung die Erklärungen und die Hauptbeweise auf; setzen Sie diese auch hin: so haben Sie einen kleinen Plan und die Ordnung, in der die Sache vorgestellt wird. Nunmehr bemerken Sie, wie Ihr Autor diese Hauptgedanken durch andere Nebengedanken, die auch in der Sache enthalten sind, in ein größer Licht gesetzet, sie deutlich, aber auch mit Kürze, gründlich, aber auch mit Anmuth, vorgetragen hat. Forschen Sie, ob Sie von der Sache auch so helle und so fein gedacht haben würden, und lernen Sie diese Kunst Ihrem Originale von Zeit zu Zeit ab. Nehmen Sie alsdann nach einigen Wochen, wenn Sie die Ausarbeitung vergessen haben, Ihren Plan vor, und versuchen Sie, ihn mit Ihrem eignen Geiste und Ihren eignen Worten auszuarbeiten. Dieses ist ein einfältiger Vorschlag, den Sie selbst erweitern können. Ich bin ꝛc. G.

---

420. (103.)

An Herrn B**.

Es ist noch keine Stunde, daß ich Ihren traurigen Brief erhalten habe, und ich eile zu meiner eignen Beruhigung, Ihnen

mein Mitleiden über den frühen Tod Ihres lieben und mir unschätzbaren Bruders zu bezeugen. Also ist der Jüngling, dessen blühender Anblick ein langes Leben versprach, der fromme, fleißige, geschickte Jüngling, einer meiner hoffnungsvollsten jungen Freunde, der lange nach mir noch das Glück vieler Menschen befördern sollte, der ist in dem Anfange seines Lebens, nachdem er kaum die Akademie verlassen, schon aus dieser Welt gegangen? So dachte ich, als ich Ihren Brief las, und beweinte den frühen Tod Ihres Bruders und bedauerte Sie, liebster B**, herzlichst. Aber was klagen wir? Ist es denn nicht ein Glück, geschickt zum Tode, auch früh, nach Gottes Willen, sterben, früh ewig selig werden? Ist dieß nicht das höchste Glück des Christen und das Glück dieses Jünglings? Der Herr gab ihm das Leben, der Herr hats ihm früh genommen, um es ihm ewig wieder zu geben; gelobet sey der Name des Herrn! — und rühmlich und lehrreich sey das Andenken dieses theuern Jünglings und das Beyspiel seiner Tugend und Wissenschaft! Sie aber wolle Gott, wenn es seiner Weisheit gefällt, die Früchte des Fleißes und der unschuldig verbrachten Jugend in einem langen, zufriednen und der Welt nützlichen Leben genießen lassen.

Die Danksagungen für meinen Unterricht, die Sie mir in Ihrem Namen, und im Namen Ihres seligen Bruders abstatten, kann ich nicht beantworten. Sie haben mich gerührt, außerordentlich gerührt, und ich weis mich seit langer Zeit keines Dankes zu erinnern, dessen Aufrichtigkeit und Stärke ich so sehr empfunden hätte. In meinen Augen waren die Dienste, die ich Ihnen und Ihrem besten Bruder erwiesen, klein, und nach Ihrer Beschreibung kommen sie beynahe mir selbst wichtig vor; und o wie glücklich bin ich, wenn sie das wirklich gewesen, wenn sie Ihrem seligen Bruder selbst noch in seinem Tode heilsam gewesen sind! Dafür sey Gott ewig gedanket! Leben Sie wohl, liebster B**. G.

Digitized by Google

421. (115.)

Liebster und bester Graf,

Wenn ich Ihnen auch in Ihren jüngern Jahren noch so viele Dienste geleistet hätte; und es waren doch nur Dienste der Pflicht, die Sie mir durch Ihre Folgsamkeit zum Vergnügen machten: so haben Sie mich doch nunmehr für alle auf einmal reichlich belohnet, und mir nebst Ihrer theuersten Gemahlinn einen Beweis Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauns gegen mich gegeben, den ich nicht größer und mir rühmlicher hätte wünschen können. Sie lassen mich, da Sie zum erstenmale ein glücklicher Vater werden, an diesem Glücke als einen Pathen Ihrer lieben Tochter Antheil nehmen; und was hat ein Vater für größre Freuden, die er mit seinem besten Freunde theilen könnte? Für diese außerordentliche Freude und Ehre, liebster Graf, danke ich Ihnen und der glücklichen würdigen Mutter mit einem gerührten Herzen, mit einem Herzen voller Wünsche und Segen für das Leben und die Wohlfahrt Ihrer Tochter, Ihrer Gemahlinn, und Ihrer selbst. Ich werde das Glück zwar nicht erleben, mich durch irgend eine Sorgfalt um diese Ihre Tochter verdient machen zu können; aber die stille Pflicht eines christlichen Pathen werde ich nicht nur morgen an ihrem Tauftage auf meiner Stube, oder auch in einer Kirche, zu erfüllen suchen, sondern mich, so lange ich noch lebe, oft an diese Pflicht erinnern. Der Graf °° wird Ihnen sagen, daß meine Gliederschmerzen, die ich itzt wieder dulde, mich an keine Reise nach •• denken lassen. Ich umarme Sie indessen in Gedanken. Gott segne Sie und Ihr ganzes Haus! Also leben Sie wohl, und freuen Sie sich, glücklicher Mann und Vater, der Freuden Ihres ehelichen Lebens und der Unschuld Ihres verbrachten jugendlichen mit dankbarem Herzen. Ich bin ganz der Ihrige.

G.

Digitized by Google

422.*)

An die Frau von L***.

Ihr alter Schulmeister ist ein recht ehrlicher guter Mann, und ohngeachtet er noch ein Viertel Jahrhundert älter ist, als ich, will er doch noch von mir lernen.

Gestern, da er mir Ihren Brief überbrachte, fragte er mich, wies denn zugienge, daß ich so hübsche Briefe schrieb? Er fügte noch hinzu, daß seine gnädige Frau meine Briefe allemal mit Vergnügen läse und wieder läse, und daß er selbst an meinen gedruckten sich nie satt lesen könnte. Ich freute mich über diese Dreustigkeit und jugendliche Begierde des ehrwürdigen Alten. Ich gab ihm die Hauptregel: daß er sich die Person, an welche er schreiben wollte, gegenwärtig vorstellen und so schreiben sollte, als wenn er mündlich mit ihr spräche. Aber damit war er nicht zufrieden; er bat mich so gar, ihn in meiner Gegenwart eine Probe machen zu lassen. Ich reichte ihm Dinte, Feder und Papier. Sie, gnädige Frau, wurden zum Gegenstande des Briefes gewählet; nur wußte er nicht, was er Ihnen schreiben sollte?

*) (Dieser und die folgenden 4 Briefe aus dem „Anhang zum [so] freundschaftlichen Briefen von C. F. Gellert" Lpz. Büschel, 1770, welcher 39 zum Theil sehr unbedeutende Briefe enthält, deren Data der Herausgeber absichtlich weggelassen hat. Ihre Aechtheit, welche die Herausgeber des 6. u. 7. Theils der Gellertschen Schriften 1770. Vorr. XVI dahin gestellt sein lassen, wird zwar sowohl von dem Herausgeber in der Vorrede, als auch von dem Verleger in einer Nachschrift zu den ebenfalls bei ihm 1770 erschienenen „letzten Vorlesungen Gellerts" versichert, scheint aber doch bei mehrern höchst zweifelhaft. Daß No. 424 an Lessing, No. 425 an Ew. v. Kleist (wo dann die Ueberschrift verfälscht wäre) gerichtet seien, ist wohl kaum anzunehmen, und gewiß nicht, wenn die Angabe des Herausgebers „diese Briefe sind in den letzten 9 bis 10 Jahren geschrieben" wahrhaft ist.)

Endlich fiel ihm bey, er könnte sich vorstellen, als wenn er um einen Substituten anhalten wollte, und dann machte er, nach meiner Regel, folgenden Versuch:

Gnädige Frau,

„Es ist Ihnen mehr als zu wohl bekannt, welcher gestalt ich „in 33 Jahren, seitherdem ich die Ehre habe in Dero Diensten, „als Schulmeister, zu stehen, die sämtlichen Einwohner und Un„terthanen Dero Ortes in dem Christenthume und andern nöthi„gen Unterrichte treulich unterwiesen habe. Nachdem ich aber „nunmehr merklich empfinde, daß mein Haupt unter der tägli„chen Last und Hitze immer grauer wird, meine Kräfte abneh„men, mir aber demohngeachtet das fernere Wohl der Seelen „Dero Unterthanen gleichsam auf dem Herzen lieget, ich aber „mich nicht mehr im Stande befinde, diesem so wichtigen Amte „allein länger vorzustehen; So ergehet hierdurch an meine gnädige „Frau und Gebieterinn mein gehorsamst=unterthänigstes Bitten, „Sie wollen meinem schwachen Alter und beständiger Fürsorge „vor so viele unschuldige Seelen, mit einem tüchtigen Substitu„ten zu Hülfe zu kommen, belieben. Ich werde diese Wohlthat „Zeit Lebens, ohngeachtet dessen Ende nicht weit mehr entfernet „seyn kann, mit der tiefsten Ehrfurcht erkennen 2c."

Sehn Sie, gnädige Frau, wie geschickt diese Probe ablief! O hätten Sie nur sehn mögen, wie freudig dieser gute Alte war, und wie deutlich man den Dank auf seiner Stirne lesen konnte! Aber es kommt mir doch bedenklich vor, daß er gleich auf Sie und den Substituten fiel. Sollte nicht eine kleine List darinne verborgen seyn? Vielleicht, doch ich lasse Sie selbst rathen. Erleichtern Sie ihm wenigstens sein Amt auf alle mögliche Art, wie Sie zu thun gewohnt sind. Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung 2c.

423.

An einen relegirten Studenten.

Sie sind also von der Akademie relegirt, vom Vater, von Ihren Verwandten verlassen, und in Ihr Vaterland dürfen Sie nicht zurück! Aber, mein guter Herr R*** warum eilen Sie so späte nach meinem Beystand? Warum sind Sie meinen und Ihrer übrigen Lehrer Warnungen nicht eher gefolgt? Ich kann nicht mehr helfen, alle Rathschläge sind vergebens. Doch, um Sie nicht ganz in der Verzweiflung zu lassen, so will ich Ihnen noch einige Mittel an die Hand geben.

Prüfen Sie Ihr Herz, was es verschuldet, bitten Sie Gott fußfällig um Vergebung, bitten Sie Ihren Vater wehmüthigst, daß er verzeyht, und der übrigen Welt geben Sie durch Ihre sittsame Aufführung, durch Ihren anhaltenden Fleiß zu erkennen, daß Sie sich dieser Strafe völlig unwürdig gemacht haben. Das ist alles, was ich Ihnen rathen kann. Bey Ihrem Herrn Vater will ich mein möglichstes thun, ihn wieder auszusöhnen. Mit Empfehlungsschreiben kann ich Ihnen itzt mit Ueberzeugung nicht dienen, weil ich von Ihrer Besserung noch keine andern Beweise habe, als Ihre schriftliche Reue. Legen Sie indessen dem Herrn Hofrath S*** mit Vermeldung meines ergebensten Empfehls, diesen Brief vor, erzählen ihm Ihre gegenwärtigen Umstände aufrichtig, vielleicht steht er Ihnen bey. Studieren Sie übrigens fleißig, beten Sie fleißig, haben Sie allezeit Gott für Augen und im Herzen; so wird es Ihnen wohl, immerdar wohl gehen, Ihr gekränkter guter Name wieder hergestellet werden, und Gott wird Sie nie wieder zu Schanden werden laßen, wenn Sie beständig sind.

Nehmen Sie dieses zu Herzen, und seyn versichert, daß ich allezeit Antheil an Ihrem Wohlergehen nehmen werde ꝛc.

421.

An den Herrn L***g.

Sie müssen sich ein für allemal von mir gefallen lassen, daß ich die Wahrheit rede. Das hierbey zurückkommende Gedicht, welches ich sorgfältig verbessert habe, zeigt vieles Feuer und Anlage zu einem guten Dichter. Nehmen Sie mirs aber übel, wenn ich sage, daß Sie noch einige wilde Hitze und viel Ungeduld verrathen? Ich zweiffele, denn Sie haben mich selbst zum Richter gewählt.

Sie machen gute, ia vortreffliche Erfindungen, hingegen in der Ausführung sind Sie zu geschwinde darüber weg, und können das Ende nicht erwarten. Eben daher kommts, daß Sie oft Hauptsachen zu Nebenumständen, diese hingegen zu jenen machen. Eben daher kommts, daß die Worte, ganze Redensarten entweder nicht gnug gefeilt, oder der Sache nicht angemessen sind. Doch lassen Sie sich diese freundschaftlichen Erinnerungen nicht niederschlagen; ich sage es Ihnen als Freund und in der Absicht, Sie vollkommen zu machen. Ich wiederhole es nochmals, daß sie die beste Erfindung, die beste Anlage haben, und wenn Sie so fortfahren, binnen wenig Monathen, unsern ieztlebenden Dichtern Troz bieten werden. So bald Sie etwas neues verfertiget haben, schicken Sie mirs zu. So sehr liebe ich Sie, und so gerne wollte ich Sie unsern Landsleuten zum Muster vorstellen. Leben Sie wohl und lieben noch ferner

Ihren 2c.

425.

An Herrn Rittmeister von G***.

Weil Sie ein glücklicher Dichter sind, sollen Sie keine freundschaftlichen Erinnerungen von mir erhalten, daß Sie mir die neue Sammlung Ihrer Gedichte erst zugeschickt haben, da sie allen Teutschen schon bekannt sind. Es ist mir aber recht angenehm; denn nunmehr darf ichs Ihnen nicht erst in Vertrauen sagen, daß sie des Dichters würdig sind, daß sie den Beyfall aller Kenner verdienen, da [daß] sie ihn schon erhalten haben. Ich gestehe es aufrichtig, ich habe sie mit Vergnügen gelesen, wiederholt, nochmals gelesen, und sie sind in Gefahr, zum viertenmal wiederholt zu werden. So sehr liebe ich sie und ihren Dichter! Fahren Sie fort, liebster Herr Rittmeister, und liefern uns bald ein neues Bändchen.

Finden sich Kaufleute oder Buchhändler aus Ihrem werthen Vaterlande zur bevorstehenden Messe hier ein; so werde ich die Ehre haben, Ihnen mit der verlangten neuen Ausgabe meiner Schriften anfzuwarten. Sie werden viele Veränderungen darinne finden. Empfehlen Sie mich Ihrem Freunde den Herrn L*** wenn Sie Gelegenheit haben, Ihn zu sprechen, und versichern ihn, daß ich mit eben der Ergebenheit, eben der Hochachtung 2c.

426.

An einen Freund.

Sie sollen mich gesund machen! Ich will mich also immer bey Ihnen selbst anmelden, mir Ihren Wagen ausbitten, der mich morgen Nachmittags abholen soll, wenn ich mich im Stande befinde, aufs Land zu reisen. Leipzig, das mir sonst so liebe

Leipzig ist mir jetzt zum Verdruß, und ich fürchte, mich nicht so bald wieder vergnügt darinne zu sehn. Machen Sie sich immer auf einen langen Besuch gefaßt; denn ich habe den völligen Entschluß gemacht, so lange mich bey Ihnen aufzuhalten, bis die Unruhen unsrer akademischen Jünglinge beygelegt sind *). So weit bin ich nie gebracht worden. Ach! liebster Freund, ich kenne die ruhigen, die sittsamen Jünglinge nicht mehr, die ich als Freund, als Vater liebte, und für deren Wohl ich stündlich betete. Es ist alles, alles ist verlohren, wenn Gott sich ihrer nicht erbarmet, und von einem Wege zurückführt, auf welchen sie sich ewig verirrt zu haben scheinen. Heute habe ich noch meinen Zuhörern deswegen öffentlich vom Catheder zugerufen: Entfernen Sie sich, meine Herren, meine theuersten Söhne, von der einreissenden ewigen Nacht! Ich habe ihnen sogar gesagt: daß ich meinem Churfürsten mich zu Füßen werfen, und statt der gewöhnlichen Gnade mir die Ungnade ausbitten wollte, mich weit von Leipzig zu entfernen, damit ich die wenigen Tage, die ich noch zu leben hätte, in Ruhe und Friede beschließen könnte. Mehr konnte ich ihnen nicht sagen. Gott lenke ihre Herzen! Jetzt höre ich schon wieder ein abscheuliches Lermen in der Nachbarschaft. Gott! wie schlägt mir das Herz; welches Mutterkind macht sich vielleicht auf Zeit Lebens unglücklich. Gnug, mein lieber F*** morgen Nachmittags erwarte ich Ihren Wagen und Pferde, ich will Sie auf lange, recht lange Tage entweder krank oder gesund besuchen, und dann sollen Sie sehen, daß ich noch nicht aufgehört habe ꝛc.

*) (Vgl. die Anmerk. zu No. 389.)

Nachtrag.

Digitized by Google

Zwei Briefe Gellerts an Michael Konrad Curtius.*)

30 b.

L. d. 8. Aug. 1753.

Hochedelgebohrner,

Hochzuehrender Herr,

Ich erfreue mich, daß Sie des Aristoteles Dichtkunst unsern Landsleuten durch Ihre schöne Uebersetzung und durch Ihre gelehrten Anmerkungen so brauchbar gemacht; und ich würde Ihnen meine Freude viel eher bezeugt haben, wenn mich nicht der Gebrauch des Carlsbades verhindert hätte, das Werk so geschwind zu lesen, als ich gesollt und gewünschet. Vielleicht habe ichs auch zu geschwind und flüchtig gelesen, als daß Sie sich auf meinen Beyfall sollten verlassen können; allein diesen Fehler will ich

*) (Beide Briefe aus den Originalen mitgetheilt durch K. H. G. Freiherrn von Meusebach. Die vorgesetzten Nummern weisen ihnen ihren Platz unter den übrigen Briefen an, in welche sie nicht mehr chronologisch eingeordnet werden konnten. — M. K. Curtius (geb. d. 18. Aug. 1724 zu Techentin in Meklenburg) damals Erzieher im Hause des geheimen Staatsministers Freiherrn August Wilhelm von Schwicheldt zu Hannover, später Professor zu Marburg, wo er am 22. Aug. 1802 starb. Seine Uebersetzung der Dichtkunst des Aristoteles (Hannov. 1753) ward auch von Lessing günstig beurtheilt, s. Lessings Schriften, herausg. v. K. Lachmann Th. 3, S. 398.)

bald wieder gut machen, wenn ichs zum zweytenmale lese. Endlich werden Sie den Beyfall so vieler Kenner vor sich haben, daß Sie den meinigen leicht würden vergessen können. Ich wünschte, daß wir mehr gute Uebersetzungen aus dem Griechischen haben möchten, ie weniger diese Sprache heut zu Tage geschätzt wird. Insonderheit wollte ich, daß dem Xenophon diese Ehre wiederführe. Ich weis wohl, daß Chr. Thomasius etwas von ihm übersetzet hat, allein wenn ich nicht irre, nur aus dem Französischen. Warum haben wir nicht ein Theater des Grecs, wie Brumois im Französischen geschrieben? Warum übersetzen wir nicht einen Band guter Reden aus dem Griechischen? Vielleicht könnten wir den guten Geschmack durch solche Schriften nicht wenig bessern, oder wenigstens dem bösen Geschmacke dadurch wehren; und vielleicht werden andre geschickte Männer durch Ihr Beyspiel ermuntert, sich um die Alten, unsre Lehrmeister, auf gleiche Art verdient zu machen. Uebrigens danke ich Ihnen für das überschickte Exemplar und bin mit der größten Hochachtung und Freundschaft

Ew. Hochedelgebohrnen

ergebenster Diener

Gellert.

39 b.

L. d. 26. Febr. 1754.

Hochedelgebohrner,

Hochzuehrender Herr,

Es kränket mich, daß Herr Wieland nicht in glücklichern Umständen ist *), und ich will mir ein wahres Vergnügen daraus

*) Wielands Brief an Curtius, aus welchem dieser so etwas geschlossen und an Gellert geschrieben hatte, scheint verloren zu sein.

Digitized by Google

machen, einem so geschickten Manne zu dienen. Doch was rede ich von Vergnügen? Ich halte es für meine Schuldigkeit und wünsche mir nichts, als eine Gelegenheit, die seiner würdig ist. Itzt habe ich keine. Heißen Sie ihn indessen gutes Muthes seyn. Meine geschicktesten Freunde, Gärtner, Cramer, Schlegel, Klopstock, haben ehedem auch informiren müssen, und itzt stehen sie in angesehnen Aemtern. Vielleicht ist Herr Wielands Glück auch nicht mehr fern. Hat er etwan Lust etwas aus dem Englischen zu übersetzen?

Aus einem spätern Briefe Wielands an Curtius (jetzt mit den zwei Gellertschen in meinem Besitze), geschrieben Zürich, den 28. Sept. 1755, ersieht man aber, daß Curtius Wielanden wohl mißverstanden hatte. „Ich bedaure nur (schreibt Wieland), daß Sie meinetwegen Mühe gehabt haben, da ich die Stelle, welche Sie mir anbieten, aus mehr als einem Grunde nicht annehmen kan; wovon dieser einzige hinlänglich ist, daß ich seit einem Jahre mit einem paar vornehmen Zürchischen Herren wegen Unterweisung ihrer Söhne in einem engagement stehe. Ich habe dieses dem Herrn Abbt von Marienthal, dessen Großmuth ich mit dankbarstem Herzen verehre, schon vor einem Jahr berichtet, ich sehe aber daß mein Brief ihm nicht zugekommen ist. ich überschickte Ihm damals einen gedruckten Plan, in welchem ich meine Neigung ein Privatlehrer zu seyn, öffentlich sagte. Sie scheinen nicht völlig von meinen Umständen berichtet zu seyn. Ich sehe die Situation in der ich mich befinde für so angenehm an, daß ich sie aus tausend andern wählen würde. Ich habe sie auch gewählt. Der Brief den Herr Bodmer, der beste und rechtschaffenste Mann, an den Hrn. Abt Jerusalem vor 2 Jahren schrieb und der meinige, war nicht in der Meinung geschrieben, daß ich eine Beförderung um der Beförderung willen suchte; wir meynten nur, es wäre gut, wenn ich aus der speculativen Sphäre, worinn ich sonst eingeschlossen war, in ein activeres Leben käme und Bekanntschaften in Deutschland machte, welche mir vielleicht Gelegenheit gäben, in einem weitern Cirkel zu nützen." K. H. G. v. Meusebach.

Für Ihr so schönes Gedichte *) danke ich Ihnen ganz ergebenst. Ich hoffe Ihnen bald einige Verse von mir schicken zu können. Ihren Aristoteles habe ich noch einmal durchgelesen. Die Uebersetzung und die Anmerkungen, beides gefällt mir vortrefflich; und wie sehr wünschte ich, daß alle Griechen, die übersetzet werden sollten, so schön übersetzet würden!

Ich verharre mit der größten Hochachtung

Ew. Hochedelgebohrnen

gehorsamster Diener
C. F. Gellert.

---

378 b.

Gellert an M. Gottlieb Leberecht Heyer **).

Verte. Verte ***).

L. 15. Dec. 1767.

Liebster Heyer,

Wenn Morgen nicht Mittwoche wäre, wenn ich da nicht drey Collegia hätte, die ich zu schliessen versprochen habe: so würde

*) Vermuthlich „Philosophisches Lehrgedicht von den Schicksalen der Seele nach dem Tode. Hannover, 1754. 8." Derselbe.

**) (Der in den Briefen öfter erwähnte Pfarrer auf dem Vitzthumschen Gute Wölkau bey Eilenburg; vgl. Anm. zu Th. 9. S. 170; sein Sohn gleiches Vornamens, Gellerts Pathe, geb. d. 14. Dec. 1767 starb d. 11. Oct. 1839 als Geh. Finanzdirector in Dresden; seine Tochter Erdmuthe Eleonore, geb. 1769, seit 1799 verheirathet an den Pfarrer J. G. Schreckenberger in Meuselwitz starb daselbst als Wittwe 1834; sie hinterließ eine einzige Tochter, der wir die Mittheilung dieses Briefes verdanken.)

***) (Bezieht sich auf die Nachschrift, die sich in dem Original auf dem zweiten Blatte des Briefs findet.)

ich gewiß kommen, Ihre Freude mit Ihnen und Ihrer theuersten Frau theilen, Ihnen die meinige bezeugen, Gott mit Ihnen in Ihrer Kirche danken und also der persönliche Taufzeuge Ihres lieben Sohnes, und an der Seite der Gräfinn und des Grafen freudig und nach meinen Gedanken einmal glücklich seyn. Aber welchen Kampf stehe ich schon itzt aus, daß ich Ihnen meine Ankunft auf Morgen abschreiben muß; und was werde ich Morgen noch leiden, wenn ich mir vorwerfe, daß ich alles hätte vergessen und dieses wichtige Werk persönlich zu meiner eignen Erbauung verrichten sollen! Gott weis es, wenn Morgen Donnerstag wäre, daß ich käme, ohne alle Ausnahme. Aber ich komme doch bald zu Ihnen; das hoffe ich. Also wählen Sie einen ehrlichen Nachbar an meine Stelle, guter Heyer, und wünschen Sie der Wöchnerinn Glück und Seegen von Gott zu ihrer Entbindung, zu ihren Wochen und zur Erziehung ihres Sohnes. Gott lasse ihn den besten und glücklichsten Mann werden!

Also leben Sie wohl, glücklicher Vater, und mein Freund, und mein Gevatter. Ich bin ewig der Ihrige

Gellert.

Der gn. Herrschaft empfehle ich mich zu Gnaden.

Verte ***).

Nein liebster Mann, ich kann nicht zurück bleiben; es ist mir wie unmöglich. Ich will also in Gottes Namen kommen, und morgen früh um acht Uhr hier abreisen. Aber bitten Sie die Fr. Gräfinn, daß sie mir Pferd und Wagen bis auf die Hälfte, bis auf Prettitz entgegen schicket, damit ich geschwinder fortkomme. Also komme ich, so Gott will, gewiß.

Glrt.

Zwei Sinngedichte von Gellert *).

1.

Hallers Lehrgedicht vom Ursprung des Uebels.

Des Uebels Ursprung las ich jüngst in Hallers Werken
Und nahm mir vor mit einem Strich
Die besten Stellen zu bemerken.
Ich las, strich an, las fort, strich an, und freute mich,
Und da ich fertig war, sieh, da war alles Strich.

2.

Ueber Richardsons Bildniß.

Dieß ist der schöpferische Geist
Der uns durch lehrende Gedichte
Den Reiz der Tugend fühlen heißt,
Der durch den Grandison selbst einem Bösewichte
Den ersten Wunsch, auch fromm zu seyn, entreißt.
Die Werke, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten,
Sie sind Natur, Geschmack, Religion.
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen
Der Britte Richardson.

*) (Aus Haug und Weißers epigrammatischer Anthologie. Th. 3, S. 119 f. — Wie sehr Gellert den Richardson verehrte, davon zeugen auch mehrere Briefe, wie No. 54. 55. und vor allem No. 69.)

Daß die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe: eine Vorlesung vor Sr. Churfürstlichen Durchlauchtigkeit im Zimmer zu Leipzig auf gnädigsten Befehl gehalten °).

Der Satz, Gnädigster Churfürst, mit dem ich Sie itzt unterhalten soll und der Ihrem Herzen eben soviel Ehre macht, als Ihrem Verstande, ist dieser: daß der wahre Werth, das wahre Verdienst des Menschen allein in der Beobachtung seiner Pflichten bestehe. Diese Wahrheit lehret uns nicht nur die Vernunft durch ihre Aussprüche, sondern auch das Herz durch seine Empfindungen. Wir besitzen nämlich in unserm Herzen ein angebohrnes Vermögen, Kraft dessen wir empfinden können, ob etwas edel oder unedel, rühmlich oder schändlich sey. Von dieser in unser Herz eingedrückten sittlichen Empfindung dessen, worinne die wahre Würde und Hoheit eines Menschen bestehe, und daß sie allein in der Erfüllung seiner Pflichten bestehe, will ich ausführlicher reden. Wir wollen also den Menschen in seinen verschiednen Verhältnissen, in seinen verschiednen Neigungen, Gesinnungen und freyen Handlungen gegen sich selbst, gegen andre Menschen, und gegen Gott betrachten.

°) (Vermuthlich im Oct. 1767. — Vergl. d. Anm. zu d. Briefe No 374; die in diesem erwähnte Churfürstin ist Maria Antonia, die Mutter Friedrich Augusts III. Ebert hat die ganze Vorlesung, die er für ungedruckt hielt, wahrscheinlich aus einer in der Königl. Bibliothek zu Dresden befindlichen Abschrift abdrucken lassen in d. Anh. zu d. Briefw. Gs. mit Dem. Lucius S. 609 ff.)

Wir wollen unser Innerstes ausfragen, was wir eigentlich an dem Menschen billigen oder mißbilligen, lieben oder hassen, hochschätzen oder verabscheuen, für recht oder strafbar erklären, und warum wir dieses thun.

[Schon dieser Eingang kommt dem Anfang der zweiten moralischen Vorlesung fast gleich, das Folgende stimmt bis auf einige Verkürzungen und einzelne geringe Abweichungen wörtlich mit derselben überein von den Worten: „Damon sorgt für nichts" rc. (Th. 6, S. 26) bis „zu der ein Vernünftiger nach seiner eignen Empfindung zu gelangen wünschen kann" (Th. 6, S. 37); nach diesen Worten ist in der Abschrift und bei Ebert folgende Stelle eingeschoben:]

Wenn man das Herz mit seinen ursprünglichen Neigungen und moralischen Trieben verfolget, so ergießen sie sich alle, gleich als Flüsse, die verschiedne Wege nehmen, in ein gemeinschaftliches Meer, in die Glückseligkeit Aller, davon die meinige stets ein Theil bleibt. Nach dieser Theorie kömmt der Mensch der göttlichen Vollkommenheit, als dem Urbilde am nächsten; denn der Hauptcharakter seines Willens wird eine gemeinnützige Güte; und ich kann nicht glücklich seyn, wenn ich diese Gemüthsverfassung nicht habe, nicht zu erlangen, nicht zu verbessern suche, nicht überall behaupte, weil Gott in meiner Natur die Anlage dazu gemacht und mir diese Neigung eingeprägt hat, die ich zwar unterdrücken und ihr widerstehn, aber sie doch nicht aufheben kann.

Eine richtige Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften muß nothwendig die Ehrfurcht und Liebe gegen Gott befördern und durch beides den Gehorsam gegen seine weisen Absichten; und weil eben dieser Gott, wie ich offenbar erkenne, andre so sehr liebt, als mich, so muß ich ihnen auch wohlwollen, weil sie seine Geschöpfe und meine Brüder sind, und weil ich über Liebe und Gehorsam gegen Gott und über Güte gegen die Menschen nichts

Edleres empfinden und also auf keine andere Weise höchst glücklich seyn kann.

Gott schuf den Menschen nur, des Menschen Freund zu seyn,
Und prägte dieß Gesetz selbst jedem Herzen ein.
Wir fühlens; muß man es durch Fragen erst verwirren,
Und durch das Labyrinth von Lehrgebäuden irren?

Genug, die Tugend, als die wahre Würde, ist und bleibt allezeit ein Werk des aufgeklärten Verstandes, allezeit ein Werk des freyen Willens, das die Vernunft erkennt und billiget, und das Gewissen anpreiset. Sie erfordert allezeit gute Neigungen und Absichten, die ihre Verbindlichkeit in dem Willen des Schöpfers haben müssen, den er uns in den Kräften der Seele, in den Bestimmungen der Sinne und in der Betrachtung der Beschaffenheit der menschlichen Natur offenbart haben muß.

[Das Uebrige wieder gleichlautend mit den Worten der erw. Vorlesung von „Sie wird stets Achtsamkeit" bis „um tugendhaft zu seyn?" Th. 6, S. 37—39. Nur sind natürlich die Anreden verändert.]

Von der Selbstbeherrschung eine Vorlesung

auf dem Zimmer

Sr. Churfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Sachsen

in der Ostermesse 1769 gehalten *).

Gnädigster Churfürst,

Das, was ein weiser und guter Regent nach dem Willen Gottes in Absicht auf seine Unterthanen seyn soll; das soll eigentlich jeder Mensch in Absicht auf seine eignen Begierden, Neigungen und Leidenschaften seyn. Er soll sie nach den Gesetzen der Vernunft und des Gewissens, die Gott zu Statthaltern in unsrer Seele geordnet hat, regieren, lenken, erwecken und zurück halten, und dadurch Ordnung, Ruhe und Glückseligkeit in sich selbst und bey Andern befördern und erhalten. Die Begierden sind gleichsam die angebornen Unterthanen des Menschen. Vergißt der Mensch das Amt, diese seine Begierden zu beherrschen und über sie zu wachen: so entsteht das in seiner Seele und in seinem Leben, was in einem übel regierten Staate entsteht, nämlich Unordnung, Aufruhr und Elend. Von dieser Herrschaft über unsre Begierden, und die daraus fließenden Gesinnungen, Absichten und Handlungen, von diesem Regimente, das Gott jedem Menschen anvertrauet hat, will ich mit Dero gnädigster Erlaubniß einige Augenblicke reden, und durch Gemälde, die aus der Erfahrung hergenommen sind, von den vornehmsten Begierden und Leidenschaften zeigen, daß, wenn wir sie weislich und wachsam beherrschen, sie unser Glück, und hingegen, wenn wir dieses un-

*) (Aus einer Abschrift, die sich in der Königl. Bibliothek zu Dresden befindet.)

terlassen sie unser und Andrer Unglück und Verderben werden. Ohne diese Herrschaft arten die natürlichen Triebe ꝛc.

[Das Folgende stimmt fast durchgängig überein mit den Worten der achtzehnten moral. Vorlesung, Th. 7, S. 35—44; die daselbst schließenden Verse lauten aber hier so:

„So Fürst, so schmückest Du mit Unschuld Deine Jugend
„Und bist nun als Gemahl beglückt durch Lieb und Tugend.

Hieran schließt sich sogleich, nur mit geringer Veränderung der Anfangsworte, dasjenige an, was in der neunzehnten Vorlesung von S. 46—54 enthalten ist; auf die Worte „in der Mäßigung der Begierde nach diesen Gütern." folgt dann dieser Schluß:]

Wie groß und verehrungswürdig sind Sie, Gnädigster Churfürst und Herr, in meinen und aller Welt Augen, daß Sie, außer der weisen Regierung über Ihre Lande, auch die Herrschaft über das Herz, von der ich itzt gesprochen habe, in Ihrer eignen hohen Person so rühmlich behaupten, und dadurch beweisen, daß nur derjenige Fürst sein Volk löblich beherrschet, der die Pflicht, sein eignes Herz mit seinen Neigungen tugendhaft zu beherrschen, versteht und täglich ausübt. Ich schätze den Tag, da ich dieses sagen darf, für den glücklichsten meines Lebens, und preise Gott, daß er uns einen Fürsten und eine Fürstinn gegeben hat, die so edel gesinnt sind, daß sie die Stunde, die sie dem Vergnügen und der Erholung schenken konnten, zur Anhörung einer moralischen Vorlesung anwenden. Gott segne und begnadige Sie und Ihre würdigste Gemahlinn und lasse Sie Beide, so wie ein leuchtendes Beyspiel der Weisheit, Tugend und Selbstbeherrschung, also auch seines Wohlgefallens und der Glückseligkeit unter den Fürsten auf Erden seyn. Ja, Gnädigste Churfürstinn, Ihre Unterthanen — und Ihr Gemahl hat unstreitig die treusten Unterthanen in ganz Deutschland — preisen Sie und sich glücklich, daß Sie Gott zur Gemahlinn des besten Fürsten bestimmt hatte. Genießen Sie das Glück eines

solchen Besitzes, das nur wenig Prinzessinnen begegnet ist, n einem langen Leben und erleichtern und versüßen Sie unserm Theuersten Friedrich August die Sorgen und Arbeiten seiner preiswürdigen Regierung, wie Sie rühmlichst thun, durch Ihre Weisheit und Liebe.

Ja, Fürstinn, ja Du wirst in langen, langen Jahren
Des Lebens größtes Glück an seiner Hand erfahren,
Das Glück der Selbstzufriedenheit,
Das Glück der Lieb und Zärtlichkeit,
Der Tugend und Rechtschaffenheit;
Das Glück mit Erben hoher Gaben
Ihn, Dich und uns erfreut zu haben;
Das Glück, mit den von Gott erhaltnen Gaben
Die Menschen treu beglückt zu haben;
Das Glück der oft vollbrachten Pflicht.
Mehr Glück hat dieses Leben nicht!

Christian Fürchtegott Gellerts
Leben

von

Johann Andreas Cramer.

(1774.)

Digitized by Google

Eine von den schönsten Grabschriften des Alterthums ist die Grabschrift des Epicharms von Cos: Nützlich waren seine Lehren für die Jünglinge und groß ihre Anmuth. Man hat von diesem pythagoräischen Weltweisen zu wenig Nachrichten, als daß man sicher genug beurtheilen könnte, was für Ansprüche er auf eine so gerühmte Grabschrift hatte. Doch ein Philosoph und zugleich ein komischer Dichter, wie der, der in seinen Lustspielen die nützlichsten Lehren der pythagoräischen Schule unter seinen Mitbürgern auszubreiten, und dadurch ihre Gesinnungen und Sitten zu verfeinern suchte, verdiente schon deswegen bekannter zu bleiben. Die kleinen Ueberreste seiner Gedichte beweisen, daß Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth unterscheidende Vorzüge seiner Art zu denken und zu schreiben waren. Er hatte überdieß eine glückliche Gabe zu scherzen; Sokrates lernte die Kunst seines Dialogs von ihm, und so gar Plato ahmte ihm nach. Seinen Werken prophezeyhte Epicharmus selbst ein rühmliches Schicksal. Ich bin gewiß, sagt er in einem seiner Gedichte, man wird auch meiner Unterweisungen nicht vergessen; es wird schon jemand nach mir erscheinen und meine Gedichte von dem Wohlklange des Verses entkleiden, sie in einem andern Gewande mit vielfarbigtem Purpur schmücken und so von andern unübertroffen andre leicht übertreffen.

Nicht eine jede Nation hat das Glück einen Epicharmus zu zu haben. Der unsrige ist Gellert, der, wenn unsre Zeiten nur für ihn ein lebhaftes Gefühl der ihm schuldigen Dankbarkeit behalten können, unsrer Nachwelt auch bekannter bleiben wird,

als der Grieche blieb, welcher seiner Grabschrift gewiß nicht würdiger seyn konnte, als es der Deutsche ist. Unsre Nation muß entweder ihren eigenthümlichen Charakter verlassen, oder Gellerts Andenken, welches keines eiteln Geräusches schwärmerischer Lobeserhebungen bedarf, hat auch die Angriffe des tadelsüchtigen und neidischen Stolzes nicht zu fürchten, welcher eine undankbare Erniedrigung bestätigter Verdienste für einen sichern Weg zu einem gleichen oder noch größern Ruhme halten kann. Er hat gerechte Ansprüche auf die Fortdauer seines Namens. Gründen sich dieselben gleich nicht auf solche außerordentliche Handlungen, welche bloß die Einbildung in Erstaunen setzen, und allein eine Neubegierde, die nichts als Neubegierde ist, unterhalten können, so verdient er doch mit den Männern unvergeßlich zu bleiben, die durch schöne und gemeinnützige Werke des Geistes, noch mehr aber durch die Schönheit ihres Herzens und die Würde ihres Beyspiels den Geschmack ihrer Zeiten und ihre Sitten verbessert haben, und für die Jugend, besonders aus den höhern Ständen der menschlichen Gesellschaft, Führer zur Religion und Tugend geworden sind. Gellerts Vorzüge waren Tugenden, die, wie seine Schriften, gefallen, die, ohne gegen das Lob der Menschen unempfindlich zu seyn, doch vornehmlich sich bestrebten, von einem höhern Richter nicht verworfen zu werden, und auch eben deswegen mit einer allgemeinen Verehrung belohnt worden sind.

Christian Fürchtegott Gellert wurde im Jahr 1715 zu Haynichen in Sachsen gebohren.*) Sein frommer Vater,

*) (In dem Kirchenbuche zu Haynichen hat Gellerts Vater die folgende Geburts- und Taufanzeige eingetragen:

1715.

„Christian Fürchtegott, M. Christian Gellerts, Pastoris allhier fünfter Sohn, ist den 4ten July Nachmittags ½2 Uhr geboren, und den 8ten dieses getauft worden. Die Mutter ist

Christian Gellert, war daselbst der zweyte Prediger, der sein Amt funfzig Jahre mit einer vorzüglichen Treue verwaltete, und als Oberprediger in seinem fünf und siebzigsten Jahre starb, nachdem er von mittelmäßigen Einkünften dreyzehn Kinder mit einer klugen nnd dabey von allem Geize entfernten Sparsamkeit erzogen hatte. Seine Mutter, eine geborne Schützinn war eine redliche Gehülfinn ihres Mannes und eine rechtschaffne Mutter, immer bemüht, ihren Kindern die Grundsätze und Empfindungen einer ungeheuchelten Gottseligkeit gleich in ihrer Kindheit einzuflößen, und sie ihnen sowohl durch den Reiz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eignen Beyspiels angenehm und liebenswürdig zu machen. Sie erwarb sich durch ihr gutes und sanftes Herz, als eine dienstfertige, mit-

Frau Johanne Salome, geb. Schützinn. Die Pathen sind: 1) Herr M. Johann Gottfried Pauli, treuverdienter Pastor in Reichenhayn und Germersdorf, 2) Frau Dorothee Elisabeth, Herrn Johann Friedrich Grabners, Rathsherrn und Rechtsconsulenten in Zeiz, Eheliebste, 3) Herr Reinhard Schütz, auf Porschendorf. Ach, Herr! höre mein Gebeth auch für diesen Sohn, laß ihn wohlgerathen, fromm und ewig selig werden.''— Nach dieser Anzeige ist die im Text folgende Angabe, wonach Chr. F. Gellert der dritte Sohn seiner Aeltern gewesen, zu berichtigen. Zwey von seinen ältern Brüdern. Christian Gottlob und Christlieb Ehregott starben, jener im 21sten, dieser im 2ten Lebensjahre. S. ,,Nachricht von der in Haynichen gehaltenen Gedächtnißfeyer des Tages, an welchem vor hundert Jahren Gellert geboren ward ꝛc. von Aug. Theod. Leuchte, Pfarrer. Freyberg, Gerlach. 1815.'' S. 3. Die Angabe Gellerts in einem Briefe an den Freih. v. Craussen, (Th. 8, S. 24. No. 13,) ,,wie sollte eine Mutter Vermögen haben, von der fünf Söhne studirt haben'' beruht wohl auf einem Versehen Gs. oder auf einem Druckfehler (fünf für drei) der sich schon in der Sammlung, aus der jener Brief genommen ist, findet. — Uebrigens ist über Gellerts Leben die von ihm selbst gegebene, Theil 8, S. 287 ff. zuerst abgedruckte Nachricht zu vergleichen)

Digitized by Google

leidige und wohlthätige Menschenfreundinn, an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken. Ihr hohes Alter wurde ihr durch die Freude leicht und angenehm, ihre drey ältesten Söhne in dem Besitze solcher Bedienungen oder Aussichten zu sehen, die nur eine, auch in ihren Wünschen für ihre Kinder allezeit bescheidne, Mutter hoffen konnte, um bey ihrem Tode, der in ihrem achtzigsten Jahre erfolgte, die Welt mit einem ruhigen und freudigen Gemüthe verlassen zu können. Der älteste Sohn, Friedrich Lebrecht, war sächsischer Oberpostcommissär, und überlebte den Schmerz, seinen zweyten Bruder verloren zu haben, nur einen Monat. Ihr zweyter Sohn leistet noch itzt seinem Vaterlande in dem Amte eines Oberhüttenverwalters und Bergcommissionsraths in Freyberg, durch seine tiefen und ausgebreiteten Einsichten in die Metallurgie, die nützlichsten Dienste.*) Ihr dritter Sohn, Christian Fürchtegott, hatte das Glück, daß sich unter seinen Freunden ein edler Mann**) fand, der seiner würdigen Mutter die Wohlthaten erwies, die er ihm bestimmt hatte, um dadurch ihr Alter von bekümmernden Sorgen zu befreyen. In diesen Söhnen genoß sie des Trostes und der Belohnung ihrer Frömmigkeit, auch an ihrer Familie ein Beyspiel zu sehen, daß die Welt oft die vorzüglichsten Beförderer der menschlichen Wohlfahrt aus dem Schooße nicht sowohl des Ueberflusses, als vielmehr einer tugendhaften Mittelmäßigkeit erhalte.

Die öffentlichen Schulen in den kleinen sächsischen Städten sind so eingerichtet, daß man darinnen nicht allein in den ersten und unentbehrlichsten Erkenntnissen der Religion, sondern auch in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterwiesen

*) (Ueber diese Brüder Gs. vgl. Th. 8, S. 34. 192. 209. Der älteste war, bevor er bei dem Postwesen angestellt wurde, Fechtmeister in Leipzig.)

**) (Der Freiherr v. Craussen, s. Theil 8, S. 28. 32. 34. 268.)

wird; ein Unterricht, der allezeit schätzbar ist, selten aber über das Nothdürftige geht! Die gemeiniglich geringen Einkünfte ihrer Lehrer, überheben sie kaum der ängstlichen Sorgen für ihren Unterhalt; und diese lassen ihrem Geiste, wenn sie auch Geschicklichkeit zum Unterrichte der Kindheit haben, doch nicht so viel Heiterkeit und Muth, daß sie ihre Gaben mit Freudigkeit gebrauchen, und in der Hoffnung beßrer Aussichten auch vermehren könnten. Ihr Unterricht kann also nicht sehr vollkommen seyn, und wird es niemals werden, so lange die Staaten die erste Bildung der Jugend nicht für ein so wichtiges Augenmerk der Regierung halten lernen, als sie ist. In einer solchen öffentlichen Schule empfieng Gellert den ersten Unterricht. Man kann sich leicht vorstellen, daß den unterscheidenden natürlichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens ihre Entwickelung nicht sehr erleichtert worden sey. Was bey der gemeiniglich einförmigen, und den Kindern oft verdrießlichen Art des Unterrichts, und bey der Härte, die ihn zu begleiten pflegt, fast alle Knaben lernen müssen, das lernte auch er, und zugleich, (wiewohl nicht ohne den Verlust vieler unschuldigen Freuden, welche, dem Wachsthume der Seele unbeschadet, Kindern bey einer bessern Einrichtung der gemeinen Unterweisung erhalten werden könnten) Geduld, Unterwerfung und die im Leben so nöthige Geschicklichkeit, vielerley Beschwerden mit Gelassenheit zu ertragen. Zu dem Schätzbaren, was die bürgerlichen Sitten in kleinen Städten haben, gehöret die in der Nothwendigkeit gegründete Sorgfalt der Geehrten darinnen, ihre Kinder nicht zu verzärteln, damit sie gewisse kleinere Bequemlichkeiten des Lebens frühzeitig entweder entbehren, oder sich dieselben durch ihre eignen Bemühungen verschaffen lernen. Nicht weniger schätzbar ist die Mühe, die sie anwenden, die Ihrigen gegen das Glück eines guten Namens empfindsam zu machen, damit sie alles, was demselben schädlich ist, sorgfältig vermeiden mögen; eine Mühe,

welche für das gemeine Wesen sehr nützliche Folgen hat, wenn gleich die erste Quelle davon selten erkannt wird. Gellert lernte beides sehr früh. Die tiefen Eindrücke davon auf seine Seele wurden Grundzüge seines Charakters. Bey dieser seiner ersten Erziehung konnte freylich das, was bey allen von der Natur begünstigtern Seelen anfangs nur ein Funke ist, nicht so schnell als bey einem Pope zur Flamme werden. Dennoch erinnerte er sich des Unterrichts seiner ersten Lehrer stets mit einer rührenden Dankbarkeit. Nicht selten rühmte er den jungen Gelehrten, dem er von seinem Vater auf einige Zeit zur besondern häuslichen Unterweisung übergeben worden war, um zu höhern Schulen vorbereitet zu werden. Besonders pries er die Strenge, womit derselbe ihn zu gewissen Verrichtungen angehalten hatte, welche man im Fortgange des Lebens, wenn es die Umstände erlauben, seinen Bedienten zu überlassen pflegt, um von ihren Diensten Bequemlichkeiten zu haben, die man leicht für Bedürfnisse hält, die aber Gellert in seinem ganzen Leben, auch bey seinen so schwächlichen und siechen Umständen weder brauchte noch vermißte. Auf gleiche Weise erinnerte er sich mit Vergnügen und Dankbarkeit, in seinem achten Jahre von einem Anverwandten zu mancherley kleinen häuslichen Geschäfften, die mit der Bestimmung zum Gelehrten keine Verbindung haben, angehalten worden zu seyn. „Ich habe," sagt er in seinen kurzen unvollständigen Nachrichten von sich selbst, die man unter seinen Papieren gefunden, „dadurch wenigstens gehorchen lernen; eine treffliche Kunst! Bey einer solchen Erziehung wächst der Geist des Menschen langsamer; er wird aber doch frühzeitig an eine nützliche Geschäfftigkeit gewöhnt." Ungefähr in seinem eilften Jahre schrieb er zu Bestreitung seiner kleinen Ausgaben Rügen, Kaufbriefe, Documente und gerichtliche Acten ab. Deswegen pflegte er zuweilen im Scherze zu sagen, daß seine Vaterstadt in ihren Kaufbüchern und Contracten mehr Werke seiner Hand

aus seiner Jugend aufzuweisen hätte, als die Welt von seinem Geiste aus seinem ganzen übrigen Leben aufzuweisen haben würde. „Dieses half mir," sagte er, „so viel, daß ich die Briefe, die ich aus der Fürstenschule an meinen Vater schrieb, gar artig im Canzleystyle schrieb, und um ein Stück Kleidung in der Sprache bat, worinnen Kläger an einem und Beklagter am andern Theile höhern Orts um ihr Recht anhalten." Angenehm würde es seyn, wenn man die natürliche Lust und Anlage, welche Gellert zur Dichtkunst hatte, bis zu ihrem ersten Ursprunge und der frühsten Entwickelung dieses edlen Keimes verfolgen könnte. So viel wissen seine vertrautesten Freunde, daß auch sein Vater die Poesie liebte, selbst zuweilen Gedichte schrieb und zugleich ein allzuliebreicher Vater war, als daß er irgend einer natürlichen Fähigkeit und Neigung seiner Kinder hätte Gewalt anthun sollen. Auch sein älterer Bruder, der Oberpostcommissär, hatte viel Anlagen zum Poeten, und rühmte sich zuweilen scherzweise gegen ihn, daß er ihn in der Dichtkunst unterrichtet hätte. Ein junger Anführer zur Dichtkunst; denn der Schüler empfand den Trieb, ein Dichter zu werden, schon in seinem dreyzehnten Jahre, ehe er auf die Schule gieng, die ihn zur Akademie vorbereiten sollte. Sein erster Versuch war ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters. Die Wohnung desselben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder funfzehn Stützen, um seinen völligen Einsturz zu verhindern, unterstützt, und so viele waren damals der gellertschen Kinder und Kindeskinder. Dieser Anblick veranlaßte den Gedanken, jedes derselben zu einer Stütze des Vaters und seines Namens zu machen und jede Stütze wünschte ihm Glück. „Das Gedicht," sagte er, „muß nicht unrecht gewesen seyn; denn gewisse Leute haben es immer noch auswendig gewußt, und, wo ich mich nicht sehr betrüge, meinen andern Arbeiten vorgezogen." Auf den ersten Versuch folgten bald andere; er wünschte selbst,

Digitized by Google

daß er sie nicht alle den Flammen aufgeopfert hätte, um mit einigen Exempeln beweisen zu können, wie leicht ein Geist, dem es nicht an natürlicher Begeisterung fehlt, ohne von Lehren und Regeln geleitet zu werden, und noch mehr ohne vortreffliche Muster gesehen zu haben, auf viele Jahre und nicht selten auf immer verloren seyn kann. Diese Gefahr ist noch größer, wenn er sich zuerst nach verwerflichen Mustern bildet. Eine Phantasie, die in ihren ersten Bewegungen eine unglückliche Richtung erhält, wird schwer zum Gefühle des wahren Schönen zurückgebracht werden. Ich erinnere mich nicht, ob Raphael bey den ersten Versuchen seines Talentes zur Malerey gothische Stücke vor sich hatte, oder ob sein Auge gleich nur von der schönen Natur gerührt wurde, aber wenn er nach gothischen Mustern arbeitete, und dennoch ein Raphael wurde: welche Bewunderung verdiente er nicht! Gellert hat oft gefürchtet, er würde nie einen sichern Geschmack erhalten haben, wenn er nicht zum zweytenmale nach Leipzig gekommen wäre, und sich in der Gesellschaft seiner in schärfern Urtheilen geübtern Freunde zu einem zuverläßigen Gefühle des wahren Schönen gebildet hätte. Er urtheilte unstreitig zu furchtsam von sich, und gab aus Bescheidenheit seinen Freunden einen Vorzug, den sie nicht annahmen. Auch seine ersten Versuche hatten schon zuweilen eine gewisse ihm eigne Schönheit; zum Exempel der Anfang eines Liedes auf den Abschied einer Freundinn:

Als ich von dir Abschied nahm,
Immer gieng und wieder kam;

ein Anfang, dessen sich einige seiner Freunde wegen des schönen malerischen Zuges in dem zweyten Verse noch mit Vergnügen erinnern. Gellert würde also auch ohne Freunde zu einem richtigen Geschmacke gekommen seyn. So viel bleibt indeß gewiß, daß Jünglinge, welche einander rechtschaffen und zärtlich

genug lieben, um einander in den Versuchen ihres Geistes keine Fehler wider die Regeln und Grundsätze des guten Geschmacks übersehen zu wollen, durch eine so freundschaftliche Critik sehr gewinnen müssen.

Unter allen Stiftungen, welche zur Vorbereitung der Jugend auf die Erlernung einer reifen und dem gemeinen Wesen wohlthätigen Gelehrsamkeit errichtet worden sind, giebt es keine, die vortrefflicher wären, als die fürstlichen Schulen in Sachsen sind. Ihre Einrichtung im Ganzen ist immer ihrem Endzwecke angemessen gewesen. Die Stunden des Unterrichts und diejenigen, worinnen sich die Lernenden theils auf den Vortrag ihrer Lehrer vorbereiten, theils auch das Erlernte wiederholen oder selbst vorzutragen versuchen sollen, wechseln in einer so weisen Ordnung ab; die Schüler haben so wenig Zeit zum Müßiggange und zur Verschlimmerung ihrer Herzen und Sitten, daß, wenn ihre Lehrer ihre Pflichten kennen und auszuüben wissen, die Universitäten aus diesen ersten Pflanzschulen der Gelehrsamkeit Abkömmlinge erhalten müssen, die zu reifern Unterweisungen sehr vorbereitet sind. Eine von diesen Schulen, Meißen, war es, wo Gellert mit den Sprachen der Griechen und Römer auch die besten ewigen Muster der Beredsamkeit, der Dichtkunst und eines gesunden schönen Geschmackes in allen Arten von Schriften hätte kennen lernen müssen, wenn in den damaligen Zeiten nicht fast in allen gelehrtern Schulen von Deutschland, und selbst auf den Universitäten, diejenige verkehrte Art, die Alten auszulegen und die römische und griechische Sprache zu lehren, geherrscht hätte, welche Ernesti in Geßners Leben so treffend gezeichnet hat. Man ließ sie von Wort zu Wort übersetzen; die Redner und Dichter nicht anders, als die Geschichtschreiber, ohne dieselben das, was darinnen vornehmlich Aufmerksamkeit verdient, bemerken zu lassen. Der Schüler sammelte und lernte Redensarten daraus; man wurde angeführt, diese in Sprachübungen anzu-

bringen, die den stolzen Namen von Nachahmungen hatten; man erhielt aber keine, oder doch nur dürftige, Kenntnisse von den Schönheiten der Griechen und Römer, von dem unterscheidenden Charakter eines jeden, und von dem, was darinnen bewundert und nachgeahmt zu werden verdient, oder nachgeahmt werden kann. Lehrer müssen selbst vortrefflich unterrichtet seyn, wenn sie die ihnen anvertraute Jugend die anmuthigsten und zugleich die geradesten Wege zu einer sichern Empfindung des Schönen und Nützlichen führen sollen. Man muß hinzusetzen, daß es unter den damaligen Gelehrten, eben so wie im vorigen Jahrhunderte, fast für ein Verbrechen gehalten wurde, sich um seine Muttersprache zu bekümmern, oder was noch itzt Männer, welche doch selbst ihren gesunden und richtigen Geschmack dem Lesen der Alten zu danken haben, nicht glauben wollen, oder können, daß es möglich oder nöthig und nützlich sey, auch im Deutschen, was man richtig gedacht hat, richtig und angenehm auszudrücken. Eben darum ist es nicht zu verwundern, das Gellert, ob ihm gleich Horaz, Virgil, Homer und andre Griechen und Römer erklärt wurden, damals doch an einem Günther, dessen nun vergeßne Verse von den Hallerischen und Hagedornischen Gedichten noch nicht verdrängt waren, und zugleich an Neukirchen und Hanken Geschmack gewinnen und sie zu seinen Mustern wählen konnte. Man findet darüber in seinen obgedachten unvollständigen Nachrichten von sich selbst eine Anmerkung, die seinem Herzen zur Ehre gereicht. „Auf der Fürstenschule," sagt er, „hat das Lesen der Güntherischen Gedichte aus meinem Geiste einen feuerspeyenden Aetna gemacht, der alle um sich herumliegenden gesunden Gegenden verheerte und die in meiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Asche verwandelte. Ich habe daher in den Jahren meines gereinigten Geschmackes Günthern nie ohne Ekel in die Hände nehmen können. Neukirch mit seinen Satyren, die Hanke mit seinen

Digitized by Google

eignen Werken herausgegeben hat, hätte mir auf die höchste Staffel der Vollkommenheit helfen können; so allgemein war der Beyfall, womit er zu seiner Zeit gelesen wurde! Ich war in der Gefahr, in einem Gedichte Copie von Günthern, Neukirchen und Hanken zugleich zu werden; allein ihr Ruhm war zum Glücke für mich von keiner langen Dauer. Möchten doch junge Leute, die Lust zu schreiben haben, nie Versuche wagen, ohne Kenner zu Rathe zu ziehen, nie mit sich selbst zufrieden seyn, sondern demüthig um ihr Urtheil bitten, und ihrem Urtheile eben so demüthig folgen! Wie viele Zeit, die sonst verderbt wird, und wie viele Kräfte, die sie in Gefahr sind zu verschwenden, würden sie durch einen solchen Gehorsam erkaufen!" Dergleichen nützliche Betrachtungen machte Gellert über alles, was seinem Gedächtnisse noch aus seiner Jugend gegenwärtig war. Allein ob er gleich die Mängel seines damaligen Unterrichts nicht verkannte, so redete er doch allezeit mit lebhafter Dankbarkeit von seinen meißnischen Lehrern, und pries besonders ihre Sorge für die Bildung seines Herzens und seiner Sitten. Auch wurde sein sanftes melancholisches Auge allezeit fast bis zum Glanze heller, wenn er sich erinnerte, daß er in dieser Schule mit Gärtnern und Rabenern gelebt hatte, mit denen er in der Folge die vertraute und zärtliche Freundschaft errichtete, die so viel zum gemeinschaftlichen Glücke ihres Lebens beytrug.

Die Kränklichkeit seines Körpers, dessen Gesundheit von seiner ersten Kindheit an schwach und zärtlich gewesen zu seyn scheint, ob er gleich nie zu einer weichlichen Pflege desselben gewöhnt worden ist, oder sich selbst dazu verwöhnt hat, äußerte sich schon zuweilen in Meißen. Fünf Jahre hatte er daselbst studirt, als er in das Haus seines Vaters zurückkehrte und sich da noch einige Zeit zum akademischen Leben vorbereitete. Er gieng im Jahr 1734 nach Leipzig. Hier hörte er über die Phi-

Digitized by Google

losophie Adolph Friedrich Hofmannen, über die Historie und Litteratur Jöchern, Christen und Kappen, über die theologischen Wissenschaften aber, denen er sein Leben zu widmen beschlossen hatte, Klausingen und Weisen. Hofmann, von Rüdigern gebildet, war ein scharfsinniger Philosoph, der es indeß mit einem noch größern Ruhme und Glücke gewesen seyn würde, wenn er mehr Geschmack an den Philosophen des Alterthums, weniger Eifersucht wider Wolfen, weniger Begierde, das Ansehen dieses Weltweisen in der Welt zu verdunkeln, und zugleich mehr Fähigkeit, natürlich und deutlich zu denken und zu reden, gehabt hätte. Allein er verwechselte oft dialektische Spitzfindigkeit und Tiefsinn mit einander, und entfernte sich nicht weit genug von denen, die aufgelegter zur Erfindung neuer Kunstwörter, als zur Entdeckung neuer Wahrheiten sind. Gleichwohl hörte ihn Gellert mit großer Begierde, schrieb seine Vorlesungen wörtlich nach, und bewunderte, wie er sagte, ihn öfter, als er ihn verstand, bescheiden genug, solches seiner Unfähigkeit zu tiefsinnigen Entwickelungen schwerer Begriffe zuzuschreiben, ob er gleich, was er nicht begriff, nicht selten bloß darum nicht einsah, weil es nicht verstanden werden konnte; denn man sieht aus allen gellertischen Arbeiten, daß seine Seele eben so sehr das Helle im Ausdrucke liebte, als Hofmann die Dunkelheit darinnen zu lieben schien. Indeß schmeichelte sich der Schüler immer mit der Hoffnung, ihn noch besser verstehen zu lernen, wenn sein Verstand mehr Reife erhalten haben würde. Er bewunderte ihn also zu eben der Zeit, da auch Mosheim, dieser erste Verbesserer der deutschen Beredsamkeit, von ihm bewundert wurde. Nach vier Jahren, die er in Leipzig studirte, ließ ihn sein Vater nach Hause zurückkommen, weil es ihm schwer fiel, ihn noch länger aus seinen Mitteln auf der Universität zu erhalten. Gellert hätte gern eines weiter fortgesetzten akademischen Unterrichts genossen, um seinen Geist noch mehr auszubilden; er unterwarf

Digitized by Google

sich aber mit den kindlichsten Gesinnungen einer Nothwendigkeit, welche schon so viele glückliche Geister mitten in ihrem Laufe zur Gelehrsamkeit aufgehalten und das Ziel, nach dem sie strebten, zu erreichen verhindert hat. Nach seiner Zurückkunft fieng er an, sich auf die Kanzel zu wagen, wiewohl mit Schüchternheit; denn der erste noch vom Schüler gewagte Versuch, öffentlich zu reden, war nicht der glücklichste gewesen. Dieser kleine, in seinem Leben nicht ganz unmerkwürdige Vorfall verdient als eine von den entfernten Ursachen seiner endlichen Bestimmung mit seinen eigenen Worten erzählt zu werden. *) „Die erste Probe meiner Beredsamkeit," schreibt er, „legte ich an meinem Geburtsorte in meinem funfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bey seinem Kinde zu seyn, daß wenig Tage nachher starb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubniß dazu ungern gab. Das Kind sollte zu Mittage begraben werden; früh um 8 Uhr fieng ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit seiner Grabschrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich gieng indeß beherzt in die Kirche, fieng meine Rede sehr feyerlich an, und kam ungefähr bis auf den dritten Perioden. Auf einmal verließ mich mein Gedächtniß, und der vermeßne Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuscripte, das actenmäßig auf einen ganzen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen eben so erschrockenen Zuhörern langsam aus einander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut, und fuhr endlich noch ziemlich dreist wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübniß von meinem Gedächtnisse verlassen worden. Viel Gelindigkeit! Indeß hat mich diese jugendliche Uebereilung viel gekostet. Der Gedanke davon

*) In den angeführten unvollständigen Nachrichten von sich selbst.

verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlassen hat. Lerne aus meinem Beyspiele vorsichtiger handeln, hitziger Jüngling! ich war dreist, wurde bestraft, und ärgerte mich hernach oft über meine Thorheit; werde du klüger!" Eine nützliche Anmerkung und schon deswegen schätzbar, wiewohl sie es noch mehr wegen des Herzens ist, aus dem sie kam. Wäre es ihm gelungen, sich von dieser Aengstlichkeit wieder zu befreyen; hätte er zugleich eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust, ein festeres und getreueres Gedächtniß gehabt, so würde er, nach einigen noch übrigen jugendlichen Versuchen zu urtheilen, unter den geistlichen Rednern Deutschlands einen vorzüglichen Rang behauptet haben. Er selbst hatte nur eine geringe Meynung von seinen Gaben zur Kanzel, und glaubte, seine ersten Reden wären nichts als ein Gewebe von trockner Philosophie und mosheimischem Schmucke gewesen. Ueber sein Gedächtniß mochte er Ursache zu klagen haben:*) „Ich armer Redner! Acht Tage mußte ich über eine Predigt lernen! Warum habe ich nicht lieber Acten abgeschrieben und dem Glöckner läuten geholfen? Ich hätte meiner Gesundheit nicht geschadet, und hätte ich der Kanzel keine Ehre gemacht: so hätten es Andre mit mehr Nutzen und Ruhm gethan." So bescheiden urtheilte er, bey allem seinen Verlangen und Bestreben nach der Achtung seiner Nebenmenschen, von sich selbst, bescheiden oft bis zur Ungerechtigkeit gegen seine Talente und Vorzüge. Als ein geistlicher Redner würde er sich durch einen eigenthümlichen Gang seiner Gedanken, durch das Licht seiner Vorstellungen, durch ihre leichte und doch zugleich sinnreiche und anziehende Ordnung, durch seinen hellen, leichten und kurzen Vortrag vorzüglich unterschieden haben. Er hätte gewiß dasjenige gehabt, was man itzt mit

*) Unvollständige Nachrichten.

einem fremden Ausdrucke das Populäre nennt, wovon man oft mit so viel Geräusche spricht, ohne zu wissen, worinn die schwere Kunst besteht, für die Menge verständlich und doch einnehmend zu reden, sich zu ihrem Gesichtskreise herabzulassen, und das zu treffen, was für sie das edelste und nützlichste ist, ohne kalt, trocken und niedrig zu seyn. Man sieht schon in seinen jugendlichen Kanzelversuchen die Leichtigkeit, die attische Zierlichkeit und Anmuth, die außer der reifern Richtigkeit seiner Gedanken ihm vor Andern so eigenthümlich ist; denn sie unterscheiden sich von seinen spätern Arbeiten im Ausdrucke bloß dadurch, daß er darinnen seinen Perioden mehr Länge und eine rednerische Rundung gegeben hat. Zu Bestätigung dieses Urtheils verdienen aus diesen frühen Reden einige Stellen ausgezeichnet zu werden, weil Gellert gewiß auch darinn gefallen wird.

In einer Rede über die Worte Christi: So jemand will den Willen deß thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede, beschreibt er im Eingange mit vieler Lebhaftigkeit, wie leicht es so vielen Menschen werde, die Religion anzunehmen. „Man betrachte sie," sagt der junge Redner, „als eine Sache, die nicht schadet, wenn man sie glaubt, die aber sonst in unsre andern Umstande keinen Einfluß habe. Man stößt die Mittel des Heils eben nicht mit Füßen von sich; man bemüht sich aber auch nicht sehr um dieselben; man glaubt die Lehre Jesu aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Trägheit, um mit einer Handlung bald fertig zu werden, die man doch einmal thun muß, um am Ende des Lebens selig zu werden. Man entschließt sich, in einem Augenblicke den Himmel, die Hölle, den Tod, das Gericht, das ewige Leben, Gott und Jesum Christum zu glauben, um nur des verdrießlichen Geschäfftes, diese Wahrheiten zu lernen und bekennen zu können, bald los zu werden. Man wird in einem Augenblicke ein standhafter

Bekenner Jesu, ein heiliger Streiter, ein Apostel, und so gar entschlossen, ein Märtyrer zu seyn. So plötzlich ist Paulus, der doch ein Muster einer außerordentlichen Bekehrung war, nicht erleuchtet worden; er mußte sich erst unterrichten, überzeugen und stärken lassen; wir hingegen brauchen dies in unsern Tagen nicht. Wir kommen, wie spielend, zum Himmel, können uns in einer Minute bekehren, und am Ende des Lebens in einer Minute gläubig und gottselig werden. Aber sehet nur diese Minutenchristen an! Wo ist ihr Glaube, wenn man ihnen zuruft: Zeige mir den Glauben durch deine Werke? Doch wie kann es anders seyn? Wir sind nur gute Christen in unsern Gedanken, und in der Meynung vom Christenthum. Was uns gefällt, das nehmen wir aus den Geboten Christi an; einer dieß, der andere das. Wir theilen uns in seine Befehle, wie die Kriegsknechte in seine Kleider. Aber o wir Thoren! Diese Ordnung des Heils steht nicht in der Schrift, sondern bloß in unserm zerrütteten Gehirne. Warum fürchten wir uns so vor dem Kreuze Christi? Warum gefallen uns seine Dornen nicht? Warum wollen wir nicht aus seinem Kelche trinken? Warum wollet ihr nicht sanftmüthig, nicht keusch, nicht mäßig leben? Wir wollen die zeitliche Ergötzung der Sünde gern haben. Aber verlangen wir denn nicht in den Himmel? Warum nicht? Also wollen wir selig werden; aber doch das thun, was uns nicht selig werden läßt. Das ist eine neue Religion! So unsinnig war selbst der Heiden ihre nicht! Kann es denn also möglich seyn, daß so viele Menschen den Glauben und eine wahre Ueberzeugung von ihrer Religion haben, für deren Wahrheit sie wohl ihr Leben hingeben wollten? Wer nicht glauben will, um zu thun, was er glauben muß, der glaubt nicht. Wir sind zu träge und unwillig, die Gebote Jesu zu halten; sie scheinen uns zu schwer. Selbstbeherrscher wollen wir und nicht Unterthanen seyn. Was ist denn zu thun? Die Bibel ist da. Das Wort Gottes foltert

Digitized by Google

solche Menschen heimlich. Sie wollen anders leben, als sie nach der Lehre Jesu leben sollen; also versuchen sie es entweder gar nicht, lassen es gut seyn und schläfern sich in ihren Sünden ein, oder fangen an, Gott und die Bibel zu leugnen, oder glauben einen Gott und keine Religion, welches Narrheit ist, oder glauben einen Gott und machen sich eine eigne Religion, welches Bosheit ist."

„Viele glauben, daß ein Gott sey; sie denken sich aber ihren Schöpfer anders, als er ist; sie wollen einen Gott nach ihrem verderbten Willen haben. Er soll nur gütig, gnädig und barmherzig; aber er soll nicht gerecht seyn. Ja, spricht der Spötter, ich kann das nicht begreifen, daß Christus Gott und auch Mensch sey. Du sollst das nicht begreifen; du sollst es glauben. Wenn du die Ordnung des Heils begreifen könntest, was brauchtest du zu glauben? Die Gesetze deines Verstandes würden dich zwingen, was du begreifest, für wahr zu halten, und der Glaube wäre nicht Glaube. Man spricht, wenn ich der Bibel glaube, so muß ich tausend Arten des Vergnügens entbehren. Ich muß mich hüten, meinen Nächsten zu beleidigen; ich werde mich nicht selbst rächen dürfen; ich werde mich der strengsten Keuschheit und Mäßigkeit befleißigen müssen. Aber sage mir, willst du, daß dich jemand beleidigen, jemand hassen, verfolgen und tödten soll? So ein Thor ist noch nicht in der Welt gewesen. Willst du denn, daß dir ein andrer deinen guten Namen, dein Weib, deine Tochter, deine Güter und Schätze schänden, rauben, verunehren und entwenden solle? So ein Narr, der das wünschen sollte, hat noch nie gelebt. Sage mir denn, warum willst du Andern thun, was Andre dir nicht thun sollen? Warum willst du ihre Zufriedenheit stören? Ueberlegt, meine Brüder, wenn wir alle einander in der Welt aus Liebe dienten; wenn keiner den Andern beleidigte; wenn wir alle arbeiteten; wenn es keine Feindschaft, keinen Hader, keinen Betrug gäbe: Wie ruhig, wie

glückselig, wie himmlisch würden wir leben! die Welt wäre die Wohnung der Zufriedenheit, ein Paradies, ein halber Himmel! So aber will Gott die Welt haben; das sind die Befehle und Rechte des Höchsten; dieses steht in der Schrift: Kann es wohl ein Wesen geben, welches uns etwas bessers befehlen könnte? — — — Die Gottlosen bekümmern sich nicht um das Zukünftige; sie sehn nur auf das, was vor Augen ist, bekümmern sich nicht um ihre Seele, erzittern vor dem Tode nicht. Sie verkaufen die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele um einen nichtigen Einwurf; um einen falschen Schluß; sie glauben, daß sie sterblich sey, um in ihren Unordnungen nicht von der Furcht vor ewigen Strafen gequält zu werden. Sie verwerfen die Lehre Christi und haben sie nie geprüft, die Geschichte unsers Heilandes und haben keine Beweise ihrer Erdichtung; sie haben nichts als lächerliche Lehrsätze. Würdet ihr den nicht verlachen, welcher spräche: Es ist kein Luther gewesen, der eine Verbesserung unserer Kirche unternommen habe; denn ich habe ihn nicht gesehen? Ich habe da nicht gelebt, die Geschichten können trügen. Ein einziger Mann wird so viele Städte und Länder, so viele tausend Seelen nicht durch seine Feder überwältigen. Gehen die Ungläubigen mit der Geschichte Jesu anders um? Haben sie beßre Gründe wider sie, als diese? Schärfere oder eben so unsinnige Beweise, als jene wider Luthern? Ich bin noch ungewiß, ob man so unglückliche Menschen mehr bedauern als widerlegen, mehr verlachen, als bestreiten soll."

Diese Stellen, die nicht selten sind, beweisen, daß in Gellerts damaligen Gedanken Leben und Feuer war; daß er, mehr ausgebildet, auch die trägsten Zuhörer aus ihrer Schläfrigkeit herausgerissen haben würde. Und doch war er in seinen Anwendungen noch feuriger und dringender. So sagt er in eben dieser Rede: „Wenn du bekehrt bist, so setze dir vor, eher zu sterben, als wieder zu sündigen. Hast du die Sünde gelassen, so fange

an, sie zu verfluchen. Widerstehe dem Satan, so flieht er. Fürchte dich vor dir selbst, versuche aber auch deine eigne Stärke, brauche alle Mittel! Fleuch vor der Gelegenheit, suche die Einsamkeit, laß dich den Engel aus Sodom führen. Bete, ringe mit Gott! Werde nicht müde! Nur angefangen; nur gewagt, ihr Auserwählten, kämpfet, ringet, dort ist die offne Pforte, dort der Hafen, dort der Kranz!"

Es könnten noch weit mehr Stellen ausgezeichnet werden, die Lebhaftigkeit, welche seine Gedanken begeisterte, zu beweisen; noch einige mögen genug seyn. In einer Rede will er zeigen, daß es thöricht sey, in der Meynung zu arbeiten, daß man allein durch seine Arbeit sich erhalten könne. „Es ist thöricht," sagt er, „sich selbst ernähren zu wollen; das heißt, sich etwas anmaßen, was uns nicht zukömmt. Viele Menschen stellen sich an, als ob sie Gott immer in seiner Regierung beystehen müßten. Was sie haben, schreiben sie ihren eignen Bemühungen zu. Sehen sie Frühregen, Spatregen, fruchtbare Zeiten; sehen sie das Gras und allerley Früchte aufgehen, triefen die Fußtapfen des Herrn von Fett; sind die Gefilde schwanger mit Saaten, quellen die Keltern mit Most: so mögen sie auf die erste Ursache nicht zurückdenken, sie halten das alles lieber für eine Nothwendigkeit der Natur; sie verweilen bey den Geschöpfen, ohne zum Schöpfer aufsteigen zu wollen. Sie merken, daß gewisse Gewächse nicht ohne ihre Mühe aufkommen, und darum wollen sie nicht begreifen, warum sie das, wobey auch sie etwas gethan haben, Gott allein zuschreiben sollen. Sie sehen nicht, daß Gott so zu reden nur gewisse Lücken in der Schöpfung gelassen hat, damit es den Menschen nicht an einer nützlichen Beschäfftigung ihrer Kräfte fehlen möchte. Allein es ist unmöglich, ohne seine Hülfe sich selbst zu erhalten. Der Herr darf nur die Brunnen am Himmel verschließen, nur die Erde verhärten, nur die Fluren überschwemmen, nur die Sicheln in Schwerdter verkeh-

Digitized by Google

ren, nur der Sonne mehr Feuer geben; Gott kann in einer Minute verderben, worüber wir Jahre gebaut und zehn Jahre gesammelt haben. Hängt denn kein Feuer in den donnernden Wolken? Frieren keine Schlossen in der Luft, welche die Gefilde zerschmettern? Haben wir nichts von theurer Zeit, von Mißwachs, und von andern Plagen gehört, womit Gott die Länder heimsucht? Erhalte dich doch in solchen Zeiten mit deiner Arbeit! Iß doch, sättige dich, wenn nichts da ist, deinen Hunger zu stillen!"

Man kann sich leicht vorstellen, daß in diesen Versuchen nicht alle Gedanken eine gleiche Reife und Richtigkeit haben. Eben deswegen hat er selbst sie zur Vergessenheit verurtheilt. Man weis indessen aus sichern Erzählungen, daß er an seinem Geburtsorte viel Beyfall fand; man ermüdete nicht, ihn zu hören. *) Dieß konnte nicht anders seyn; denn zu seiner Zeit war es überall etwas Neues, die Wahrheiten der Religion in einer deutlichen und doch edlen Sprache und mit Empfindung vortragen zu hören; der Jüngling versprach so viel; man mußte von dem Manne nothwendig mehr erwarten.

Seine Umstände erlaubten ihm nicht, sich bloß mit der weitern Ausbildung und Bereicherung seines eignen Geistes zu beschäfftigen. Auf Valentin Ernst Löschers Empfehlung übernahm er 1739 auf ein Jahr die Aufsicht über zween junge

*) (Nach der S. 179, Anm. angeführten Nachricht rc. von Leuchte sprach G. in seiner Vaterstadt öffentlich nur zweimal; „einmal noch als Fürstenschüler bey dem Begräbnisse eines Kindes, dessen Taufzeuge er gewesen war [s. oben], und das andremal in einer Weihnachtsmetten; aber jedesmal mit einer Furchtsamkeit, die er nicht zu überwinden vermochte. Mißmuthig darüber, daß er nicht Prediger werden konnte, schrieb er an einer in der Pfarrwohnung noch vorhandenen Fensterscheibe jenes bekannte Distichon ein: Carminibus quaero miserarum oblivia rerum:
Praemia si studio consequar ista, sat est.")

Herren von Lüttichau unweit Dresden. Nachher unterwies er ein Jahr lang seiner Schwester Sohn, ihn zur Universität vorzubereiten, und mit ihm einen seiner Brüder, welcher aber auf der Schule zu Freyberg starb.*) Dieses Jahr zählte er unter die gesündesten und glücklichsten und heitersten seines Lebens, und erinnerte sich immer mit lebhafter Dankbarkeit an die Munterkeit und Freudigkeit, womit er darinnen seine Pflichten zu erfüllen sich bestrebt hatte. Er unterrichtete die Seinigen mit einem vorzüglichen Eifer, betete fleißig und mit Lust, war genau in seiner Selbstprüfung, voll Sehnsucht nach der Tugend, und lebhaft in seinem Hasse gegen das Laster; strenge in seinen Vergnügungen und voll freudiger Dankbarkeit gegen die Vorsehung. „Ein wenig Meißnerwein," sagt er selbst, „mit etwas Brodt, erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendiget hatte, oft bis zu dankbaren Thränen." Schon zu der Zeit war er in der Abwartung des Gottesdienstes so gewissenhaft, daß er des Sonntags, den er in seinem ganzen Leben seiner göttlichen Bestimmung gemäß anzuwenden gesucht hat, ohne die äußerste Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief geschrieben haben würde. Es kränkte ihn schon, wenn er hörte, daß man an diesem Tage einen Boten von einem Orte zum andern abfertigen wollte; eine Gewissenhaftigkeit, die bey einem ausgebreitetern Ansehen der wahren Frömmigkeit niemand für sehr übertrieben achten würde. Seine frommen Gedanken über die Nützlichkeit einer gewissenhaften Feyer dieses Tages verdienen hier angeführt zu werden. „Wir gehen," sagt er,**) „mit dem Sonntage zu leichtsinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben sey zum Wachsthume in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beste Mittel.

*) Unvollständige Nachrichten.

**) Unvollständige Nachrichten.

Digitized by Google

An diesem Tage sich von allen irdischen Geschäfften losreißen, sein Herz prüfen, zum Himmel erheben, dasselbe mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und stärken, heißt, es auf die ganze Woche stärken, und sich zur rechtschaffenen Ausübung seines Berufs vorbereiten. Wer den Sonntag würdig feyert, wie kann der wohl die übrigen Tage unwürdig zubringen? Wer ihn elend anwendet, wie kann der an die Pflicht glauben, die übrigen gut anzuwenden? Höre mich, wer du auch seyst, der du dieses liesest: Auf die Anwendung des Sonntags kömmt die Anwendung der Woche an. Vergiß an diesem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Sey ganz der Religion und dem Himmel gewidmet! Fühle die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Gespräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder. Bete, danke, erforsche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheit, und bemerke die Hindernisse deiner Tugend. Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt hast. Suche sie demüthig von ihm, und sey dankbar für diejenigen, die du empfängst. Wir vergessen unsre Schwachheit und unsre Unwürdigkeit unter dem Tumulte der Geschäffte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine gewisse Zeit festsetzen, unser Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unsre Unwürdigkeit und seine Hoheit zu erkennen. Diesem Geschäffte sollte der Sonntag gewidmet seyn. Er ist der Tag des Gebets und der Ruhe, worinnen die Seele allein ihr wahres Glück findet. Sey noch so gut gesinnt, noch so eifrig in deinen Pflichten; je mehr du das bist, je gewisser du deines Wachsthums im Guten zu werden scheinst, desto leichter kann ein geistlicher Stolz dich überraschen. Uebe dich also am Tage des Herrn in der Demuth, die uns so schwer wird, und sich oft um so viel weiter von uns entfernt, je näher wir den übrigen Tugenden zu kommen scheinen. Versenke dich tief in die Betrachtung, daß du mit deinem ganzen Daseyn, mit deiner Erhaltung, mit deinem

Glücke und deinem Elende, mit der Kraft deines Glaubens und deiner frommen Empfindungen, einzig und allein von der allmächtigen und gnädigen Hand des Vaters aller Wesen abhängst. Empfinde, wie freundlich Gott ist, wie ohnmächtig du ohne ihn bist! Denke nicht allein, daß es Gottes Wohlthat sey, was du im Leiblichen vermagst; das kann noch Stolz seyn, der für Demuth gehalten zu werden wünscht. Du kannst es Gott zuschreiben, und immer die hochmüthige Meynung in deiner Brust nähren, daß du es verdienst, vielleicht vor Andern durch eine gute Anwendung verdienst. Zerstöre diesen Stolz der Tugend am Tage des Herrn, und bete! Feyre ihn würdig und scheue die Ueberwindung nicht, welche du deinem Heile schuldig bist. Für die kleinern gesellschaftlichen Freuden, die du aufopferst, wirst du die unendlich hohen Freuden der Religion fühlen, und die Stille des Himmels, die nicht in dein Herz kömmt, wenn es sich nicht von dem Geräusche irdischer Angelegenheiten entfernen gelernt hat. Wie manches vortreffliche Buch kann der Christ zur Erbauung lesen! Wird er dadurch seine Erkenntnisse nicht vermehren? Wird er sich in der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Vortrefflichkeit nicht befestigen? Und soll er nicht immer völliger zu werden trachten? Forsche also an diesem Tage in der Schrift, lies eine gute Umschreibung und Erklärung derselben; lies die Geschichte der Religion. Wähle unter so vielen Predigten, die dich am meisten rühren. Saurin, Mosheim, Jerusalem, von Acken, Cramer*), Schlegel, und andre, die ihnen zu gleichen suchen, sind nicht dieses Redner für alle Christen, für starke und für schwache?"

Nachdem Gellert seinen Vetter zum nützlichen Gebrauche

*) Die Pflicht eines Geschichtschreibers verbietet mir hier, meinen Namen zu unterdrücken, wozu außerdem nur ein mäßiger Grad von Bescheidenheit gehören würde.

Digitized by Google

des akademischen Unterrichts hinlänglich vorbereitet zu haben glaubte, begleitete er ihn 1741 nach Leipzig, sowohl um die Aufsicht über ihn fortzusetzen, als auch um sich selbst zum Dienste der Welt noch geschickter zu machen; ohne andre Aussichten zu haben, als die ihm sein Vertrauen zur Vorsehung, und seine Begierde, nützlich zu werden, zeigte. „Ich hatte wenig," sagt er selbst, „als ich Leipzig zum zweytenmale besuchte; aber Gott hat mich auch nicht einen Tag des Nothwendigen mangeln lassen. Ich erinnere mich, bey dem Anblicke dieser geliebten Stadt gewünscht zu haben, daß mich Gott, wenn es ihm gefiele, mein Leben an diesem Orte hinbringen lassen möchte. Dieser Wunsch ist erhört worden, wiewohl ich damals an weiter nichts dachte, als in Leipzig studiren zu können." Gellert hatte die Absicht, Hofmanns Vorlesungen noch einmal zu hören; so groß war seine Achtung für diesen Philosophen, der aber einige Monate nach seiner Ankunft starb. Von dieser Zeit an beschäfftigte er sich mit dem Privatunterrichte einiger Edelleute, vornehmlich aber mit der Bildung seines eignen Geistes und der Erweiterung seiner Einsichten, wobey er sich auch seiner natürlichen Neigung zur Dichtkunst überließ. Nach einer weitläuftigen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit strebte er nicht; denn er fühlte dazu nicht Gesundheit genug, und konnte, bey dem Hange seines Körpers zu dem Uebel der Hypochondrie, ein anhaltendes Sitzen nicht vertragen. „Hätte ich," sagte er, „gelehrt seyn sollen, so hätte ich ein Mosheim oder Ernesti werden mögen. Ernesti ist nach meinen Gedanken jungen Leuten allein eine Akademie, über die gewöhnlichen Philologen so weit erhoben, als Mosheim über andre Redner. Mein Latein habe ich aus dem Cicero, den ich oft gelesen, oft laut gelesen und oft Stellenweise abgeschrieben habe. Das Französische lernte ich meistens durch eignes Lesen und Uebersetzen. Keine Sprache ist mir leichter geworden, als die Englische, die ich später lernte, als die übrigen, von

Digitized by Google

denen ich einige Kenntniß habe; die Ursache war, ich hatte einen freundschaftlichen Ebert zum Lehrer darinnen." Weil er fühlte, daß es seinem Geschmacke an einer gewissen Reife fehlte, so suchte er ihm diese Reife zu geben, um desto nützlicher werden zu können. Seinen Freunden, die ihn fragten, wodurch er seinen Geschmack vornehmlich verbessert habe, antwortete er: „Besonders durch Ciceros Werke, durch den Zuschauer, durch Rollins Art, die freyen Künste zu studiren, und in der Folge durch den Umgang mit Gärtnern, und mit meinen andern Freunden, den Verfassern der bremischen Beyträge, durch ihre Beurtheilungen, ihren Tadel, und ihr Lob. Der gute Rollin! Ich halte sehr viel auf ihn. Außer diesen Alten und Neuern las ich Quintilians Rhetorik und Horazens Dichtkunst. So sehr ich Ovids Leichtigkeit bewunderte, so konnte ich mich doch nie überwinden, ihn ganz zu lesen; er ist schön, und doch unreif. Ich halte das Lesen, vornehmlich der Alten, zum Geschmacke für nothwendig, und die wahre Gelehrsamkeit kann es nicht entbehren. Allein das Lesen der alten Philosophen kömmt mir gefährlich vor, weil es eher stolz als weise und gut machen kann. Ihre Sittensprüche sind vortrefflich und bereden das Herz, daß es auch von selbst vortrefflich werden könne. Der Verstand freut sich über die Tugend, die sich der Mensch selbst geben kann; aber das Gewissen widerlegt sehr bald das stolze System, wenn das Herz versucht, durch seine eigne Kraft, fromm zu werden. Seneca ist Stellenweise oft meine Bewunderung gewesen. Las ich ihn im Zusammenhange, so ward er mir nicht selten gleichgültig, und, las ich einige Stunden nach einander, so gar ekelhaft. Gleichwohl war Seneca ein großes Genie; aber wo er klein ist, wird er es durch die Einförmigkeit seines ausschweifenden Witzes und durch seine so ängstliche Jagd nach dem Sinnreichen. Man sollte die Alten hauptsächlich wegen ihrer meisterhaften Geschicklichkeit schön zu denken und zu schreiben preisen; aber in den

Lobsprüchen, die man ihrer Sittenlehre giebt, weniger verschwenderisch oder behutsamer seyn. Sie erniedrigen, ohne daß man es merket, bey jungen Leuten die Moral der Religion, gegen deren Ausübung die gleichgültige und schläfrige Art ihres Vortrages uns schon in der Kindheit gleichgültig macht. Wir nehmen die Form des Christenthums an, ohne doch aus Gründen des Christenthums zu handeln. Auch bleibt uns oft das Göttliche derselben, wenn wir sie gelehrt studiren, unbekannt, und wir bereden uns, wie wir das System aus eignen Kräften fassen können, daß wir auch den Willen der Religion aus eignen Kräften beobachten können. So widerstehen wir der Kraft, die uns ändern soll, bloß dadurch, daß wir nicht würdig genug von ihr denken, und eben die Religion, die uns demüthig machen soll, dienet aus Verkehrtheit dem Stolze zur Nahrung. Warum unterlassen so viele junge Leute das Gebet, gutgesinnte junge Leute, wenn sie nicht heimlich glauben, daß sie sich selbst zur Tugend genug sind? Es ist eine elende Scham, wenn man sich einer höhern Hülfe schämet. Sie wollen dem Geiste Gottes, der unser Herz ändern und heiligen muß, diese Ehre nicht lassen, um sie selbst zu verdienen, richten das Reich einer eiteln Selbstzufriedenheit in sich auf, glauben, sich beherrschen zu können, fallen in Sicherheit und daraus in Laster, die der Jugend so gefährlich sind. Wollte Gott, man lehrte uns in den frühen Jahren des Lebens die Religion nicht wie ein Handwerk, man führte uns auf das Göttliche und Liebenswürdige, das sie hat, und lehrte uns, daß wir eben diese Religion, wie unser Verstand fortwächst, auch fortstudiren, und ihre Wahrheiten zu beständigen lebendigen Antrieben machen müssen, unser Herz zu bessern, und ohne den Gehorsam gegen ihren Willen keine wahre Ruhe des Herzens zu hoffen. So würde ihr Licht unsern Verstand in allen Verhältnissen des Lebens das sehen lassen, was unsre Pflicht und unser Glück ist. Wir würden einsehen, daß dieses Leben eine Uebung auf die

Ewigkeit seyn müsse; daß es ohne Ewigkeit ein Räthsel und ein Nichts; daß der Glaube an einen göttlichen Erlöser die größte Hoheit des Herzens, die ganze Summe der menschlichen Glückseligkeit und die Weisheit des Himmels sey; daß der, so nicht glauben will, eben der Vernunft entsagen muß, auf die er so gern stolz seyn möchte. Hätten diese Gesinnungen und Empfindungen tiefe Wurzeln in der Seele geschlagen, ehe wir Gelehrte würden: So könnten uns die Alten, die den menschlichen Geist so sehr verschönern können, nie schaden; sie würden uns nur nützen; der gute Geschmack, den wir ihnen zu danken hätten, und die Gelehrsamkeit, die wir aus diesen Quellen schöpften, würde eine ehrerbietige Dienerinn der Religion und Tugend, und nie, auch nicht einmal durch ihre Gefälligkeit, den Stolz des menschlichen Verstandes zu nähren, zu ihrem Nachtheile gemißbraucht werden."

Ohne sich in Betrachtungen über Betrachtungen einzulassen, sieht man leicht, daß Gellert nicht nur auf die Verfeinerung seines Verstandes und seiner Einsichten, sondern, was eines jeden Menschen vornehmste Sorge seyn sollte, eben so eifrig auf die Verbesserung seines Herzens dachte. Sein Auge war unverwandt auf die Religion gerichtet, und daher kömmt es, daß alle seine Arbeiten die Beförderung der Frömmigkeit und Tugend mehr oder weniger zum Augenmerke haben, und die Vorwürfe nicht fürchten dürfen, welche viele Geister von den edelsten und schönsten Talenten wegen ihres Mißbrauches von ihren Lesern und auch von sich selbst früher oder später zu fürchten haben.

Gellert war ungefähr wieder ein Jahr in Leipzig gewesen, als die Belustigungen des Verstandes und Witzes erschienen. Der Geschmack ist in Deutschland nun allgemeiner und aufgeklärter geworden, als er damals war. Man mag also itzt von ihrem Werthe urtheilen, wie man will, so ist doch gewiß, daß sie eine unerwartete und zugleich nützliche Erscheinung waren, Deutsch-

land in Bewegung setzten, und zur Ausbreitung der Lust zum Lesen angenehmer und nützlicher Schriften viel beytrugen. Gellert ließ sich bewegen, Theil daran zu nehmen, und gab einige Fabeln, Erzählungen und Lehrgedichte, mit verschiedenen prosaischen Abhandlungen in diese Monatschrift, die mit einem weit ausgebreiteten Beyfall gelesen, aber auch bald, wegen einiger darinnen befindlichen Streitschriften, mit Beurtheilungen angegriffen wurde, welche vielleicht nicht allemal ungerecht, aber doch allemal zu hart und zu unfreundlich waren.

Gellerts Freunde wissen, mit welcher Strenge er diese ersten öffentlichen Versuche seines Geistes beurtheilet hat. Einige hat er nicht einmal der Verbesserung würdig geachtet, wiewohl ihm auch diese liebenswürdige Härte gegen seine eignen Arbeiten feindselige Anmerkungen zugezogen hat. Bey allen ihren Mängeln hatten sie so viele sichtbare Schönheiten, daß er, gleich seit seiner ersten Erscheinung unter Deutschlands Dichtern, eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. In jedem neuen Stücke sah man zuerst nach, ob eine Fabel oder Erzählung von Gellerten darinnen wäre. Ueberall las man diese, las sie wieder, und wußte sie auswendig. Das Natürliche und Leichte der Erzählung, worinnen nichts gesucht, nichts studirt zu seyn schien, der sanfte, unschuldige, menschenfreundliche Ton eines jungen Dichters, der gefallen, vergnügen und bessern wollte, der, ohne zu beleidigen, scherzte, nie mit Bitterkeit lachte, sondern immer nur mitleidig oder liebreich lächelte, hatte so viel Anziehendes, daß der Beyfall, den man ihm gab, von einem Monate zum andern allgemeiner wurde. Man darf sich also nicht verwundern, daß er Gedichte, die von den ältesten Zeiten her für die angenehmste Sprache der Weisheit gehalten worden sind, um so viel lieber gewann, je mehr er Anlaß hatte zu hoffen, daß sie ihm glücken, und zugleich ihn seinem Vaterlande werth machen würden.

Um diese Zeit errichtete er mit Johann Elias Schle-

Digitized by Google

geln, dessen ältern Bruder er in Meißen gekannt hatte, eine zärtliche und vertrauliche Freundschaft. Diese gründete sich auf die Talente und moralischen Vorzüge dieses Dichters, der zuerst die tragische Muse nach Deutschland rief. So lange er in Leipzig lebte, war er Gellerts beständiger Umgang, eben so bewundert, als geliebt von ihm. Denn wie gern auch dieser selbst hochgeachtet zu werden wünschte, so konnte er doch Andrer Gaben und Verdienste über sich erhaben sehen, oder er schätzte sie vielmehr allezeit höher, als die seinigen. Dieß beweist die Schilderung, die er selbst von seinem geliebten Freunde und von seinen Brüdern entworfen hat. „So bald ich Johann Elias Schlegeln kennen lernte," sagt er*), „waren wir auch Freunde. Er übertraf mich an Gelehrsamkeit, Critik und Genie; damals und stets; ein Mann von ungewöhnlichen Talenten, einer sehr gefallenden Bildung, und einer Lust zu arbeiten, die nicht ermüdet werden konnte. Die schönen Wissenschaften waren seine Freude und sein Fleiß. Gleichwohl sollte er nach dem Verlangen seines würdigen Vaters sich zum Juristen geschickt machen, um eine öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beynahe die Pandecten, hatte die Rechte nur im Vorbeygehen gehört; aber seinem Vater zu gefallen, zwang er sich ohngefähr ein Vierteljahr lang, trieb sie mit einem Eifer, als wenn er ein zweyter Cujaz werden wollte, unterwarf sich einer öffentlichen Prüfung seiner juristischen Kenntnisse, und Rechenberg, der damalige Dekanus, wollte ihm aus Bewunderung derselben zu einer öffentlichen Unterstützung verhelfen, um die höchste Würde in den Rechten erlangen zu können. So wahr ist es, daß ein Mann, welcher der alten Sprachen mächtig ist und Geist hat, in kurzer Zeit mit seinem Fleiße in den höhern Wissenschaften mehr, als glaublich zu seyn scheint, ausrichten

*) Unvollst. Nachr.

Digitized by Google

kann. Die Griechen und Römer hatte er bereits auf der Schule mit großem Fleiße gelesen, und las sie noch. Er verstand zugleich die französische, italienische und englische Sprache gut, kannte die besten Schriftsteller darinnen, und hatte diese Kenntnisse sich fast ganz allein zu danken. Da er bey seinem Vetter, Spener, dem sächsischen Gesandten an dem dänischen Hofe, als gesandtschaftlicher Sekretair gebraucht werden, und zu dieser Absicht französisch sowohl gut zu reden als gut zu schreiben wissen sollte, gieng er einige Monate zu dem Herrn Mauvillon und lernte beides so gut, daß ihn dieser als einen seiner geschicktesten Schüler zu rühmen pflegte. Er konnte ganze Tage arbeiten, ohne auszusetzen; darauf aber gieng er meistens einen Tag herum, ohne sich zu beschäfftigen, und erholte sich in Gesellschaften. Schlegel stritt von Herzen, wenn man seine Gedichte tadelte, gieng mit dem Trotze eines Poeten hinweg, der, was gut wäre, besser, als sein Kunstrichter, zu empfinden glaubte, kam in einigen Stunden demüthig zurück, und hatte die mit großer Hitze vertheidigten Stellen alle glücklich geändert. In seinen Tragödien konnte er ganze Aufzüge umarbeiten, ohne darüber zu klagen. Ein Entwurf zu einem Trauerspiele war ihm eine sehr angenehme Beschäfftigung, und er pflegte ihn, wie Racine, oft fast ganz prosaisch aufzusetzen. Ich weis niemanden, der diesen Mann gebildet hätte; sein eignes Genie und Lesen that es. Daß wir kein Bildniß von ihm haben, kränkt mich. Er war blond. Ein paar hellblaue denkende, halbtraurige, halbfrohe Augen, bald muthwillig, bald ernsthaft, lagen tief in seiner breiten und hohen Stirne. Sein Mund, die Oberlippe etwas aufgeworfen, und seine Habichtsnase gaben seinem Gesichte ein eben so edles Ansehen, als sein beredtes Auge dasselbe angenehm machte. Seine Freunde küßte er mit einem frohen Ungestüme fast so oft er sie sah. Für das schöne Geschlecht hatte er viel Achtung; doch weis ich kein Frauenzimmer, das er bis zur Leidenschaft

Digitized by Google

geliebt hätte. Hätte er aber eins geliebt, und seine Geliebte hätte seine Neigung für das Theater zu arbeiten gemißbilligt, so würde er diese Neigung der Liebe gegen sie, wie reizend sie auch gewesen wäre, vorgezogen haben. Er las seine Verse gern vor, um zu hören, was er zu hoffen hätte, doch deklamirte er sie nicht zum Besten. Ich gieng in seiner Gesellschaft seinem Bruder, Johann Adolph, als er aus der Pforte nach Leipzig kam, bis Lindenau zu Fuße entgegen. Dieser gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch ist dieser Schlegel ein Freund von mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichste Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde. Sein älterer Bruder, den er nicht lange in Leipzig genoß, starb in Soroe, wo er bey der Ritterakademie, als ein öffentlicher Lehrer, mit großem Beyfall gelehrt hatte. Ehre denselben, junge Nachwelt, und lerne von ihm; denn er lernte von den Alten! Der vierte Schlegel, Johann Heinrich, in Dännemark an der Universität in Kopenhagen, würde seine Brüder an Güte des Herzens übertreffen, wenn es möglich wäre, sie daran zu übertreffen. Seine Frömmigkeit und das Liebenswürdige seiner Sitten erheben ihn so sehr als sein Verstand, seine Gelehrsamkeit und sein großer Fleiß. Auch der Jüngste ist aller seiner Brüder würdig, und nun ein eifriger und beredter Lehrer der Religion. Das Herz, das dieser hat, das oft unter einer ernsten Miene verborgen liegt, und deswegen nicht gleich im Anfange einnimmt, ist doch das empfindlichste und gewissenhafteste Herz. Er wollte durchaus, gleich allen meinen Freunden, in seinen Arbeiten und Sitten getadelt seyn; eine herrliche Eigenschaft eines Jünglings! Er tröstete mich oft in meinen hypochondrischen Stunden. Alle diese fünf Schlegel haben in Pforte und Meißen und in Leipzig studirt, und viere davon, welche Ehre sind sie diesen Schulen! Denn obgleich der Aelteste, der sich bloß den Rechten gewid-

Google

met hatte, seiner Kenntnisse und seines Herzens wegen ein hochachtungswürdiger Mann war, so hatte er doch nicht die Talente seiner Brüder. Aus Einem Hause vier so vortreffliche Geister! Blühe du Geschlecht der Schlegel, und nie fehle es dir an Männern, welche die Menschen weise und glücklich machen; nie an Beförderern des Geschmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtschaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters, ruhe immer auf seinen Nachkommen, wie er so sichtbar auf seinen Söhnen ruht!"

So voll war Gellerts Herz von seinen Freunden, so rührend die Zärtlichkeit, womit er sie liebte. Seine Seele ergoß sich in ihr Lob, wenn er von ihnen sprach, in seinen Briefen, in seinen Gesellschaften, in seinen Vorlesungen. Immer wünschte er, sie von Andern eben so hoch geachtet und geliebt zu sehen, als er selbst sie schätzte und liebte, und er schätzte und liebte sie vornehmlich moralischer Vorzüge wegen. Wo er diese entdeckte, oder zu entdecken glaubte, da wurde sogleich sein ganzes Herz entzündet. Seine Freundschaftlichkeit war mehr, als Temperament. Sie entsprang aus einer wahren und ungeheuchelten Liebe zur Religion und Rechtschaffenheit. Er fühlte lebhaft, daß nur die Vorzüge der Tugend liebenswürdig und glücklich machen, und mitleidiger kann keine Bekümmerniß seyn, als die seinige war, so oft er mit Menschen bekannt wurde, die durch den Mangel daran unglücklich und elend waren. Dieß Mitleid bewog ihn alles anzuwenden, was in seiner Macht stand, sie zu bessern und dadurch glücklicher zu machen. Er wurde einige Jahre nach seiner Zurückkunft nach Leipzig mit einem Unglücklichen dieser Art bekannt, der, wie man zu sagen pflegte, im Grunde kein böses Herz hatte, von der Wollust aber zur Freygeisterey verleitet, und von dieser zu Ausschweifungen hingerissen worden war, die sowohl seine Gesundheit als seine irdische Wohlfahrt zu Grunde gerichtet hatten. Unter einer eben so schmerzlichen als ekelhaften

Krankheit fehlte es ihm sowohl an Gemüthsruhe und Trost, als an Mitteln, sein äußerliches Leiden sich zu erleichtern, und zugleich an dem einzigen, was Verächter der Religion allein noch zu einiger selbst ihrem Körper nöthigen Gelassenheit bewegen kann, an der Hoffnung wieder aufzukommen. Ungeduld und Verzweiflung vermehrten seine Quaalen, und gleichwohl waren keine Flüche noch Verwünschungen so strafbar, die er nicht aus Ungeduld und Verzweiflung wider sich und wider die Vorsehung ausgestoßen hätte. Gellert, von den schrecklichen Schmerzen seines Körpers, noch mehr aber von dem Elende seiner Seele gerührt, wünschte ein Werkzeug ihrer Errettung zu werden. In dieser Absicht suchte er sich zuförderst seiner Liebe zu versichern, und ihn zu überzeugen, daß er von einem wahren und ernstlichen Mitleide gegen sein leibliches Elend durchdrungen wäre. Weil auch sein Herz wider die Religion so feindselig gesinnt war, daß er ihre Hülfe nicht verlangte, sondern floh, so nahm er sich vor, sein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er nur die Absicht zu haben schien, seine Schmerzen zu lindern, und ihm das Gefühl seiner Krankheit zu erleichtern. In dieser Absicht that er alles, was er nach seinen Umständen thun konnte, und sammelte, mit aller Schonung seiner äußerlichen Ehre, bey seinen Freunden, um ihm mit allen Erquickungen beyzustehen, welche seine Seele zur Ruhe und zu einem gelassenen und ernstlichen Nachdenken bringen könnten. Er war ungeachtet des Unangenehmen, was seine Krankheit hatte, doch immer bey ihm; immer bemüht, durch kleine Bequemlichkeiten seine Schmerzen zu besänftigen, mit dem angenehmen trauernden Mitleiden in seinem Auge, welches Unglückliche so leicht empfinden, und welches in keinem Auge redender war, als in dem seinigen. Das Herz des Kranken wurde nach und nach erweicht, mäßigte aus Achtung für einen so dienstfertigen und mitleidigen Freund die ungestüme Heftigkeit seiner Ungeduld, Gellerts Betrübniß zu schonen, und da es

Digitized by Google

sich erst gegen die Freundschaft eines liebreichen Mannes zu öffnen anfieng, begann dasselbe nach und nach empfindsamer auch gegen die höhere Liebe zu werden, auf welche es Gellert mit einer zärtlichen Vorsicht und Behutsamkeit aufmerksam zu machen suchte. Der Kranke kam mehr zur Stille, von der Stille zum Nachdenken, vom Nachdenken zur Reue, von der Reue zu ernsthaften Bestrebungen, seine Verzweiflung zu mäßigen, seinen Lippen Gewalt zu thun, und der schrecklichen Verfluchungen, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, sich zu enthalten. Endlich ließ er seinem Freunde nicht bloß die Freyheit, ihn zu erinnern, wenn er in Gefahr war, sich vor Schmerzen zu vergessen, sondern bat ihn auch um diese ihm nöthige Hülfe. Seine Sorge, ob er noch errettet werden könnte, wurde lebhafter, und sein Verlangen darnach immer feuriger. Vor dem hatte er die Lehrer der Religion verspottet; nun sehnte er sich nach ihrem Unterrichte und Troste. Seine Gelassenheit und Geduld nahm mit seinen Schmerzen zu; doch wurde er nicht vom Tode übereilt, und zuweilen schien er Erleichterungen zu erhalten, die ihm schmeicheln konnten, daß er die Hoffnung der Genesung doch nicht völlig aufgeben dürfte. Gellert sollte die Freude haben, seine Besserung noch mehr zunehmen zu sehen. Er verließ denselben so wenig, als es ihm nur seine übrigen Pflichten erlaubten, und bemühte sich, eben so sehr die Empfindung seiner Unwürdigkeit und einen ernsthaften Abscheu an seinem vorigen Leben, als die Hoffnung seiner Begnadigung zu unterhalten. Der gebesserte Kranke war indeß seinem Tode näher gekommen, als sein für seine Seele so besorgter Freund fürchtete. Eines Tages betete er ganz allein mit dem Kranken; dieser ward plötzlich schwächer, ergriff die Hand seines mit ihm betenden Freundes, dankte ihm, betete, und starb. Gellert, von seinem schnellen und ruhigen Tode gerührt, glaubte kaum, was er sah, rief um Beystand, entfernte sich aber, als er sah, daß es hier seiner Hülfe nicht mehr bedurfte,

Digitized by Google

mit zitternder Freunde aus dem Hause, voll Dankbarkeit für die Hoffnung, die er hatte, etwas zu Errettung einer unsterblichen Seele beygetragen zu haben.

Man sieht aus dieser Begebenheit, mit welchem Eifer er an der Beförderung der wahren und ewigen Glückseligkeit der Menschen gearbeitet haben würde, wenn ihm die Beschaffenheit seiner Gesundheit erlaubt hätte, seinem Wunsche nach einem Predigtamte oder Schulamte zu folgen. Noch hatte er über kein sieches Leben zu klagen; aber so gesund war er auch nicht, als man in seinen Jahren zu seyn pflegt. Weil nun zu öffentlichen durch Verordnungen festgesetzten und bestimmten Arbeilen eine zuverläßige und beständige Gesundheit nöthig ist, wenn sie ihre Absicht genug erfüllen sollen, so beschloß er, sich dem Unterrichte der akademischen Jugend zu widmen. Er wählte dazu eine Sphäre, die zwar nicht unmittelbar an die Religion und Moralität grenzt, die er aber in eine genaue und freundschaftliche Verbindung mit ihnen zu setzen hoffte, damit er den Menschen auch dadurch nützen möchte, wodurch ein edler, nach der wahren Unsterblichkeit begieriger Geist am liebsten zu nützen wünscht. Auch für die Frömmigkeit und Tugend giebt es glückliche Umwege zum menschlichen Herzen. Auf diesen wollte sie Gellert dahin führen, oder sie in der Herrschaft, die sie etwa schon über gute junge Gemüther haben möchten, befestigen, obgleich dieses nicht der Erste seiner Endzwecke zu seyn schien. Er setzte sich vor, ihren Geschmack zu bilden, aber auf eine solche Art, daß sie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geschmacks. In dieser Absicht erwarb er sich die Freyheit auf der Akademie 1744 und 1745 öffentlich zu lehren, nach der Gewohnheit der Universitäten erst durch die Annahme ihrer höchsten Würde in den freyen Künsten und durch die Vertheidigung einer gelehrten Abhandlung von der Poesie

der Fabeln und der vornehmsten Fabeldichter.*) Die Geschicklichkeit und Kunst zu unterrichten hatte er sich bereits erworben, Er ward auch darinnen täglich vollkommener, ob er gleich nie diejenige Dreistigkeit auf dem Katheder erlangt hat, die weder Vermessenheit noch Unverschämtheit genannt seyn will, die aber gemeiniglich nur angenommen wird, um dem Auge der Jugend den Mangel einer größern Einsicht und Geschicklichkeit, die ein Lehrer haben sollte, zu entziehen; die aber denselben immer viel weniger verbirgt, als ihn eine furchtsame Bescheidenheit befürchten läßt.

Indeß wollte Gellert nicht allein durch akademische Vorlesungen, sondern auch durch Schriften nützlich werden. Wie ihm die Fabeln mit Recht diejenige Gattung von Poesie zu seyn schienen, worinnen er die meiste Stärke hätte, so arbeitete er, als die ersten Stücke der bremischen Beyträge 1745 herauskamen, ganz in der Stille an den seinigen, um seine Freunde auf eine angenehme Art zu überraschen. Seine ersten Versuche von Fabeln und Erzählungen in den Belustigungen hatten viel Beyfall erhalten. Dadurch aber war er doch nicht zu der Zufriedenheit verleitet worden, welche so viele Schriftsteller verhindert hat, ihren Werken diejenige Vollkommenheit zu geben, die sie denselben gegeben haben würden, wenn ein Mißtrauen gegen sich selbst sie angetrieben hätte, mehr Sorgfalt und Fleiß auf die Ausarbeitung zu wenden. Gellert kannte und fühlte die Nothwendigkeit und die Vortheile eines nur seltnen Mißtrauens dieser Art. Er las seine Fabeln seinem Freunde Gärtner vor, und dann erst der ganzen Gesellschaft seiner übrigen vertrauten

*) (1744, vgl. Th 8, S. 288. Der Titel der Dissertation ist: De poesi apologorum eorumque scriptoribus amplissimi philosophorum ordinis auctoritate d. XXX. Decembr. A. CIƆIƆCCXXXXIIII disputabunt Christianus Fürchtegott Gellertus, A. M. et Joh. Andreas Cramerus, Joestad. Misn. Lipsiae literis Breitkopfianis. 40 S. 4to).

Freunde. Dieses geschah nicht lange nach der ersten Einrückung der preußischen Kriegsvölker in Sachsen. Er verlangte eine genaue und strenge Beurtheilung seiner Arbeit von seinen Freunden. In dieser freundschaftlichen Beschäfftigung ließen sie sich auch dadurch nicht stören, daß zu eben der Zeit seine Wohnung, wo sie in dieser friedlichen Absicht sich versammelt hatten, von einigen preussischen Officieren durchsucht wurde, um zu erfahren, ob nicht etwa der General Sibylsky daselbst versteckt seyn möchte.

Unter seinen damals verfertigten Erzählungen ist die Schilderung einer Betschwester besonders merkwürdig. Diese hatte ihn auf die Gedanken gebracht, seine Gaben zu den Werken des Geschmacks auch zur Verbesserung des Theaters anzuwenden, um diese Art des öffentlichen Vergnügens moralischer und dadurch nützlicher zu machen. Denn obgleich schon Johann Elias Schlegel seinen geschäfftigen Müßiggänger und seine Pracht von Landheim in dieser Absicht gearbeitet hatte, so waren doch diese beiden Stücke noch nicht gedruckt. Gellert schrieb also seine Betschwester, und überließ sie seinen Freunden, auf ihr Ersuchen, zur Bekanntmachung in den bremischen Beyträgen. Anfangs war er zweifelhaft, ob er nun nicht die Erzählung, welche das Lustspiel veranlaßt hatte, unterdrücken sollte. Seine Freunde sollten dieß entscheiden, und diese waren der Meynung, daß dieselbe eben sowohl, als die Komödie, gedruckt werden könnte. Dieses Stück wurde mit Beyfall aufgenommen, verursachte ihm aber in der Folge viel Kummer. Einige Namen haben Nebenbegriffe, wodurch zuweilen eine gewisse Zärtlichkeit wider Sachen aufgebracht wird, wobey sie nichts anstößiges finden würde, wenn dieselben nur mit einem andern Worte oder Bilde bezeichnet wären. Vielleicht wäre dieser Zärtlichkeit, wenn sie noch unschuldig und nicht selbst eine Frucht oder Art der Scheinheiligkeit ist, in dieser Komödie der Name einer Scheinheiligen weniger zuwi-

der gewesen. Denn wer hat eine wahre Achtung gegen Religion und Frömmigkeit, und sollte sich nicht freuen, diejenigen, welche Andacht und Gottseligkeit bloß im Aeußerlichen, oder in einer ausschweifenden Nachahmung ihres Aeußerlichen suchen, einem ernstlichen Mißfallen und Abscheue daran Preis gegeben zu sehen? Gellert hatte gewiß bey seiner Arbeit diese Absicht. Man darf zur Ueberzeugung davon nur seine Erklärung darüber in der Vorrede zu seinen Schauspielen lesen. Es bedarf hier keiner Untersuchung über die Sittlichkeit des Theaters, keiner Betrachtung der Nützlichkeit und Schädlichkeit dieses öffentlichen Vergnügens, das an Höfen und in großen Städten fast zu einem Bedürfnisse geworden ist. Neuere Philosophen, als Rousseau und Alembert, und auch neuere Gottesgelehrten sagen sowohl für das Theater, als wider dasselbe so viel Unbestimmtes, wodurch die Entscheidung mehr erschwert als erleichtert wird, daß man sich eine allzulange Ausschweifung erlauben müßte, wenn man die dahin gehörigen Fragen in ein neues Licht setzen sollte. Es mag schwer seyn, zu entscheiden, was getreue Zeichnungen guter und böser, liebenswürdiger und verhaßter, edler und niederträchtiger Charaktere im Schauspielhause auf die Zuschauer oder im Lesen auf die Leser für Eindrücke machen können, wenn man dabey den verschiednen Zustand ihres Gemüthes in Betrachtung zieht. Es mag schwer seyn, aus dieser Kenntniß diejenigen Regeln herzuleiten, welche Dichter beobachten müssen, wofern sie nicht allein vergnügen, sondern auch nützlich werden wollen. Auch ist es schwer zu entscheiden, wie sehr die unausbleibliche Empfindung von Vergnügen über die Kunst der Nachahmung, über die Schönheit der Malerey und über das Reizende der Vorstellung selbst den Eindruck hindert oder befördert, den jede richtige Bemerkung des Bösen, des Häßlichen, des Verabscheuungswürdigen, des Strafbaren, und des Lächerlichen zum Vortheile einer wahren Liebe und Hochachtung gegen alles Edle,

Digitized by Google

Schöne und Liebenswürdige machen sollte. Man kann überdieß mit keinem philosophischen, oder theologischen Machtspruche bestimmen, was das Theater durch die Verschuldung der Dichter, oder ohne dieselbe für Wirkungen auf die Leidenschaften der Menschen haben; was es diesen für neue Gestalten oder Wendungen geben könne. Das aber ist gewiß, daß sowohl die Theologen, als andere, welche Christen sind, oder seyn wollen, sich in dieser Sache keinen Ausspruch anmaßen müssen, ehe sie sich wohl geprüft haben, ob sie auch alle zu diesem Richteramte nöthigen Einsichten besitzen; denn es ist sehr bedenklich, über die Moralität solcher Vergnügungen, deren Unschuld doch unter gewissen Voraussetzungen und nach einem gewissen Ideale von ihnen selbst eingestanden wird, in einem entscheidenden Tone zu urtheilen. Hat man nicht alle dazu nöthigen Einsichten; so können dergleichen Urtheile sehr leicht schief gerathen, und zu eben so schiefen und anstößigen Gegenurtheilen Gelegenheiten geben. Können sich aber wohl diejenigen darauf einlassen, die, wenn sie auch ihre Moral wissen, doch vielleicht von den Werken des Geschmacks, und ihren Wirkungen auf die menschliche Seele, von der Verbindung, worein sie mit den Lehren der Religion gebracht werden können, von den Regeln dieser Verbindung, und von der Harmonie einer an sich unschuldigen Belustigung des Witzes mit der Tugend nicht genug bestimmte Kenntnisse haben? Fehlt es ihnen an diesen, so gehen sie am sichersten, wenn sie für ihre Nebenmenschen sich auf den allgemeinen Rath einschränken, auch in ihren Vergnügungen alles zu prüfen, das Beste zu wählen, und bey dem Genusse derselben darauf zu sehen, daß sie ihre eigne Unschuld bewahren und von keiner unmoralischen Gleichgültigkeit gegen Dinge, gegen welche sie nicht gleichgültig seyn dürfen, angesteckt werden mögen, weil sie sonst durch ihre Unfähigkeit, bestimmt und zuverläßig genug zu urtheilen, sich der Gefahr bloß stellen, Mißtrauen gegen ihre übrigen bessern mo-

Digitized by Google

ralischen Aussprüche zu veranlassen. Gellert selbst hatte bey seinen theatralischen Arbeiten gewiß die Absicht, am Laster Abscheu, an Fehlern und Thorheiten Mißfallen zu erwecken, gute und liebenswürdige Charaktere aber durch eine reizende Vorstellung zu empfehlen und den Menschen angenehm zu machen. Er wollte dem guten Herzen eben so sehr als dem Witze gefallen; man kann also seine Schauspiele nicht ohne Muthwillen oder Einfalt für die Tugend anstößig finden, wenn es auch nicht schwer seyn sollte, besonders in der Betschwester, einige Züge, die etwan eine ängstliche Bedenklichkeit hinweg wünschen könnte, auszulöschen, ohne ihre Schönheit zu vermindern. Hätte er mit Wahrscheinlichkeit einige Anstößigkeit von diesem Stücke befürchtet, so würde er dasselbe gewiß vor dem Drucke eben so willig unterdrückt haben, wie lieb ihm auch seine Arbeiten waren, als er eine in Absicht auf die Poesie schöne Erzählung zernichtete, weil Gärtner ihm die Anmerkung machte, daß sie einigen Lesern zu frey vorkommen und dem moralischen Nutzen seiner Fabeln schaden könnte. Jedoch diese Gesinnungen seines Herzens können nicht unbekannt seyn. Gleichwohl fanden sich in den spätern Jahren seines Lebens Männer, welche ihn aus guter Absicht und Meynung, aber freylich auch aus Unwissenheit in dieser Materie, in ihren Briefen an ihn darüber beunruhigten. Gellert konnte über Aeußerungen dieser Art leicht ängstlich werden. Er bat Männer von Einsicht und Frömmigkeit, weil er dem Ausspruche seines eignen Gewissens nicht allein trauen wollte, um ihr Urtheil, ob er sich auch wohl Vorwürfe über seine Betschwester zu machen hätte; er wünschte auch wirklich mit großem Ernste, ob sie ihn gleich mit sehr guten Gründen zu beruhigen suchten, daß er dieselbe nicht geschrieben haben möchte. Er würde sogar dieses Lustspiel noch vertilgt haben, wenn es in seiner Macht gestanden hätte. Um übrigens von dem Werthe nicht allein dieses Stückes, sondern aller seiner Schauspiele, den

Digitized by Google

sie als Werke des Geschmacks haben, richtig genug zu urtheilen, muß man anmerken, daß sie nicht sowohl für die große Welt, als für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt waren, daß überdieß nicht die Sphäre eines bearbeiteten Gegenstandes, sondern die glückliche Bearbeitung selbst den Werth davon bestimmt. Dieß ist der Standpunkt, aus dem sie beurtheilet werden müssen; denn die Höfe hatten damals so wenig als itzt ein deutsches Theater. Die Charaktere seiner Lustspiele sind nicht aus einem fremden Himmelsstriche auf deutschen Boden verpflanzt; keine Gemälde, woran die Phantasie des Dichters mehr Theil hat, als die Wahrheit, sondern getreue Nachzeichnungen der Natur. Reizen gewöhnliche Sitten und Charaktere, die jedermann ganz gesehen zu haben glaubt, weil sie der allgemeinen Beobachtung sich nicht ganz entziehen können, nicht so leicht als diejenigen, die durch das Neue und Sonderbare, welches eine lebhafte Einbildung hinzumischt, leichter gefallen und länger unterhalten: so wird man ohne Mühe erkennen, daß es eine Meisterhand seyn mußte, welche dieselben so zu schildern und in einem solchen Lichte zu zeigen wußte, daß Leser und Zuschauer eben so damit beschäfftigt werden, als wenn sie von ihnen zum erstenmal gesehen und beobachtet würden, da er zumal seinem Ausdrucke nicht die geheimnißvolle Miene gab, daß mehr dabey gedacht werden müßte, als er sagt, weil er selbst mehr dabey gedacht hätte. Der Dialog in seinen Komödien könnte weniger periodisch seyn; allein dieß Periodische, welches der Sprache des Umgangs nicht gemäß genug zu seyn scheint, ist vielleicht nicht fehlerhafter, als eine übertriebene Kürze der Unterredung, und das wahre Komische gewinnt durch einen Fehler so wenig, als durch den andern.

Nachdem sein erstes Lustspiel gedruckt worden war*), ließ

*) (Schon vorher, 1744 u. 1745, waren die beiden Schäferspiele das Band und Sylvia in den Belustigungen erschienen; vgl.

er auch den ersten Band seiner Fabeln und Erzählungen drucken. Sie wurden mit einem allgemeinen Beyfalle aufgenommen; nicht nur in Deutschland, welches nun erst zu einem bessern Geschmacke gebildet und gewöhnt wurde, sondern auch unter den Nationen, die schon der Empfindung des wahren Schönen in diesen Gedichten gewohnt waren, und darum von dem Werthe solcher Werke sicherer urtheilen konnten. Sie wurden den Ausländern durch verschiedne Uebersetzungen bekannt, welche immer weit unter ihrem Originale blieben, und dennoch ehrten die Fremden auch darinnen das Genie des deutschen Dichters mit einem Lobe, das um so viel bedeutender war, je zurückhaltender sie zu allen Zeiten mit ihrem Beyfalle gegen unsre Nation gewesen sind. Diese Gedichte haben so unstreitige und so sichtbare Vorzüge, daß man sie, wenn Itztlebenden ein solches Urtheil erlaubt werden kann, beständig zu den klassischen Werken unsrer Nation zählen wird. Noch immer gehören sie zu den angenehmsten Unterhaltungen einer sich zu einem guten Herzen und Geschmacke bildenden Jugend; noch haben sie den Beyfall eines Geschlechtes, das näher bey der Natur bleibt, und deswegen auch nach seinem Gefühle sicherer, als das unsrige nach Aesthetiken über das wahre Schöne urtheilt. Noch erzählen gute Mütter sie ihren sich zum Geschmacke bildenden Töchtern; noch würde sich auch der mürrische Weise schämen, mit Gleichgültigkeit oder Verächtlichkeit davon zu sprechen. Die Wahl und die Erfindung des Innhalts, die Absicht, die Ausführung, die Manier, alles gefällt; alles macht dem Verstande, dem Herzen, und dem Geiste des Dichters Ehre. Er erhebt sich nie so hoch, daß er nur von dem scharfsinnigern und gelehrtern Theile der Menschen gesehen werden könnte: er

die Vorbemerkung zu Th. 3. In den Bremischen Beyträgen, deren Geschichte C. F. Weiße (Rabeners Briefe, S. XXIX. ff.) genau erzählt, findet sich von Gellert nichts als die beiden Lustspiele: die Betschwester und das Loos in der Lotterie.)

schwebt aber auch nie so nahe an der Erde hin, daß er von ihnen übersehen zu werden verdiente. Im Schmucke seiner Erzählung herrschet eine weise und überlegte Mäßigung, eine Schönheit, welche gefällt, ohne lange vor den Spiegel gesessen zu haben, allezeit bescheiden, zuweilen aber auf eine angenehme Art nachläßig; nicht eben aus bulerischer Zuversichtlichkeit zu ihren Reizungen, sondern, ohne es doch selbst zu wissen, aus einem geheimen Gefühle, daß sie keiner außerordentlichen Sorgfalt in ihrem Putze bedürfe. Es giebt unter andern Nationen, und vielleicht auch unter den unsrigen, Kunstrichter, (zum wenigsten wollen sie dafür gehalten seyn), welche für die Größe eines jeden Geistes ihren Maaßstab haben, und jedem sinnreichen Werke neben und unter andern seinen von ihren Einsichten und Leidenschaften bestimmten Rang mit einem so entscheidenden Ansehn anweisen, als wenn ihnen dieses Geschäffte vom Geschmacke selbst aufgetragen worden wäre. Allein das ganze Geheimniß besteht darinn, daß man aus der Arbeit eines Dichters eine oder die andre Stelle heraushebt, sie mit andern Stellen ähnlicher Dichter vergleicht, diesem oder jenem, wie man will, zum Nachtheile, sich dann auf den Dreyfuß setzt, und sein Urtheil ausspricht; eine Kunst, die mit Circens Zauberstabe viel Aehnlichkeit zu haben scheint; denn nach solchen Orakeln sollte es nicht schwer seyn, einem Homer seinen Sitz neben dem Chapelain, und einem Phädrus den seinigen neben Stoppen anzuweisen. Ueberhaupt sind solche Aussprüche, besonders wenn es Lobeserhebungen sind, nicht viel besser, als die Urtheile der holländischen Blumisten, die eine Tulpe oder eine Nelke bloß darum für Wunder der Schönheit erklären, weil sie einen Strich von Farbe haben, welchen andre in ihrer Art eben so schöne Blumen nicht haben.

Wie empfindlich Gellerten ihr Tadel gewesen seyn würde, läßt sich itzt nicht entscheiden; doch würde ihr Beyfall nicht das Ziel gewesen seyn, nach welchem er gestrebt hätte. „Mein größ-

ter Ehrgeiz," sagt er in einem Schreiben an einen Freund in Schlesien, „besteht darinn, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten im engen Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern, und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen, und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen." Ein so menschenfreundlicher Dichter konnte sich mit Recht freuen, als ein Bauer in Sachsen im Anfange des Winters, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm seine Fabeln gemacht hatten, mit einem Wagen voll Brennholz vor seine Wohnung fuhr, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der so schöne Fabeln machte, und ihn mit einem Auge voll Freude und mit vielen Entschuldigungen seiner Freyheit ersuchte, seine Ladung Brennholz zum Merkmale seiner Erkenntlichkeit anzunehmen.*) Es giebt Schönheiten, die jedermann empfinden kann, ohne den Aristoteles studirt zu haben, und ein Beyfall, an dem das gute Herz so viel Theil hatte, mußte einen Dichter rühren, der mehr Ursache hatte, sich darüber zu freuen, als er sich den Vorwurf kränken lassen durfte, daß er sich La Fontainen zum Muster genommen hätte. „Man will," sagt er,**) „daß ich La Fontainen nachgeahmt habe; ich aber sage, Nein. Ich kannte ihn freylich, da ich den ersten Theil meiner Fabeln ausarbeitete; meine akademische Probeschrift beweist es. Ich hatte vorher einige seiner Fabeln nicht ohne Mühe gelesen; aber nicht gelesen, um ihn nachahmen zu wollen. Es war auch um diese Zeit meine Kenntniß des Französischen nicht so groß, daß ich alle Schönheiten eines so feinen Dichters hätte bemerken

*) (Die Geschichte, die Gellert selbst in einem Briefe, Thl. 4, S. 102, vgl. Th. 8, S. 17, Anm., etwas anders erzählt, scheint gemeint zu sein.)

**) Unvollständige Nachrichten.

können. Ich bin kein La Fontaine; eben deswegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht gelesen habe, ehe ich meinen Geschmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich, und ich habe mir auch nie geschmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunst im Erzählen war Glück, Natur, und, wenn ich das stolze Wort gebrauchen darf, eine gewisse Begeisterung. Ich kannte das Fehlerhafte im Erzählen mehr aus Gefühl als aus Regeln; dieses war besonders im Anfange meine ganze Regel. Ich empfand das Schöne, ohne ein kunstgerechter Kenner zu seyn, und (hier hätte Gellert sich mit La Fontainens Beyspiele trösten können;) zuweilen empfand ich es, ohne zu wissen, daß es das wahre Schöne war. Dieses ist meine Kunst gewesen. Ich hatte kritische Freunde; das war Glück; ich gab ihren Urtheilen nach; denn sie überzeugten mich. Ich besserte unverdrossen; ich war so klug, nur für Kluge schreiben zu wollen; das war meine ganze Weisheit. Ich habe nie nachahmen können, und ich glaube, meine Schriften werden es beweisen; sie würden, ich gestehe es, oft mehr werth seyn, wenn ich meine Vorgänger mehr zu nützen gesucht hätte."

Noch vor der Ausgabe des ersten Bandes seiner Fabeln hatte er bereits 1746 sein zweytes Lustspiel, das Loos in der Lotterie, ein poetisches Schäferspiel, Sylvia*), und das Orakel, verfertiget; dennoch war dieß seinem Fleiße nicht genug. Die Deutschen hatten noch kein Original eines erträglichen moralischen Romanes. Die Franzosen besitzen zwar einen Ueberfluß von erdichteten Geschichten, welche sowohl glücklich erfunden, als auch reizend genug erzählt sind, um in den Stunden der Langeweile müßigen Lesern zu einer angenehmen Belustigung dienen zu können. Allein nur allzuviele von ihnen suchen durch

*) (S. d. Anm. zu S. 217.)

Digitized by Google

die Hülfe des Vergnügens, welches aus Erdichtungen entspringt, wenn sie die Gestalt der Geschichte und den Reiz der Wahrscheinlichkeit annehmen, nicht die Leidenschaften zu bessern, sondern vielmehr zu unterhalten. Nur allzuviele können sich von dem Geiste der irrenden Ritterschaft, und einer gewissen dem Herzen nur allzugefährlichen Sprache der Galanterie nicht entwöhnen. Schriftsteller von dieser Art finden immer Uebersetzer und Verleger, und müssen einen um so viel größern Einfluß auf die Nation haben, die sie liest, je begieriger und häufiger sie gelesen werden. Gellert wollte also einen Versuch machen, ob er diesen so anziehenden Werken des Geschmacks mehr Ernst, mehr Würde, und zugleich mehr Nützlichkeit geben könnte, als die gewöhnlichen Romanen haben, und schrieb 1746 seine schwedische Gräfinn*) Seine Wahl in der Erdichtung fiel auf Gemälde von Begebenheiten, welche außer dem Wunderbaren viel Finstres haben: und verriethe ihn nicht eine gewisse Art des Ausdrucks und der Erzählung; so sollte man kaum glauben, daß seine Fabeln und die schwedische Gräfinn Werke von Einem Verfasser wären. Das Verlangen, durch das Vergnügen zu nützen, ist das beständige Gepräge seiner Arbeiten, und dieses läßt sich auch hier nicht verkennen; eine billige Critik wird also den ersten Originalversuch in dieser Gattung sinnreicher Werke mit Nachsicht beurtheilen, wenn er gleich von andern verdunkelt wird, die nach seiner Zeit in derselben berühmt und unsterblich geworden sind.

Schon um diese Zeit erduldete Gellert manche heftige Anfälle von dem Uebel der Hypochondrie, von dem er in seinem ganzen Leben so viel erlitten hat. Bey aller vorsichtigen Enthaltung von Speisen und Getränken, die es nähren konnten, bey aller Mäßigung in seinen Arbeiten, bey aller Sorgfalt, we-

*) (S. d. Vorbemerk. zu Th. 4.)

Digitized by Google

der die nöthige Leibesbewegung, noch die ihm zuträglichen Aufmunterungen des Geistes zu versäumen, wurde dennoch seine Gesundheit in seinem männlichen Alter nicht besser. Viele Tage seines nützlichen Lebens waren schon leidenvolle Tage für ihn. Tugend und Frömmigkeit gaben ihm die nöthige Stärke, die ersten schmerzlichen Empfindungen seines Uebels gelassen zu ertragen, und sich von der Furcht eines ihm bevorstehenden siechen Lebens nicht niederschlagen zu lassen. Um sich aufzumuntern und zu trösten, nahm er seine Zuflucht zur Religion, bestrebte sich, den Trost, mit dem sie ein schmerzhaftes Leben erleichtern kann, zu empfinden, und sein menschenfreundliches gegen fremde Noth so empfindsames Herz bewog ihn, die aus dieser Quelle geschöpften tröstenden Vorstellungen, in seinen Trostgründen wider ein sieches Leben*), 1747 auch Andern mitzutheilen. Man nahm sie mit einem gleichen Beyfalle, als seine übrigen Arbeiten, auf, übersetzte sie in verschiedene Sprachen, und Formey in Berlin erweiterte sie in der Seinigen zu einer ausführlichen Abhandlung. Mentors Charakter in den Trostgründen ist ein Gemälde, zu dem er die meisten Züge von sich selbst genommen hat, und dieses muß um so viel mehr rühren, je getreuer die Zeichnung der Leiden ist, mit denen er schon fast täglich kämpfen mußte. Sie waren groß; aber sie konnten seinen Eifer, der akademischen Jugend durch seinen Unterricht und Umgang zu nützen, nicht schwächen. Er wußte sich eines jeden heitern Augenblicks zum wohlthätigen Gebrauche seines Genies für die Welt zu bemächtigen. Hatte ihn ein Spaziergang ins freye Feld oder in das anmuthige Gehölz des Rosenthals erquicket, so arbeitete er zu ihrem Nutzen und Vergnügen an seinem Schreibpulte, sammelte, vermehrte und verbesserte seine Lustspiele, die er 1747 in einem Bande zusammen drucken

*) (Th. 5, S. 16 ff.)

ließ, und gab der Welt zugleich 1748 einen zweyten Theil Fabeln und Erzählungen. In der Vorrede zu diesem bekannte er mit einer bescheidnen Offenherzigkeit sein Vergnügen über die günstige Aufnahme des ersten Theils. „Ich weis," sagt er, „für den Beyfall der Kenner nicht dankbarer zu seyn, als durch ein offenherziges Geständniß meiner Freude darüber. „Man muß das stolze Verlangen" ꝛc. [s. Th. 1, S. 34] „der Ehrbarkeit nicht gestört habe." „Werde ich aber auch," fuhr er fort, „was ich durch den ersten Theil gewonnen habe, durch den zweyten behaupten können? Man halte dieses" ꝛc. [s. Th. 1, S. 35] „für die Welt hat." Nach diesem Geständnisse seiner Empfindungen entdeckt er die Ursachen seiner Frage, ob er mit diesem zweyten Theile die Ehre behaupten würde, die er mit dem ersten gewonnen hatte, auf eine für die Dichter und die Kunstrichter sehr unterrichtende Weise. Die Welt hat für ihn entschieden, und die Nachwelt wird die Entscheidung bestätigen, daß die Fabeln und Erzählungen des zweyten Theils den ersten an den Reizungen der Erfindung und Ausführung nicht weichen, in den Vorzügen aber, womit ein reiferes Urtheil und ein genauerer Fleiß die Schönheiten der Natur erhöhen können, sie noch übertreffen. Vielleicht scheint in diesem Urtheile die Sprache der Freundschaft und Hochachtung zu reden. Allein von Werken des Geistes, die im Ganzen schön und so sichtbar bestimmt sind, die Menschen zugleich zu ergötzen und zu verbessern, kann kein billiger Richter in einer andern Sprache reden, wenn es auch Werke seines Feindes wären. In einer andern Sprache davon zu sprechen, sie ihres Ruhmes berauben zu wollen, und sich ein Verdienst daraus zu machen, oder eine kritische Größe darinnen zu finden, dazu scheint ein Charakter zu gehören, vor dem jeder Rechtschaffene in die Seele deß, der ihn hat, erröthen muß; vor dem aber niemand mehr erröthen sollte, als wer sich dessen schuldig weis. Die besten Werke haben ihre schwachen Seiten,

Digitized by Google

haben Flecken; vor diesen muß man warnen; diese zu bewundern wäre eine Vergötterung, die jeden freyen Geist erniedrigt. Die Fehler, auch der größten Geister, verdienen keine Hochachtung; aber ihre Gaben verdienen sie, und vornehmlich verdient sie der gute Gebrauch derselben. Wenn man diese aus den Augen setzt, so vergißt man die Ehrerbietung, welche man dem menschlichen Geschlechte selbst schuldig ist, dessen Freund niemand mehr seyn konnte, als es Gellert war.

Ungefähr sieben Jahre lang lebte er mit seinen vertrauten Freunden, den Verfassern der Beyträge in einer Verbindung, die sowohl wegen der Aehnlichkeit ihrer Gesinnungen, Gaben, Absichten und Arbeiten mit einander, als auch wegen der unveränderlichen Zärtlichkeit ihrer gemeinschaftlichen Freundschaft nur selten möglich ist. Nunmehr waren sie fast alle von einander getrennt. Zachariä, Giseke und Klopstock hatten Leipzig verlassen; Conrad Arnold Schmidt wurde nach Lüneburg, Gärtner und Ebert nach Braunschweig, Cramer nach Gröllwitz, und Johann Adolph Schlegel nach Pforte gerufen. Rabener allein blieb noch einige Jahre in seines Freundes Gesellschaft. Diese allgemeine Zerstreuung seiner Geliebten war ihm um so viel empfindlicher, je mehr er sich unter dem Gefühle seines immer anhaltenden Uebels in ihrem Umgange aufzuheitern gewöhnt hatte. Die Anfälle desselben wurden häufiger und heftiger, ohne seinen Eifer in dem Unterrichte der Studirenden zu schwächen, indem er denselben nicht aussetzte, wenn auch seine Tage noch so traurig waren. Die glücklichern Stunden, die ihm übrig blieben, wendete er, von seinem Freunde Rabener dazu bewogen, theils auf eine Sammlung seiner Briefe, theils auf die Ausarbeitung seiner Lehrgedichte, unter denen der Stolz*) das älteste zu seyn scheint.

*) (Th. 2, S. 33 ff. Vgl. Th. 8, S 74. Das älteste unter den moralischen Gedichten ist der Menschenfreund, s. Th. 2, S. 3. Anm.)

Rabener hatte schon lange gewünscht, daß die Deutschen zu einer freyern und ungezwungnern Schreibart in ihren Briefen gewöhnt werden möchten. Er, der in so mancherley Arten von Geschäfften und Verbindungen so viele Briefe empfieng und so viele schreiben mußte, empfand vor Andern die Nothwendigkeit davon, und urtheilte nicht ohne Grund, daß niemand fähiger wäre, etwas zu einer allgemeinen Verbesserung und zur Verbannnng des ihm so verhaßten weitschweifigen Canzleystyls auszurichten, als ein von der Nation eben so geliebter, als bewunderter Autor, wie Gellert war. Weil er aber die Abneigung desselben vor neuen gelehrten Arbeiten kannte, so suchte er ihn durch eine freundschaftliche List zu diesem Unternehmen mehr zu verleiten, als zu überreden.*) Er that Gellerten den Antrag, in seiner Gesellschaft Briefe ohne Namen herauszugeben, und dazu auch Beyträge von andern Freunden zu verlangen. Unter dieser Bedingung ließ sich sein erst ganz unentschlossener Freund bewegen, aus den Briefen, von denen er einer Freundinn auf ihr Verlangen Abschriften gegeben hatte, diejenigen auszusuchen, die ihm zu dieser Absicht bequem zu seyn schienen. Rabener, sehr zufrieden mit seinem deutschen Plinius, bezeichnete diejenigen, die nach seinem Urtheile nicht gedruckt werden müßten, und fieng nun an, ihn zu einer Abhandlung vom guten Geschmacke in Briefen, und von den Fehlern, welche darinnen vermieden werden sollten, aufzufordern. Gellert, unfähig seinen Freunden zu versagen, was sie ernstlich wünschten, ließ sich auch zu dieser Arbeit überreden, und nun drang Rabener so lange in ihn, bis er denselben zur Bekanntmachung sowohl seiner Abhandlung, als seiner von ihm gebilligten Briefe vermocht hatte. Um von ihrem Werthe ein richtiges Urtheil zu fällen, muß erwogen werden, was er selbst davon in seiner Vorrede

*) Unvollständige Nachrichten.

Digitized by Google

sagt. Es wäre eine sehr kritische Unbilligkeit, von einem Gellert in der Lage, worin er sich befand, solche Briefe zu verlangen, als Cicero, Plinius oder eine Sevigne geschrieben haben. Briefe von einem römischen Consul, von einem Statthalter in Bithynien, von einer Dame, die mit einem Hofe, wie Ludwigs des Vierzehnten Hof war, in engen Verbindungen steht, müssen von einem anziehendern Innhalte seyn, als die Briefe eines akademischen Gelehrten. Freylich bestimmen nicht sowohl die Größe, die Wichtigkeit, und der innere Werth des Stoffes, als vielmehr der Geist und die Bearbeitung das Verdienst des Künstlers und das Anziehende für die Kenner; aber doch ist es für die Güte seiner Werke nicht gleichgültig, was er für einen Stoff zu bearbeiten hat. Giebt es also gleich schönere Briefe, als Gellerts Briefe sind, so folget doch daraus nicht, daß sich ihr Verfasser, oder Deutschland derselben zu schämen habe. Eben so wenig folgt auch, daß andre Briefe bloß darum besser als die seinigen sind, weil ihre Verfasser mehr Mühe anwenden, als er that, sinnreich zu schreiben, und den Leser durch unerwartete, durch höfische oder launische Einfälle zu überraschen. Er machte seine Briefe bekannt, einem Freunde zu gefallen, in der Absicht, Andern die Nothwendigkeit eines natürlichen und gefälligen Ausdrucks zu empfehlen, nicht aber mit dem Vorsatze, ein allgemeines Muster aller Briefe zu werden. Von dieser Seite betrachtet, werden sie stets schätzbar bleiben; schätzbarer aber sind sie für diejenigen, die in den Arbeiten des Gelehrten nicht allein den witzigen und scharfsinnigen, sondern auch den guten Mann zu sehen wünschen; denn diesen finden sie auch in denen Briefen, von welchen selbst strengere Richter unter seinen Freunden wünschen möchten, daß er sie zurückbehalten hätte, da die Welt doch gemeiniglich mehr zum Tadel als zum Lobe geneigt ist. Er selbst war weit davon entfernt, das Fehlerhafte seiner Briefe zu verkennen. Er hätte sie auch gern verbessert, wenn ihm der

Digitized by Google

Zustand seiner Gesundheit solches zugelassen hätte. Als 1768 seine Werke zusammengedruckt wurden, schrieb er an Schlegeln: „An wirkliche Verbesserungen des Textes, liebster Schlegel, ist nicht zu denken, und doch möchte ich insonderheit in den Lustspielen und in den Briefen vieles geändert wissen. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, diese anzusehen. Aber ich versichere Sie, ich bin völlig ungeschickt, auch kleine Verbesserungen vorzunehmen, und ich wünschte herzlich, daß bey meinem Leben keine Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften veranstaltet würde, sondern daß einer meiner Freunde nach meinem Tode sie zusammen herausgeben, verbessern und einen großen Theil derselben wegwerfen wollte." Wer billiger Empfindungen fähig ist, kann nun urtheilen, ob es für erlaubt gehalten werden könne, gegen einen Mann von solchen Gesinnungen die Critik über seine Arbeiten nicht bloß bis zur Unfreundlichkeit und Härte, sondern bis zur Beschimpfung zu übertreiben.

Auf die Ausgabe seiner Briefe folgten 1754 seine Lehrgedichte und einige Erzählungen, die er schon vor einigen Jahren ausgearbeitet hatte.*) Die Deutschen hatten seit einiger Zeit angefangen, fast in allen Arten der Gedichte mehr Feuer der Empfindung und Begeisterung, und eine höhere, stärkere und farbenreichere Sprache zu fodern, als in Gellerts Lehrgedichten herrscht. Man darf sich also nicht wundern, daß sie nicht mit dem lebhaften Beyfalle aufgenommen wurden, womit die Welt ihn bey der Erscheinung seiner Fabeln und Erzählungen belohnt hatte. Er wußte es, und wurde darum nicht unzufriedner mit ihnen, als er mit seinen jugendlichern Gedichten war; nicht aus der Neigung, womit Dichter zuweilen die verunglückten Arbeiten ihres Geistes zärtlicher lieben, als ihre besten Werke, um nicht zugleich von der Welt und auch von sich gedemüthiget zu wer-

*) (Vgl. Th. 8, S. 75.)

Digitized by Google

den, sondern bloß aus einer gewissen, obgleich von aller Eitelkeit entfernten Erwartung ihres Nutzens bey denjenigen, welche auch bloß unterweisende Gedichte gern lesen. Wenn man sein Geständniß gefodert hätte, so würde er gestanden haben, daß er nun weder die blühende Phantasie, noch die Hitze des Geistes mehr hätte, von der man vielleicht alle Gedichte gern entzündet sehen möchte; hätte er sie aber auch gehabt, so würde er nach seiner Absicht sich weder der einen noch der andern überlassen haben, wenn dieselben auch ohne seinen Vorsatz eine höhere Farbe davon angenommen hätten. Er wollte den darinnen empfohlenen Lehren nicht mehr Reiz noch Schmuck geben; er wollte sie nur deutlich, nur mit Empfindung sagen, weil er wünschte, daß das Herz des Lesers aufmerksamer auf die Wahrheiten, die er sagen wollte, als auf Schmuck seines Ausdruckes seyn möchte; überzeugt, daß sie auch in einem leichtern Gewande der Dichtkunst gefallen müßten, wenn sie gleich in einem kostbarern und blendendern Kleide den Geschmack mehr vergnügen könnten. Diese Wirkungen werden sie allezeit haben. Es ist unmöglich, seinen Christen*) zu lesen, ohne sich in dem Wunsche und Entschlusse, ein Christ zu seyn, gestärkt zu fühlen. Der Malerey darinnen fehlt es freylich an starken und schimmernden Farben; sie hat aber bey ihrer sanften Farbenmischung eine stille Schönheit, die immer mehr gefällt, je länger man sie ansieht. Die Empfindung erhebt sich nicht bis zur Begeisterung, nicht bis zur Leidenschaft der Frömmigkeit, und hat mehr die Wärme eines Lenzmorgens als die Hitze eines Sommertages. Diese kann einen feurigen Umlauf des Bluts wirken; bis auf einen gewissen Grad kann sie sehr angenehm seyn; sie kann aber auch sehr leicht ganz unerträglich werden. Aus diesem Gesichtspunkte muß man seine Lehrgedichte betrachten. Ein

*) (Th. 2, S. 20 ff.)

Digitized by Google

wahres, obgleich nur sanftes und ruhiges Gefühl der Tugend wird jedermann darinnen wahrnehmen. Er schrieb besonders den Christen mit vieler Empfindung der großen Wohlthaten des Christenthums, und vollendete ihn bey seinen akademischen Beschäfftigungen in eilf Tagen. „Möchte ich dieses Gedichte doch," wünschte er bey der Vollendung desselben, „zu meiner eignen Ruhe verfertiget haben! Möchte mich der Gedanke davon in traurigen Stunden aufrichten! O Gott, laß es nur meiner Seele zum Vortheile dienen!" *)

Mit gleich edlen und frommen Wünschen arbeitete er schon seit einiger Zeit an geistlichen Liedern. Diese Arbeit war seinem Herzen noch die feyerlichste und wichtigste, welche er in seinem Leben unternommen hatte. Niemals beschäfftigte er sich mit derselben, ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernste seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinnen sprechen sollten, an seinem eignen Herzen zu erfahren. Er wählte seine heitersten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillstand in dieser Arbeit, in der Absicht und Erwartung, die Gesinnungen, die er durch seine Lieder in seinem Mitchristen erwecken wollte, in seiner Seele stärker werden zu lassen. „Nun will ich," schreibt er in seinem Tagebuche, „einige Zeit aufhören; vielleicht läßt mich Gott zu noch bessern Empfindungen kommen." Glaubte er dieselben in einer größern Lebhaftigkeit zu haben, so bestrebte er sich, sie auch so auszudrücken, als nach seiner Kenntniß des menschlichen Herzens die meisten Christen dergleichen Gesinnungen haben können. Er richtete sich, um den Nutzen seiner Lieder allgemeiner zu machen, mehr nach dem gewöhnlichen Maaße ihrer Einsichten und der Kräfte ihres Verstandes, wie auch ihres Gefühls, als nach

*) Tageb. v. 1754. (Vergl. Th. 8, S. 74. 75. besonders Th. 9, S. 236 f.)

Digitized by Google

denjenigen, welche einem ungewöhnlichern und höhern Schwunge des Lobes Gottes und der Andacht im Gebete ohne Mühe folgen können, und mit Vergnügen folgen, ohne deswegen gegen diejenigen Gesänge unempfindlich zu seyn, welche höhern Fähigkeiten angemessen sind. Er wendete zwar viel Fleiß und Sorgfalt auf seine Lieder; gleichwohl wollte er dieselben nicht bekannt machen, ohne vorher das Urtheil seiner Freunde darüber zu Rathe gezogen, und sie nach ihren Anmerkungen aufs neue durchgesehen und verbessert zu haben. Seine Freunde in Leipzig, Zerbst, Kopenhagen, Berlin und Braunschweig, denen er sie zusendete, theilten ihm verschiedene Erinnerungen mit, nach welchen er viele Stellen veränderte, ehe er sie dem Drucke überließ *). Er sprach von den ihm mitgetheilten Anmerkungen mit einer Erkenntlichkeit, welche beweist, wie sehr er gewünscht hat, seinen Liedern alle ihm mögliche Vollkommenheit zu geben. „Unter meinen Freunden," schreibt er in einem Briefe, „haben sich Professor Schlegel in Zerbst und mein lieber Heyer besonders verdient gemacht. Jener hat sie mehr als dreymal lesen, kritisiren und wieder lesen müssen, und er hat sein Amt mit einer unerbittlichen Strenge und mit besonderer Scharfsichtigkeit gethan. Wenn kann ich ihm genug dafür danken? Dieser hat mich aufgemuntert, wenn ich bey den Verbesserungen derselben den Muth sinken lassen wollte. Der treffliche Mann! Bald ist er mein Censor, bald mein Abschreiber gewesen. Gott gebe, daß diese Lieder ihre Absicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da seyn werde **)." Es ist unnöthig, über ihren vorzüglichen Werth weitläuftig zu seyn, oder sie wider den ungerechten Vorwurf, daß auch sie Beweise seines Mangels an Genie wären,

*) (Vgl. d. Briefe No. 74. 78. 79. 85. 89. 93. 105 im 8ten Theile.)

**) (Vgl. Th. 8, S. 213)

Digitized by Google

zu retten. Die allgemeine Erbauung, die sie gestiftet haben und stiften werden, ist für einen solchen Vorwurf Beschämung und Widerlegung genug. Sie drücken seinen ganzen Charakter aus. Man sieht darinnen seine Empfindung des Praktischen in der Religion, welches er auch in ihren Geheimnissen so leicht fand, seinen redlichen Willen, so gut zu seyn, als diese himmlische Lehrerinn die Menschen machen soll, seine ungeheuchelte Demuth, seine Mäßigung in seinen Wünschen, seine zärtliche Menschenliebe und seine eben so ernstliche Begierde, alle seine Brüder unter der wohlthätigen Herrschaft der Gottseligkeit und Tugend glücklich zu sehen. Ueberall reden sie die Sprache der Schrift; aber diejenige vornehmlich, welche, ohne ein tiefes Nachdenken zu fodern, verständlich ist, die Phantasie nicht mit vielen reizenden Bildern unterhält, und doch gerade zu auf das Herz wirkt. Diese Beschaffenheit haben selbst seine Lehrlieder, welche entweder ernstliche Monologen und Ermahnungen an sich selbst sind, oder mehr den Ton einer väterlichen und freundschaftlichen Unterweisung haben, als den rührendern Ausdruck der Empfindung. Die gelehrten Anzeigen von Göttingen ertheilten eine Nachricht davon, deren Verfasser sich seine Art zu denken und zu empfinden gar nicht vorgestellt, oder ein Ideal von geistlichen Liedern vor Augen gehabt hatte, nach welchem sich kein Dichter richten wird, dem es um die Beförderung der allgemeinen Erbauung zu thun ist. Der ausgebreitete Nutzen von Gellerts Liedern beweiset die Unrichtigkeit dieses Urtheils. Indessen hat es der Dichter nicht verborgen, daß ihn dieses Urtheil gekränkt habe. Er fürchtete, daß es die wohlthätigen Eindrücke, die er ihnen wünschte, hindern oder schwächen möchte. Diese Furcht aber mußte selbst bey ihm verschwinden, weil es das einzige Urtheil in seiner Art blieb. Sie machten allen wahren Freunden der Religion Freude, und diese mußte ihn beruhigen. Man kann dieselbe nicht stärker empfinden und ausdrücken, als sein Freund Rabener that, und

Digitized by Google

zwar in einem Briefe an ihn, welcher ganz eingerückt zu werden verdient, weil derselbe dem Charakter seines Herzens eben so sehr zur Ehre gereicht, als den Liedern seines Freundes. „Wie bescheiden sind Sie, mein liebster Gellert," schreibt er [s. Theil 8, S. 208—211. No. 119] „zum Freunde gegeben hat."

Dieß waren die Eindrücke, welche Gellerts Lieder auf seinen Freund gemacht hatten. Sie erregten gleiche Empfindungen bey allen Verehrern der Religion, und zwar in beiden protestantischen Kirchen. Gleich nach ihrer Erscheinung wurden sie in die neuen Liedersammlungen aufgenommen, welche damals in Zelle, Hannover und Kopenhagen für den öffentlichen Gottesdienst besorgt wurden. Die reformirten Gemeinden in Leipzig und Bremen thaten eben dieses, und diesen Beyspielen sind seit der Zeit mehr Gemeinden beider Kirchen gefolgt. Auch unter der römischkatholischen Geistlichkeit haben viele sie nach ihrem Werthe zu schätzen gewußt. Tief in Böhmen, wo man keine Leser der bessern deutschen Schriftsteller erwarten sollte, war ein frommer Landgeistlicher so davon gerühret worden, daß er dieses nicht allein dem Verfasser schriftlich bezeugte, sondern ihn auch sehr ernstlich zum Uebergange zur römischen Kirche zu bewegen suchte; in der Meynung, daß derselbe von der Nothwendigkeit der guten Werke besser denken müßte, als Luther, dessen Lehre er bloß aus seinem Bellarmin oder andern ähnlichen Controversisten zu kennen schien. Dieses gab unserm frommen Dichter Gelegenheit, einem redlichen Manne zu richtigern Vorstellungen von unserm Lehrbegriffe behülflich zu seyn, ohne einen Bekehrer abgeben zu wollen *). Selbst aus einem großen und mächtigen Hause in Mayland erhielt er durch einen Geistlichen, der von Vorurtheilen freyer war, als der Böhmische, sehr rührende Versicherungen von der Erbauung, die seine Lieder daselbst stifteten, und von dem

*) (S. Th. 9, No. 257.)

Digitized by Google

dankbaren Wohlwollen, das man ihm für alle seine Schriften, vornehmlich aber auch für seine geistlichen Lieder, gewidmet hätte. Weil wahre Frömmigkeit und Tugend in keinem Staate gefährlich seyn können, was auch die öffentliche und herrschende Religion für äußerliche Verfassungen und Gesetze veranlaßt haben mag: So waren auch seine Schriften in katholischen Ländern von dem Verbote ausgenommen, welches unkatholische Schriftsteller zu lesen untersagt. In Wien, wo damals noch mit besondrer Strenge über die Beobachtung dieses Verbotes gehalten wurde, fand man Gellerts geistliche Lieder bey einem jungen Herrn, der auf seinen Reisen sich aus denselben erbaute. Dieser befürchtete, daß man ihm nicht erlauben würde, sie zu behalten. Allein der Freyherr van Swieten, den man in diesem Stücke keiner übertriebnen Nachsicht und Gelindigkeit beschuldigen wird, beruhigte den Reisenden, der ihm seine Verlegenheit entdeckte, über seine Furcht, und antwortete ihm: Diese Schriften gehet unser Verbot nicht an; wir alle bewundern Gellerts Werke*).

Um eben die Zeit, da Gellert vornehmlich an seinen geistlichen Liedern arbeitete, beschäfftigte ihn zugleich 1756 die Sammlung seiner vermischten Schriften. Diese wurde ihm von der Unbilligkeit und Gewinnsucht eines Buchhändlers abgedrungen, der seine von ihm selbst längst verworfenen Fabeln und Erzählungen in den Belustigungen mit einigen darinnen befindlichen prosaischen Abhandlungen unter seinem Namen zusammen drucken lassen wollte, und auch sein Vorhaben nicht aufgab; unbeweglich gegen die dringenden Bitten und Vorstellungen, wodurch Gellert schon einige billigere Buchhändler von einem gleichen Vorhaben abgehalten hatte. Um nun die nachtheiligen Wirkungen zu hindern, welche fehlerhafte Arbeiten seiner Jugend auf den Geschmack haben könnten, wenn er sie zu billigen schiene, ent-

*) (Vergl. den Brief Meinhards an Gellert: Th. 9, S. 214.)

schloß er sich, auf den Rath eines seiner Freunde, diejenigen, welche er einer Verbesserung werth zu seyn erachtete, unter die Feile zu nehmen, an einigen, die ganz verworfen zu werden verdienten, durch eine strenge Critik das Urtheil ihrer Verwerfung zu rechtfertigen, ihre Stelle aber mit einigen neuen Fabeln und Erzählungen, und die verworfenen prosaischen Stücke mit bessern Ausarbeitungen zu ersetzen *). Er wendete viel Fleiß darauf, um seine Leser auf eine angenehme und nützliche Weise zu unterhalten, aber nicht ohne Unwillen. Seine Empfindlichkeit über die Zunöthigung, welche ihn zu dieser Arbeit zwang, war gerecht, und er hatte Ursache, sich über eine solche Gewaltthätigkeit der Gewinnsucht zu beklagen. Man müßte indeß mit diesem oft unvermeidlichen Uebel zufrieden seyn, wenn eine so kühne Unbilligkeit immer so glückliche und angenehme Folgen haben könnte.

Unter diesen Arbeiten waren, seitdem er sich dem Unterrichte der akademischen Jugend gewidmet hatte, ungefähr zwölf Jahre seines so rühmlich beschäfftigten Lebens verflossen. So nützlich auch seine Schriften den Deutschen wurden, so waren sie doch nur Beschäfftigungen seiner Nebenstunden; denn den größten Theil seiner Zeit wendete er auf die Unterweisung und Bildung der Studirenden. Er führte sie zu den schönen Wissenschaften an, erklärte ihnen die Gesetze der Dichtkunst und Beredsamkeit, übte sie in Ausarbeitungen nach ihren Regeln, und gewöhnte sie zu einem gesunden und richtigen Geschmacke in ihren Aufsätzen, zur Liebe des Natürlichen und zur Deutlichkeit und Leichtigkeit in der Schreibart. Seine Vorlesungen fanden besonders unter dem Adel, der aus verschiedenen Ländern nach Leipzig kam und daselbst studirte, einen so großen Beyfall, daß derselbe mit den Jünglingen aus andern Ständen um den Ruhm der Aufmerk-

*) (Ueber den Inhalt der vermischten Schriften s. die Vorbem. zu Th. 1 u. 3; Th. 2, S. 42, Anm. u. Th. 5, S. 1. 57. 72. 86. 108. 116.

samkeit bey seinen Unterweisungen wetteiferte. Gellert hatte kein öffentliches Amt suchen wollen. Theils meynte er, seiner schwächlichen Gesundheit wegen zur Verwaltung desselben nicht Kraft und Munterkeit des Geistes genug zu haben; theils glaubte er auch aus Bescheidenheit, der Hof habe nicht Ursache, vor andern an ihn zu denken. Allein obgleich die öffentlichen Belohnungen dem Verdienste selten entgegen kommen, und dasselbe noch seltner aufzusuchen pflegen, weil die Eitelkeit Clienten, und der Eigennutz Creaturen haben will, Gellert aber jenes nicht seyn wollte, und dieses nicht werden konnte: So mußte doch der Hof durch seinen ausgebreiteten Ruhm aufmerksam auf seine Verdienste um die Akademie werden. Die Regierung verlangte selbst, daß er um das Amt eines außerordentlichen Lehrers der Philosophie ansuchen sollte *), und er ließ sich auch besonders durch seine vertrautere Freunde, Rabenern und Wagnern, dazu überreden. Er erhielt dasselbe 1751 mit einem Gehalte, und hielt nunmehro auch öffentliche Vorlesungen über die Dichtkunst und die Beredsamkeit vor sehr zahlreichen Versammlungen von Zuhörern. Diese Arbeiten schienen zwar besonders nur die Aufklärung und Verschönerung ihres Verstandes zum Endzwecke zu haben: allein er wußte sie und seinen Umgang mit den Studirenden so einzurichten, daß er dadurch zur Besserung ihres Herzens und zur Bildung ihrer Sitten eben so viel, als zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, bey ihnen beytrug. Alle Jünglinge,

*) (Vgl. d. Briefe No. 10—13 im 8ten Theile. Das Programm wodurch Gellert zu der Anhörung der Antrittsrede einlud Pro comoedia commovente commentatio orationi aditiali d. XIV. Jul. CIƆIƆCCLI cet. habendae praemissa cet. ist von Lessing in d. Theatral. Bibliothek 1754 übersetzet worden: Lessings Schriften herausg. v. K. Lachmann. Th. 4, S. 134 ff. Die von Heyer gefertigte Uebersetzung der Antrittsrede De vi atque utilitate optimarum artium ad morum elegantiam vitaeque communis suavitatem nahm Gellert in seine Schriften auf, s. Th. 5, S. 57 ff.)

Digitized by Google

die ihn hörten und kannten, denn sie hatten alle einen immer offenen Zutritt zu ihm, liebten ihn wegen seines sichtbaren und standhaften Eifers, sie nicht allein weiser, sondern auch liebenswürdiger zu machen. Sie wünschten seine Achtung zu gewinnen, und schon dieser Wunsch konnte sie von Ausschweifungen und Unordnungen zurückhalten. Ihre Herzen empfanden es, daß er ihr eben so aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber, als ihr sorgfältiger und gewissenhafter Lehrer zu seyn suchte. Ein solcher Lehrer mußte viel über sie vermögen, da er sich bemühte, wenn er ihnen mit einem sanften und liebreichen Ernste Frömmigkeit und Rechtschaffenheit als die sichersten Wege zur Glückseligkeit anpries, seinen Ermahnungen ihren angenehmsten Reiz und den stärksten Nachdruck durch die Vortrefflichkeit und Strenge seines eignen Beyspiels zu geben. Gellert hielt keine seiner Vorlesungen, wie geläufig ihm auch ihr Innhalt war, ohne sich darauf vorzubereiten; denn niemand kann ein edleres Mißtrauen zu seinem Gedächtnisse und zu seinen Geschicklichkeiten haben, als er hatte. Alles, was er zu sagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, sondern auch dem Ausdrucke nach; unermüdet in seinem Fleiße, beides immer sowohl durch ein erneuertes Nachdenken darüber, als durch seine Aufmerksamkeit auf dasjenige, was seinen eignen Einsichten mehr Licht, mehr Richtigkeit und einen größern Umfang geben konnte, zum Nutzen seiner Zuhörer zu erweitern und zu verschönern. Dennoch las er wenig von seinem Papiere, und sprach mit einem eben so freyen als angenehmen Anstande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünstelt und natürlich zu seyn, waren die herrschenden Vorzüge seines Vortrages. Unnöthige Ausschweifungen erlaubte er sich eben so wenig, als ruhmredige Empfehlungen seines Unterrichts oder Verunglimpfungen andrer Lehrer, gleichwie er alle die niedrigen Künste haßte, wodurch zuweilen akademische Lehrer Aufmerksamkeit und

Beyfall zu erhalten suchen. Dadurch wurden seine Vorlesungen eine Schule nicht allein der Weisheit, welche zu erleuchten sucht, sondern auch der Tugend, welche bessern will, und derjenigen Bescheidenheit, welche Weisheit und Tugend verschönert und angenehm macht. Er wußte die Studirenden, die sich unter seiner Anleitung im Schreiben übten, unter einer solchen weisen Mäßigung des Lobes und des Tadels zu führen, daß er weder schwächere Köpfe durch eine allzugroße Strenge von der nöthigen Mühe, vollkommner zu werden, abschreckte, noch durch ein unvorsichtiges und übertriebenes Lob glücklichere Geister zu einem eiteln Zutrauen und zur Vernachläßigung ihrer größern Gaben verleitete. Je mehr sie Kenntnisse und Geschicklichkeiten erlangten, desto mehr wußte er von ihnen zu fodern, und er suchte sie dabey immer in einem nützlichen Zweifel an ihrer Geschicklichkeit zu erhalten. Deswegen gestand er oft von seinen eignen Arbeiten, daß ihm darinnen manches mißfiele, womit er vordem sehr zufrieden gewesen wäre. Er bewies auch solches durch genaue Beurtheilungen dessen, was er für fehlerhaft erkannte, um seine Schüler durch diese Härte gegen sich selbst vor aller eiteln Zufriedenheit mit ihren Arbeiten zu bewahren.

Daß in dieser Beschreibung seiner akademischen Bemühungen nicht das Vorurtheil der Freundschaft, sondern die Wahrheit rede; daß dieselben das waren, was sie nach ihrer Bestimmung seyn sollten, das wissen diejenigen, die Gellerten gehört haben, und die Absichten seiner Vorlesungen beweisen die Entwürfe von den Anreden an seine Zuhörer, mit denen er seinen Unterricht anzufangen oder zu beschließen pflegte. „So nöthig auch die Regeln der Beredsamkeit und Poesie sind,“ sagte er in einer solchen Vorrede *) zu seinen Unterweisungen in beiden Künsten, „so ist es doch gewiß, daß sie uns die Kraft gut zu denken und

*) (Eine Schlußrede über denselben Gegenstand s. Th. 5, S. 116 ff.)

Digitized by Google

gut zu schreiben nicht ertheilen. Sie sind Gesetze, zum allgemeinen Besten der Schreibart gegeben; Gesetze, die man wissen muß, aber auch Gesetze, die eine kluge und vorsichtige Anwendung erfodern, und die gleich den bürgerlichen Gesetzen eingeschränkt, erweitert, und in vielen Fällen aufgehoben werden müssen, wenn der Staat des Schönen und des Guten nicht zuweilen darunter leiden soll. Man kann die Regeln der prosaischen und poetischen Beredsamkeit nicht allein mit dem Gedächtnisse, sondern auch mit dem Verstande gefaßt haben, sich im Schreiben nach ihnen richten, und doch trotz aller guten Regeln schlecht schreiben; auch oft um so viel schlechter, je genauer man der Regel zu folgen meynt. Es bleibt nämlich bey aller Anwendung der Regel immer die Frage übrig, ob die Absicht des Werkes, das Schöne und das Gute, das Nützliche und das Angenehme, das Nachdrückliche und das Rührende erreicht worden ist. Die Entscheidung dieser Frage gehört vor den Richterstuhl nicht der Regel, sondern der Beurtheilung und Empfindung, und eben dieser Geist der Beurtheilung und Empfindung muß in unsern Werken denken und reden, wenn sie beredt seyn sollen. Die Uebung darinnen ist insonderheit eine Pflicht unsrer ersten Jahre, wenn wir wollen glücklich schreiben lernen; meine Pflicht ist, Sie, meine Herren, zu dieser Uebung zu ermuntern und zu leiten. Ich biete Ihnen deswegen in diesen öffentlichen Stunden meine Critik an, und verspreche Ihnen, daß ich die Arbeiten, welche Sie mir übergeben werden, mit Sorgfalt, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit beurtheilen will. Wenn Sie mich zum Vertrauten und Richter Ihrer Arbeiten machen wollen, es mögen nun poetische oder prosaische seyn, Briefe, Charaktere, Abhandlungen, kleine oder größre Reden, kleine oder größre Gedichte, und ich finde es für gut, so werde ich sie öffentlich vorlesen, und das Schöne oder Fehlerhafte der Einrichtung und Ausführung mit Anmerkungen begleiten, aber niemals den Namen des Verfassers ohne seine

Digitized by Google

Einwilligung nennen. Ist die Arbeit zum Vorlesen nicht glücklich genug gerathen, so will ich dem Verfasser meine Meynung in geheim sagen; denn es ist nicht meine Absicht, zu beschämen, sondern zu rathen. Muntre und scherzhafte Aufsätze werde ich dulden; denn ich hoffe keine allzufreyen und ungesitteten zu erhalten — Dann und wann gedenke ich auch ein schönes Stück eines alten oder eines neuern Scribenten mit Ihnen durchzugehen; denn die Bemerkung des meisterhaften Schönen ist die beste Uebung des Verstandes und des Geschmackes; auch werde ich, den Ekel am Schlechten zu erwecken, zuweilen eine schlechte Schrift beurtheilen. Denken Sie ja nicht, meine Herren, daß ich Sie, Scribenten zu werden, verführen will. Der Autor muß Genie, einen reifen Verstand und gelehrte Kenntnisse haben; wer diese Eigenschaften besitzt, braucht keinen Anführer, und wer diese nicht besitzt, wird nie ein großer Autor werden. Die Krankheit der Poesie ist eine sehr gemeine Krankheit unsrer ersten Jahre; um mittelmäßige Genies davon zu heilen, will ich Ihnen sagen, was Aristoteles, Horaz, Vida und Boileau zu einem vortrefflichen Gedichte fodern. Wenn Sie dieses kennen und empfinden, so werden Sie keine Lust haben können, nur mittelmäßige Dichter zu werden." Eine andre Anrede, womit er seine Vorlesungen über die Regeln der Dichtkunst beschloß, machet der Einsicht und dem Herzen des Lehrers eben so viel Ehre. „Wie glücklich, sagte er, werde ich mich schätzen, wenn meine Bemühungen nicht ganz ohne Nutzen gewesen sind, und ich Ihnen wenigstens bewiesen habe, wie gern ich mich um Sie, meine Herren, und um den guten Geschmack in der Poesie verdient gemacht haben möchte! Ich habe Ihnen zeigen wollen, was die Poesie sey; ich habe Ihnen die Bestimmungen und Grundrisse, die Farben und den Ton der verschiednen Arten von Gedichten zu zeigen gesucht; kurz, ich habe Ihnen die Poesie der Sachen und die Poesie der Schreibart durch Regeln und Exempel vortragen

wollen. Es ist wahr, diese Regeln werden Sie nicht zu Poeten machen; aber vorausgesetzt, daß Ihnen die Natur Genie dazu gegeben hat, so werden Ihnen diese Regeln nicht unnützlich seyn; die Regeln der Kunst werden dasselbe leiten, und die Beyspiele werden es noch mehr begeistern. Diejenigen, welchen, soll ich sagen, das Glück oder das Unglück Poeten zu seyn nicht bestimmt ist, können unsern Unterricht auf eine andre Art nützen. Sie werden Kenner, Richter, glücklichere Leser der Dichter werden, ohne selbst dichten zu können. Es ist falsch, daß man nicht urtheilen oder tadeln dürfe, wenn man eine Sache selbst nicht besser machen kann. Unsre Regeln oder die Kenntniß der Poesie wird Ihnen einen gewissen Nutzen in der Beredsamkeit zuwege bringen. Die Verwandtschaft beider Künste ist nur gar zu groß. Ich habe Ihnen insbesondere die löbliche und große Begierde, sich beurtheilen und tadeln zu lassen, eigen zu machen gesucht. Ich habe selbst diese Uebung angestellt, und oft auf meine Kosten. Lesen Sie die besten alten und neuern Dichter mit Sorgfalt und Gefühl. Uebereilen Sie sich nicht mit eignen Ausarbeitungen. Wägen Sie Ihre Kräfte genau ab. Regieren Sie Ihr Genie, Ihre feurige Einbildungskraft durch einen strengen Ernst der Vernunft. Lassen Sie Ihre Arbeiten von Kennern lesen, prüfen, und bessern Sie sorgfältig. Vergeben Sie sich nichts und denken Sie stets, sich in dieser Arbeit zu stärken, an den Preis des Dichters, an die Hochachtung mehr als eines Jahrhunderts; ein Preis, der zu groß ist, als daß er durch nachläßige Versuche errungen werden kann. Wir gefallen der Welt, wenn wir die Begriffe der Menschen bessern und erweitern; wenn wir Gegenstände wählen, die das Herz rühren, an denen man durch seine Neigungen Theil nimmt; wenn man mit ihnen sich freuet und betrübt, mit ihnen hofft und fürchtet; wenn man ihnen nützliche Wahrheiten zu sichtbaren Dingen, zu Handlungen macht, welche wichtig sind; kurz, wir gefallen, wenn wir mit dem Ver-

Digitized by Google

stande zugleich das Herz beschäfftigen. Der Poet muß sich also selbst in seinem Verstande aufklären, und sein Herz zum Guten erhitzen. Der Geschmack der Natur, der Vernünftigen und der Gesitteten, das ist sein Ziel. Er muß stets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, so wird er gefallen, so lange Menschen Menschen sind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, so werden Sie mit Beyfall singen, wofern Sie zugleich schön singen. Ich verspreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unsterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, so sey Ihr Scherz selbst noch lehrreich oder doch unschuldig, und die Heiterkeit Ihres Witzes müsse sich stets mit dem Ernste der guten Sitten und des Wohlstandes vertragen. Spotten Sie, so treffe Ihr Spott nur die Thorheit und das Lächerliche; nie die Ehre des Menschen, noch tausendmal weniger die Ehre der Wahrheit, welche die Menschen weise und glücklich machen soll; nie die Wahrheit, die wir aus der Hand des Schöpfers und des Erlösers erhalten haben; ich meyne die Religion. Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben! Unseliger Gedanke, als müßte man zügellos, als müßte man ein sinnreicher Bösewicht seyn, und seinen Schöpfer, seinen Erlöser vergessen, um ein Dichter zu seyn. Ein Dichter, der sich den Vorwurf machen muß, daß er durch den Reiz seiner Poesie ein unschuldiges Herz verführt hat; ein Dichter, der diesen Schaden alle Tage und nach ganzen Jahrhunderten nach seinem Tode anrichtet, ist dieser nicht ein unendlich größrer Verbrecher, als ein Straßenräuber oder Giftmischer? Ehren Sie Gott durch Ihre Poesie; ich bitte Sie, als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menschen ausbreiten. Verherrlichen Sie seine Majestät selbst durch Ihre Gesänge und erheben Sie Ihr Herz durch die Vorstellungen von ihm zu Gedanken und

Digitized by Google

Empfindungen, die alles andere übertreffen. Helfen Sie, wenn Sie sich der Gottesgelahrtheit widmen, gute geistliche Lieder dichten und einführen, und bedenken Sie, wie viele Millionen Herzen durch einen feurigen frommen Gesang zur Empfindung der Religion gebracht, und durch ihre Empfindung zur Ausübung derselben entflammt werden können."

Unter so edlen gemeinnützigen Bemühungen war Gellerts Leben schon lange durch das schreckliche Uebel der Hypochondrie ein beständiges Leiden. Dieses Uebel hatte bereits seit dem Jahre 1752 besonders im Sommer angefangen, seine Seele mehr als sonst zu verwunden. Er hielt zwar immer eine strenge Diät, vorsichtig in seiner Nahrung und regelmäßig in der ihm nöthigen Bewegung, und dennoch waren seine Tage ängstlich und trübe, seine Nächte aber unruhig und voll schreckender Träume. Gemeiniglich entkräftete ihn der Schlaf mehr, als er ihn erquickte. Seine Brust litt durch häufige Beklemmungen, und die Kräfte seines Geistes wurden von der beschwerlichsten körperlichen Verdrossenheit zu allen seinen Verrichtungen niedergedrückt. Er empfand selten die Munterkeit, welche einen gesunden und freyen Umlauf des Blutes und aller Säfte des Leibes zu begleiten pflegt. Eine außerordentliche Traurigkeit und eine unüberwindliche Niedergeschlagenheit breitete sich aus der verborgenen Quelle seines siechen Lebens über sein ganzes Gemüth aus. Sein Gedächtniß schien ihm oft bloß die Kraft zu haben, ihm allein dasjenige, was die vergangene Zeit Unangenehmes gehabt hatte, gegenwärtig zu machen. Wie sehr er auch seine Phantasie durch Vernunft und Religion zu beherrschen wußte, so erfüllte doch dieselbe seine Seele mit lauter traurigen und schwarzen Bildern, und erregte Vorstellungen, die er haßte. Alle Wahrheiten seiner vorzüglichen Wahl und Liebe schienen vor seinem bekümmerten Gemüthe ihre Schönheit und ihre Anmuth zu verlieren. Wer gelassen ist, kämpft mit seinen Leiden und sucht sie

Google

standhaft zu ertragen. Er hütete sich deswegen sorgfältig vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt, daß ihn seine Schwachheit hinderte, seine Gedanken in den Betrachtungen der Religion, und in den nie vernachläßigten Uebungen der Gottseligkeit und Andacht, nach seinem Wunsche zusammen zu halten, sie vor Zerstreuungen zu bewahren, und diese Pflichten mit voller Lust und Freudigkeit zu erfüllen.

Die Kunst und Hülfe der Aerzte linderte sein Uebel nur selten; der Gebrauch sowohl des Lauchstädter Bades, als des Carlsbades, welches er zwey Jahr nach einander, als **1753** und **1754**, besuchte, verschaffte ihm zwar einige Erleichterung, that aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er sich davon versprochen hatte.*) „Mein Aufenthalt im Bade, wohin mich der rechtschaffene D. Tilling in Annaberg begleitete," schreibt er von seiner zweyten Reise, „war nicht angenehm. Gleich nach den ersten Tagen kam der Wunsch in mein Herz, wieder wegzureisen und verließ mich nicht. Tilling hat mir viel Freundschaft erwiesen, die ihm Gott vergelten wolle! Indeß sey Ihm, der mir Leben und Kräfte zu dieser Reise verliehen, und mich doch bey einer leiblichen Gesundheit erhalten hat, Ihm, der alles Gute thut, sey Ehre und Herrlichkeit!" Er nannte, weil er nicht bettlägerig war, seine Gesundheit leiblich, wenn er gleich die schwermüthigen Aengstlichkeiten, die ihm allen Genuß des Lebens verbitterten, dulden mußte, und durch keine Mittel der Kunst überwinden konnte. Weder die Veränderung der Gegend, noch die sonst so heilsame Bewegung kleiner Reisen, wodurch er sich aufzuheitern suchte, noch die Ruhe von den gewöhnlichen Geschäfften, noch die Zerstreuung des Gemüths durch verschiedene neue Bekanntschaften mit großen und liebenswürdigen Männern, noch die für ihn so sorgfältige Achtung und Liebe seiner wahren

*) Tageb. v. 1754. (Vgl. Theil 8, No. 47.)

Digitized by Google

Freunde konnte bey aller Erkenntlichkeit seines gegen sie so empfindsamen Herzens die unwillkührliche Traurigkeit, worein seine Seele versank, vertreiben oder so sehr schwächen, daß sein Geist einen Theil seiner vormaligen Munterkeit und Kraft wieder erhalten hätte. Er war schon zufrieden, wenn sein Uebel zuweilen zu ruhen schien; wenn nur von Zeit zu Zeit einige heitre Stunden die finstern Tage ganzer Wochen und Monate erleuchteten.

Je schmerzhafter ihm diese nur selten unterbrochene Leiden, besonders deswegen seyn mußten, weil ihm so gar die Religion die Tröstungen und Aufheiterungen zu verweigern schien, die er in einem beständigen und vertrauten Umgange mit ihr durch tägliche Betrachtungen ihrer Wahrheiten und oft erneuerte Uebungen des Gebets suchte; desto eifriger war er, und beynahe bis zur Aengstlichkeit sorgfältig, alle nachtheiligen Einflüsse davon auf die Frömmigkeit und Begierde seiner Seele nach der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen und Handlungen, auf seine Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, auf seine Treue in seinen Geschäfften zu verhüten. Deswegen befliß er sich einer sorgfältigen Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und aller Bewegungen seines Herzens; aufmerksam auf alles, was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen; immer auf seiner Hut wider die Empfindlichkeit, welche sein sieches Leben zu begleiten pflegte, damit sein Umgang weder seinen Freunden noch den Jünglingen, die er zu unterrichten und zu bessern unabläßig bemüht war, beschwerlich würde; damit auch unter seiner unwillkührlichen bloß körperlichen Verdrießlichkeit, welche seine Seele wider seinen Willen verdunkelte, niemand als er allein leiden möchte. Ein liebreiches Wesen war ihm so eigen, daß solches sich in seiner ganzen Physiognomie ausdrückte, auf seiner Stirn, in seinem trauernden Auge, in seinem ganzen Gesichte, in seiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur sehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn gesehen

hatte, keinen andern Beweis, daß er geliebt zu werden verdiente. Man mußte die Tugend bewundern, die so schnell einnahm, und noch mehr freute man sich, daß sein liebreiches Herz und seine Begierde, seinen Nebenmenschen angenehm zu seyn, selbst durch alle Wolken, womit die Empfindung seiner Leiden sein Aeußerliches verdunkelte, hindurchschimmerte und dieselben aufhellte. Doch nichts war sichtbarer, als seine Dankbarkeit gegen seine Freunde, die ihn aufzurichten und ihn unter seinen Bekümmernissen zu trösten suchten. Seine Aufmerksamkeit, ihre Namen in seinem Tagebuche mit Dank gegen Gott und mit Gebet für sie anzuzeichnen, ist ein rührender Beweis davon. Hatte er eine gute Stunde, so suchte er ganz Empfindung der Religion zu werden, und wurde es dann bis zur lebhaftesten Freude über die Güte Gottes, und vornehmlich über die Wohlthaten der Erlösung. Schien ihm gleich sein Gefühl ihrer Wahrheiten und seine Andacht nicht feurig genug zu seyn, wovon er die Ursache lieber in der natürlichen Gleichgültigkeit des menschlichen Herzens gegen sie, als in einer bloß körperlichen Trägheit dazu suchte; so bestrebte er sich doch immer den Wunsch, stärkere Empfindungen der Frömmigkeit zu haben, in aller möglichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Auch ließ er sich seine hypochondrische Unlustigkeit nie weder von dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste, noch von den ordentlichen Arbeiten seines Berufes abhalten. Keine Anstrengung seiner Kräfte war ernstlicher als die Mühe, die er anwendete, über die Zerstreuungen seiner Gedanken zu siegen, die ihn unter der Erfüllung dieser Pflichten unverschuldeter Weise überfielen; immer besorgt, daß sie verschuldet werden möchten, wenn er nicht mit seinem ganzen Vermögen wider sie kämpfte. In der Sorge für seine Gesundheit beobachtete er eine sich immer gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit, und erlaubte sich nicht die geringste Abweichung davon, um nicht durch die Nachläßigkeit darinnen die Vergröße-

rung seiner Leiden selbst zu verursachen. Er hatte sich gewöhnt, sein Studiren bis an die Stunde der Mitternacht fortzusetzen; als er aber bemerkte, daß ihm dieses nachtheilig wäre, enthielt er sich dessen wider seine Gewohnheit und Neigung dazu, um seine Phantasie nicht allzurege zu machen, und von unordentlichen Träumen weniger beunruhigt zu werden. Nichts kann ernstlicher und gewissenhafter seyn, als seine Sorgfalt, immer demüthiger zu werden. Er gestand seine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernstlichen Mißvergnügen daran, und bemühte sich eifrig, alle Regungen derselben in ihrem ersten Ursprunge zu ersticken. Das Gute, was er that, wünschte er bloß aus Ueberzeugung, daß es gut wäre, und in der besten Absicht zu thun, und er fürchtete nichts ängstlicher, als daß er den Vorwurf verdienen könnte, daß er seiner Pflicht mehr aus Verlangen nach dem Scheine, ihr genug gethan zu haben, als aus einer innern überwiegenden Empfindung seiner Schuldigkeit genug zu thun, sich bestrebt habe. So gewissenhaft er unter seinen Leiden immer vollkommner in seinen Gesinnungen zu werden suchte, so redlich waren seine Bemühungen, Andre zu bessern, und nie empfand er mehr Freude, als wenn sie ihm nicht vergeblich zu seyn schienen; immer eben so geschäfftig als begierig, unordentliche junge Leute zu gewinnen und sie von den Ausschweifungen, die sie begiengen oder zu begehen in Gefahr waren, abzuziehen. Wie nichts aufrichtiger seyn konnte, als die Bekümmerniß, die er über ihre unregelmäßige Aufführung empfand, so konnte auch nichts aufrichtiger und inniger seyn, als das Vergnügen, das ihm ihre Besserung verursachte.

Dieses Vergnügen, die Liebe so vieler Freunde, die er in den höhern und niedrigern Ständen hatte, das auf eine vorzügliche Achtung seines Herzens gegründete Vertrauen so vieler Aeltern, welche nicht besser für ihre Söhne sorgen zu können glaubten, als wenn sie ihm die Bildung ihrer Herzen und die Auf-

Digitized by Google

sicht über ihre Sitten auftrügen, die dankbaren Gesinnungen derjenigen, die er unterwiesen und gebessert hatte, und die stärksten Versicherungen aus vielen Gegenden von dem Segen seiner Schriften und Arbeiten wurden Belohnungen und Tröstungen für ihn, die ihn ermunterten, mit einem stillen Herzen und in gelassener Ergebenheit zu leiden, und in seinen eifrigen Bestrebungen nützlich zu werden durch seine Leiden nicht zu ermüden. Die Vorsehung, die er mit so ernstlicher Gewissenhaftigkeit stets vor Augen zu haben suchte, ließ es ihm auch nicht an außerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen fehlen. Wie fromme und rechtschaffene Gelehrte oft Andern nützlich werden, ohne es selbst zu wissen, oder auch vermuthen zu können: So machen auch zuweilen ihre Verdienste auf edelgesinnte Herzen so wirksame Eindrücke, daß sie dadurch zu den schönsten Handlungen der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit gereizt werden. Gellert hat davon verschiedene ihm sehr angenehme Erfahrungen gehabt. So schrieb ein edelmüthiger Freyherr in Schlesien, der Herr von Craussen, an ihn, und versprach ihm aus Achtung und Liebe einen ansehnlichen Jahrgehalt, welcher der Freygebigkeit eines Fürsten Ehre machen würde, und als Gellert solches mit eben so viel Dankbarkeit als Bescheidenheit von sich ablehnte, so ertheilte sein großmüthiger Freund denselben seiner alten ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod; eine Wohlthat, die ein so zärtlicher Sohn unter die vornehmsten Glückseligkeiten seines Lebens rechnete.*) Wenn er davon sprach, so geschah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil diese Wohlthat bloß ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieses großmüthigen Mannes gegen seine Tugend war. So selten eine solche Güte des Herzens ist, so selten ist auch die Dankbarkeit, womit ein jun=

*) (Vgl. d. Anm. zu S. 180.)

ger preußischer Officier Gellerten auf die angenehmste Weise überraschte *). Das Herz dieses edlen Mannes war durch seine Schriften gebessert, und zur Liebe der Religion und Tugend angefeuert worden, und er hatte schon lange gewünscht, ihm seine Erkenntlichkeit dafür bezeugen zu können. Von dieser Dankbarkeit durchdrungen, suchte er ihm bey seinem Aufenthalte in Leipzig, wo er eine Erbschaft von fünf bis sechs tausend Thalern gethan hatte, bekannt zu werden. Gellert sprach ihn zweymal bey einem vertrauten Freunde. Bey der dritten Zusammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm diese Gelegenheit wahr. Ach! fieng er auf einmal mit einer schamhaften Offenherzigkeit an: Sie wissen es nicht; ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit, sagt Gellert, der diese Begebenheit seinem Freunde dem Grafen von B. meldet, drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. „Sie mein Schuldner ꝛc.“ [s. Theil 8, No. 60. S. 103 f.] „was zu diesem Stande gehört.“

Gellert hatte um eben diese Zeit mehr als sonst Ursache gehabt, über seine Unfähigkeit lebhaft zu denken, über seinen Mangel an heitern Stunden, über die Düsterheit und Schwere seines Hauptes und über beschwerlichere Anfälle seines Uebels zu klagen. Allein dieser angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten stärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er sich lange gesehnt hatte, eine Heiterkeit über seine Seele aus, die selbst seinem leidenden Körper auf einige Zeit heilsam wurde. Seine Leiden erneuerten sich freylich bald in ihrer alten Stärke wieder; indeß erhielten Erfahrungen dieser Art seinen Muth aufrecht und stärkten ihn, in seinem

*) Im J. 1754.

Bestreben geduldig zu bleiben und auf die Güte Gottes zu hoffen. Eben deswegen beschäfftigte er sein Gemüth oft mit den feyerlichsten Betrachtungen der Ewigkeit.*) Seine einsamen Spaziergänge bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern hatten die Absicht, ihn durch ein beständig erneuertes Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit seines mit vieler Angst beschwerten Lebens und an die Nähe des Todes, welcher die Tugend endlich von allen ihren Kämpfen befreyt, gelassener und williger zu einer freudigen Standhaftigkeit unter dem Gefühle seiner Schwermuth zu machen. Er bestrebte sich, durch dergleichen Betrachtungen und durch öftere Uebungen in allen edlen und gottgefälligen Gesinnungen sein eignes Herz immer vollkommner zu machen, und immer aus den besten und vortrefflichsten Absichten und Gründen zu handeln, indem er überzeugt war, daß diese allein ein sicherer Grund von der Beständigkeit in der Rechtschaffenheit und Tugend sind. Darum bemühte er sich vornehmlich, den Gedanken, daß es Pflicht sey, zu thun, was recht und gut ist, immer in seiner ganzen Stärke zu fühlen, damit dieser Antrieb bey allen guten Handlungen noch mehr Gewalt über ihn haben möchte, als die Begierde nach Beyfall und Lob. Diese Art zu denken suchte er nicht allein selbst zu haben, sondern auch Andern mitzutheilen. „Lassen Sie," schreibt er an einen seiner edlen Freunde, „das Geräusch des Hofes die Stimme rc." [s. Theil 8, No. 51. S. 90] „lieben und bewundern will."

Nach dieser würdigen Art zu denken, die er in Andern zu erwecken suchte, strebte er selbst zu handeln, und da er von Natur gegen Lob und Tadel empfindlicher war, als er zu seyn wünschte, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit dazu, und er klagte gegen seine Freunde nur darüber, daß ihm dieses

*) Unvollständige Nachrichten.

eben wegen seiner Empfindlichkeit gegen den Beyfall seiner Nebenmenschen nicht leichter wurde. Kein Schriftsteller, wenn er auch noch so viel Fleiß auf seine Arbeiten wendet, auch noch so reine und vortreffliche Absichten hat, kann erwarten, daß er vor den Anfällen einer tadelsüchtigen Critik sicher seyn werde. Es finden sich immer Feinde ihres Verdienstes, die nicht allein den innern Werth ihrer Schriften, sondern auch selbst den moralischen Charakter des Verfassers verdächtig zu machen suchen. Dieses Schicksal traf Gellerten nicht allein nach seinem Tode, sondern auch bey seinem Leben. Er wurde, ich weiß nicht, in welcher Schrift, sowohl über seine Aufsätze selbst, als über die Redlichkeit seiner Gesinnungen und Absichten angegriffen. Eine Beleidigung dieser Art konnte ihm nicht anders als sehr empfindlich seyn; er suchte sie aber mit Gelassenheit zu ertragen, ob er gleich gestand, daß ihm dieses Ueberwindung kostete. „Ich will," schreibt er in seinem Tagebuche „die Schrift ansehen, als ob sie nicht in der Welt wäre; man kann schmähen und spotten; es wird mir weh thun; aber ich will nie antworten." Die Welt mag entscheiden, zu welcher Classe von Schriftstellern ich gehöre. In einem Briefe 1755 sagt er von diesem Angriffe: „Der Baron von* soll der Verfasser der Schrift seyn, worinnen ich ich so gemißhandelt bin. Womit kann ich doch diesen Mann beleidigt haben? Er muß mich nicht kennen; es ist unmöglich; sonst würde er mir nicht mit der Art begegnen, auf welche ich dem Elendesten der Menschen nicht gern begegnen wollte. Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der Andre kein ehrlicher Mann wäre! O das ist schrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran gedenke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben? Aber die Gelassenheit! die Geduld! Doch was wären sie, wenn sie nicht so viel kosteten? In dem Augenblicke, wenn ich aus den Psalmen wünsche, daß ich nicht der Spott meiner Feinde werden möge, so bemühe ich mich zu denken, daß selbst

Digitized by Google

unser Feind uns weise machen soll."*) Mancher auf gleiche Weise beleidigter Schriftsteller schweigt, weil er seinen Tadler verachtet; Gellert schwieg, ohne gegen einen solchen Angriff gleichgültig zu seyn, weil er dadurch aufgefodert zu werden glaubte, sich in der Gelassenheit und Demüthigung seiner selbst zu üben.

Die Unruhen des letzten großen Krieges, der seit einiger Zeit 1757 den größten Theil von Deutschland und andere benachbarte Reiche seine Plagen und Schrecken fühlen ließ, und die Nothwendigkeit eines Versuches, ob er sich durch einen Aufenthalt von einiger Dauer auf dem Lande seine körperlichen Leiden erleichtern könnte, wenn er seine Arbeiten, die zeither seine Seele in einer beständigen Anstrengung erhalten hatten, auf einige Zeit unterbräche, bewogen ihn, nach Bonau zu dem Herrn Cammerherrn von Zettwitz zu gehen, um sowohl des Umganges dieses Herrn und seiner Gemahlinn, als des Herrn Grafen von Vitzthum, seiner Gemahlinn und seiner Familie zu genießen, deren ihnen so rühmliche und so beständige Freundschaft er unter die vorzüglichsten und schätzbarsten Wohlthaten der göttlichen Vorsehung rechnete. Nach einem kurzen Aufenthalte bey ihnen, näherten sich die Armeen dieser Gegend, und er mußte sie auf einige Tage nach Eisenberg begleiten. Als er in ihrer Gesellschaft nach Bonau zurück gekommen war, erkältete er sich bey einem späten Spatziergange zu Meineweh, einem benachbartem Gute des Herrn von Schönberg, der auch zu seinen geliebtern Freunden gehörte. Die Folge der Erkältung war ein heftiges Seitenstechen, welches von einem so starken Fieber begleitet wurde, daß nicht allein er selbst, sondern auch seine Freunde Ursache hatten, seinen Tod zu befürchten. Allein er sollte der Welt noch länger dienen und die Krankheit wurde glücklich überwunden. Die Vorsehung half, als ihre

*) (Auf denselben Angriff scheint sich eine Aeußerung Gs. in dem Briefe No. 59 Th. 8, S. 101 f. zu beziehen.)

Hülfe kaum mehr erwartet werden konnte. Ihr Beystand, die sorgfältige Pflege der großmüthigen Familie, in deren Schooße er von dieser Krankheit angegriffen wurde, die Treue und Geschicklichkeit seines Arztes, des Herrn D. Springsfeld aus Weißenfels, die Aufmerksamkeit des preußischen Befehlshabers in dieser Stadt, die Boten, welche, dieses geliebten Kranken wegen, dahin geschickt wurden, auf keine Weise aufhalten zu lassen, die zärtliche Besorgniß seiner Freunde, die ihn von Leipzig aus besuchten, waren Wohlthaten, die sein Herz mit brünstiger Dankbarkeit erfüllten. Er sprach von wenig Begebenheiten seines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieser Errettung. O mein Liebster, schrieb er an einen Freund, was ist der Schritt in die Ewigkeit 2c. [s. Theil 8, No. 131. S. 229.] verschwunden seyn!"*) Mit dergleichen Gesinnungen nahm er das Leben zurück, das er schon dem Willen Gottes aufgeopfert hatte. Doch ein Körper, gleich dem seinigen, welcher schon seit so vielen Jahren gelitten hatte, konnte sich von einem solchen Angriffe nur langsam wieder erholen, und völlig erholte er sich nie davon. Mit seiner zurückkehrenden Gesundheit erneuerte sich auch sein gewöhnliches Leiden der Hypochondrie. Da er nun von einem noch längern Aufenthalte auf dem Lande keine größere Erleichterung dieses Uebels vorher sah, entschloß er sich, wieder nach Leipzig zu gehen und sich seinen gewohnten Arbeiten aufs neue zu überlassen.

Einige Monate nach seiner Zurückkunft**) erhielt er 1758 die Nachricht von dem Tode eines seiner geliebten jüngern Freunde, des Barons von Cronegk; dessen Verlust ihm um so viel empfindlicher war, je mehr er nicht allein von seinen vorzüglichen

*) (Vgl. Th. 8, No. 128—132. u. 140.)

**) (Unrichtig; Gellert war vom Aug. 1757 bis in den Mai 1758 fortwährend in Bonau, wie sich aus den in dieser Zeit geschriebenen Briefen ergiebt; s. Th. 8, No. 126 — 144.)

Gaben, sondern auch von seinem edlen und frommen Charakter für die Welt gehofft hatte. „Cronegk," schreibt er aus Bonau, wohin er auf einige Tage gereist war,*) an den Grafen M. v. Br., „unser Cronegk" ꝛc. [s. Theil 8, No. 141. S. 244 f.] „Fußtapfen eingedrückt hat." Gellert, welcher sehr empfand, wie wichtig und wohlthätig Frömmigkeit und Tugend für die Welt werden kann, wenn sie die höhern Stände der menschlichen Gesellschaft erhebt und schmückt, redete allezeit mit Rührung von seinem Cronegk; auch in seinen Vorlesungen, worinnen er seinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries, damit sie durch Beyspiele aus ihrem eignen Stande desto mehr gereizt werden möchten, dem Vorzuge der Geburt durch Weisheit und Rechtschaffenheit denjenigen Werth zu geben, der ihn allein zu einem wahren und dauerhaften Vorzuge macht.

Auf diese Weise suchte er alles zu nutzen, was die sittlichen Wirkungen seines Unterrichtes bey dem zahlreichen Adel vermehren konnte, welcher, obgleich der Krieg noch immer mit gleicher Heftigkeit anhielt, aus verschiednen europäischen Ländern, besonders aber aus den nordischen Reichen nach Leipzig kam, um sich seine Unterweisungen zu Nutze zu machen. Zeither hatte er vornehmlich über die schönen Wissenschaften gelesen. Verschiedne in seinen Werken befindliche Reden an seine Zuhörer bezeugen, wie sorgfältig er alle Gelegenheiten wahrgenommen hatte, auch diese Unterweisungen so moralisch einzurichten, als sie es ihrer Natur nach werden können. Auch hatte er schon einigemal Fordycens Moral erklärt, die ihm vorzüglich gefiel, weil dieser Schriftsteller die Sittenlehre nach Hutchesons Grundsätzen aus der Empfindung des Guten und Schönen in der Tugend herleitete. Dieß aber that seinem Verlangen, die akademische Jugend durch seine Bemühungen zur Rechtschaffenheit und zu edlen

*) (S. die vorhergehende Anm.)

Sitten anzuführen, noch keine Genüge. Er entschloß sich deswegen, selbst besondre Vorlesungen über die Sittenlehre auszuarbeiten. Man wünschte zwar noch immer Gedichte von ihm zu lesen; man machte ihm so gar freundschaftliche Vorwürfe darüber, daß er die Poesie ganz aufgegeben zu haben schien. Allein er glaubte dazu weder Neigung noch Geist genug mehr bey sich wahrzunehmen. „Ich empfinde," schreibt er an seinen geliebten Grafen Moritz von Brühl, „daß mich der Witz verläßt; zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr schreiben soll. Sagen Sie es also, daß man mir über meine Pausen in meiner poetischen Autorschaft keine Vorwürfe machen müsse; daß niemand verbunden seyn könne, mehr zu dichten, wenn er nicht mehr dichten kann; daß es auch ein Verdienst sey, zu rechter Zeit aufzuhören, und nicht, wie Pope sagt, die letzten heefichten Tropfen seines Genies auszupressen. Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger, etwas zu thun, und kränke mich heimlich, daß ich zu wenig für meine Existenz gethan habe. Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht ist, Arbeit. Doch ich will nicht klagen! Gott ist der Herr von unsern Schicksalen, und unser ist die Pflicht, uns in Demuth auch da zu unterwerfen, wo es uns schwer ankömmt, unsre Umstände zu ertragen. Sie sind allezeit besser, als wir sie verdienen, und oft verliert nur unsre Eigenliebe, unser Stolz, und nicht unser Glück dabey." Dieß waren seine herrschenden und täglichen Gesinnungen, als er seine eigne Vorlesungen über die Sittenlehre zu verfertigen anfieng. Der Beyfall, mit dem sie angehört wurden, und die Zahl derer, welche sich von diesem liebenswürdigen Mentor in den Lehren der praktischen Weisheit unterrichten ließen, übertraf seine Erwartungen so weit, daß auch deswegen diese Beschäfftigung seines Lehramtes eine seiner geliebtesten Arbeiten wurde. Ihr Werth ist durch den Nutzen, welcher dadurch gestiftet worden ist, so bestätigt, daß derjenige,

welcher sich wider ihn erklären wollte, sich dem unwiderruflichen Urtheile eines allgemeinen Unwillens Preis geben würde. Akademische Unterweisungen in der Moral müssen freylich nicht in Homilien ausarten; allein sie können methodisch seyn, ohne die Miene der Methode zu haben. Die Wissenschaft des Lebens läßt sich gründlich vortragen, ohne sich ein tiefsinniges Ansehen zu geben. Wenn man sich gleich auf keine gelehrte Anatomie des Herzens einläßt, welche die Neigungen und Triebe desselben bis auf ihre kleinsten Fasern zergliedert, so kann man doch den Menschen so sehr mit sich selbst, mit seinen Verhältnissen und Pflichten bekannt machen, als er seines Glückes wegen werden muß, um über seine Schuldigkeit richtig denken und die Vorschriften der Weisheit, denen er folgen soll, zulänglich kennen zu lernen. Moralische Unterweisungen müssen den Schmuck nicht suchen, noch viel weniger damit überladen seyn. Aber doch werden sie durch Zierlichkeit und Anmuth den Tugenden, die sie lehren, so wenig nachtheilig seyn, daß dieselben vielmehr dem Herzen dadurch mehr gefallen werden. Und welche Wissenschaft sollte wohl verlieren, wenn der Vortrag des Lehrers eine gewisse Begeisterung seiner Seele für sie verräth, oder wenn sie mehr in der vollern Sprache eines Cicero, als in den abgebrochnen einsylbigten Orakelsprüchen eines Chrysippus redet? Man hat freylich bey diesem mehr zu rathen; aber ob man auch deswegen mehr lernt, weil man weniger zu empfinden und mehr zu rathen hat, das läßt sich leicht entscheiden. Gellert war, besonders für die vornehmere akademische Jugend, ein vortrefflicher Sittenlehrer, weil er in seinem Vortrage mehr auf das Nützliche, und auf das, was allen Menschen bekannt und immer gegenwärtig seyn sollte, als auf das Neue und Außerordentliche sah; weil er dem, was in der Moral zwar leicht zu verstehen, aber schwer auszuüben ist, den Reiz gab, wodurch es die Menschen in der Aufmerksamkeit darauf erhalten

Digitized by Google

kann; weil er zwar nur die Moral der Philosophie lehrte, aber einer Philosophie, die, in der Schule des Christenthums unterrichtet, mehr Licht, und zugleich mehr Kraft zu bessern hat; weil er endlich ihnen die Religion der Offenbarung, mit einer rührenden Erkenntlichkeit gegen sie, als eine Führerinn anpries, die dem Wanderer die sichersten Wege zeigt, und ihm zugleich die nöthige Stärke zum Wandel auf diesem Wege mittheilt.

Diese neuen Verdienste um die studirende Jugend erhöhten seinen Ruhm und breiteten denselben immer weiter aus. Das wahrhaftig christliche Genie des Schriftstellers hatte ihn gegründet; der Eifer, die Treue und das Beyspiel des öffentlichen Lehrers erhielt und erweiterte ihn. Wenig akademische Gelehrte werden sich rühmen können, in ihren Vorlesungen so viele Zuhörer gehabt zu haben, als er hatte. Ihre Anzahl stieg oft auf vierhundert und darüber. Er nützte aber nicht allein auf dem Catheder. Sein persönlicher Umgang, (und jedermann hatte einen so freyen Zutritt zu ihm, als wenn er sein einziger Umgang gewesen wäre,) seine Miene, seine zwar kurzen, aber immer überlegten Gespräche, und selbst sein bedeutendes Stillschweigen waren, ohne daß er jemals die Rolle des Pädagogen spielte, gewissermaßen so lehrreich, als seine Vorlesungen. Er vermochte über die akademische Jugend so viel, daß man das Laster auch darum scheute, weil man dadurch aus seiner Gesellschaft ausgeschlossen oder zu seiner Beschämung nicht von ihm bemerkt und unterschieden zu werden fürchtete. In der Nähe und in der Ferne glaubten die Leser und Leserinnen seiner Schriften, daß sie ihn zum Freunde, zum Rathgeber, zum Kunstrichter, zum Lehrer haben müßten, und dieß Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläuftigen Briefwechsel, der ihm wegen der Schwachheit seines Körpers zuweilen beschwerlich wurde, dem er sich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er geführt wurde. Wer einen rechtschaffenen

Digitized by Google

Hofmeister für seine Familie wünschte, verlangte ihn von Gellerten. Er war in der Wahl derjenigen, die er zu diesem Amte vorschlug, um so viel vorsichtiger, je leichter man sich aus guter Meynung in dergleichen Empfehlungen irren kann, und richtete dabey sein Augenmerk vorzüglich auf den sittlichen Charakter derjenigen, welche er vorschlug. Er gab sich auch viel Mühe, gute Hofmeister zu bilden. Deswegen hielt er nicht nur in besondern Stunden öffentliche Vorlesungen über die Pflichten derselben, sondern machte es sich auch zum Geschäffte, ihnen sowohl auf seinem Zimmer, als in seiner Correspondenz mit ihnen, dazu mit guten Rathschlägen und Erinnerungen beförderlich und nützlich zu seyn. Je williger er nun zu allen Arten angenehmer Dienste war, desto mehr Dienste foderte man von ihm. In Leipzig war seit dem Anfange des Kriegs wegen der verschiedenen Armeen, welche Sachsen durchzogen oder behaupteten, eine immerwährende Ebbe und Flut von Fremden, unter denen er durch seine Schriften so bekannt und hochgeachtet war, als bey der Akademie. Obgleich unter dem Geräusche der Waffen Vorzüge, wie die seinigen, wenig Aufmerksamkeit zu erregen pflegen, so wurde er dennoch von allen denen besucht, die Religion und Geschmack ehrten, oder es doch für rühmlich hielten, sagen zu können, daß sie den Mann, der vor Andern der Liebling seiner Nation war, gesehen, gesprochen und gehört hätten. Nicht selten fanden sich bey seinen Vorlesungen so viele Officiere in seinem Hörsale ein, als wenn derselbe das Vorzimmer eines Generals gewesen wäre. Die königlichen Prinzen des preußischen Hauses, Carl und Heinrich, erwiesen ihm die Ehre sich mit ihm zu unterreden. Er sprach von diesen Prinzen wegen der Menschenfreundlichkeit und Gnade, womit sie Sachsen vor allen Plagen des Krieges zu beschützen und ihnen die nothwendigen Beschwerden desselben auf alle Weise erträglich zu machen suchten, mit der größten Ehrerbietung und Bewunderung. „Ich bin,“

Digitized by Google

schreibt er an eine seiner Freundinnen, „gestern auf Verlangen bey dem Prinzen Heinrich gewesen. In der That bin ich gern zu ihm gegangen, und ungern wieder von ihm. — Ich habe ihm mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für die Gnade gedankt, womit er uns die Last des Krieges erleichtert hat. Dieses gefiel ihm — Haben Sie nichts für sich zu wünschen? sprach er, ich möchte Ihnen gern dienen — Nein, gnädigster Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortsetzung Ihrer unverdienten Gnade — Kann ich nicht Ihren Freunden, oder denen, die Ihnen lieb sind, dienen? — Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg über Wohlthaten erwiesen." Der Prinz hatte viel Achtung gegen ihn, und gab ihm nach dem Kriege noch einen Beweis davon, als er ihm das Pferd, welches er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte, durch den Herrn von Kalkreuter*) zum Geschenke machte. Alle Welt weis Friedrichs Unterredung mit ihm, worinnen der Dichter von dem Glanze des Helden nicht verdunkelt wird, und sehr zu seinem Vortheile als ein zugleich bescheidner und freyer vaterländischer Mann erscheint, der das rühmliche Urtheil verdiente, welches dieser Monarch von ihm gefällt hat.**) Diese Ehre, die oft nicht nur witzigen Köpfen, sondern auch wohl denen, die Philosophen seyn wollten, gefährlich geworden ist, bewies, wie ausgebreitet der Ruf seines Namens und seiner Verdienste war. Die Achtung für diese war es auch, welche den General Hülsen bewog, seinen Geburtsort die wohlthätigen Wirkungen derselben erfahren zu lassen. „Unser Städtchen," schrieb seine Schwester an ihn, „ist mit einer sehr leichten Einquartirung belegt worden, und der General hat dem Rathe ausdrücklich sagen lassen, dieses geschähe aus Wohlwollen gegen den

*) (Vielmehr: Kalkreuth; vgl. Th. 9, No. 277.)
**) (S. Th. 9, No. 206; vgl. No. 203 und Th. 8, No. 198. 199.)

Professor Gellert und seine Schriften.“ Solche außerordentliche Zeugnisse von dem Beyfalle, den er verdiente, vermehrten die Hochachtung gegen ihn bey denen, welche weniger auf den Mann, als auf den Schatten sehen, der ihm nachfolgt. Diesen konnte er eben deswegen um so viel nützlicher werden, je größer ihre Hochachtung gegen ihn war.

So verdient er sich indeß um die Universität gemacht hatte, so war er doch immer noch bloß ein außerordentlicher Lehrer an derselben; nicht weil die Regierung seiner hätte vergessen können, sondern bloß deswegen, weil in der Facultät, bey der er lehrte, noch kein ordentliches Lehramt erledigt worden war. Selbst Ausländer von großem Ansehen bemühten sich um die Erhöhung seines Gehaltes. Der englische Gesandte Mitchel that solches ohne sein Vorwissen mit vielem Eifer. Gellert verehrte ihn zwar mit lebhafter Erkenntlichkeit für dasjenige, was er für ihn gethan hatte; er suchte aber auch die Wirkung seines Vorspruches von sich abzulehnen. „Ich kann versichern,“ schreibt er an den Grafen M. v. Br., „daß ich ihn nicht darum gebeten habe. Ich suche kein Amt; ich bin krank, und kann auf kein langes Leben hoffen; ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen Andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe es dem Gesandten selbst gesagt, allein umsonst. Bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet.“ *)

Unterdessen wurde durch das Absterben D. Müllers, eines zu seiner Zeit nicht unberühmten Philosophen, ein ordentliches philosophisches Lehramt erledigt. **) Sogleich schrieb ein angesehener Beförderer der Wissenschaften aus Dresden an ihn, daß

*) (Aus dem Briefe No. 224. Th. 9, S. 54 f.)
**) (1761. S. Th. 9, No. 224.)

Google

die Regierung entschlossen wäre, seine Verdienste nun mit diesem Amte auf eine anständige Weise zu belohnen, damit er Zeit zur Ueberlegung haben möchte, ob er dasselbe annehmen wollte oder nicht. Alle seine Freunde, Ernesti, Wagner*) und besonders Rabener drangen mit großem Ernste in ihn, eine der Absicht der Regierung gemäße Entschließung zu fassen. Da er alles, was er zu den eingeschränkten Bedürfnissen seines Lebens brauchte, größtentheils bloß seinem Fleiße zu danken hatte, so konnte ein sicheres und gewisses Einkommen bey seinen immer fortdauernden körperlichen Leiden, und bey ihren besorglichen Folgen, sehr angenehm seyn. Allein diese Betrachtung vermochte so wenig über ihn, daß er das Amt, das ihn erwartete, aller dringenden Vorstellungen und Bitten seiner Freunde ungeachtet, von sich ablehnte. Denn wie groß und unermüdet auch sein Eifer war, der Universität zu nützen, so hatte er doch von den Pflichten eines ordentlichen Lehramtes so hohe und strenge Begriffe, daß er seiner Kränklichkeit wegen dieselben nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können fürchtete, und es darum für eine Pflicht des Gewissens hielt, sich dieser Gefahr nicht auszusetzen. „Was können Sie mir," schrieb er an den Grafen M. v. Br., „durch Ihre Vermittelung ein Amt auswirken wollen, das ich nicht wünsche? Ich habe es gegen Sie und gegen andre Freunde nicht aus einer übertriebenen Bescheidenheit ausgeschlagen; nichts weniger, gütiger Graf, sondern aus Krankheit, Alter, und Mangel der Kräfte, aus Ueberlegung und Gewissen. Warum sollte ich mich weigern, wenn das nicht meine Ursachen wären? Ich müßte ja fürchten, wider meine Pflicht zu thun; ich müßte wider meine eignen Vortheile handeln, und bloß aus Eigensinn den Rath und die gütige Fürsorge meiner Freunde

*) (Damals Kreisamtmann und Commissionsrath zu Leipzig. Vgl. die Anm. zu Th. 8, S. 221. No. 126.)

und Gönner verwerfen. Das, weis ich, werden Sie mir nicht zutrauen. Wären Sie nur um mich und sähen meine Beschwerungen, die ich insonderheit seit zwey Jahren dulde, die kranke Brust, an der ich leide, einen nagenden heimlichen Schmerz in meinem Kopfe, die Abnahme meines Gedächtnisses, die mir die geringsten Arbeiten zur Last macht; ich weis gewiß, Sie würden mir nicht rathen, ein neues Amt anzunehmen. Die Akademie leidet nicht dabey; ich kann, was ich thun kann, als außerordentlicher Lehrer thun, wenn auch das, was ich thue, weniger in die Augen fällt. Wenn ich im Jahre 1751 die Profession hätte suchen sollen, so würde ich geglaubt haben, es wäre Pflicht. Im Jahre 1761 halte ich es für Pflicht, sie zu verbitten. Meine Freunde denken als Gesunde; da haben sie recht. Ich denke und leide als Kranker; da habe ich auch recht. Mein Entschluß ist nicht Flucht vor der Arbeit; das beweist mein zeitheriges Schreiben und Lesen. Daß ich die Kräfte nicht mehr habe; die ich vor zehn Jahren hatte, das kränkt mich; aber wie müßte ich mich nicht schämen, wenn ich glaubte, ich hätte sie, und setzte mich selber in Unruhen und Umstände, die ich hätte vermeiden können!"

Diese dringenden Vorstellungen hatten die Wirkung, die er wünschte, und er war dafür so dankbar, als man es für eine große Wohlthat seyn kann. Indeß ließ er von seinem Fleiße in seinem Unterrichte so wenig nach, daß er sich vielmehr, besonders auch in seinen öffentlichen Vorlesungen, welche manche Lehrer ohne Bedenken vernachlässigen, fast über sein Vermögen anstrengte, damit er selbst den geringsten Schatten des Argwohns, daß er seine Bequemlichkeit oder Freyheit dem allgemeinen Nutzen vorzöge, von sich entfernt halten möchte. Er bedurfte wenig, weil er für seine Bedürfnisse, für seine Bequemlichkeit und sein Vergnügen wenig verlangte. Er verließ sich mit völliger Zuversicht auf die Vorsehung, ohne etwas Außerordentliches zu er-

Digitized by Google

warten, weil er überzeugt war, daß es einem zufriednen Gemüthe nur selten an dem Nöthigen gebrechen könne. Zu diesem Vertrauen hatte er auch in vielen rührenden Beweisen ihrer Güte sehr starke Ermunterungen. Einer seiner geliebtesten Schüler, der Herr Graf Moritz von Brühl, gab ihm schon seit einigen Jahren (1762) *) ein jährliches Gehalt von anderthalbhundert Thalern, ohne daß Gellerts erkenntliches Herz den Wohlthäter entdecken konnte, der auch, so viel ich weis, erst nach seinem Tode bekannt wurde. Es vergieng fast kein Jahr, wo ihm nicht auf der Post ansehnliche Geschenke von hundert, und zweyhundert Thalern zugesendet wurden. Diejenigen, die sie ertheilten, erhöhten den Werth ihrer Wohlthaten durch die Sorgfalt, womit ihre Großmuth dieselben bloß zur Schonung seiner zärtlichen Dankbarkeit vor ihm verbarg. Allein auch die öffentliche Freygebigkeit hielt es für Pflicht, die bescheidne Uneigennützigkeit zu belohnen, womit er zweymal ein ordentliches Lehramt abgelehnt hatte. Das Gehalt, welches er als ein außerordentlicher Lehrer hatte, wurde erhöht, und als Deutschland einen seiner ersten und besten Geschichtschreiber, Leipzig aber eine seiner vornehmsten Zierden der Akademie in seinem Mascov **) verlohr, erhielt Gellert denjenigen Gnadengehalt, welchen dieser große Mann gehabt hatte. Dieses war eine neue Gelegenheit für Gellerten, zu beweisen, wie uneigennützig und bescheiden seine Art zu denken war. „Die Pension, die mir bestimmt wird," schrieb er an seinen geliebten Grafen M. v. Br., so bald er von dem Entschlusse des Hofes benachrichtigt worden

*) (Wohl schon seit Ende des J. 1759, was aus den Briefen No. 168 und 170 des 8ten Theiles hervorzugehen scheint. M. v. Brühl befand sich seit 1759 in Warschau am Hofe Augusts II.)

) **(Starb d. 22. Mai 1761. Ueber die Pension vgl. Th. 9, No. 231.)

war, „ist groß, und ich muß Ihnen bezeugen, daß ich nicht eher gewußt habe, wie groß sie ist, als gestern, da mirs mein Bruder gesagt hat. Sie beträgt vierhundert und fünf und achtzig Thaler. So viel, liebster Graf, wünsche ich nicht, und ich getraue mich nicht es anzunehmen. Denn Sie müssen sich erinnern, daß ich auf Befehl des Hofes schon seit zehn Jahren eine Pension von hundert Thalern genieße. Wenn ich diese beiden Pensionen zusammen genösse, so hätte ich jährlich 585 Thaler. Nein, das ist zu viel; mehr als ich wünsche. Von dieser Summe kann noch ein rechtschaffner Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte also, liebster Graf, man setzte die Pension auf vierhundert Thaler; auf diese Weise bekäme ich jährlich dreyhundert Thaler mehr, als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, so habe ich genug, und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig." Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen, so wenig als derjenige, in welchem er einige verdiente Männer nannte, denen er das Uebrige wünschte. Er erhielt die ihm bestimmte Belohnung, welche ihm die angenehme Verpflichtung auflegte, der akademischen Jugend, besonders durch seine Gesellschaft und seine Unterhaltungen mit ihr, angenehm und nützlich zu werden.

Als, nach dem Tode des Königs Augusts, Friedrich Christian die Regierung antrat, ein Fürst, von dessen großen und einnehmenden Eigenschaften Sachsen die Widerherstellung seiner vormaligen Glückseligkeit sich mit so vielem Rechte versprach, weil er mehr als der Herr, weil er der Vater, der Wohlthäter und der Tröster seines so viele Jahre nach einander unglücklichen Volkes werden wollte, so richtete er eine seiner ersten Sorgen auf die Wissenschaften, deren Flor in seinem Lande dasselbe zu allen Zeiten von andern deutschen Länder unterschieden hat. Er suchte den Glanz, den sie noch immer hatten, durch die Belohnungen zu vermehren, welche er Gelehrten von vor-

Digitized by Google

züglichen Talenten und Verdiensten bestimmte. Dieser liebenswürdige Fürst gab von diesen Gesinnungen in einer nur allzukurzen Regierung mehr Beweise, als viele Könige, welche sich gern den Trajanen und Antoninen an die Seite gesetzt sähen, in dem längsten Leben gegeben haben. Er bemerkte auch Gellerts Werth und Verdienst zu einer Zeit, wo seine väterlichen Sorgen, die tiefen Wunden der allgemeinen Wohlfahrt zu heilen, so eifrig waren, als wenn sie seine einzigen Sorgen gewesen wären. Er ehrte ihn nicht allein durch die stärksten Versicherungen seiner gnädigen Achtung, sondern auch durch ein ansehnliches Geschenk, um seinen Unterthanen und zugleich der Welt zu bezeugen, was Talente, Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und gemeinnützige Unverdrossenheit für ihre Bemühungen, die Wissenschaften und die Tugend zu befördern, von seinem gütigen Herzen zu erwarten hätten. Ein so väterlich gesinnter Fürst war eines langen Lebens so würdig, als der allgemeinen Thränen der Sachsen, womit sein früher Verlust beweinet wurde. Gellert trauerte mit ihnen, und beklagte sich bey seinem Tode zum erstenmale, daß ihn die Lebhaftigkeit verlassen hätte, welche ein Dichter zur Verewigung eines so guten Fürsten haben muß. Sein Sohn und Nachfolger in der Chur hatte die Gesinnungen seines Vaters gegen ihn. Die Churfürstinn, eine eifrige Gönnerinn der Wissenschaften, wußte seine Verdienste nach ihrem Werthe zu schätzen. Die Prinzen Albrecht und Clemens und die Prinzessinn Christina versicherten ihn in ihren Unterredungen einer Achtung und Gnade, welche der Güte ihres Herzens eben so viel Ehre machen, als ihrem Geiste und Geschmacke.*) So sehr er in seinem Vaterlande geachtet und geliebt wurde, so viel Liebe fand er auch außer demselben. Aus dem Reiche, aus Liefland, aus Dänemark, aus Ungarn erhielt

*) (Die Unterredung mit der Prinzessin Christina s. Th. 9, No. 282.)

Digitized by Google

er noch immer von unbekannten Freunden, die entweder seine Schüler gewesen waren, oder ihn seiner Schriften wegen hochschätzten, ansehnliche Geschenke. Der Herr von Rochau, auf Reckhan, den er im Kriege kennen gelernt hatte, unterhielt nicht allein einen beständigen Briefwechsel mit ihm,*) sondern gab ihm auch jährlich, aller seiner Weigerung ungeachtet, Beweise einer Freygebigkeit, welche Wohlthäter aus einem noch höhern Stande unvergeßlich machen könnten.

In diesen Umständen hätte Gellert, dessen Wünsche allezeit mäßig und bescheiden waren, sehr zufrieden und glücklich seyn können, wenn es nur der Vorsehung gefallen hätte, ihm seine körperlichen Leiden zu erleichtern. Allein diese Leiden ließen ihn in eben den Jahren, worinnen er alles zu haben schien, was ein so bescheidner Gelehrter von den Wohlthaten des Lebens erwarten oder begehren möchte, zu keiner anhaltenden Freudigkeit kommen. Er wünschte eine höhere und edlere Glückseligkeit und empfand unter der Finsterniß, welche seine Seele überschattete, nur zu sehr, wie leer alles Irdische ist, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höhern Ursprung, als das Glück des Lebens hat. Sein körperliches Uebel machte ihn schwermüthig, und in dieser Traurigkeit fürchtete sein gottseliges Herz, daß die Ursache derselben nicht bloß in den Leiden seines Körpers liegen möchte. Er verlangte nach dem Glücke der Zufriedenheit, welche aus einem starken und anhaltenden Gefühle der Religion und der von ihr den Menschen versicherten Wohlthaten entspringt. Je stärker aber dieses Verlangen war, desto weniger getraute er sich, zu glauben, daß zum ruhigen und völligen Genusse dieses Glückes auch eine gewisse Art von Gesundheit, die ihm fehlte, erfodert würde. Zwar pries er schon seit langer Zeit am Schlusse eines jeden Jahres unter den Wohl-

*) (Vom J. 1760 an bis zu Gs. Tod; s. die Briefe an ihn.)

thaten Gottes gegen ihn auch dieses als eine der vornehmsten, daß er durch seine Kraft vor vorsetzlichen Unordnungen des Herzens und des Lebens bewahrt worden war. Gleichwohl schien ihm auch dieß zur völligen Beruhigung seiner selbst über seinen geistlichen Zustand nicht genug zu seyn, weil er seinem Gebete, seinen Uebungen der Gottseligkeit, seinen Gedanken an die Ewigkeit, seinem Glauben und seinem Bestreben nach der innern Unsträflichkeit seiner Seele, mehr Eifer und Stärke wünschte, als er bey seiner Kränklichkeit haben konnte. Er zum wenigsten erlaubte sich ein solches Urtheil niemals, sondern hielt eine gewisse Dürre, Trägheit und Unfähigkeit des Herzens zu bloß geistlichen Empfindungen mehr für Unvollkommenheiten seiner Seele, als für Wirkungen seines körperlichen Leidens, oder er befürchtete vielmehr, daß ein gelinderes Urtheil von der moralischen Beschaffenheit dieses Mangels von Lebhaftigkeit in seinen Empfindungen ihn zu einer Nachsicht gegen sich selbst verleiten möchte, welche seinen Bestrebungen nach einer größern Vollkommenheit darinnen nachtheilig werden könnte. Darum hielt er es für Pflicht, sich in einer beständigen Mißbilligung der Unvollkommenheit, die er an sich selbst zu bemerken glaubte, zu erhalten. Diese Bemühung aber, die ein beständiges und oft schmerzhaftes Gefühl seiner Kränklichkeit begleitete, konnte die Schwermuth seiner Seele eher vergrößern als vermindern. Seine Unruhen über die Mängel, welche er an sich wahrzunehmen glaubte, vermehrten sich mit seiner Aufmerksamkeit auf seine Gedanken; und so gar auf alle auch unwillkührlichen Bewegungen seines Herzens. Er sah in der Vergleichung derselben mit den Forderungen der Religion, mehr auf diese, als auf seine leibliche Schwachheit, und blieb deswegen immer mit sich selbst unzufrieden. Er hatte zwar, wenn sein Körper weniger litt, heitre Stunden und in diesen auch stärkere und angenehmere Empfindungen der Frömmigkeit. Seine Freunde bezeugen, daß, wenn

Digitized by Google

er auch die Last seiner Leiden noch so sehr empfand, dennoch Gesicht und Stimme sich gleich veränderten, stark und heiter wurden, sobald man das Gespräch auf Wahrheit, Religion, Tugend und Frömmigkeit lenkte. Dennoch wagte er sich nicht, solche Veränderungen als ein günstiges Vorurtheil für seine moralische Rechtschaffenheit anzusehen, wenn ihm in seinen dunklern Stunden Zweifel darüber einfielen. Diese Härte wider sich selbst war vielleicht übertrieben; sie war aber wegen der Quelle, woraus sie entsprang, ehrwürdig. Da er indeß bey dieser Strenge seine Hoffnung, immer besser zu werden, nicht auf seine Stärke, sondern auf die göttliche Gnade gründete, so sicherte ihn dieselbe vor der Gefahr, sich für vollkommner zu halten, als er sonst wohl hätte glauben können. Sie bewahrte ihn auch vor der Traurigkeit, die aus einer zu nachtheiligen Meynung von sich entspringen, und seine Schwermüthigkeit vermehren konnte. Sein Eifer in der Beschäfftigung mit dem, was dem Menschen allezeit das wichtigste seyn sollte, wurde dadurch gestärkt, und er ward um so viel vorsichtiger bey allem, was er sich zu denken, zu reden und zu thun vornahm. Die heilige Schrift war, was sie einem jeden seyn sollte, sein liebstes Buch. Was er in diesem göttlichen Buche, was er in andern geistlichen Schriften las, das betrachtete er alles mit einer sorgfältigen Anwendung auf sich selbst und suchte dadurch seine Gesinnungen und Neigungen vollkommen zu machen. Ob er gleich sein Gebet nicht mit derjenigen Heiterkeit verrichten konnte, welche er sich wünschte, so unterließ er dasselbe doch niemals darum, daß er dazu nicht Freudigkeit genug bey sich wahrnahm. Als er auch bemerkte, daß sein Geist nicht Stärke genug hätte, seine Gedanken damit so lange zu unterhalten, als er gern gewollt hätte: So machte er sichs zur Regel, öfter zu beten, wodurch seine Fertigkeit zu diesem der christlichen Rechtschaffenheit so heilsamen Geschäffte eine neue Stärke erhielt. Alle diese Bemühungen siegten freylich

Digitized by Google

nicht über alle Bekümmernisse, zu denen ein beständiger Anlaß und Reiz in seiner Hypochondrie war; sie vermehrten aber doch die Kraft seiner Seele zur unverdrossensten Ausübung seiner Pflichten. Vielleicht haben wenig Menschen mehr traurige Tage gelebt, als er; gleichwohl wurden alle diese traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden sich wenig Menschen rühmen dürfen, ihre fröhlichern Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Gellert wurde also ein neues Beyspiel, daß anhaltende Leiden, mit einer frommen Gelassenheit und Standhaftigkeit erduldet, immer wohlthätig sind, wenn sie auch den Genuß der Glückseligkeit verzögern, welche einer wahren Frömmigkeit bestimmt ist. Sie läutern die menschliche Tugend, damit sie ein lehrreiches Beyspiel für diejenigen seyn könne, die mit ähnlichen Uebeln zu kämpfen haben. Eine Seele, welche bey der Erduldung derselben immer auf Gott und auf seine gütigen Absichten dabey sieht, triumphirt endlich über die Schmerzen ihrer Empfindung, und wird ruhig, wenn sie auch nicht mit Beständigkeit freudig seyn kann. Dieses erfuhr auch Gellert, der ungeachtet seiner sich immer gleichen Kränklichkeit in den fünf letzten Jahren seines Lebens zu einer Stille des Herzens kam, die nahe an die Glückseligkeit und Freude grenzt, nach welcher er so lange geschmachtet hatte. Diese Veränderung zeiget sich, ob er gleich selbst nicht darauf geachtet zu haben scheint, in seinen Tagebüchern sehr deutlich; denn sie werden kürzer, als die vorhergehenden sind, weil sie weniger Klagen über die Unruhen und Beängstigungen seiner Seele enthalten, als die vorhergehenden, ob es gleich nicht an häufigen Bemerkungen seiner leiblichen Leiden fehlt. Er beklagt sich zwar darinnen fast bis an das Ende seines Lebens über seinen schwachen Glauben, über seinen Unmuth, über die Dunkelheit seines Geistes, über die Erstorbenheit seines Herzens zu freudigen Empfindungen. Allein er macht sich nicht mehr, oder doch viel seltner solche schwermüthige Vorwürfe, als

Digitized by Google

er sich vordem so oft gemacht hatte. In den darinnen geäußerten Gesinnungen herrschet immer eine gleiche Demuth des Herzens. Gott erhält für das Gute, das er thut, allein die Ehre, und er selbst thut sich niemals genug. Allein er eignet sich bey der Empfindung seiner Schwachheit die Verheißungen der göttlichen Gnade mit mehr Zuversicht zu; er betrachtet seine Bekümmernisse, als Leiden, die er mit Geduld tragen soll; er sagt sich selbst zum Troste, daß sein Glaube wohl schwach, aber doch aufrichtig sey, und ermuntert sich dadurch zum Kampfe wider alle aufsteigende Furcht, weil Gott auch einen schwachen Glauben annehme, und mehr auf die Redlichkeit als auf die Größe desselben sehe. Ueberdieß bemerkt er ausdrücklich bey sich mehr frohe Empfindungen der Gnade Gottes und seiner Wohlthaten, als sonst, und fodert sich auf, getrosten Muths zu seyn, wenn er nicht immer merkliche Gefühle des Friedens mit Gott und der Freude des Glaubens habe, weil sein Erlöser ein treuer und mitleidiger Hoherpriester sey, welcher das Verwundete heilen und das Schwache warten wolle. Besonders wurden die feyerlichen Tage, an welchen er an dem Gedächtnißmahle der Erlösung Theil nahm, viel heitrer und erfreulicher für sein Herz. „Ich preise," sagt er selbst*), „die Barmherzigkeit Gottes, die heute groß an mir gewesen ist. So schwach auch meine Vorbereitung zu dieser ehrwürdigen Handlung gewesen ist, und ob ich gleich wünsche, daß mein Herz bey derselben empfindlicher gewesen wäre, so habe ich doch keine Zerstreuungen oder Zweifel und keine Gedanken erduldet, die mich beunruhiget hätten, ich habe mit Ernst beten, und die Predigt mit Aufmerksamkeit hören können, und ich tröste mich bey allem meinen geistlichen und leiblichen Elende des Wortes seiner Gnade, und bin gewiß, daß ich die Vergebung aller meiner Sünden, Gnade bey Gott durch Je-

*) Tageb. v. 1765.

sum Christum und seines Geistes Kraft zur Stärkung meines Glaubens und zur Reinigung von aller Untugend und die Hoffnung des ewigen Lebens habe."

Diese angenehme Veränderung war keiner Verminderung seiner körperlichen Leiden, welche immer dieselben blieben, zuzuschreiben. Das geheime Uebel, welches ihn täglich verfolgte, wich keinen Arzeneyen. Seine Freunde riethen ihm, den Gebrauch des Carlsbades noch einmal zu versuchen, weil doch seine Gesundheit dadurch nicht verschlimmert worden war, und die Bewegung so wohl, als die Zerstreuung für zuträglich gehalten wurde. Gellert folgte 1763 dem freundschaftlichen Rathe seiner Aerzte. Die Brunnencur war ihm auch dießmal nicht nachtheilig, ob er sich gleich keiner sehr wohlthätigen Wirkungen derselben rühmen konnte. Der Aufenthalt selbst im Bade hatte viele Annehmlichkeiten für ihn. Er genoß das Vergnügen, Personen von dem erhabensten Range kennen zu lernen, denen es eben so angenehm war, mit einem Manne bekannt zu werden, für dessen Schriften sie schon lange eine vorzügliche Hochachtung hatten. Die Nachricht, die er selbst davon an eine seiner vertrauten Freundinnen gegeben hat, ist besonders wegen der Schilderungen, die er darinnen von den Charakteren seiner neuen Bekanntschaften macht, so unterhaltend, daß man zu viel verlieren würde, wenn man ihn nicht selbst reden hörte. „Freuen Sie sich," schreibt er, „freuen Sie sich mit mir ꝛc." [s. Theil 9, No. 281. S. 180—187.] „auf das verbindlichste und beste."

Gellerts Gesundheit war zwar durch den Gebrauch des Brunnens 1763 nicht besser geworden; sie hatte aber auch nicht gelitten. Weil nun sein Körper noch Kräfte genug zu haben schien, die Wirkungen desselben auszuhalten, so urtheilten die Aerzte, daß der wiederholte Gebrauch nützlich werden könnte, da sein Uebel seinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben schien. Er ließ sich also zu einer neuen Reise ins Carlsbad überreden;

allein auch diese Reise war für seine Gesundheit vergeblich, wiewohl dieselbe gleich der vorigen ihre Annehmlichkeiten hatte, indem er theils die Bekanntschaften des vorigen Jahres erneuerte, theils auch einige neue machte, die ihm nicht anders als angenehm seyn konnten. „Endlich," schreibt er an die Freundinn, der er seine vorjährige Reise beschrieben hatte, „bin ich," rc. [s. Theil 9, No. 310. S. 255—269.] „nicht erneuern möchte."

Gellert, der gern that, was er nicht allein selbst für Pflicht hielt, sondern auch Andre für seine Pflicht erklärten, hatte diese Reise mehr aus Gehorsam gethan, als in der Hoffnung, einige Linderung seiner Leiden zu erhalten. Er versprach sich keine Befreyung davon, als durch den Tod, den er sonst gefürchtet hatte, an den er aber mit immer mehr Neigung denken lernte. Er glaubte zu empfinden, daß sich seine Kräfte täglich mehr verlören. Selbst die Arbeiten, deren er seit so vielen Jahren gewohnt war, kosteten ihm eine besondre Anstrengung, weil er seiner immer fortdauernden Beschwerungen wegen mit keinem freyen und heitern Geiste zu seinen Geschäfften kommen konnte. Um nun mit den ihm noch übrigen Kräften zum gemeinen Besten so sparsam umzugehen, als ihm möglich war, schränkte er sich auf den Umfang von Kenntnissen ein, die er schon seit verschiednen Jahren in seiner Sphäre erlangt hatte, suchte sich aber seinen Zuhörern so nützlich zu machen, als nur von einem so treuen und gewissenhaften Lehrer erwartet werden konnte. Sein Beyfall verminderte sich gar nicht: denn sein Unterricht, theils in den schönen Wissenschaften, theils in der Sittenlehre, blieb nicht allein immer so lehrreich und unterhaltend, als er allezeit gewesen war, sondern erhielt auch selbst durch sein kränkliches Ansehen, und die sanfte Mattigkeit seiner Augen und seiner Stimme etwas sehr Rührendes. Ohne ein Greis zu seyn, hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greises, dem seine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Lust zuhört, weil selbst sein Ernst lauter Freund-

lichkeit und Güte ist. Die Lehren aus seinem Munde hatten die Anmuth eines stillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert. Sein Vaterland weis, mit welch einem Beyfalle und Eindruck er in den letzten Jahren seines Lebens mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig vor dem Churfürsten vor seinem hohen Hause und seinem Hofe verschiedene öffentliche Vorlesungen 1765 bis 69 gehalten hat*). Die Thränen, welche sie seinen Zuhörern ablockten, bezeugten, wie sehr nicht allein der Innhalt und der sanfte Reiz seines Ausdruckes, sondern auch der persönliche Werth des Mannes, der sie hielt, rührten. Der Churfürst und die Churfürstinn, seine Frau Mutter, versicherten ihn ihrer Achtung mit den stärksten Ausdrücken und mit besondern Gnadenbezeugungen. Er hatte 1767 so sehr gefallen, daß der Churfürst eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen für die akademische Jugend verlangte, um sich, wie er ihm sagen ließ, aus denselben zu belehren, welches einem Herzen, wie das seinige war, erfreulich seyn mußte, so sehr auch sein Gefühl für alle bloß irdischen Freuden geschwächt war. Seine 1768 immer mehr erlöschenden Kräfte erregten einmal den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademischen Arbeiten aufgeben, und sich auf dem Lande bey einigen Freunden bloß mit der Vorbereitung zu seinem Ende beschäfftigen sollte. Allein er verwarf diesen Gedanken, weil er die Pflicht noch stärker fühlte, den Studirenden mit seinen Lehren, mit seinem Rathe und mit seinem Beyspiele so lange zu dienen, als ihn seine Kräfte nicht ganz verließen, und dieß war auch gewiß die schönste Vorbereitung zu seinem Ende, das ihm immer näher kam. So eifrig er das wahre Beste derselben

*) (S. die Vorlesungen Th. 5, S. 141. 181. Th. 10, S. 169 ff.; vgl. die Briefe No. 327. 374. das Gedicht Th. 2, S. 58.)

wünschte, und suchte, so betrübt war er, wenn er sie auf Abwege gerathen sah, vor denen er sie mit allem Ernste und zugleich mit aller Zärtlichkeit eines Freundes und eines Vaters warnte. Die Studirenden empfanden es auch und hatten eine außerordentliche Ehrerbietung und Liebe gegen ihn. Einen sehr merklichen Beweis davon erfuhr er besonders 1768 ungefähr ein Jahr vor seinem Tode, als sich auf einmal ein eben so ungewöhnlicher als unglücklicher Geist der Unruhe der in Leipzig studirenden Jugend bemächtigte*). Gellert, voll Bekümmerniß darüber, daß dadurch eine Universität verunehrt werden sollte, die seit mehr als einem halben Jahrhunderte den Ruhm einer gesitteten und wohlanständigen Aufführung ihrer Studirenden behauptete, ermahnte sie aus eigner Bewegung beym Schlusse einer seiner moralischen Vorlesungen in einer so zärtlichen als ernsthaften Anrede zu einem friedlichen und sittsamen Verhalten. Sie hatte auch bey seinen Zuhörern, deren Anzahl, besonders in seinen moralischen Vorlesungen, sich oft über einige hundert belief, die Wirkung, daß einer den andern, aus Liebe zu ihrem Lehrer, zu besänftigen suchte. Obgleich dadurch die Ruhe nur auf einige Tage hergestellt wurde, so bewies doch auch dieses schon das Ansehen, worinne er bey ihnen stand, kleinerer Züge ihrer Hochachtung auch unter den bald wieder erneuerten Unruhen nicht zu gedenken. Er wiederholte also, selbst von der akademischen Obrigkeit dazu veranlaßt, seine Ermahnungen in einer andern Anrede, zu deren Ausarbeitung er weder Zeit, noch Gesundheit und Heiterkeit hatte, die aber bey aller ihrer Kürze auf einen jeden Jüngling, der Gefühl hatte, Eindruck machen mußte.

„Der Fremde und der Einheimische, meine Herren, der Hohe und der Niedere hat unsrer Akademie seit Jahrhunderten den Ruhm der Wohlanständigkeit und der guten Sitten ertheilet.

*) (Vgl. die Anm. zu No. 389. Th. 10, S. 73.)

Lassen Sie uns wachen, ich bitte Sie, diese Ehre nicht durch Ausgelassenheit zu verlieren, sondern durch Stille und Eingezogenheit täglich mehr zu behaupten. Wie nöthig ist diese Erinnerung, diese Bitte in unsern Tagen geworden! Und von wem wollten Sie eben diese Erinnerung, eben diese Bitte williger anhören, als von mir, von dem Sie wohl wissen, wie sehr ich Ihre Ehre, Ihr Vergnügen und Ihr Glück suche und liebe? Von mir, den Sie gewiß wieder lieben und achten? So hören Sie mich denn an, Theuerste Commilitonen! Doch ich bins nicht allein, der redet; nein, im Namen und auf Befehl meiner Obrigkeit, die zugleich die Ihrige ist, der ichs, als ein Lehrer zu gehorchen, für meine Ehre halte, wenn es auch Lernende nicht für ihre Ehre halten wollten; im Namen dieser unsrer Obrigkeit soll ich Ihnen öffentlich sagen — doch nicht Euch, Edelmüthige, Lehrbegierige Jünglinge — sondern jenen wenigen Unruhigen, Leichtsinnigen soll ich öffentlich sagen, was sie wohl nie mögen erwogen haben: — daß es in einer wohleingerichteten Republik ein Verbrechen sey, seine wahren oder vermeynten Vorzüge, Rechte und Freyheiten aus eigner Macht, ohne den Arm der Obrigkeit, mit angemaßter Gewalt zu behaupten: denen soll ich sagen, was sie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, eine sichtbare Umstürzung der Gesetze, die äußerste Störung der öffentlichen Ruhe, die höchste Beleidigung eines ganzen ehrwürdigen Publici sey: denen soll ich sagen, was sie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, der nächste Weg, auch wider unsern Willen, zum Verbrechen des Mordes sey — schrecklicher Gedanke: denen soll ich endlich sagen, was sie wohl nicht müssen erwogen haben: — daß der, welcher seiner Obrigkeit und ihren Anordnungen widerstrebet, der Ordnung Gottes widerstrebe. Und wer bist du, Jüngling, der du mit kaltem Blute und geflissentlich der Ordnung deines Gottes widerstreben kannst?"

„Wie? meine geliebten akademischen Mitbürger, in der stillen Stunde der Nacht, wo schon manch frommes Herz zu seinem Gott betet und ihn dankbar preiset; wo mancher elende Kranke auf seinem Lager nach Ruhe und Trost jammert: in dieser Stunde der Nacht durch Geschrey, und Tumult, und tödtliche Gewaltthätigkeit das fromme Gebet des Christen unterbrechen, den Jammer des Kranken vermehren, den Fleiß des für uns noch arbeitsamen Gelehrten, für unsre Bequemlichkeit noch arbeitsamen Künstlers und Handwerkers, hindern? — Und diesen Verfall der Sitten sollte unsre Akademie, deren Ehre die Sittsamkeit war, gelassen ansehen? O so wollte ich selbst eilen und mich zu den Füssen meines Fürsten werfen, der Zucht und Ehrbarkeit und Weisheit liebt, und durch sein Beyspiel lehret, und wollte ihn nicht um eine Gnade, die er mir zu bitten befohlen hat, sondern um seine Ungnade und Strenge gegen die Unruhigen und Ungesitteten, um die Wiederherstellung unsrer guten Sitten anflehn; oder ihn um die Gnade anflehn, daß er mir erlauben möchte, meine letzten kranken Tage an einem ruhigern Orte, als in dem mir sonst so liebenswürdigen, so stillen Leipzig zu beschließen, wo ich die guten Sitten nicht mehr mit Erfolg lehren könnte."

„Ach! Mitbürger, Freunde, Söhne dieser Akademie und theurer, würdiger Aeltern, in deren Namen ich Sie zugleich anrede, nein, nicht also, liebe Jünglinge; nicht also! sondern was ehrbar, was gerecht, was züchtig, was gesültet, was liebreich, was wohl lautet: ist etwan eine Tugend, ist etwan ein Lob, dem denket nach! Das ist deine Ehre, studirender Jüngling, deine wahre Ehre vor Gott und den Menschen; und du wolltest sie lieber in dem betrügerischen Urtheile einiger deiner leichtsinnigen Commilitonen suchen, die weder sich, noch dich, noch die Ehre kennen; die dich in wenig Jahren gar nicht mehr kennen? und nicht vielmehr in dem Beyfalle und der Liebe verständiger Männer, deiner Gönner, Freunde und Lehrer, der Beförderer deines

künftigen Glücks? Würdest du nicht erröthen, das, was du, verborgen in der Dunkelheit der Nacht, stürmisch zu erlangen suchest, am hellen Tage, im Angesichte der Stadt, eben so kühn zu suchen?"

„O meine Brüder, wo ist für Studirende mehr wahre Ehre, mehr Ruhe, mehr unschuldiges Vergnügen, mehr Freyheit und Nutzbarkeit von je her gewesen, als auf unsrer Akademie? Haben wir nicht Schauspiele, Concerte, Gärten, Spatziergänge, Landhäuser, öffentliche Cabinetter, Büchersäle, Unterstützungen durch Stipendien und Freytische? Haben wir nicht Künste und Wissenschaften aller Arten zu unserm Dienste und zum Vergnügen? Haben wir nicht eine gelinde akademische Obrigkeit — einen für unsre Ruhe sorgenden Stadtmagistrat — einen gütigen und väterlich gesinnten Gouverneur? Und wir wollten nicht unsre Ehre und Dankbarkeit darinne setzen, unter ihnen ein geruhiges und stilles Leben zu führen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit? Das sey ferne von uns. In dieser Hoffnung verlasse ich diese Stelle, die ich lieber nie wieder betreten möchte, wenn meine Hoffnung, meine väterliche Bitte unerfüllt bleiben sollte."

Man weis, daß diese Ermahnung das Ihrige zur Herstellung der öffentlichen Ruhe beygetragen hat. Indessen wurde seine Gesundheit immer schwächer, und er konnte bis an seinen Tod nie wieder zu dem Grade von Erholung kommen, die er doch in den vorigen Jahren bisweilen gefühlet hatte. Man empfand deswegen fast durchgängig eine zärtliche Bekümmerniß. Der Churfürst selbst nahm Theil daran, und seine Sorge dafür war so aufmerksam, daß er ihm aus seinem Stalle, damit es seinem kranken Körper nicht an einer ihm bequemen und heilsamen Bewegung fehlen möchte, ein sichres, und in seinem Gange ruhiges und sanftes Pferd nach Leipzig führen ließ. Man kann nicht dankbarer seyn, als Gellert für dieses Merkmal der vorzüg-

lichen Achtung und Gnade seines Fürsten war. Er machte auch einigen Freunden von diesem Churfürstlichen Geschenke, von der Neugierigkeit, mit welcher Pferd, Zügel und Sattel betrachtet wurde, von den dadurch veranlaßten Gesprächen und Gerüchten davon eine Beschreibung, worinnen man eine gewisse angenehme Munterkeit bemerkte, die man nicht mehr von ihm gewohnt war*). Doch sein Körper war durch beständige Leiden schon so entkräftet, daß er auch die leichteste und sanfteste Bewegung nicht mehr ertragen konnte. Diese Entkräftung hinderte ihn, da 1768 eine neue Ausgabe seiner Werke veranstaltet wurde, ihnen die Verbesserungen zu geben, die er gern darinnen gemacht hätte. „Ich würde," sagt er in der Vorrede, „da der Mangel der Gesundheit mir Verbesserungen verbietet, einen guten Theil meiner Schriften lieber ganz zurückgenommen haben, wenn mir dieses Recht darüber zustünde. Ich muß sie also dem Publico so überlassen, wie es sie zeither mit seinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß sowohl seine Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner ersten Aufsätze, wenn das Uebrige nützlich ist, leicht seine Nachsicht erhalten werden. Nur in den Lustspielen, die bey der Vorstellung am ersten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen, und kein Autor kann in Absicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geschmacks zu vorsichtig und strenge seyn" **). Er eignete diese Ausgabe 1769 dem Churfürsten zu, und die Zueignung***) wurde sehr gnädig aufgenommen. „Wie liebreich," schreibt er in seinem Tagebuche, „nahm mich dieser theure Fürst, der allein war, nicht auf! Welch eine gütige Antwort gab er mir nicht auf meine Anrede, in der ich ihm sagte, daß ich ihm

*) (Vgl. die Briefe No. 393. 394. 400. 401. im 10ten Theile.)
**) (Th. 1, S. 3. vgl. den Brief No. 391 im 10ten Theile.)
***) (Th. 1, S. 1.)

Google

nicht sowohl meine Dankbarkeit hätte zu erkennen geben wollen, die ich durch keine Worte ausdrücken könnte, sondern daß ich mehr das Publicum hätte erinnern wollen, wie viel ich meinem Fürsten schuldig wäre, und was die Sachsen für einen großmüthigen Regenten verehrten. O, sprach er, dafür danke ich ihnen; das wird mir viel Ansehen geben; ihr Name ist überall bekannt. Da ich gieng, sagte er: Werden Sie mir nicht diese Messe wieder eine moralische Vorlesung halten? Diese hielt ich auch bald darauf über die Selbstbeherrschung; vielleicht, Gott sey Preis, nicht ohne Nutzen. Ich darf es kaum sagen, wie liebreich mir der Fürst und seine Gemahlinn dankten. Also hat mich Gott diese Messe glücklich überstehen und überall Gnade und Liebe finden lassen." Bald darauf that er eine Reise über Meißen nach Oberau und endlich nach Haynichen.*) „Ich habe," sagt er, „völlig von meiner Vaterstadt Abschied genommen. Gott segne sie und die Meinigen, und erbarme sich meiner!"

Nach seiner Zurückkunft 1769 entschloß er sich, die letzte Hand an seine Vorlesungen über die Moral zu legen. Es waren öftere und dringende Foderungen an ihn gethan worden, daß er sie ans Licht stellen möchte. Auch hatten ihm verschiedne Freunde dazu gerathen. Er trug Bedenken, ihrem Rathe Gehör zu geben. Selbst der Beyfall, mit dem sie angehört worden waren, konnte seine Zweifel nicht ganz überwinden, ob sie auch Werth genug hätten, der Nachwelt überliefert zu werden, besorgt und mit Grunde besorgt, daß man im Lesen mehr fodere, als im Hören. Zwar konnte ihm selbst, bey aller seiner Bescheidenheit, der Nutzen, den sie auf der Akademie schafften, nicht verborgen bleiben. Dieser war zu sichtbar, und um so viel größer, da sein bekannter ungefärbter Eifer für Gottesfurcht und Tugend seinem münd-

*) (Nach Oberau zu einem Herrn v. Miltitz. — Auf diese Reise beziehen sich die Briefe No. 403. 404. im 10ten Theile.)

lichen Vortrage keinen geringen Nachdruck gab. Eines so gewissen Vortheils wollte er sich nicht gern gegen den ungewissern Nutzen begeben, der etwa von dem Drucke seiner Moral zu erwarten stünde. Indeß gewann er doch aus den günstigen Urtheilen seiner Freunde mehr Zuversicht zu diesem Werke, und sie bewogen ihn endlich, nicht lange vor seinem Tode, zum Entschlusse, seine Moral, so viel in seinem Vermögen war, durch eine sorgfältigere Durchsicht in den Stand zu setzen, daß sie nach seinem Tode dem Drucke überlassen werden könnte. Sein Tod verhinderte die Ausführung seines Vorsatzes, und er überließ die Ausgabe seines Werkes seinen Freunden, einem Schlegel und einem Heyer, denen sie die Welt zu danken hat. Wie bescheiden er selbst davon urtheilte, ist aus seinem Aufsatze bekannt, den er zum Vorbericht vor seine Moral bestimmt hatte *). Sie sollte sich, wie die Vorrede seiner würdigen Freunde bemerkt, dem Verstande nicht von der Seite zeigen, von der sie, seine Kräfte zu schärfen und seine Wißbegierde zu befriedigen, am sichersten ist. Man sollte darinnen kein neues bequemeres Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieser Wissenschaft, keine Beantwortung spitzfindiger Zweifel, keine glücklich ausgedachten Hypothesen, keine Auflösungen problematischer Fragen, keine strenge Demonstrationen suchen; sie sollte sich vornehmlich dem Herzen empfehlen. Ihr vorzüglichstes Verdienst sollte in der Wahl des Brauchbaren, in der steten Rücksicht des Verfassers auf die christliche Religion, und in der Methode bestehen. Gleichwohl haben einige sie nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachten mögen. Um nur zu tadeln (denn was Männer von gewissen Verdiensten thun, muß allezeit getadelt werden), haben sie bemerken wollen, daß sie nicht tief genug wäre. Allein obgleich Gellert diese Tiefe nie zur Absicht gehabt hatte, so fodert doch die Gerechtigkeit, die man diesem vor-

*) (Th. 6, S. IV, V.)

Digitized by Google

trefflichen Werke schuldig ist, die Anmerkung, daß es Gelehrte giebt, denen auch wohl ein seichtes Wasser, weil es trübe ist, tief, und hingegen ein Strom bey aller seiner Tiefe seicht zu seyn scheint, weil das Wasser desselben so klar ist, daß auch sie bis auf den Grund sehen können.

Gellert erlebte die Ausgabe eines seiner schätzbarsten Werke nicht. Seine Kräfte waren erschöpft. Er wurde schon lange mit schmerzlichen Verstopfungen beschwert; immer mußte die Kunst der Schwachheit seines Körpers zu Hülfe kommen; aber diese Hülfe vermehrt, je nöthiger sie wird, die Schwachheit durch die augenblickliche Stärke, welche sie der entkräfteten Natur mittheilt. Im Anfange des Decembers 1769 äußerte sich eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Absonderungen mit den schlimmen Folgen, welche sie zu begleiten pflegen. Heine und Hebenstreit, beide seine eifrigen Freunde, beide erfahrne Aerzte, eilen zu ihm; versäumen nichts, was die Kunst vermag, den geliebten Kranken zu retten. Ludwig, ihr verdienstvoller Lehrer, der, außer seinen tiefen Einsichten in alle Theile ihrer Wissenschaft, selbst seiner Jahre wegen, eine noch ausgebreitetere Erfahrung hatte, vereinigt seine Bemühungen mit den Ihrigen, Mittel zu entdecken und anzuwenden, welche der erstorbenen Natur ihres Freundes ein neues Leben mittheilen könnten. Die Stadt und die Akademie zittern vor dem Verluste, mit dem sie bedroht werden. Allein die Zeit seiner Belohnung war gekommen, und Gellert, welcher gleich alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, freute sich vielleicht zum erstenmale mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Er hatte in seinem Leben oft an den Tod gedacht; aber, nach seinem eignen Geständnisse gegen seine Freunde, gemeiniglich mit Furcht und nicht ohne Sorgen, daß es ihm schwer werden möchte, die Schrecken desselben zu überwinden. Allein je demüthiger der wahre Christ von sich denkt, desto weniger vermuthet er die

Digitized by Google

verborgne Stärke, die er in der Religion hat. Seine Furcht war vielleicht bloß ein körperlicher Schauer gewesen, und seine Seele hatte nur die Zeit erwartet, wo allein der Christ den Tod mit einer wahren Unerschrockenheit und Freudigkeit betrachten kann. Er schien nun durch sein eben so zuversichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung Gottes durch Christum über sich selbst erhaben zu seyn. Die Schwermuth, diese beständige Gefährtinn seines Lebens, durfte ihm nicht bis zum Eintritte in die Ewigkeit folgen. Er hatte keine Bekümmernisse mehr, und doch dachte er von seiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben so, als er allezeit davon gedacht hatte. Seine Seele sah auf die Herrlichkeit, der sie entgegen eilte. Damit tröstete er auch seine Freunde, welche voll Betrübniß waren, daß die Kunst der Aerzte ihre Wünsche für die Verlängerung seines Lebens nicht begünstigen konnte.

Vier Tage vor seinem Tode hielt er mit der würdigen Frau seines Bruders, des Oberpostcommissarius, die durch ihren edlen Charakter sich seine ganze Hochachtung erworben hatte, die ihn auch in seiner Krankheit mit der treuesten und schwesterlichsten Sorgfalt pflegte, und mit D. Heinen, seinem ältesten Freunde in Leipzig, in dessen Redlichkeit er stets ein großes Vertrauen setzte, eine besondre Unterredung über die Herausgabe seiner noch übrigen Schriften, die er seinen abwesenden Freunden, Schlegeln und Heyern, auftrug, und zugleich über verschiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder selbst war von seiner Krankheit zu sehr bewegt, als daß er einen Zeugen dabey hätte abgeben können. Nachdem Gellert seine Aufträge geendiget hatte, ermannte er sich gleichsam bey seiner schon damals großen Entkräftung, richtete sich auf seinem Bette auf, entblößte sein zum Theil schon graues Haupt, und betete mit einer solchen Erhebung des Herzens, mit einer so feurigen Andacht,

Digitized by Google

mit so vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott, und mit einem ganz an den Himmel gehefteten so heitern und freudigen Auge, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater, und von einem sterbenden Jacob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Er bemühte sich alle die besondern Wohlthaten, die er in seinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in sein Gedächtniß zurück zu rufen: besonders erinnerte er sich der Namen aller seiner noch lebenden Freunde und vieler von seinen abwesenden Schülern, und empfahl sie in seinem Gebete der Regierung und gnädigen Vorsorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an diese besondern Wohlthaten, sondern auch an seine Vergehungen und Schwachheiten, und zwar mit einer Selbsterniedrigung und Demuth, die auf das Herz seiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöschlichen Eindruck machte. Dieses Gebet verrichtete er mit einer zwar schwachen, aber lauten Stimme, und mit einer solchen Innbrunst, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz mit einer Ehrfurcht gegen seine Frömmigkeit erfüllte, die sie nie so stark empfunden hatten.

Nachdem er länger als eine Stunde mit diesen beiden Freunden gesprochen und gebetet hatte, sank er auf sein Küssen zurück, in der Stille seine Betrachtungen fortzusetzen, und sich zur Unterredung mit dem Lehrer, den er zu seiner besondern Privaterbauung erwählt hatte, mit seinem würdigen Thalemann, vorzubereiten, weil er noch einmal aus seinen Händen das Abendmahl empfangen wollte. Mit diesem Freunde unterhielt er sich sogleich von seinem Tode, und sprach davon mit einer Gelassenheit, die von einer ganz ungestörten Gemüthsruhe zeugte. Er war für alles, was ihm dieser fromme Lehrer sagte, lauter Aufmerksamkeit; aber keine Betrachtungen rührten und erfreuten ihn mehr, als diejenigen, welche ihm die Liebe des Erlösers und ihre Größe vorhielten. Die Empfindung derselben begleite-

ten ohne Unterlaß die Empfindungen der tiefsten Ehrerbietung und Demüthigung. Als unter andern seinem Zustande angemessenen Vorstellungen die Worte in der Geschichte Lazari, des Freundes Jesu: Herr, den du lieb hast, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden; rief er von ihrem Gefühle besonders durchdrungen aus: „Ach! wenn ich das doch wäre!" Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der sein Heil in keinem andern; als in der Gnade seines Erlösers suche, dürfe seiner besondern Liebe versichert seyn. Sogleich eignete er sich diese Versicherung zu und sagte freudig: „Nun ich hoffe es zu deiner Gnade, mein Heiland, daß du auch mich, als den Deinigen lieb hast!" Diese Empfindungen überwogen seine Schmerzen so sehr, daß er unter dem stärksten Gefühle derselben nicht klagte, sondern seine Freunde nur ersuchte, für ihn zu beten. Einer von ihnen fragte ihn, ob er auch viele Schmerzen litte? „Ach ja," antwortete der theure Kranke; „doch sind meine Leiden erträglich." Als darauf sein Freund zu seinem Troste hinzusetzte: Sie haben schon viele Leiden geduldig und standhaft ausgestanden; Sie werden auch itzt als ein Christ leiden; die Religion hat Sie im Leben gestärkt; sie wird Sie auch im Tode unterstützen, antwortete er: „Ach! mein lieber Freund, ich bin ein schwacher Mensch, ein armer Sünder; beten Sie für mich, daß ich nicht in Versuchung falle." So aufrichtig dieses Geständniß, und so ernstlich seine Bitte war, so gewiß war er doch auch seiner Begnadigung durch Christum. Zu seinem geliebten Heyer, der ihn zu besuchen eilte, so bald er seine Gefahr vernommen hatte, sagte er: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Dieß, lieber Freuud, ist mein Bekenntniß auf meinem Todbette. Aber, fuhr er mit einer sichtbaren Freudigkeit fort: Mir ist Barmherzigkeit wiederfahren, — Barmherzigkeit wiederfahren! Dieß ist auch mein Glaubensbe-

kenntniß, auf das ich itzt lebe und sterbe,“ worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieser Barmherzigkeit ausbrach. Alle diese Gesinnungen, welche das lebendigste Gefühl waren, zeigten sich in der größten Stärke bey seiner letzten Communion. Obgleich an dem feyerlichen Tage derselben sein körperlicher Zustand schon äußerst kläglich war: So sammelte er doch alle seine übrigen Kräfte zum Bekenntnisse seiner Buße und seines Glaubens mit einem Eifer, dem alle Empfindungen seiner Schmerzen weichen mußten. Er eignete sich die Versicherungen der Gnade Gottes, welche ihm sein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte, mit der lebhaftesten Innbrunst zu, und foderte seine Amanuenses, welche Zeugen dieser feyerlichen Handlung waren, mit der freudigsten Stimme auf, sich mit ihm zu erbauen, und mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preisen. Zugleich versicherte er seinen Lehrer zu wiederholtenmalen, daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er sie nun empfände, und daß ihm itzt erst diejenigen recht mitleidenswürdig vorkämen, die ihren Trost nicht in dem Verdienste ihres göttlichen Erlösers suchten.

Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden; dennoch blieb die Stärke und Freudigkeit seines Geistes sich immer gleich; auch ließ er nicht die geringste Kleinmüthigkeit von sich blicken, da sich doch dieselbe bey guten Christen in ähnlichen Umständen nur gar zu oft zeigt. Die Aerzte versuchten indeß alle Mittel, die ihnen ihre Wissenschaft anrieth, sein Leben zu retten. Die Nachricht von der Gefahr desselben hatte sich in großer Geschwindigkeit überall verbreitet und war auch vor den Churfürsten gekommen. Gerührt von dieser Gefahr eines Lehrers, den er selbst mehr als einmal mit Beyfall und Empfindung gehört hatte, befahl er einem seiner geschicktesten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig zu eilen, in genauer Verbindung mit

den erfahrensten Aerzten dieser Universität, gegen welche er sein Vertrauen ausdrücklich bezeugte, alles, was noch etwa zu seiner Erhaltung angewendet werden könnte, zu versuchen, und ihm den Erfolg ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen täglich zu berichten. Gellert überließ sich allen Bestrebungen der Kunst, die seine Schmerzen nicht lindern konnten, mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit und Standhaftigkeit, ohne zu klagen, ob er gleich immer von vier und zwanzig Stunden sechszehn unter den Händen des Wundarztes zubringen mußte. Doch alles war vergebens. Weder die Natur, noch die Wissenschaft und der Fleiß der Aerzte, noch der Eifer der Freundschaft, der sie begeisterte, noch die Fürsorge seines Fürsten konnten das Leben, dessen Verlängerung jedermann so aufrichtig und so sehnlich wünschte, auf seiner Flucht aufhalten. Unter den empfindlichsten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beschäfftigte er seine Gedanken mit den Schmerzen seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten seines versöhnenden Todes, daß er sein Leiden beynahe nicht zu empfinden schien. So mächtig ist die Kraft, welche die Religion dem sterbenden Christen giebt! Die Nachricht von der Fürsorge seines Fürsten und der Ankunft seines Leibarztes erquickte ihn, und er dankte Gott mit lauter Stimme dafür. „Aber," setzte er hinzu, als ob er fürchtete, daß ihn seine Freude darüber zu weit führen möchte: „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie können nicht helfen, wenn sie auch noch so gütig sind, und noch so gern helfen wollen; meine Hülfe kömmt vom Herrn!" Die Versicherungen, die ihm Demiani von der Gnade des Fürsten und von der Bekümmerniß des Hofes über seine Krankheit gab, lockten dankbare Thränen aus seinen Augen. Er betete mit der erkenntlichsten Innbrunst für die Glückseligkeit eines so gütigen Regenten und für

Digitized by Google

sein Haus. Wie er aber gewohnt war, unter seinen Leiden immer an die Leiden des Erlösers zu denken, und darinnen seine Beruhigung und Erholung fand, so wiederholte er auch itzt bey dieser Gnadenbezeugung seines Fürsten die Betrachtung, die er schon bey andern Merkmalen seiner Güte angestellt hatte, daß er als ein Unterthan von seinem Herrn so viel Mitleid genösse, da doch sein Heiland von den Menschen nicht einmal hatte Gerechtigkeit erlangen können. Einmal, als seine Schmerzen aufs höchste zu steigen schienen, seufzte er: „Ach, welche Schmerzen!" setzte aber gleich hinzu: „Doch was sind sie gegen diejenigen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den seinigen verspeyt, und mich Unwürdigen, mich ehret mein Fürst!" So wechselte immer das Lob der Versöhnung mit dem freudigsten Danke gegen Gott und mit einem immerwährenden Gebete um seine Gnade und um die Vollendung seiner Seligkeit ab. Seine vertrauten Freunde, besonders seinen geliebten Wagner, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröstete er mit der liebreichsten Zärtlichkeit, und verlangte zugleich keine andere Hülfe von ihnen als ihr Gebet und ihren Zuruf, wenn seine Schmerzen so heftig wurden, daß er selbst nicht immer mit gleicher Innbrunst beten konnte. „Ich kann nicht viel mehr fassen," sagte er in seinen letzten Stunden; „aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir." Voll von diesen Empfindungen näherte er sich seiner Auflösung. Sein ganz erschöpfter Körper starb langsam; seine Seele aber erhielt sich in einer beständigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor seinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er so erquickt wurde, daß er seine Gebete für seinen Fürsten, für seine gegenwärtige und abwesende Verwandte und Freunde, und für die Jünglinge, die seiner Aufsicht anvertraut gewesen waren, wiederholen, und sie noch einmal mit Namen segnen konnte. Diese Wünsche wa-

Digitized by Google

ren die einzigen Gedanken an die Welt, die er verließ. Endlich glaubte er die Nähe seines Todes zu empfinden, und wünschte von seinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Streit des Lebens mit demselben dauern könnte. Auf die Antwort: Vielleicht noch eine Stunde, erhob er mit einem fröhlichen Antlitze seine Hände und antwortete: „Nun, Gottlob! nur noch Eine Stunde!" wendete sich mit einem noch mehr erheiterten Antlitze auf die Seite, betete in der Stille unter der Einsegnung Thalemanns und unter dem Gebete seiner um sein Bette herum stehenden Freunde und entschlummerte — (den 13. Dec. 1769). Dieses stille Entschlummern in der Stunde der Mitternacht sagte, was Addison noch mit Worten sagen konnte: So stirbt der Christ, und sein Wunsch in einem Briefe an eine Freundin, welcher er Addisons Ende erzählte, wurde erfüllt: O Gott, möchte dieses mein Ende seyn; wie überglückselig wäre ich!*)

Die Betrübniß, welche sich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von seinem Tode in der ganzen Stadt verbreitete, war so allgemein und so groß, daß sie kaum mit Worten beschrieben werden kann. Sie war es unter seiner ganzen Nation, und auch unter andern Völkern, für welche er so manche Jünglinge zum Dienste der gemeinen Glückseligkeit, zu nützlichen Erkenntnissen, und was einem jeden Volke noch wichtiger seyn muß, zur Frömmigkeit, zur Rechtschaffenheit, und zu guten edlen Sitten angeführt und gebildet hatte. Mehr und aufrichtigere Thränen sind vielleicht auf kein Grab geflossen, als auf das seinige. Er wurde gleich nach seinem Tode mit einer Begeisterung erhoben, welche selbst die Grenzen überschritt, die das Lob auch des besten Sterblichen haben sollte, weil durch ein übertriebenes Lob die Menschen leicht versucht werden, dem Verdienste

*) (S. Theil 9, S. 247. No. 305.)

auch den Ruhm, in welchem es allezeit zu leben verdient, streitig zu machen. Sein würdiger Bruder, der Oberpostcommissar, ein Gelehrter, der in der zärtlichsten Verbindung mit ihm gelebt und sich durch seine besondere Aufsicht über die Sitten vieler edlen Jünglinge verdient gemacht hatte, überlebte den Schmerz seiner Trennung von ihm kaum einen Monat.*) Wer den frommen Dichter ganz gekannt hat, der wird sich seiner allezeit mit einer Empfindung erinnern, in welcher Wehmuth und Freude vermischt sind; so schätzbar ist das Glück, ihn zum Freunde gehabt zu haben! Wahre Verdienste sind überall und zu allen Zeiten selten; aber unter edlen gemeinnützigen Männern sind besonders diejenigen sehr selten, die es zu ihrem ersten Geschäfte machen, durch die Religion gut zu seyn, aus Religion Gutes zu thun und die vorzüglichsten Gaben ihres Geistes und Herzens zu den besten und wohlthätigsten Absichten anzuwenden. Gellert verdiente den Ruhm, der nicht bloß Beyfall, sondern Liebe war, den ihm der Tugendhafte nicht bloß aus Pflicht, sondern aus Vergnügen widmete, den ihm selbst der Lasterhafte nicht verweigern konnte; ein Ruhm, den ihm noch mehr sein frommer, guter und gemeinnütziger Charakter, als die Achtung für sein Genie erwarb.

Gellert war von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er sein immer sinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, ansehnlich von Gestalt, aber sehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freye Stirn, sehr beseelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogne Nase, und einen wohlgebildeten Mund. Seine immer kränklichen Umstände, durch welche sein Körper ganz ausgetrocknet war, gaben ihm eine ernsthafte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber seine menschenfreundliche, wohlwollende, treuherzige und fromme Seele

*) (Starb 8. Jan. 1770.)

immer hindurchschimmerte. Jeder Augenblick, in welchem er weniger als gewöhnlich litt, ein willkommner Besuch eines Freundes, eine gelungene gute Absicht verbreitete eine angenehme Heiterkeit und ein gefälliges Lächeln über sein ganzes Gesicht. Seine Sprache war deutlich, biegsam, aber etwas hohl, und näherte sich in ihrem Tone einer gewissen Wehmuth, wodurch sie so rührend, eindringend und schmelzend wurde, daß niemand dem Beweglichen, was sie hatte, widerstehen konnte. Was er vortrug oder las, gewann durch den Ton seiner Stimme außerordentlich, und es wird nicht leicht jemand unter seinen Zuhörern seyn, der sich nicht sollte zu erinnern wissen, daß bey Vorlesung selbst seiner bekannten Gedichte, besonders seiner geistlichen Lieder, oder bey den ermahnenden Stellen seiner Moral oft alle seine Zuhörer reichliche Thränen vergossen haben. Man hat verschiedene Bildnisse von ihm, die alle etwas Aehnliches von ihm haben. Bausens und Geysers Bildnisse, des erstern in Kupfer gegraben, des andern radirt, sind itzt die besten; man verspricht sich aber von dem Grabstichel des erstern noch ein ähnlicheres nach einem höchstgetreuen und schönen Grafischen Gemälde.*) Die Schaumünze auf ihn von einem Stieler in Dresden,**) die Cameen mit seinem Kopfe von einem Kaugsdorf geschnitten, verschiedene Arbeiten der meißnischen Porcellanfabrik, welche mit seinem Bildnisse geschmückt sind, sein Kopf in Wachs von Spohlen, und der Medaillon in Porcellan von der berlinischen Fabrik, zeichnen sich unter den Versuchen, die Gestalt eines Mannes zu verewigen, welche durch seine Seele so viel Einnehmendes hatte, am rühmlichsten aus.

*((Nach Grafs Gemälde, das sich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindet, ist das der gegenwärt. Ausgabe vorgesetzte Bildniß gestochen.)

**) (Vgl. Hauschilds Beyträge zur neuern Münz- und Medaillengeschichte. Dresden 1805. Th. 2. Anh. S. 42. No. 313—16.)

Die Vorzüge und Mängel seines Temperamentes hielten einander zu ihrer Mischung so das Gleichgewichte, daß jene leicht verschönert und erhöht, diese leicht vermindert oder gebessert werden konnten. Sein Herz war sanft und zärtlich, empfindsam gegen alles Rühmliche, aufrichtig, offen, unfähig zur Verstellung und Zurückhaltung. In seiner Jugend hatte er sehr aufgeweckt und munter seyn können, ohne sich in seiner Fröhlichkeit bis an die Grenzen der Ausschweifung zu wagen; in seinen männlichen Jahren wurde er selten bis zur Munterkeit heiter, auch wechselte seine Schwermuth niemals, wie bey vielen geschieht, welche zur Hypochondrie geneigt sind, mit einer übertriebenen Lustigkeit ab; dennoch war er immer so Meister über dieselbe, daß er seinen Nebenmenschen dadurch nicht beschwerlich wurde.

Unter den menschlichen Neigungen und Leidenschaften hatte bey Gellerten keine eine ungewöhnliche Stärke und Lebhaftigkeit. In seinem Temperamente äußerte sich eine Anlage zu einer Heftigkeit, wodurch er zuweilen zu einer auf Augenblicke aufwallenden Empfindlichkeit gereizt wurde; doch konnte er nie bis zum Uebermaaße unwillig werden; die kleine Flamme seines Unwillens verlöschte geschwind, und wurde nie zu einem völligen und anhaltenden Zorne, der in Feindschaft oder Rache übergegangen wäre. Er hatte keinen Hang, über den er mehr als über andre natürliche Triebe hätte wachsam seyn müssen; nur die Empfindsamkeit gegen Ehre und Lob hätte, wie er allezeit freymüthig gestanden hat, seinem moralischen Charakter gefährlich werden können, wofern sie durch ein ihm natürliches Mißtrauen gegen sich selbst nicht eingeschränkt, noch durch die Hülfe der Religion, welche sein ganzes Temperament verschönerte, völlig unter seine Herrschaft gebracht worden wäre.

Gellert war von seiner Jugend an zu einer wahren und ernstlichen Hochachtung der Religion angeführt worden; er hat

auch in allen Zeiten seines Lebens, obgleich nicht immer in gleichem Maaße, ihre wohlthätige Kraft an sich erfahren. Seine gottseligen Gesinnungen entsprangen nicht aus bloßen Vernunftschlüssen, nicht aus philosophischen Untersuchungen über die Natur der Dinge, über ihre wesentlichen Verhältnisse gegen einander, und über ihre nothwendigen Wirkungen; denn zu Nachforschungen, welche so tief dringen, gehört ein Uebergewicht gewisser Kräfte des menschlichen Geistes, welches er nicht hatte. Seine Frömmigkeit gründete sich hauptsächlich auf denjenigen Glauben an die Offenbarung, den jeder zum ernstlichen Nachdenken fähige Verstand erhalten kann, wenn er sich von einer aufrichtigen Begierde nach Wahrheit und Licht regieren läßt. Sorgfältige und oft wiederholte Betrachtungen über die Lehren des göttliches Wortes unterhielten, nährten und stärkten seine Gottseligkeit. Ihre Gesinnungen herrschten über seine ganze Seele, erhöhten und veredelten alle ihre Eigenschaften und regierten den Gebrauch aller seiner Gaben. Er bekannte sich aufrichtig und aus eigner Ueberzeugung zu dem Lehrbegriffe unsrer Kirche. Zwar sah er es ungern, und verbarg es auch nicht, wenn besonders unter denen, die er mit einer vorzüglichen Freundschaft ehrte, einige sich einer Abweichung davon schuldig zu machen schienen, deren Quelle ihm verdächtig vorkam. Darum aber erlaubte er sich keine Härte und Lieblosigkeit gegen diejenigen, welche sich für verpflichtet hielten, einem andern Lehrbegriffe zu folgen; vielmehr erbaute er sich gern aus ihren Schriften, wenn sie die Beförderung des thätigen Christenthums zur Absicht hatten. Man weis, wie hoch er die Werke eines Saurins°), eines Bernard, eines Doddridge und andrer En-

°) (Eine Schrift desselben hat Gellert selbst übersetzt unter dem Titel: Jacob Saurins kurzer Begriff der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, in Form eines Catechismus. Aus dem Französ. ꝛc Chemnitz 1749 u. ö.)

gelländer hielt; wie gern er sie las; mit welcher Achtung er sie auch Andern zum Lesen anpries. Niemand kann das Gewicht, welches die Wahrheiten der Offenbarung von dem Zeugnisse und dem Ansehen Gottes haben, mehr fühlen, als er. Eben deswegen las er diejenigen Schriften fleißig, welche in der Absicht geschrieben sind, den menschlichen Verstand zu einer festen und sichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu bringen. Er strich darinnen alle Stellen an, welche ihm die wichtigsten Beweise zu enthalten schienen, um sich ihrer leichter erinnern zu können. Diese Aufmerksamkeit verließ ihn nicht, wenn er auch andere Schriften las, und man hat häufige Merkmale dieser Art in der Fortsetzung der Bossuetischen Einleitung in die Geschichte der Religion bemerkt. Seine Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprunge der Schrift bewog ihn, alle ihre Lehren mit gleicher Ehrfurcht anzunehmen, und er machte in seiner Hochachtung zwischen denen, die ganz praktisch sind, und zwischen denen, die nur einen mittelbaren Einfluß in die Tugend haben, keinen Unterschied. Dadurch wurde er in dem Gebrauche seiner Vernunft so bescheiden und vorsichtig, daß er sich nicht erlaubte, seine Nachforschungen bis dahin fortzusetzen, wo sich Schwierigkeiten finden, welche unserm Verstande unauflöslich zu seyn schienen. Er haßte alle Zweifel, welche die Religion betrafen, weil er sie wegen ihres unstreitigen Werthes für die menschliche Glückseligkeit so lieb gewonnen hatte, daß er jeden als eine Beleidigung derselben betrachtete, ungeachtet vielleicht in einigen trübern Stunden die Heiterkeit seiner Seele dabey gewonnen haben könnte, wenn er sie mit einem kühnern Auge betrachtet hätte: denn er würde leichter entdeckt haben, wie wenig sie gefährlich sind. Unter allen Zweifeln aber verabscheute er keine mehr, als diejenigen, von denen er besorgte, daß sie den Eifer, Gott vorzüglich zu gefallen, schwächen, die dem Menschen so nöthige Demuth vermindern und dem Verlangen nach

Digitized by Google

einer, über alle bloß irdischen Absichten erhabnen Tugend nachtheilig werden könnten. Seine Betrachtungen in der Einsamkeit, seine Gespräche in jeder Gesellschaft, wenn sie nicht bis zu derjenigen Munterkeit fröhlich waren, welche keine ernsthaften Unterredungen erlaubt, sein Unterricht in seinen Lehrstunden, seine Schriften, seine Briefe, seine Arbeiten und Erholungen, alles, was er redete und that, wurde mit dem Geiste der Religion belebt; alles hatte die Absicht, ihre Kraft bey ihm zu verstärken, und ihre Wirkungen bey Andern zu befördern und auszubreiten. Er las, um es noch einmal zu sagen, kein Buch öfter und lieber, als die Bibel. Unter andern geistlichen Büchern liebte er die Schriften von der rührenden Art; denn von diesen glaubte er, daß dieselben ihn nicht allein für die Liebe gegen Gott empfindsamer machten, sondern auch vornehmlich den Abscheu vor allen innern Unvollkommenheiten der Seele und vor allen Fehlern von moralischer Beschaffenheit vermehren könnten. Doch würde es vielleicht der Ruhe und Freudigkeit seines Geistes zuträglich gewesen seyn, wenn er einige Schriften weniger geliebt hätte, worinnen besonders eine Frömmigkeit vorgezogen und empfohlen wird, welche sich an einer Art geistlicher Schwermuth ergötzt, die doch von der Offenbarung so wenig gefodert wird, als sie mit der heitern Zufriedenheit bestehen kann, die das Christenthum wirken soll.

In den äußerlichen Bezeugungen seiner gottseligen Gesinnungen entfernte er sich von dem Gepränge derjenigen Frömmigkeit, die mehr Verstellung als Ernst, oder doch nicht demüthig und lauter genug ist. Er konnte zwar durch ein äußerliches frommes Betragen leicht eingenommen werden, und zu viel Vertrauen in Leute setzen, die sich dadurch seiner Gewogenheit zu versichern suchten, und es mußten sehr deutliche Erfahrungen seyn, wenn er von seinem ihnen günstigen Irrthume zurück kommen sollte. Dem ungeachtet hinderte ihn dieses nicht, ein wah-

res Mißfallen an denen zu haben, die in stolzer Enthaltung von gleichgültigen Dingen und erlaubten Ergötzlichkeiten ihre Frömmigkeit durch äußerliche Mienen, durch besondre Ausdrücke und durch eine ihnen eigne Sprache zu erkennen gaben, dabey Andre verachteten, oder sich doch einen besondern Vorzug vor ihnen beylegten.

Sein Eifer in der Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes war außerordentlich, und er blieb sich darinnen bis an das Ende seiner Tage immer gleich. Er besuchte nicht allein den sonntäglichen, sondern auch den wöchentlichen Gottesdienst so regelmäßig und unausgesetzt, daß ihn, seines schwächlichen Zustandes ungeachtet, keine noch so rauhe Witterung davon abhielt. Man konnte, wenn er nicht zugegen war, sicher schließen, er müsse durch eine Unpäßlichkeit oder durch das ausdrückliche Verbot des Arztes zurück gehalten werden. Er war immer einer der Ersten und der Letzten in den öffentlichen Versammlungen der Christen. Die Prediger fanden an ihm einen eben so bescheidnen Richter, als aufmerksamen Zuhörer. Dieser vorzügliche und geübte Kenner guter Predigten verachtete keinen Vortrag, weil derselbe die Forderungen seines feinen Geschmackes nicht befriedigte. Man mußte ihn ausdrücklich fragen, wenn man seine Gedanken darüber wissen wollte, und dann urtheilte er mit einer liebreichen Nachsicht, welche die Fehler mehr verbirgt oder entschuldigt, als entdecken und tadeln will. Nur wenn er junge Candidaten predigen hörte, so bat er sie zu sich, rühmte, was in ihren Vorträgen zu loben war, zeigte ihnen aber auch auf die freundschaftlichste Weise nicht allein ihre Fehler, sondern auch die Art, wie sie dieselben verbessern könnten. So wichtig ihm der öffentliche gottesdienstliche Unterricht war, mit so ernstlicher Andacht nahm er an der feyerlichsten äußerlichen Handlung der Religion, an dem Abendmahle, Theil. Seit vielen Jahren hatte er dasselbe in der Lazarethkirche empfangen. Nachdem aber mit dem dasigen

Prediger eine Veränderung vorgegangen war, wendete er sich zu der Nikolaikirche in der Stadt. „Ich will mich nun," sagte er zu seinem Thalemann, „mit einer großen Gemeine vereinigen; denn ich fürchte beynahe, Unrecht zu haben, daß ich zeither in diesem Theile des öffentlichen Gottesdienstes nicht sichtbar genug gewesen bin. Als ein öffentlicher Lehrer der Jugend bin ich verbunden, sie auch hierinnen durch mein Beyspiel zu erbauen." Diese Erbauung stiftete er wirklich, und man hat viele, die mit ihm an diesem heiligen Orte zusammen gekommen sind, sagen hören, daß sie durch den Anblick dieses Mannes und durch seine ungeheuchelte Andacht allezeit sehr gerührt worden wären.

Eben so eifrig und gewissenhaft war Gellert auch in seinem häuslichen und geheimen Gottesdienste, bey welchem er sich besonders im Gebete übte, und täglich brünstiger darinnen zu werden suchte, weil er von dem Segen und Einflusse desselben in die Frömmigkeit und Tugend diejenigen hohen Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben. „Ich," sagt er von sich selbst, „bin mit keiner Zeit meiner jüngern Jahre mehr unzufrieden, als mit derjenigen, in welcher ich die Pflicht des Gebets vernachlässigt habe, und ich erinnere mich sehr wohl, daß, wie mein Eifer am Gebete abnahm, unerlaubte Neigungen zunahmen. Es ist deswegen seit vielen Jahren mein Gebrauch gewesen, mir des Morgens, wenn ich die Schrift las, eine oder die andre Stelle auf ein Papier, das ich bey mir liegen hatte, aufzuzeichnen, und dieses Papier bey mir zu tragen, um mich ihrer des Tages im Stillen zu erinnern. Gemeiniglich wählte ich eine Stelle, die mein Herz am nöthigsten hatte, je nachdem es Hoffnung oder Schrecken, Freude, Demuth, Zufriedenheit und dergleichen Regungen bedurfte. Denn solche Stellen begeistern in stillen Augenblicken zu einem Gebete, das sich für unsre Umstände vorzüglich schickt,

und erhalten uns zugleich in der uns nöthigen Wachsamkeit.“ Zur Erleichterung der Uebung in der Gottseligkeit und in seinen andern Pflichten hielt er seit dem Jahre 1752 Tagebücher über sich selbst, weil er ein Journal, worinnen man seine Tugenden mit ihren Abwechslungen und seine Fehler, wie er sich ausdrückte, mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes bemerkt, für ein vortreffliches Mittel hielt, zur Erkenntniß seiner selbst zu gelangen, und den Eifer, besser zu werden, immer mehr zu stärken. Diese Tagebücher sind so flüchtig geschrieben, als ein Mann dieselben schreiben kann, der sie nicht für fremde Augen, sondern bloß zu seinem eignen Gebrauche aufsetzt, und den Geschäfften seines Berufes dadurch keine Zeit entziehen will, die er für dieselben nützlicher anwenden könnte. Außer kurzen Anzeigen von seinen täglichen und nächtlichen körperlichen Leiden, und andern unangenehmen Vorfällen, von seinen Geschäfften, von der Verdrossenheit oder Leichtigkeit, womit er sie verrichtete, von den Briefen, die er erhielt oder schrieb, von seinen kleinen Reisen, von den Besuchen, die er gab oder annahm, und von seinem Verhalten dabey, wenn er nicht damit zufrieden war, von den Todesfällen oder Beförderungen seiner Freunde, Schüler und Bekannten, von den Geschenken, die ihm gegeben oder zugesendet wurden, enthalten diese Tagebücher vornehmlich viele kurze Anmerkungen über seinen geistlichen Zustand. Einige dieser Anmerkungen bestehen in Klagen über seine unruhigen und ängstlichen Gedanken, über die Versuchungen sündlicher Neigungen, über seine Trägheit zum Gebete, über die Zerstreuungen, die ihn darinnen störten, in Beobachtungen der Unempfindlichkeit, die er gegen die Wahrheiten der Religion zu haben glaubte, der Unruhe, die er dabey empfand, des Widerstandes, den er derselben that, und zugleich in ernstlichen Bezeugungen seines Mißfallens an seiner eignen Unvollkommenheit. Andre bestehen in Ermunterungen seiner selbst zu einem getrosten Muthe, zum

Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtungen, wie er seine Tage angewendet habe. Zuweilen sind sie Erinnerungen seiner guten Entschließungen, eifrig in der Religion, treu in seinem Amte, demüthig bey dem Lobe der Menschen, empfindsam und mitleidig gegen die Leiden andrer Menschen, liebreich und wohlthätig gegen die Dürftigen zu seyn; zuweilen sind es dankbare Erinnerungen an die göttlichen Wohlthaten, an die freudigen Empfindungen, die er von den Lehren der Religion hatte, an die heitern und aufgeklärten Stunden, worinne er mehr Lust zu gottesdienstlichen Uebungen oder zu seinen Arbeiten empfand, oder ernstliche Bestrafungen seiner Fehler, seiner Ungeduld, seiner Hitze in Gesprächen, und seiner Neigung zur Eitelkeit, oder einiger bald längern, bald abgebrochenern Gebete und Wünsche um Gnade, um Hülfe, um Trost und um größere Freudigkeit. So frey diese Anmerkungen von der eiteln Selbstgefälligkeit sind, von welcher sich die Eigenliebe des Menschen in dergleichen geheimen Geschichten seiner selbst leicht überschleichen lassen kann, so deutlich sieht man einen Mann darinnen, dem es mit der Gottseligkeit so sehr ein Ernst ist, als mit dem Heile seiner Seele und mit ihrer wahren Glückseligkeit.

Aus dieser Gottseligkeit, worinnen Gellert täglich vollkommner zu werden suchte, läßt sich seine so eifrige Liebe gegen die Tugend begreifen; nicht gegen diejenige, welche ihre Stärke in sich selbst zu finden meynt, sondern gegen diejenige, welche die Kraft zu allen Pflichten bey Gott sucht und seiner Gnade alles zu danken haben will; welche, so lange sie noch höhere Stufen vor sich sieht, nimmer müßig seyn will, und doch bey den Bestrebungen nach ihrem Ziele so bescheiden ist, daß sie Gott alle Ehre davon zueignet; niemals unverdrossener und standhafter, als wenn sie fürchten muß, daß ihr die Welt aus Unachtsamkeit, Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit, die Gerechtigkeit

Digitized by Google

nicht wiederfahren lassen werde, welcher sie werth zu seyn sucht. Nach einer solchen Tugend strebte Gellert, und war in seinen Bestrebungen so eifrig, daß er auch den Schein aller Abweichung von ihr mit der äußerlichsten Sorgfalt zu vermeiden suchte. Nichts war ihm heiliger, als was er für Pflicht hielt. Es ist Pflicht, war seine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn von gewissen ermüdenden verdienstlichen Geschäfften abhalten, oder ihn überreden wollte, in gewissen Dingen mehr seinem Vergnügen oder seinem Geschmacke zu folgen, oder mehr auf seine Bequemlichkeit zu sehen. So geneigt war er, dem Guten, was er für Pflicht hielt, Neigung, Freude, und alles, was ihm sonst lieb war, aufzuopfern.

Er hatte ein liebreiches, menschenfreundliches, dienstbegieriges Herz gegen alle Menschen. Dieses machte ihn eifrig in allem, was er zu ihrem Nutzen und Vergnügen beytragen konnte. Vornehmlich brauchte er alle seine Einsichten und Kräfte, diejenige Glückseligkeit zu befördern, welche die herrliche Frucht der Frömmigkeit und Tugend ist. So strenge er über alle Laster und Fehler urtheilte, so mitleidig war er dennoch gegen diejenigen, welche der Versuchung ihrer Leidenschaften unterlegen hatten, und so begierig, sie durch seine Dienste und Wohlthaten von dem Untergange selbst ihrer irdischen Wohlfahrt zu erretten. Bey aller seiner Schwermüthigkeit war er doch freundlich und leutselig gegen jedermann; unfähig einen Menschen zu hassen oder zu verachten, immer geneigt, denjenigen, von welchem er nichts Böses wußte, für gut, denjenigen hingegen, an welchem er einige Vorzüge entdeckte, für vortrefflich zu halten, ob er gleich die Güte und Tugend des Herzens stets der Größe des Verstandes und allen noch so schimmernden Talenten desselben vorzog. Er nahm mit einem ernstlichen und geschäfftigen Mitleiden Theil an den Bekümmernissen seiner Nebenmenschen, und freute sich gemeiniglich über ihr Glück lebhafter, als über das seinige. In

Digitized by Google

seinen Tagebüchern pflegte er am Schlusse des Jahres den Namen derjenigen anzuzeichnen, die in demselben gestorben waren, es mochten Einheimische oder Auswärtige seyn, wenn er irgend eine Kenntniß von ihnen hatte, ohne jemanden seines niedrigen Standes wegen zu übersehen. Er bemerkte dabey mit wenig Worten die Arten ihres Todes, ob er schnell oder langsam, sanft oder schmerzlich gewesen war. Gewisse kleine Anmerkungen, die er hinzu fügte, bezeugen, wie liebreich er daran Theil nahm. Bey einigen heißt es: Ein guter Mann! Der liebe Mann! Der rechtschaffne Mann! Der fromme Jüngling! Eine vortreffliche und christliche Dame! Die fromme Frau, die schmerzlich, aber doch christlich froh starb! Ein vortrefflicher Christ! Plötzlich, aber doch selig! Bey Andern beschließt er die kurzen Anzeigen, durch welche er ihr Andenken bey sich zu erhalten suchte, mit Wünschen voll zärtlicher Bekümmerniß über ihren künftigen Zustand. Niemand lernte ihn kennen; niemand konnte seine Schriften lesen, ohne gleich sein liebreiches und mitleidiges Herz gegen alle Menschen hochzuschätzen. Er hatte fast immer nur mittelmäßige Einkünfte, aber auch bey dem mäßigsten Antheile an den Gütern des Glücks, war er doch allezeit zum Wohlthun nicht allein geneigter, sondern auch wohlthätiger, als die meisten zu seyn pflegen, die es mit Bequemlichkeit von ihrem Ueberflusse seyn könnten. Er erlaubte sich wenig Bequemlichkeiten und Vergnügungen, damit er im Stande seyn möchte, desto leichter und öfter zu helfen; seine Mäßigkeit war sein Reichthum. Darum reichten seine Einkünfte nicht allein für ihn zu, sondern er hatte auch stets für die Dürftigen übrig. Er half mit Freuden, wenn er auch zuweilen das Nothwendige mit den Armen theilen mußte. Die Studirenden hatten in ihrem Mangel eine sichere Zuflucht zu ihm. Er hielt sich ein Verzeichniß von denen, welcher seiner Unterstützung bedurften. Man weis, daß er hülflose Kranke aufsuchte und ihnen Erquickungen

Digitized by Google

und Geld schickte. Besonders sorgte er in harten Wintern dafür, daß es ihnen nicht an Wärme fehlte, ohne sie wissen zu lassen, wer ihr Wohlthäter wäre; er ließ sich ungern von einem Beobachter überraschen und verbarg seine Hülfe mit einer eben so liebreichen Bescheidenheit. Kein Elender gieng von ihm hinweg ohne Hülfe oder ungetröstet; denn er hatte auch eine ihm eigne und immer geschäfftige Gabe zu trösten. Wenn sein eignes Vermögen nicht zureichte, das Elend der Dürftigen zu erleichtern: So machte er sich eine Pflicht daraus, Andre, die vermögender waren, um ihre Hülfe und um Gaben für sie zu ersuchen. Die Nothleidenden hatten Theil an allen Geschenken, die er für sich erhielt. „Was soll das bedeuten?" schrieb er in einem Briefe an eine Freundinn: „Heute vor acht Tagen ꝛc. [s. Theil 8, No. 184. S. 308] „und nicht weiter forschen, woher und warum ich so viel habe."

So uneigennützig er war, so zufrieden war er auch mit seinen Umständen, und diese Zufriedenheit machte es ihm leicht, selbst die billigen Vortheile, die er von seinen Werken haben konnte, nicht zu suchen, und viele Wohlthaten eben so großmüthig zu verbitten, als ihm dieselben angeboten wurden. Ein auswärtiger ihm unbekannter Freund kam in den ersten Jahren des Krieges an einen Banquier, sich nach ihm zu erkundigen, und ohne zu sagen, von wem, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen. Allein der fromme Gellert antwortete hier, was er einer Dame vom höchsten Range um eben diese Zeit in einem ähnlichen Falle geantwortet hatte: Ich leide keine Noth, und viele würdigere und vornehmere Personen leben in Mangel und Dürftigkeit; lassen Sie diesen die mir bestimmten Wohlthaten zufließen. Diese Antwort war mit eben dem Charakter des Herzens bezeichnet, als diejenige, die er an den damaligen preußischen Commandanten in Leipzig, den Herrn von Keller, gab, welcher ihn ersuchen ließ, sich nach eignem Ge-

fallen ein Haus zu seiner Wohnung zu wählen, mit Erbieten, solches von aller Einquartierung zu befreyen. „Nein," sagte er, „diese Last, die mir abgenommen werden soll, würde vielleicht einen Armen treffen, und wäre das eine Wohlthat für mich?"

Seine Dienstfertigkeit war so bekannt, daß man ihn von allen Orten her zum Vertrauten in den Angelegenheiten seines Herzens wählte. Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese und jene Anträge zur Verheirathung für Entschließungen fassen, Jünglinge, wie sie studiren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, und viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchungen derselben entgehen, oder widerstehen sollten, und Gellert stand einem jeden, nach seinem Vermögen, mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost und Fürbitte bey. Die Dienste aber, welche er seinen Freunden leistete, erwies er auch allezeit auf die angenehmste Weise. Als einige Zeit vor seinem Tode ein Freund in einer Unterredung ohne einige weitere Absicht sagte, daß ihm gewisse Gelder ausgeblieben wären, die ihn in Verlegenheit setzten, stand Gellert mit der heitern lächelnden Miene auf, die man nur bey besondern fröhlichen Gelegenheiten an ihm bemerkte, gieng zu seinem Pulte, brachte in einem Papiere dreißig Louisdor zurück, und bot sie demselben mit den Worten an: „Ich bin selten so reich; aber zum Glücke bin ich es itzt, um einem rechtschaffenen Manne beystehen zu können; nehmen Sie dieses Geld; denn ich brauche es nicht"*).

Die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Hierinn war er, ohne zu heftigen Ergießungen derselben geneigt zu seyn, so standhaft und so treu, daß auch die weiteste

*) (Einen ähnlichen Zug erzählt C. F. Weiße in seiner Selbstbiographie (Leipzig 1806) S. 132 von Gellert.)

und längste Entfernung seine Liebe nicht vermindern konnte. Er schien alle Menschen, und besonders die guten und die vortrefflichen mit einem gleichen Eifer zu lieben; indessen wußten seine Vertrauten sehr wohl, daß sie mit demjenigen Vorzuge geliebt wurden, den die Freundschaft fodern kann. Sie fanden bey ihm die anmuthige Vertraulichkeit, durch welche die Freundschaft so sehr ein Glück des Lebens wird, ohne das eifersüchtige und gebieterische Wesen zu haben, welches allezeit die Freude derselben verbittert, sobald die Liebe eines Freundes gegen den Andern in eine Art von zärtlicher Schwärmerey ausartet. Gellert wählte von Zeit zu Zeit aus den Studirenden einige zu seiner beständigen Gesellschaft, unter denen besonders ein geschickter und rechtschaffener Landprediger Gödick sich seines vieljährigen, liebreichen und zärtlichen Umganges mit eben dem feurigen Danke rühmt, mit welchem er die treue Gefälligkeit desselben und seine in allen ihm angenehmen Diensten unermüdete Aufmerksamkeit und Freundschaft zu erheben pflegte.

Selbstsüchtige und eitle Seelen sind begierig nach Wohlthaten, können sie kriechend suchen, oder, wenn sie ihnen entgegen kommen, sie mit einem geheimen Stolze, als einen ihnen schuldigen Tribut, annehmen; nur danken können sie nicht, oder sie thun es auf eine Art, die vom Undanke kaum zu unterscheiden ist. Wahrhaftig edle Seelen zählen das Vergnügen einer herzlichen Dankbarkeit unter die vorzüglichen Freuden, und dieser Vorzug eines guten Herzens war Gellerten in einem hohen Grade eigen. Die Empfindungen dieser Tugend gehörten zu den feurigsten Regungen seiner Seele. Er sprach gemeiniglich von den Wohlthaten, die er aus bekannten und unbekannten Händen empfieng, mit einer Begeisterung, in welcher kaum der eitelste Wohlthäter von der Größe seiner Wohlthaten hätte reden können. Gleichwohl verlangte und suchte er sie niemals; er lehnte sie vielmehr oft mit lebhafter Erkenntlichkeit von sich ab, und

schätzte sich glücklich, wenn er Andre dadurch glücklich machen konnte. Er selbst hatte bey seinen Wohlthaten keine Absicht auf die Dankbarkeit derjenigen, die er erfreuen wollte, sondern ließ ihnen die Freyheit, undankbar zu seyn. Gab es einige unedle Seelen, die es wurden; so fanden sie die Sicherheit, von der Welt nicht dafür gehalten zu werden, in seiner Verschwiegenheit und in seiner Gewohnheit, sich der Wohlthaten, so bald er sie erwiesen hatte, auch nicht mehr zu erinnern.

Bescheidenheit und Demuth waren unterscheidende Vorzüge seines liebenswürdigen Charakters, und darum besonders schätzbar, weil sie allein aus der Religion, aus dem Gefühle ihrer Pflicht, aus einer strengen Beobachtung seiner Unvollkommenheiten und Fehler entsprangen. Ein guter Name war ihm ein großes Gut. In seinen Tagebüchern bemerkte er unter den göttlichen Wohlthaten eines jeden Jahres, mit der ihm eignen frommen Dankbarkeit, besonders dieses als eine der vorzüglichsten, daß ihn Gott vor Spott, und seinen Namen vor Kränkungen und Schande bewahrt hatte. Er gestand freymüthig, daß er keine Leidenschaft mehr zu fürchten hätte, als die Eitelkeit, und eben so freymüthig, daß er vor den Ueberraschungen derselben nicht immer auf seiner Hut gewesen wäre. Freylich gehört schon viel Muth der Seele dazu, diese der wahren Vollkommenheit des Menschen so gefährliche Neigung bey sich wahrzunehmen, sie zu gestehen, und sie zu mißbilligen; aber es ist das Meisterstück der Demuth, sie mit einem aufrichtigen Ernste zu bestreiten und zu überwinden. Angenehm und wichtig war ihm der Beyfall seiner Nebenmenschen; dennoch bestrebte er sich nur, seiner werth zu seyn, ohne ihn zu fodern, oder zu erschmeicheln. Er liebte das Lob der Kenner und des Rechtschaffenen; aber mit derjenigen jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet. Die ihn persönlich gekannt haben, wissen, daß er dieses Erröthen nie zurückhalten konnte.

Er hatte, oder er verdiente vielmehr das Glück, wegen seiner Schriften von Kennern gerühmt zu werden, an den Höfen und in der großen Welt viel Beyfall zu finden. Allein das ungekünstelte Lob, das bloß Gefühl eines guten und gerührten Herzens war, erfreute ihn nicht weniger, als dieser Beyfall, dessen Ursachen zuweilen zweydeutig seyn können. Die Frage, die bey seiner dritten Reise nach dem Carlsbade, in dem Hause des Postmeisters, eine geringe, alte, aber treuherzige Magd an ihn that, als sie ihren Herrn mit ihm von seinen Schriften reden hörte: Ach! ist er der Herr mit dem großen Ruhme, der so schöne Bücher geschrieben hat? Der ungestüme freudige Eifer der Dankbarkeit, womit sie seine aus Bescheidenheit widerstehende Hand ergriff und küßte, und die Wiederholung der Frage: ob er die schönen Bücher geschrieben hätte?*) hat gewiß so viel Reizendes, als ein noch so schöner ästhetischer Beweis von der Vortrefflichkeit seiner Werke haben kann. Eben so viel Ursache hatte er, über ein ähnliches Lob eines preußischen Feldwebels vergnügt zu seyn, der nach Leipzig zu ihm kam, und zu ihm sagte: Verzeihen sie, daß ich zu ihnen komme. Ich bin ein preußischer Feldwebel, ich habe wider meine Neigung drey und dreißig Jahre gedienet, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland in mein Vaterland zurückzukehren, und bin fünf Meilen umgegangen, ihnen mein dankbares Herz zu zeigen. Denn sie haben mich durch ihre Schriften und besonders durch die letzten oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Mit diesem Lobe ist nur der rührende Wunsch zu vergleichen: Gott segne sie dafür und gebe ihnen Gesundheit, ein langes Leben und das ewige Leben. Wenn sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, sie zu sehen!**) Dieses ist

*) (S. Theil 9, No. 281. S. 188.)
**) (S. Theil 9, No. 288. S. 203.)

ein Beyfall, den kein Crebillon, er sey es unter den Deutschen, oder unter den Franzosen, erhalten, den nur ein gutes Herz geben, und nur das Herz eines Schriftstellers verdienen kann, welcher durch die Talente seines Genies den Menschen nur die Religion und Tugend werth und angenehm machen, oder sie vielmehr dadurch zum stärkeren Gefühle der Schönheit und des Werths von beiden bringen will.

Jedoch Gellerten war nicht allein ein verdientes Lob eine angenehme Vergeltung. Ein freundschaftlicher Tadel, der auf seine Besserung abzielte, hatte für ihn eben so viel Anmuth, als das Lob, das er verdiente; so ernstlich bemühte er sich um die Achtung und das Wohlgefallen seiner Nebenmenschen. Indeß war niemand williger, Andrer Gaben und Verdienste zu erkennen und höher zu schätzen, als die seinigen. Kein Gelehrter, kein Schriftsteller ist je geneigter gewesen, Andern einen Vorzug vor sich selbst zuzugestehen, als er, und immer schätzte er diejenigen Vollkommenheiten am meisten, die er nicht besaß. Man weis, aber man hat es erst nach seinem Tode erfahren, mit welcher Begeisterung der Ehrerbietung für die Gelehrsamkeit und die Verdienste eines Ernesti er an einen Großen geschrieben hat, damit Sachsen diesen großen Mann, als man ihn nach Göttingen rief, durch anständige Belohnungen bey seiner geliebten Akademie zu erhalten suchen möchte. Lieber, schrieb er, mich nach Neuschottland geschickt, als einen Ernesti fortgelassen.*) Wie sein Unterricht, sein Rath, seine Freundschaft manchen jungen Verehrer der Gelehrsamkeit erweckt und muthig gemacht haben: So hat auch seine Vorsorge und seine ernstliche Empfehlung das Glück vieler jungen würdigen Männer in allen Ständen gegründet oder befördert. Als Herr Fiedler, der itzt als ein öffentlicher Lehrer der Theologie in Bützow steht, nach

*) (Vgl. d. Brief an den Minister v. Brühl, No. 111.)

seinem Uebergange zu unsrer Kirche auch ihn um seinen Rath ersuchte, wie er künftig sich und Andern nützlich werden könnte: so unterstützte Gellert ihn nicht allein, so gut es ihm seine damaligen Umstände erlaubten, sondern unterrichtete ihn auch in der deutschen Sprache und Schreibart, in der Hoffnung, daß eine größre Fertigkeit darinnen, als er hatte, etwas zu seinem Glücke beytragen könnte. Er haßte den Neid, und empfand nichts von der Eifersucht, die auf einer Laufbahn so leicht entsteht, wo Viele um einen gemeinschaftlichen Preis streiten, unbesorgt, daß Andre günstiger von ihm urtheilen möchten, als er verdiente. Er redete zuweilen von den Werken seines Geistes, nicht mit dem Kaltsinne gegen ihre Schönheiten, den eine verstellte Bescheidenheit annimmt, um desto mehr erhoben zu werden; aber doch mehr von ihren Fehlern, und dieses that er mit einer Aufrichtigkeit, welche seinen ernstlichen Wunsch bewies, daß niemand durch seine Zuneigung zu ihm verleitet werden möchte, sie für besser zu halten, als sie nach dem Ausspruche einer unpartheyischen und strengen Kritik waren. Gleichwohl war er in der Ausbesserung seiner Schriften, besonders auch in den letzten Jahren, bis zur Aengstlichkeit sorgfältig. Der einzige Satz in seinen moralischen Vorlesungen: Das geringste Dorf weis in unsern Tagen mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten des Menschen, als Athen und Rom wußten, machte ihm etliche unruhige Tage, weil er weder zu viel, noch zu wenig sagen wollte. Er gieng von einem seiner Freunde zum andern, bat sie, den Satz zu überlegen und nach ihren Einsichten auszudrücken. Selbst orthographische Zweifel konnten ihn oft beunruhigen. So viel Hochachtung hatte er für das Publikum und so wenig that er sich selbst Genüge.

Die Zufriedenheit des schönen Geschlechts mit seinen Schriften war ihm vorzüglich angenehm; denn er hatte von dem Verstande wohlerzogner Frauenzimmer die Meynung, daß ihre Em-

pfindung des Schönen sicherer wäre, als die Empfindung seines Geschlechts, weil sie mehr Natur ist, und weniger von den oft willkührlichen Regeln der Kunst abhängt. Von ihrem Herzen hatte er eine eben so vortheilhafte Meynung. Doddridge, heißt es in einem seiner Briefe, der englische Gottesgelehrte, sagt an einem gewissen Orte zur Ehre des Frauenzimmers, daß sie vielleicht die beste und frömmste Hälfte des menschlichen Geschlechtes wären, und in der That, mein liebster Graf, ich kenne mehr sehr gute Frauenzimmer, als sehr gute Mannspersonen.*) Er verehrte an ihnen auch die Unschuld des Herzens weit mehr, als den, ihnen selbst oft schädlichen Vorzug eines außerordentlichen und schimmernden Verstandes. Immer wünschte er, daß ihre Sittsamkeit ihren Witz übertreffen möchte; ja er glaubte, daß sie das Wohlanständige einer gewissen Art von Unwissenheit, die man ihnen aus vernünftigen Gründen wünschen muß, nicht beleidigen und sich hüten müßten, das Ansehen gelehrter Frauenzimmer haben zu wollen. Darum suchte er durch seine Schriften ihnen die Unschuld und Sittsamkeit des Herzens werth zu machen, und ihre gesellschäftlichen Sitten zu verfeinern, wofür er so belohnt wurde, daß sie ihn als ihren sichersten Rathgeber und Freund betrachteten.

In seinem Umgange herrschte die edle Unschuld und Einfalt der Sitten, die man zu haben pflegt, wenn man mehr mit Gelehrten umgeht, als mit der großen Welt, ohne doch ihrer Gesellschaft ganz zu entbehren. Er hatte in seinem Aeußerlichen nicht das Rauhe der Tugend, das denen anhängt, die sich bloß mit der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften beschäfftigen. Seine Gesellschaft wurde schon durch seine sanfte und zugleich ehrwürdige Gesichtsbildung einnehmend. Selten redete er von sich selbst, und allezeit mit der ehrlichen Bescheidenheit, welche

*) (Vgl. Th. 9, S. 214. No. 37.)

fürchtet, zu viel von sich zu sagen, ob es ihm gleich nicht an demjenigen Gefühle fehlte, das auch ein bescheidner Mann von seinem Werthe haben darf. In den letzten Jahren seines Lebens war er nicht sehr gesprächig; wenn er aber gleich nicht viel sprach, so sprach er doch edel, mit Kenntniß und mit Leichtigkeit, und dabey hatte er das seltne Verdienst, niemanden durch seine Reden zu beleidigen. Er liebte besonders erbauliche Gespräche, und nie wurde er beredter, als wenn der Gegenstand der Unterredung die Religion, die Tugend, oder das Verdienst seiner Nebenmenschen war.

So dachte, redete und lebte Gellert bis an sein Ende, ohne die Hoffnung seiner Seligkeit auf seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit zu gründen. „Ich hoffe," sagt er in einem, noch bey seinem Leben aufgesetzten Bekenntnisse, „zu Gott und meinem Erlöser, als ein bußfertiger und begnadigter Sünder zu sterben, der oft gefallen und durch die Gnade Gottes wieder aufgestanden ist. Es würde die Welt nicht erbauen, wenn ich ihr ein Bekenntniß meiner Fehler und Sünden aufsetzen wollte. Gott hat mich mit vielen Kümmernissen heimgesucht; dieses sind Leiden, die ich nicht beschreiben kann. Ein geheimer Unmuth des Geistes hat mich verfolgt, und mich oft zu meinem eignen Feinde gemacht. Trägheit zum Guten und zum Gebete war sein Gefährte. Aber doch hat mich Gott nie ganz ohne Trost gelassen, und ich weis, daß er mich auch in der Todesangst mit seiner Hülfe trösten werde. Gott läßt uns unsre Ohnmacht fühlen, damit wir lernen und erfahren, daß wir seine Gnade nur durch den Glauben an den Heiland der Menschen erlangen können. Gott bewahre alle Menschen vor meinen Leiden und lasse sie alle ihre Weisheit, ihren Trost, ihre Stärke und ihre Seligkeit allein in der Erkenntniß des Kreuzes Jesu Christi und ihren Glauben von dem heiligen Geiste suchen. Insonderheit bitte ich die Meinigen, die bey meinem Tode nicht zugegen seyn werden, daß sie

Gott ihr Lebelang fürchten und die Religion als den einzigen Weg zur Ruhe des Lebens und zum freudigen und seligen Tode betrachten mögen."

Ein so frommer und liebenswürdiger Mann war es so werth, als Menschen es seyn können, mit einem freudigen Gefühle der Hoffnungen, deren Erfüllung immer sein sehnlichster Wunsch gewesen war, in die Ewigkeit zu gehen, da er in einem leidensvollen Leben beständig zum Vergnügen und Segen für die Welt gelebt hatte; ein seltnes und kostbares Geschenk für seine Nation, deren Geschmack, Sitten und Tugend in seiner Nachwelt ihm so viel schuldig ist. Ein Denkmal haben ihm bereits einige seiner Zuhörer und Freunde mit einem ihrer Dankbarkeit und Freundschaft anständigen Aufwande in der Johanniskirche, auf deren Begräbnißplatze er seinem eignen Verlangen gemäß begraben worden ist, aufrichten lassen. Dieses Denkmal stellet die Religion vor, welche sein in Metall gegoßnes und mit einem Lorbeer gekröntes Bildniß der Tugend übergiebt. Beide Bildsäulen sind aus weißem Alabaster gearbeitet. Unmittelbar unter dem Fußgestelle von schwarzem Alabaster ist der Name Christian Fürchtegott Gellert, auf einer an dem Fußgestelle ruhenden Platte aber, die von seinem Freunde Heine verfertigte Inschrift: Diesem Lehrer und Beyspiele der Tugend und Religion widmete dieses Denkmal eine Gesellschaft seiner Freunde und Zeitgenossen, welche von seinen Verdiensten Augenzeugen waren. Gebohr. den 4. Jul. 1715. gestorb. den 13. Dec. 1769. Auch hat der Herr Professor Oeser ein schönes Monument von weißem sächsischen Marmor ihm zu Ehren verfertiget, das den Wendlerischen Garten zieret.*)

*) (Eine Beschreibung dieses Denkmals, das der Buchhändler Johann Wendler, der Verleger von Gs. frühern Schriften, errichten ließ, erschien Leipzig 1774 in der Dyckischen Buchhandlung. Im J. 1781 ließ auch Phil. Erasm. Reich, Theil-

Das ausgemauerte Grab, wo er und sein, vier Wochen nach seinem Tode verstorbener Bruder, der churfürstl. sächs. Oberpostcommissar, versenkt liegen, ist mit einem Leichensteine bedeckt, auf welchem die kurze Aufschrift eingehauen ist: Hier ruhen Christian Fürchtegott Gellert, Professor der Philosophie, geb. den 4. Jul. 1715. gest. den 13. Dec. 1769. und dessen Bruder Friedrich Leberecht Gellert, Oberpostcommissarius, geb. den 11. Nov. 1711. gest. den 8. Jan. 1770.

So suchten Gellerts Freunde und Schüler das Andenken ihres Freundes und Lehrers zu ehren. Ungewiß ist die Bewunderung und Unsterblichkeit, welche die Werke des Genies erwarten können, durch die Veränderlichkeit und Abwechslung, denen der Geschmack der Nationen unterworfen ist; allein die Ehre seines moralischen Charakters ist so unvergänglich als die Religion und Tugend, die keine andre Dauer haben kann, als die Ewigkeit!

haber der Weidmannischen Buchhandlung, auf seinem Landgute in Gellerhausen bei Leipzig Gellerten und Sulzern gemeinschaftlich ein Denkmal errichten, dessen Beschreibung 1782 auf einem halben Bogen f. gedruckt ward. Auch der Feldmarschall v. Laudon, der Gn. im Carlsbade hatte kennen lernen, s. Th. 9. S. 182., ließ ihm ein Denkmal auf seinem Gute Hadersdorf setzen.)

Uebersicht der im 8. 9. 10. Theile enthaltenen Briefe.

Briefe Gellerts an
Minister von [Bernstorff] No. 299.
Bodmer No. 5. 8.
v. Bose No. 133. 176. 194. 237.
Borchward No. 6. 7. 9. 10. 12. 14. 16. 25. 26. 29. 32. 41. 44. 54. 55. 85. 89. 93. 105. 118. 121. 140. 203. 216. 222. 340. 378. 385.
seinen Bruder No. 129.
Minister v. Brühl No. 111.
Moritz v. Brühl No. 51. 53. 57. 60. 69 (?). 71. 72. 77. 81. 83. 86. 94. 98. 107. 116. 117. 131. 141. 170. 179. 224. Theil 10, S. 255. 261. 263.
Cramer No. 36. 56. 78.
Freih. v. Craussen No. 13. 15. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 27. 30. 31. 39. 43. 50. 61. 66. 67. 102. 110. 157. 266. 333.
Freih. v. Cronegk No. 38. 40. 59. 68. 79. 101. 108. 123.
Curtius 30b. 39b. (Th. 10, S. 163 ff.)
[Förster] No. 360. 361.
Formey No. 45.
[Garve] No. 368. 383.
[Garves Mutter] No. 364.
Gleim No. 75.
Gottsched No. 1.
Häseler No. 175.
Fr. v. Hagedorn No. 2.
C. L. v. Hagedorn No. 342.
Heyer No. 378b. (Th. 10, S. 166.)
Heyne No. 345.
Mad. Heyne No. 369.

Digitized by Google

Hochmuth No. 4.
[Freih. v. Hohenthal] No. 413.
Kästner No. 362.
Kersten No. 11. 70.
Caroline Lucius No. °192. °210. °214. °219. °223. 226. 228. 230. 231. 232. 233. °234. °236. 240. 241. 244. °247. 249. °253. 255. 258. 259. 262. 263. 267. 272. 273. 276. 277. 278. 279. 280. °281. 282. 284. 285. 286. °288. °289. °293. °302. 304. °305. 307. 309. °310. 313. 315. 317. 325. 327. 329. °332. 338. 344. 347. 349. 353. 354. 356. 363. 373. °374. 377. 382. 386. °388. 391. 400. 401. °409. °411. 412.
Meinhard No. 367.
[Graf Moltke] No. 297.
seine Mutter No. 17.
seinen Neffen No. 174.
Nicolai No. 171.
Rabener No. 115. 206.
[v. Rochow] No. 182. 196. 243. 246. 271. 294. 301. 311. 350. 355. 358. 407.
Schlegel Th. 10, S. 228.
[Fräulein v. Schönfeld] No. 155. (vgl. Th. 9, S. 187, Anm.)
seine ältere Schwester No. 47. 48. 49. 90. 103. 109. 132. 137. 139. 142. 143. 144. 145. 146. 148. 149. 150. 151. 153. 154. 158. 159. 164. 165. 167. 168. 173. 183. 185. 186. 190. 198. 201. 209. 217. 218. 238. 254. 260. 275. 295. 308. 312. 319. 331. 334. 346. 352. 359. 371. 376. 390. 392. 394. 403. 404. 406. 408.
seine jüngere Schwester No. 3.
[Sulzer] No. 34.
seinen Vetter No. 62.
[Wagner] No. 126. 127. 128. 130. 135. 138. 161. 162. 166. 177. 188. 189.
Widmann No. 204. 208. 213. 225.

Digitized by Google

[Frau v. Zedtwitz] No. 88. 100.
verschiedne Ungenannte. No. 33. 37. 46. 63. 64. 65. 91. 92. 106. 112. 136. 152. 169. 178. 180. 181. 184. 195. 197. 199. 200. 202. 227. 245. 252. 257. 265. 268. 269. 270. 274. 296. 298. 300. 320. 321. 335. 336. 337. 357. 372. 379. 380. 381. 393. 398. 399. 414. 415. 416. 417. 418, 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. Th. 10, S. 220. 231. 251. 259. 308.

Briefe an Gellert von

Moritz v. Brühl No. 52. 58. 73. 76. 80. 82. 84. 87. 95. 99. 113. 124. 125. 134. 147. 160. 163.
Cramer No. 74.
v. Cronegk No. 28. 104. 120.
[Garve] No. 366.
[Garves Mutter] No. 384.
seiner Schwester Th. 10, S. 259.
C. L. v. Hagedorn No. 341.
Heyne No. 348.
Kästner No. 365.
Caroline Lucius No. °191. °193. °212. °215. °221. 229. °235. °239. 242. °248. 250. °256. 261. 264. 283. 287. 290. °292. °303. °306. 314. 316. 318. 322. 323. 324. 326. 328. 330. °339. °343. 351. °370. 375. °387. °389. °395. 402. °405. °410.
Meinhard No. 291.
Rabener No. 35. 42. 96. 97. 114. 119. 122. 172. 187. 205.
Freih. v. Widmann No. 207. 211. 220.
Ungenannten No. 251. 396. 397.

(Aus den Originalen sind abgedruckt No. 1. 30 b. 38. 39 b. 40. 45. 59. 68. 79. 101. 108. 171. 367. 372. 378 b. 414. — Die zwischen Gellert und der Lucius gewechselten Briefe, die auch in der Sammlung von 1774 u. Gs. Leben sich finden, sind in der vorstehenden Uebersicht mit ° bezeichnet worden.)

Digitized by Google

Nachwort des Herausgebers.

Die letzte Gesammtausgabe von Gellerts Schriften erschien in den Jahren 1783 u. 84 in zehn Bänden. Sie ist ein unveränderter Abdruck derjenigen Ausgabe, deren erste fünf Bände noch in dem letzten Lebensjahre Gellerts, 1769, herauskamen, welchen sodann 1770 die moralischen Vorlesungen als sechster und siebenter, 1774 die Briefsammlung als achter und neunter Band, von J. A. Schlegel und G. L. Heyer herausgegeben, und als zehnter Gellerts Leben von J. A. Cramer folgten. Die jetzigen Verleger, welche schon seit einiger Zeit die Absicht hegten, eine neue Ausgabe zu veranstalten, übertrugen mir im März dieses Jahres die Besorgung derselben. Auf welche Weise ich ihren Auftrag ausgeführt habe, dieses darzulegen sind die folgenden Bemerkungen bestimmt.

Daß der ganze Inhalt der alten Ausgabe in die neue aufgenommen, daß keine der Schriften Gellerts, welche dieser selbst der Fortdauer würdig erachtete, ausgeschieden wurde, war schon aus dem Grunde nothwendig, weil jene frühere Ausgabe durch die gegenwärtige vollständig ersetzt werden soll; nur die Verkürzung oder auch gänzliche Weglassung der Vorreden und Anmerkungen, welche von den Herausgebern der spätern Bände diesen beigefügt worden sind, schien mir unbedenklich. Sonst aber war es überhaupt auf eine bloße Auswahl etwa dessen, was in

Rücksicht auf den veränderten Geschmack für unsere Zeit am passendsten erschiene, gar nicht abgesehen. Und bei der Bedeutsamkeit, welche Gellerts Schriften, die, wie Goethe sagt, so lange das Fundament der sittlichen Cultur der Deutschen waren, nicht bloß für die Geschichte unserer Literatur, sondern noch weiter, für die Geschichte unserer nationalen Bildung überhaupt haben, bedarf es, sollte ich meinen, auch nicht erst einer besondern Rechtfertigung, wenn diese Schriften eben in der Gesammtheit, in welcher sie ihr Verfasser seinen Zeitgenossen und den Nachlebenden überliefert wissen wollte, fort erhalten werden. Dagegen glaubte ich allerdings mit der Aufnahme von Schriften, die der frühsten Zeit von Gellerts literarischer Thätigkeit angehören und von ihm später verworfen oder doch aufgegeben wurden, sehr behutsam sein zu müssen. Nicht bloß die Abneigung Gellerts selbst gegen eine wiederholte Bekanntmachung seiner ersten Versuche, sondern noch mehr die Beschaffenheit dieser Versuche gebot mir, mich mit der Auswahl einiger weniger zu begnügen. Aus den Belustigungen des Verstandes und Witzes, welche außer den Stücken, die Gellert später überarbeitet oder doch verbessert in seine Schriften aufgenommen hat, noch eine nicht ganz kleine Anzahl poetischer und zwei prosaische Arbeiten von ihm enthalten, habe ich nur die zu Ende der kleineren Abhandlungen im fünften Theile gestellten Gedanken von einem guten deutschen Briefe aufgenommen, die mir deshalb die Erhaltung zu verdienen schienen, weil sie gewissermaßen der erste Entwurf zu einem Unternehmen sind, das von dem Verfasser späterhin bei größerer Reife ausgeführt einen wesentlichen Einfluß auf die Verbesserung des deutschen Briefstyls ausübte. Von der frühern Gestalt der Fabeln gaben schon die von Gellert selbst zum Behuf der Beurtheilung mitgetheilten, am Schluß des ersten Theiles, eine genügende Probe, so daß ich der Anführung anderer überhoben sein konnte. Die acht Fabeln, welche L. Neuffer in

dem von ihm herausgegebenen Taschenbuch von der Donau auf das J. 1824 nach der Abschrift eines von Gellert geschriebenen Heftes bekannt gemacht hat, lernte ich zu spät kennen, um sie, auch nur in den Nachtrag, aufzunehmen; sie sind bis auf eine aus den Belustigungen genommen, aber bereits überarbeitet. Eine Menge von Gelegenheitsgedichten, angeblich in den J. 1742 bis 58 von Gellert zum größten Theil für Andere verfertigt, enthält der in der Vorbemerkung zu Th. 3. erwähnte Anhang, der in größerm Format auch unter dem Titel vermischte Gedichte von Gellert in Leipzig 1770 erschienen ist. Eines derselben, das Th. 2, S. 53 abgedruckte, und einige Bruchstücke aus andern waren von Gellert selbst schon lange vorher, die letztern in den Briefen, veröffentlicht worden. Von den andern schien mir, wenn auch die Echtheit aller außer Zweifel wäre, keins die Mittheilung zu verdienen, und das Urtheil der Herausgeber des sechsten Bandes, daß es eben nur Gelegenheitsgedichte vom gewöhnlichen Schlage seien, nicht ungerecht. Desto ungerechter ist dasjenige, welches sie über die auch in jenem Anhang abgedruckten Lieder fällen, die sie für ganz schlecht erklären. Sie sind aus sehr früher Zeit, ja, so unverändert wie sie Gellert gelassen hat, sind sie die ältesten unter allen in dieser Ausgabe enthaltenen Gedichten. Ich habe sie aber nicht wegen der Seltenheit ihres ersten Drucks aufgenommen (am Schluß des 3ten Theils), sondern deshalb, weil sie Gellert als Dichter, und vielleicht nicht bloß als solchen, von einer Seite, von der er sonst fast gar nicht bekannt ist, und wie mich dünkt nicht gerade zu seinem Nachtheil zeigen. Wenn auch ihre Bestimmung, Melodien untergelegt zu werden, die freie Bewegung des Dichters etwas gehemmt haben mag, so scheinen sie mir doch frischer und lebendiger, aus einer weit stärkern innerlichen Theilnehmung hervorgegangen zu sein, als die übrigen frühern Gedichte Gellerts, die ich kenne. Eine gewisse Verwandtschaft und Aehnlichkeit einiger von ihnen mit den bessern gleich-

artigen Gedichten aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts läßt sich wie ich glaube kaum ableugnen. — Ein Gedicht und zwei prosaische Aufsätze angeblich von Gellert finden sich endlich noch in einer „Sammlung einiger Gedichte und Briefe an Freunde und Freundinnen von C. F. Gellert. Auf Kosten guter Freunde. Frkf. u. Lpz. 1770" *); abgesehen von ihrem höchst geringen Werth, mochte ich sie schon deswegen, weil ihre Echtheit sehr verdächtig scheint, nicht mittheilen. Die Aufnahme der beiden Gedichte, die ich in dem zweiten Theile eingeschaltet habe, wird wohl eben so wenig, als der Abdruck der beiden gewiß echten Sinngedichte im Nachtrage einer Entschuldigung bedürfen; die eben da abgedruckten Bruchstücke zweier Vorlesungen verdienen ihre Stelle gewiß als Belege zu Gellerts Lebensgeschichte. —

Veränderungen des Textes finden sich in den verschiedenen frühern Einzelausgaben der Gellertschen Schriften, so weit ich wenigstens diese Ausgaben kenne, so gut wie gar keine. Nur in der Ausgabe der Lehrgedichte und Erzählungen vom J. 1763 habe ich die in der Anmerkung zu S. 21 des zweiten Theiles bemerkte Veränderung eines Verses gefunden, welche dort nur fälschlich als der Ausgabe von 1754 zugehörig bezeichnet ist, die vielmehr die Lesart des Textes hat. Die Lustspiele allein machen eine Ausnahme, und in ihnen hat Gellert auch in der Gesammtausgabe Veränderungen gemacht, während er alles Uebrige in dieser unverändert ließ. Er erklärt sich hierüber selbst in einer Stelle des Vorberichts, zu welcher der unter No. 391 abgedruckte Brief an C. Lucius als Commentar dienen kann, und eine Vergleichung mit den ersten Ausgaben hat mir, wie es auch nicht anders zu erwarten war, die Wahrheit seiner Versicherung bestätigt. Die bedeutendsten Abweichungen die ich in den Fabeln

*) Sie enthält noch den Brief No. 155. und, einem gewiß unechten Briefe Gs. eingefügt, das Gespräch zwischen Friedrich II. und G. (s. Th. 9, S. 13) nebst einer Gn. angeblich zur Kritik mitgetheilten Ode.

und Erzählungen fand, wie etwa Th. 1, S. 57 verwundernsvoll, während die alte Ausgabe von 1746 verwunderungsvoll hat, sind so geringfügig, daß sie dem Dichter wohl kaum zuzuschreiben sind. Doch war die Vergleichung nicht ganz nutzlos, indem die Richtigkeit der Correctur einiger Druckfehler der Ausgabe von 1769, welche sich in der sonst nicht sehr correct gedruckten Ausgabe von 1783 findet, durch sie bestätigt ward. Bei zweien von den geistlichen Liedern bemerkte ich einige etwas erheblichere Veränderungen und habe deshalb daselbst die alte Lesart angegeben; ob sie von den Freunden, denen Gellert die Besorgung des Druckes der Gesammtausgabe anvertraute, herrühren, oder ob sie schon in einer nach 1759 erschienenen Ausgabe stehen, muß ich dahingestellt sein lassen. Die Wahrheit der Anecdote aber, daß Gellert dem leichtern Verständniß zu Gefallen in einer Ausgabe statt „mein erst Gefühl sey Preis und Dank" mein erst Geschäft gesetzt habe, muß ich bezweifeln. Bei den prosaischen Schriften des vierten und fünften Theiles habe ich es mit der Vergleichung zwar etwas leichter genommen, glaube aber dennoch gewiß zu sein, daß auch sie, ein Paar Verbesserungen in der Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen abgerechnet, ohne bedeutendere Veränderungen geblieben sind. In den Lustspielen dagegen finden sich, mit Ausnahme des Orakels, bei allen Stücken Veränderungen, zum Theil sehr ansehnliche, und wie bemerkt, nicht bloß in der Gesammtausgabe im Verhältniß zu der ersten, sondern auch in den dazwischen liegenden; ja auch die zwei aus den Bremischen Beyträgen in die Ausgabe von 1747 aufgenommenen erschienen in dieser schon hie und da abgeändert. Wenn man aber mehrere Verkürzungen, wodurch namentlich in dem Loos einer allzu großen Weitläuftigkeit begegnet worden ist, abrechnet, so scheinen bei weitem die meisten der übrigen Abänderungen von Gellert nicht aus ästhetischen, sondern aus moralischen Gründen getroffen worden zu sein; es hat ihn dazu

eine Gewissenhaftigkeit, eine Furcht sittlichen oder religiösen Anstoß zu geben veranlaßt, die, wenn auch an sich höchst ehrenwerth, doch in eine fast krankhafte Aengstlichkeit überging. Die Angriffe freilich, von denen theils die Vorrede zu der Ausgabe von 1747 (Th. 3, S. 2), theils die unter No. 396 u. 397. abgedruckten Briefe von 1768 (mit denen eine Stelle aus Gellerts Leben, Th. 10, S. 213 zu vergleichen) Zeugniß geben, beweisen, daß es, was fast wunderbar erscheinen kann, Leute gab, die ihn in dieser Aengstlichkeit noch überboten. Fast nur in der Absicht, um einen Begriff davon zu geben, wie weit Gellerts Sorgfalt in dieser Hinsicht ging, habe ich bei den zärtlichen Schwestern und der Betschwester eine Auswahl der bedeutendsten Abweichungen der ersten Ausgabe mitgetheilt. Sie vollständig aufzunehmen, oder auch nur auf gleiche Weise die übrigen Stücke durchzugehen schien mir nicht rathsam; ebensowenig hielt ich es für zweckmäßig, die Veränderungen durch die verschiednen Ausgaben hindurch zu verfolgen. Die dramatischen Arbeiten Gellerts liegen ohnedieß am weitesten von uns ab, wenn ihnen auch Lessing noch im Jahre 1767 nachrühmen durfte, daß sie unter den damaligen Lustspielen das meiste ursprünglich Deutsche hätten, daß sie wahre Familiengemälde wären, in denen man sich gleich zu Hause fühlte, und wenn sie auch für uns wenigstens das Verdienst behalten, daß sie uns ein Bild des bürgerlichen Lebens jener Zeit gewähren, in welchem mir nur die Farben der einzelnen Figuren etwas zu grell und zu stark aufgetragen erscheinen.

Während ich mich bei den sieben ersten Theilen im Wesentlichen ganz nach der alten Ausgabe richtete, auch die Anordnung der einzelnen Stücke, so wie die Eintheilung in Bände beibehielt, wie sie von Gellert selbst, und für seine Schriften ganz passend, nach dem Inhalte bestimmt war, und nur die wenigen Zugaben an geeigneten Stellen einschaltete, so mußte ich dagegen bei der Briefsammlung die Rücksicht auf die alte Ausgabe ziem-

lich aus den Augen lassen. Die Herausgeber der alten Briefsammlung scheinen vornehmlich die Absicht gehabt zu haben, durch dieselbe eine Art von Fortsetzung zu den Briefen zu liefern, die Gellert als Beispiele seiner Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen angehängt hatte. Der Gedanke, daß die Sammlung der Briefe zugleich eine Sammlung von Beiträgen zur genausten Kenntniß von Gellerts Lebensgeschichte, von seinem Charakter, von der sittlichen Wirksamkeit, die er nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch in mannigfachen Bezügen des Privatlebens ausübte, sein solle, und daß sie dadurch auch einen unverächtlichen Beitrag zu der Geschichte der damaligen Zeit gewähren könne, dieser Gedanke, der mich bei meiner Sammlung vor allen andern geleitet hat, scheint ihnen ferner gestanden zu haben. Mindestens haben sie ihre Sammlung nicht danach angelegt und eingerichtet. Leider scheint der größte Theil von den Briefen, welche diese enthält, nur in ihr erhalten zu sein, oder er ist doch nur in ihr zugänglich. Aber schon eine Vergleichung des in der gegenwärtigen Ausgabe aus dem Original abgedruckten Briefes an Cronegk (No. 101), oder des an Borchward (No. 16, in der alten Sammlung No. 56), zeigt, wie willkürliche, durch nichts gebotene Veränderungen und Abkürzungen sie sich erlaubt haben; und noch mehr erhellt ihre Willkür und Ungenauigkeit, wenn man die bei ihnen von No. 133 bis 182 stehenden Briefe mit den ihnen entsprechenden in dem aus den Originalen von Ebert herausgegebenen Briefwechsel Gellerts mit Dem. Lucius vergleicht. Dieser letztere giebt auch einen hinreichenden Beweis dafür, daß sie bei der Auswahl, die ihnen gewiß aus einer sehr reichlichen Menge von Briefen frei stand, nicht sonderlich auf die Wichtigkeit des Inhalts in den bemerkten Beziehungen geachtet haben. Nur gegen den Vorwurf, welchen ihnen Ebert (in der Anm. zu S. 107) macht, daß sie eine große Stelle in einem Briefe selbst erfunden hätten, muß ich sie in Schutz nehmen; er hat nicht gesehen, daß

die Stelle, die er bezeichnet, sich in einem von ihm selbst nur sechs Seiten weiter mitgetheilten Briefe Gellerts wirklich findet, daß also die Herausgeber sie nur aus diesem Briefe in jenen gesetzt haben. Trotz der angeführten Mängel habe ich dennoch fast alle die Briefe, welche in der alten Ausgabe enthalten sind, auch in meine Sammlung hereingenommen und, um für eine etwaige Vergleichung das Auffinden zu erleichtern, die Nummern, welche sie dort, wo sie nicht chronologisch geordnet sind, tragen, neben die, welche sie jetzt erhalten haben, in Parenthese gestellt. Blos bei den zwischen Gellert und der Lucius gewechselten Briefen habe ich mich an die alte Ausgabe ganz und gar nicht gebunden; die mitgetheilten sind aus dem erwähnten Briefwechsel, der freilich, wie er ein selbstständiges Ganze bildet, so auch seinen selbstständigen Werth behält, entlehnt, auch sind statt mehrerer in die alte Sammlung aufgenommener Briefe der Lucius andere von bedeutenderem Inhalt gewählt worden. Einer Rechtfertigung der Auswahl überhaupt, die ich sowohl aus diesem Briefwechsel, als aus dem nicht geringen Vorrath anderer theils in ältern und neuern Sammlungen, theils einzeln erhaltener Briefe, der mir vorlag, getroffen habe, enthalte ich mich, da sie mich zu weit führen würde. Daß ich nicht aufs Gerathewohl zugegriffen, sondern wirklich mit Bedacht gewählt habe, kann ich aber versichern; die Quellen, aus denen ich schöpfte, habe ich in den Anmerkungen nahmhaft gemacht. Alle Briefe zu geben, die sich auftreiben ließen, schien mir nicht rathsam; habe ich doch selbst einige ungedruckte zurückbehalten, deren Inhalt mir zu geringfügig schien. Aber ich fürchte auch nicht, daß man mir eine übertriebene Sparsamkeit vorwerfen wird, eher wird man über zu reichliche Fülle klagen, und freilich enthält die jetzige Sammlung 429 Briefe, während die alte deren nur 195 enthielt. Die aufgenommenen habe ich der Zeitfolge gemäß geordnet, wie es mir für meine Absicht einzig zweckmäßig schien; Auslassungen von Stellen, die

ich bereits vorfand, besonders oft in der alten Sammlung, sind durch Striche bezeichnet; wo ich selbst eine Stelle weggelassen habe, meist weil ich sie für zu unbedeutend hielt, habe ich dieß durch Puncte angedeutet. In den von mir aus den Originalen mitgetheilten Briefen ist Gellerts Orthographie beibehalten worden; ich würde sagen können ganz genau, wenn nicht gerade in den Abdruck des Briefes, von welchem ein recht wohl gelungenes Facsimile beigelegt worden ist, sich einige Mängel eingeschlichen hätten, deren Anführung ich mir erspare, weil sie nach dem letztern leicht zu entdecken sind. Auch in dem 59sten Briefe (Th. 8, S. 102) ist das freilich richtige Cronegk in Croneck, wie Gellert schrieb, zu verändern, in dem 68sten (Th. 8, S. 118) der Druckfehler auswenden, für auswendig, zu bessern*). In den verschiednen Sammlungen ist die Orthographie sehr ungleich; die Herausgeber der Sammlung von 1774 geben Gellerts Schreibweise keineswegs ganz getreu wieder, und auch auf Eberts Ausgabe kann man sich wenigstens nicht durchgängig verlassen, wie mir die Vergleichung einiger Originale gezeigt hat. Eine Uebereinstimmung hervorzubringen, schien mir weder rathsam, noch recht ausführbar, daher habe ich auch in dieser Hinsicht die Briefe wieder gegeben, wie ich sie fand, nur offenbare Nachlässigkeiten im Druck, an denen namentlich die kleinen Sammlungen von 1770 leiden, stillschweigend verbessert. — Daß die Herausgeber der Sammlung von 1774, sowohl in den Ueberschriften, als in den Briefen selbst sehr oft Namen entweder ganz weggelassen, oder nur mit den Anfangsbuchstaben angedeutet haben, läßt sich für

*) Ich zeige hier noch folgende Fehler an: Th. 8, S. 192 statt d. 13. Dec. 1769 lies d. 8. Jan. 1770; S. 221 st. No 125 l. 126; S. 241 st. No. 104 l. 140; S. 249 st. 1759 l. 1758. Th. 9, S. 72 st. No. 152 l. 234; S. 82 st. 1760 l. 1761; S. 96 fehlen bei der Ueberschrift die Klammern; S. 152 st. 1763 l. 1762. Th. 10, S. 36 st. 1768 l. 1767. —

sie vielleicht durch Rücksichten, die sie nehmen zu müssen glaubten, entschuldigen. Ich habe, so weit ich es vermochte, dieselben ergänzt, alle Ergänzungen aber, so wie ein Paar wie mir schien ziemlich sichere Verbesserungen im Text, in Klammern eingeschlossen, nur den Namen des Grafen Moritz von Brühl nicht, den die frühern Herausgeber so offenbar bezeichnet haben, daß sie ihn ebenso gut hätten ausschreiben können. Nicht wenige Briefe freilich haben ohne solche Ergänzungen bleiben müssen, einige Vermuthungen habe ich auch, weil sie mir nicht ganz unzweifelhaft erschienen, lieber unterdrückt; was ich aber gesetzt habe, das wird hoffe ich die Probe halten. Nur auf Beweisführung für meine Vermuthungen konnte ich mich, mit wenigen Ausnahmen, nicht einlassen; ich hätte zu viel Raum in Anspruch nehmen müssen und zugleich hielt ich es für unnöthig, da ich für diesen Theil meiner Arbeit fast kein anderes Hülfsmittel hatte, als die Vergleichung der Briefe selbst unter einander, die ein kritischer Leser ja selbst eben so leicht anstellen kann.

Das Leben Gellerts von J. A. Cramer wegzulassen, schien mir nicht gerathen. Es bildet nun einmal einen Theil der frühern Ausgaben, und wenn es auch an manchen Fehlern leidet, wenn sich hie und da Ungenauigkeiten finden, wenn die rhetorisirende, weitläuftige Manier in der es geschrieben ist, sowie die immer wiederkehrenden Lobeserhebungen nicht gerade einen angenehmen Eindruck machen, so stellt es doch Gellerts Charakter nicht unwahr dar, und gewährt eine ziemlich genügende Uebersicht seines Lebens. So inhaltsleer, wie es nach Ebert (s. die Vorr. zu dem von ihm herausg. Briefwechsel) sein soll, ist es keineswegs, und der Auszüge aus Gellerts Tagebüchern und eignen biographischen Notizen, die er darin vermißte, wird jeder einigermaßen aufmerksame Leser nicht wenige darin finden. Mich haben vornehmlich diese Auszüge, die Cramer meist so eingewebt hat, daß sie nicht füglich von der übrigen Erzählung ab-

zusondern sind, dazu bestimmt, das Ganze abdrucken zu lassen; die der Lebensgeschichte angehängten Gedichte auf Gellerts Tod von Cramer, Weiße, Denis, Mastalier, sind aber hier weggeblieben. Von den Briefen, die Cramer aufgenommen hat, habe ich nur die beibehalten, die ich nicht bereits aus andern Quellen, meist besser, in der Briefsammlung mitgetheilt hatte; in dem letztern Falle genügte es, auf die Stelle, wo der Brief steht, zu verweisen. Einige Ergänzungen und Berichtigungen, noch öfter Verweisungen auf Briefe, welche beides gewährten, habe ich in Anmerkungen hinzugefügt. Diese Anmerkungen sind, wie überhaupt alle von mir herrührenden, durch Parenthesenzeichen von denen Anderer hinlänglich unterschieden.

Leipzig, d. 18. Dec. 1839.

Julius Ludwig Klee.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 018 835 942

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413

WIDENER
AUG 12 1994
BOOK DUE

WIDENER
SEP 13 1994
CANCELLED

WIDENER
JUL 25 1996
CANCELLED

WIDENER
AUG 22 1996
BOOK DUE

Digitized by Google

Digitized by Google